

**Kurt**  
**Tucholsky**  
**Gesammelte Werke**  
**1925-1926** **4**

ro  
ro  
ro



Digitized by the Internet Archive  
in 2023



THE COMPLETE WORKS  
OF  
MARTIN LUTHER

IN  
TEN VOLUMES  
WITH  
AN  
INTRODUCTION  
BY  
J. H. RAY



THE  
END

KURT TUCHOLSKY

GESAMMELTE WERKE

IN 10 BÄNDEN

HERAUSGEGEBEN VON  
MARY GEROLD-TUCHOLSKY  
FRITZ J. RADDATZ



KURT TUCHOLSKY

GESAMMELTE WERKE

BAND 4

1925-1926



ROWOHLT

Umschlaggestaltung Werner Rebhuhn

GRAMM-SCHULWERKE

BAND 1

0203-2101

0203-2101

0203-2101

157.-181. Tausend Mai 1993

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg, September 1975

Copyright © 1960 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg  
Aufführungsrechte: Rowohlt Theater Verlag,

Reinbek bei Hamburg

Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3 499 29012 x





## HALT AUF FREIEM FELDE

Erst fangen die Bremsen unter dem langen Wagen an, in tiefem Ton zu singen, dann läßt das regelmäßige Stuckern der Räder nach, die Fenster klirren nicht mehr so einschläfernd. Dann wird die Bewegung des D-Zuges langsamer, ganz vorsichtig zieht er nur noch einher, — dann steht er. Die nicht mehr ganz junge Engländerin in der perlgrauen Ecke des Coupés richtet sich halb hoch; sie ist schlank wie der Schaft einer Lanze, sie hat diskreten guten Geschmack, einen herrlichen Pelz, fleischfarbene seidene Strümpfe, einen hellvioletten Schatten in den Maschen und, aus Angst vor Eisenbahnräubern, eine schäbige, abgetragene schwarze Handtasche. Sie läßt ihr Buch sinken und sieht hinaus. Sie lächelt — mit einem merkwürdigen untergründigen Lächeln. Was ist?

Da draußen steht vor ihrem Bahnwärterhäuschen die ganze kleine Familie! Er: ein strammer, junger Bursche, in Hemdsärmeln, nicht in Adjustierung, denn der Zug hält hier unerwartet, vorn steht ihm das Hemd über einer kräftigen Brust halb offen, seine Haut hat einen braunen Ton, seine Zähne blitzen, er lacht. Sie: eine ganz junge, verschüchterte Frau, zart, schwächig, mit hellen, dünnen Haaren. Das Kindchen, das auf der Erde krabbelt und sich am Rock der Mutter festhält. Alle drei sehen auf den Zug. Das Kind streckt die kleinen, dicken Hände aus und will alles haben: die Eisenbahn, die vielen Leute an den Fenstern und den weißen Rauch über der Lokomotive. Die junge Frau sieht ganz glücklich und beinah ein bißchen ängstlich auf die Reisenden. Das Abteil erster Klasse hält gerade vor ihr, ihre sehnsüchtigen Blicke sagen: Perlen! und Geld, so viel Geld! und Wein! und in hohen Sälen tanzen! Sie trinkt für ihr Leben gern Champagner. Der junge Bahnwärter sieht die Leute an und lacht. Die Engländerin lächelt noch immer und zeigt eine Reihe großer Zähne. Plötzlich hat sie ein kräftiges Kinn, und die hellen Pupillen in den Augen weiten sich . . . Sie ißt für ihr Leben gern Rindsbraten, gutes, kräftiges Fleisch mit Senf, auf ungehobeltem Tisch . . . Einmal, in den Alpen, ist sie einem Mann begegnet, der kam von den Bergen herunter und war vier Wochen allein gewesen. Er hatte nach Erde geschmeckt, nach Quellwasser und sonnigen Steinen . . . Das Kind kreischt in den Rauch, die schwächige junge Frau starrt auf die reichen Leute, der Bursche lacht, und die Engländerin sieht noch immer fest auf den jungen Bahnwärter . . . So sehen sich alle ein paar Minuten an. Aber nun ruckt der Zug an und setzt sich langsam in Bewegung.

## ABEND

Jetzt ziehen zwanzig Männer  
die Unterhosen aus.

Gute Nacht, Marie — ein Kenner  
von Pechstein sitzt zu Haus

und schreibt auf lange Bogen  
von wegen: «steht im Raum»;  
sein Bett wird frisch bezogen.  
Sie ruft — er hört es kaum.

Verleger ruft: «Ich fahre!»  
und steigt ins Auto schlicht.  
Bezahlte er Honorare,  
dann hätte er das nicht.

Jetzt sagt Charlotte grade:  
«Liebst du mich wegen so?»  
Er streichelt ihre Wade  
und klopft sie . . .

Zu Bette geht ein Dichter,  
die Nachttischtür macht: schnapp.  
Sogar der deutsche Richter  
montiert die Würde ab.

Und morgen wieder:  
Treten  
von Armen und Verdrehten —  
lohnt sich das Ganze? Nein.  
Lieber Gott, hör du mein Beten:  
Laß ewig Abend sein!

## ARISTIDE BRUANT

Eine Legende ist noch einmal aufgestanden. Der Dichter Aristide Bruant, der vor vierunddreißig Jahren der Ruhm des alten französischen Cabarets war, Aristide Bruant, der das *soziale Cabareetchanson* geschaffen hat, der Mann, dessen Bild, in schwarzen Samthosen und roter Schärpe um den Leib, noch bei uns herumspukt, Aristide Bruant, den Steinlen auf die Plakate gezeichnet hat: Aristide Bruant singt in Paris.



Für wenige Tage ist er in einer großen Singspielhalle aufgetreten, zwischen dressierten Pferden und englischen Clowns und Tänzerinnen.

Es ist ein sehr alter Mann, der da herauskommt; sein Gesicht hat eine leise Ähnlichkeit mit Paul Wegeners Zügen, manchmal erinnert er an Rittner, und um den Mund gleitet mitunter ein Zug von Ironie (besonders, wenn die Leute Beifall rufen), wie ich ihn bei dem sprechenden Maximilian Harden oft gesehen habe — seine Stimme ist nicht mehr so mächtig, aber man versteht ihn noch in der letzten Ecke des großen Raumes. Man versteht ihn —? Viel, viel mehr.

Er singt *«A Batignolles»* und *«A la Bastoche»*, jene alten Lieder, die von der Lyrik der Gegend um den pariser Festungsgürtel, die *«fortis»* singen, diese pariser Lieder, wo die topographische Schlußzeile genügt, um ein ganzes Heer von Assoziationen heraufzubeschwören. (Deutsch nicht zu kopieren. *«Auf'm Rummelsburger Kiez»* oder *«Hinten, in Weißensee»* gibt das nicht wieder.) Hier ist der Name das Lied. Er singt:

Il était né près du canal,  
Par là . . . dans l'quartier d'l'Arsénal,  
Sa maman, qu'avait pas d'mari,  
l'appelait son petit Henri . . .

Unauslöschlich ist das mit den traurigen, mattgetönten Bildern Steinlens für uns verknüpft, eine eintönige Musik begleitet das Lied. Er sagt einen Monolog von dem kleinen Händler, der Bleistifte vertreibt. Es ist die soziale Lyrik der neunziger Jahre, im Grunde noch sehr stark bürgerlich, nicht in dem heutigen Sinne revolutionär, sehr religiös gefärbt; wenn man genau hinhört, brummt die Orgelstimme eines Chorals mit, und oft genug tritt ja ein von den opportunistischen Lehren nicht verfälschter Christus auf, der wahre Freund der Armen. Es ist die regnerische Luft der Vorstadtstraßen, in denen abends spärliche Laternen brennen, Kreuz und Schafott liegen gleich nah, und alle Tragödien der Messerstiche und Frauenzimmergeschichten enden im Spital der Universitätsklinik. Man hat das tausendfach nachgeahmt, und fast immer erfolglos und snobistisch. Die kalte, gefühlsabgewandte Note eines wissenschaftlichen Bolschewismus ist in diesen Gesängen noch nicht zu spüren (weshalb sie auch nicht so gefährlich waren wie ruhige nationalökonomische Werke) und abgesehen von der geistigen Bewaffnung dieser Revolutionäre hat Paris sich geändert. Paris, in dem immer noch so viele Literaten die Stadt der Apachen und der ungeahnten Nachtmöglichkeiten sehen . . . Das ist endgültig vorbei. In die neuen Schilderungen, selbst in die Carcos, mischt sich ein gutes Stück Oper hinein. In Wirklichkeit sind die Dinge halb so heroisch. (Von den neueren deutschen Künstlern steht Walter Mehring an Kenntnis und an Fähigkeit der Einfühlung dieser alten Literatur am nächsten; er fast ganz allein hat sie wirklich modernisiert.)

Er singt. Heute noch, nach so langer Zeit. Im *«Gil Blas»*, dem Papa der deutschen Zeitschrift *«Simplicissimus»*, findet sich in der Nummer zwei unter dem 5. Juli 1891 der erste Beitrag Aristide Bruants: *«Au bois de Boulogne»* mit einer bunten Zeichnung. Er sang in den Kneipen des Montmartre, der damals noch keine Fremdenglasur hatte, und er war in diesem Lande der Chansons immer literaturfähig.

Manches ist noch lebendig. Wie sonderbar aktuell klingt: *«A Biribi — à Biribi!»* heute, wo alle Welt in Frankreich von der Abschaffung dieser unmenschlichen Militär-Straflager in Afrika spricht. Die Musik hat einen straffen militärischen Rhythmus — die Stimme des Sängers hackt unerbittlich in die militärische Autorität.

Bruant singt. Und weil die Franzosen wissen, was Tradition ist, so tun sie ihn nicht zum alten Eisen — hier gibt es nicht diese dumme wegwerfende Geste, die besagt: *«Ich bitte Sie — der Mann ist passé!»* — sondern die Franzosen fühlen zwar sehr wohl, daß es das heute nicht mehr gibt, aber sie fühlen auch, daß Bruant der Ausdruck seiner Zeit, seiner Epoche, seines Paris von damals gewesen ist, das er in der Weltliteratur unsterblich gemacht hat. Und weil die Franzosen das fühlen, sind sie dankbar.

Denn nun wird auf einmal der ganze Saal lebendig. Bruant fragt, ob sie mitsingen wollen. Ah, sie wollen wohl! Die Leute setzen sich behaglich auf ihren Sesseln zurecht, viele schmunzeln, es geht los. Er hat ein Lied angekündigt, das alle auswendig wissen. Es ist: *«A Belleville — Ménilmontant»*. Die ältesten Herren um mich herum summen mit und singen mit; nicht nur die Refrainzeilen: *«A Belleville»* und *«A Ménilmontant»*, sondern alle Strophen durch. *Bis! Bis!* — Es ist ihre Jugend, die da gesungen wird, ihre jungen Jahre, ihre Liebschaften und ihre sorglose Zeit. Eine ganze Stadt singt mit — das Paris von 1890. *Bis! Bis!* Er ist nicht vergessen.

*Bis* Bruant will nicht mehr. Er brummelt etwas vor sich hin, verbeugt sich sehr feierlich und geehrt und geht rasch hinter den Vorhang. Er weiß, daß er alt ist. Unvergessen aber und unausgelöscht ist die Erinnerung an den großen Künstler und echt französischen Sänger.

## REISE DURCH DIE JAHRESZEITEN

In Aix auf der Chaussee schien die Sonne. Der kleine Taschenkalender zeigte auf Winter, aber das Land lag in dem hellen Licht eines Vorfrühlingstages — reingefegt die Wege, strahlende Wärme, die meisten Bäume kahl, aber mit einem hellen, grünlichen Schimmer um die Spitzen. Der Himmel war weißlich-blau, es spritzte nur so von Licht.

Die Provence ist keine französische Provinz wie die anderen. Der Boden scheint nicht aus Erde gefügt; es wunderte einen nicht, wenn



er plötzlich zu atmen anhub wie ein unendlicher Leib. Das Land blüht einem entgegen, willig und weich streckt es sich gegen den Himmel. Große Wälder sind selten; aber überall sind kleine Büsche und Baumgruppen aufgebaut, mitunter auch ist eine ganze Strecke Landes bewaldet, weich, abgerundet, fast immer wie ein verwilderter Park. Hell strahlte die Sonne, im November. Nichts von November.

Ein paar Stunden nach Osten, in Nîmes, ist tiefer grauer Herbst. Das ist nun schon nicht mehr die Provence. Die Wolken liegen ganz tief auf der Stadt, ein schneidender Regenwind heult um die Ecken. Und als die Sonne wieder hervorkommt, beleuchtet sie einen bunten, fröhlichen Herbsttag, klar, kräftig, mit frischem Hauch bis tief in die Lungen erfrischend. Die alte römische Arena bleibt liegen, wo sie liegt, auch die alte Pforte des Augustus — heute ist Mittelalter. Haben Sie einmal die zahllosen kleinen Bilderchen von Doré zu Balzacs *«Contes Drolatiques»* gesehen? Diese Hunderte von kleinen Holzschnittchen, auf denen würdige Äbte ihren Bauch durch die Landschaft schieben und die stolzen Ritterfräulein mit den hohen spitzen Hüten aussehen wie die Medizinflaschen mit weißen Rezepten dran? Wo die kleinen Ritter zu Tausenden einen steilen Abhang herunterkegeln und ein anonymes Schwert, aus einer Mauer herausschlagend, den getreuen Knappen in zwei bis drei Teile zerspaltet? Auf denen sind fast immer Burgen zu sehen, Burgen mit Zinnen, einer Zugbrücke und dicken, bauchigen Festungstürmen, geradezu gemütlichen Befestigungen . . . So ein Mittelalter war das.

Und so ein Mittelalter steht noch heute.

Aigues-Mortes, eine ganz kleine Stadt, die zwischen Nîmes und dem Meer liegt, hat ihre Stadtmauer und alle Befestigungen wohl erhalten. Gewiß hat die Dekoration heute jeden Sinn verloren; denn drin liegt nichts anderes als draußen — aber unmittelbar vor der Mauer ist doch ein freier Raum, auf einer Seite sogar offnes Feld — und so entsteht denn die Fiktion, man habe es hier wirklich noch mit einer mauerbehüteten Stadt zu tun. (So, in dieser Form: Mauern, Zugbrücke und tiefer Graben — so denken heute noch viele Staatsmänner.) Die Festungstürme sind ganz dick, es gibt sechzehn Stück, mit richtigen Zinnen und Kugelspuren und allem Komfort. Die Mauern haben einen Durchmesser von drei Metern und gehen um die ganze Stadt, insgesamt fast zwei Kilometer; auf ihnen bin ich herumgegangen und habe auf das graue, schwach rötliche Dachgewirr der alten Häuser gesehen. Überall sind Pechnasen angebracht, diese alten Vertiefungen, von denen man Pech und geschmolzenes Blei und Steine und was man sonst noch so auf Fremde wirft, herunterstürzen konnte . . . Hier und da in einer verschwiegenen Ecke auch etwas, was man früher *«Privé»* nannte. Vor den Mauern liegt, aber geschützt zu erreichen, der dicke Turm, die Tour de Constance, so genannt nach einer historischen Constanza. Er ist

beinahe siebenhundert Jahre alt und scheint mit jedem Jahr dicker geworden zu sein — seine Mauern sind sechs Meter stark. Sie sind so dick, daß man unten, im Wachraum, die Fensteröffnungen, die in den Mauern liegen, zu Zellen ausgebaut hat. In diesen Zellen saßen Gefangene. Denn der Turm war einmal Staatsgefängnis, und er hat viele Hugenotten in seinen Mauern leiden sehen. Und auf einer Wand im Saal eines der oberen Stockwerke haben die Protestanten ihre Namen geschrieben, alle mit einem W — das bezeichnete zwei verschlungene V und hieß: Vae victis! Und auf einem Stein ist noch in dünner Schrift zu lesen: «résister» . . .

Und einmal sind siebzehn Mann entwichen; Tag für Tag haben sie Steine gelockert und weggeschlagen, und während die einen das taten, sangen die anderen mit lauter Stimme Choräle, damit die Wachen nichts hörten . . . Und ein tiefer Keller ist da, in dem man Frauen sterben ließ — es ist alles wie bei Doré — nur wahr.

Durch den goldenen Herbsttag gehe ich ans Meer. Man muß zwei Stunden durch die Ebene gehen, am Kanal du Midi entlang, und blickt man hinter sich, so zeichnet sich die kräftige Silhouette der alten Festung am Himmel ab, wie damals. Aber man muß den Eisenbahndamm wegdenken.

Und in Avignon ist noch Herbst, in Avignon, wo die Päpste hausten, als sie Rom nicht gefielen und Rom ihnen nicht. Und wo sich Konkurrenzpäpste auftraten und einmal drei gegeneinander regierten. Die Stadt hat eine Dependence: das ist Villeneuve les Avignon — längs der Rhône liegen hüben und drüben diese alten Schlösser und gehören so dazu und schämen sich so gar nicht, altmodisch zu sein, als seien sie gestern gebaut. Man hat mit Maßen restauriert; ganz können das ja die Architekten nicht lassen, und wenn sie — wie das manchmal zu sehen ist — «wiederherstellen», dann wird einem himmelangst und man denkt an den Bodo Ebhardt, der auftragsgemäß das Königlich Preußische Mittelalter wieder hervorzuzaubern hatte. Ganz so schlimm ist es hier nun nicht, und wenn man davon absieht, daß ebenso nötige wie blecherne kleine Anstalten so häufig den Aspekt ganzer großer Gebäude ruinieren (Achtung, Setzer!) — dann präsentiert sich das Land im Süden Frankreichs doch mit einer Fülle von gut erhaltenen und gepflegten Baudenkmälern.

Das Palais der Päpste in Avignon ist so eines. Jahrhunderte wurde daran herumgebaut, abgerissen, wieder aufgerichtet, gebrannt, eingerissen und zusammengekittet — das Ganze steht wie ein Trutzstein in der Stadt. Neben dem Palais eine Kirche, mit einer goldenen Mutter Gottes auf der Spitze, die segnend und schützend die Hände über ihr Haus breitet. Aber hinten, auf ihrem Rücken, läuft der eiserne Draht eines Blitzableiters. Sicherheitshalber.

Herbst ist in Avignon, es saust in den Bäumen, und wenn man die

beiden großen Rhônebrücken passiert, so wird man fast in den strudelnden Fluß geweht, der rasch dahinfließt. Der Tag leuchtet, viele Bäume haben ihr stumpfes Grün aus dem Sommer behalten, viele haben flammendes Gelb und Hellbraun und betonen die Bläue des Himmels. Und wenn das blendende Licht um alle Konturen zittert, fühlt man: Wie schön mag dieses Land erst im Sommer sein! Welche Weichheit, welche Zärtlichkeit der Farben, welche Lieblichkeit! Man kann in der Provence die Kunstdenkmäler systematisch untersuchen, auf Stilreinheit, Baualter und Grundriß; man kann den Olivenhandel statistisch und tabellarisch darstellen, daß es nur so saust von Zahlen — man kann aber auch in diesem wunderschönen Lande spazieren gehen.

Abschied vom Frühling und Abschied vom Herbst. Der Zug fährt durch blaues Grau, dann durch Nacht. Der große Bahnhof taucht auf, mit einer leuchtenden Turmuhr. Ein rötlicher Glanzkreis schimmert um die elektrischen Lampen, die Reisenden nehmen den Raglan fester um — es ist kalt.

Ich sehe noch einmal die Strecke zurück, auf der ich gekommen bin, dankbar und glücklich. In den Augen ist noch der Schimmer des Lichts, in den Gliedern noch die Erinnerung an Glanz und Wärme. Zwischen Paris und Nizza liegt mehr Schönheit, als eure Amüsierweisheit sich träumen läßt! Noch einen Gruß in Gedanken . . . Da rufen die Zeitungshändler, da rollen die Taxis, da flirrt das Licht der Métrostationen, da liegt — winterlich, in den bunten Abendlichtern — Paris.

## HORIZONTALER UND VERTIKALER JOURNALISMUS

Eine Reisebeschreibung ist in erster Linie für den Beschreiber charakteristisch, nicht für die Reise. Worüber der Autor sich wundert, und noch mehr, worüber er sich nicht wundert — denn nichts ist für den Menschen so bezeichnend wie das, was ihm selbstverständlich erscheint —, worüber er lacht, und worüber er traurig ist, seine scherzhaften und seine pathetischen Bemerkungen, seine Landschaftsschilderungen: diese Dinge enthüllen zunächst einmal ihn selber.

Man erinnert sich vielleicht an die fatalen Anfänge exotischer Reisebeschreibungen: solange sich der Verfasser in kontrollierbaren Gegenden aufhält, im europäischen Abfahrthafen, in nördlichen Gewässern, schildert er meist so flach, so übel humoristisch, so dumm und so klein, daß man seine Berichte vom Tanganjika-See doch sehr skeptisch aufnehmen muß.

Nun ist das keine Frage der Begabung allein. Es ist vor allem eine Frage der Klasse, aus der der Berichterstatter stammt. Aus seiner Haut kann keiner — aus ihrer Klasse heraus können nur wenige.

Die Schalek kann um die ganze Welt reisen; sie wird immer die kleinbürgerliche, beschränkte und wenig geschmackvolle Wienerin bleiben, die sie ist. Ich habe ein Büchlein von Käte Schirmacher über Paris gefunden, aus dem ich einmal ein paar Proben zum besten geben will — Paris lernt man daraus kaum kennen, wohl aber bis ins Letzte die Sinnesart einer kleinen, spinösen Bourgeoise mit Hemmungen und Regenschirm. Dieser horizontale Journalismus taugt zu gar nichts.

Ob ein mittlerer deutscher Richter in Peking arbeitet oder in Berlin: er wird in den meisten Fällen doch wieder in seiner Klasse leben, wiederum von der Warte eines mehr oder minder gehobenen Bürgertums die soziale, die wirtschaftliche, die gesellschaftliche Struktur des fremden Landes sehen und dementsprechend berichten. Ob ein Industrieproletarier in Charlottenburg oder in Marokko schuftet, bleibt sich ziemlich gleich, und gar das Betätigungsfeld einer reichen, nichtstuenden Amerikanerin ändert sich von Madagaskar über Paris bis Tokio in keiner Weise. Die Landesfarben wechseln: die Hotel-Hall bleibt.

Das gilt umsomehr, als die moderne Zivilisation und die wirtschaftliche Konstruktion die Unterschiede zwischen den Ländern verwischt und eine gewisse Mechanisierung herbeigeführt haben. Selbstverständlich kann man Rassen- und Volksunterschiede nicht leugnen — aber diese lokalen Eigentümlichkeiten sind stellenweise schon Kulissen geworden; wirtschaftliches Leben, seine Aufwände und Erträgnisse sind sich im tiefsten Grunde sehr ähnlich. Die Lohngesetze sind zuletzt überall die gleichen, überall wird der Arbeiter ausgebeutet, überall stiehlt man ihm seine Arbeitskraft mehr, als daß man sie angemessen bezahlt, und in keinem Lande wird der mittlere Angestellte ein reichliches Äquivalent seiner Lebensarbeit finden. Was Europa betrifft, so müßte man schon in das Innere von Spanien gehen, um noch etwas zu finden, das vom Eiffelturm von Loeser & Wolff, von Wembley völlig verschieden ist. Der Rest ist nicht so sehr nach Grenzpfählen wie nach Klassen eingeteilt.

Was nicht hindert, daß die gleichen Klassen in den verschiedenen Ländern verschiedene Sitten, verschiedene Vorurteile haben. Sieht man aber sehr viel tiefer: durch ihre Vergnügungen, ihre Liebschaften, ihre Lektüre hindurch, so wird ihr Leben entscheidend von ökonomischen Bedingungen bestimmt.

Wir haben den horizontalen Journalismus, der den reisenden Berichterstatter in seiner Klassenebene lokal verändert. Herr Schulz wird nach Rom, Herr Young nach Berlin versetzt. Was geschieht —? Sie vergleichen die Fahrweise der elektrischen Bahnen, die Preise, die Bauart der Häuser, die Läden in der Fremde mit den Einrichtungen ihres Vaterlandes, immer auf Grund ihrer gewohnten Anschauungen; und berichten so in die staunende Heimat. «Was war ich bisher in der Welt, unter meinen Mitbürgern? Der kleine Raposo, der ein Pferd hielt. Und jetzt? Der große Raposo, der eine Wallfahrt ins Heilige Land gemacht, und



der von wegen der fernen Gasthäuser, in denen er geschlafen hatte, mit Überlegenheit in der Geographischen Gesellschaft das große Wort führen konnte.» So ungefähr steht in der *Reliquie*, dem ausgezeichneten Roman von Queiroz. Wegen der fremden Hotels . . . Der horizontale Journalismus läßt viel sehen — aber nicht das Interessanteste.

Was sind alle Abenteuer in China gegen die Beschreibung der Klasse über und unter uns! Wir kennen sie ungenügend. Der lesende Proletarier weiß über Innerafrika besser Bescheid als über das Leben in einem reichen deutschen Kaufmannshause, der gebildete Bürger mehr von Indochina als vom Budget seiner Näherin. Man muß nur einmal lesen, wie sich der Arbeiterdichter die Lebensgewohnheiten reicher Leute vorstellt, um zu ermessen, wie eingengt er lebt, und diese Unwissenheit wird nur noch durch die kindlichen Schilderungen vom Arbeiterdasein übertroffen, die man in den Büchern bürgerlicher Romanfabrikantinnen vorfindet. Daher geht ja auch fast alle Satire dieser Tage so daneben, weil der Angreifer seine Objekte nicht ordentlich kennt und in Himmelsrichtungen schießt, wo der andre gar nicht steht. Diesen Raffke gibt es nicht, diese Bilderbuchrichter aus den Witzblättern gibt es nicht, und der einzige George Grosz weiß, daß die Gegner viel zu gefährlich sind, als daß man Schießbudenfiguren aus ihnen machen darf. Sie sind in Wahrheit scheußlicher als ihre Karikaturen — aber ganz anders. Am wirksamsten bleiben Fotografien.

Es gibt ganz kleine Ansätze eines vertikalen Journalismus, einer Berichterstattung, die aufsteigt und untertaucht. Das Heruntersteigen besorgen hier und da sentimentale bürgerliche Journalisten — Heijermans machte das sehr nett —; aber sechs Stunden im Asyl für Obdachlose schlafen heißt noch nicht: das Leben einer Tippelschickse aus dem Grund kennen. Denn dieses Leben ist ernst, ist unerbittlich und einmalig — und der Stundenbeobachter, der jede Sekunde weiß, daß alles nur Spaß ist, daß zu Hause sein reinliches Bett auf ihn wartet, und daß er jede Minute den Verkleidungsscherz beenden kann, der wird niemals zu der Intensität des fremden Lebensgefühls kommen. Bei kurzer Dauer bleibt sein Tun ein sozialer Karneval. In Amerika gibt es ernsthaftere Versuche: da haben Schriftsteller und andre Leute solche Taucherfahrten unternommen, bei denen es ihnen wesentlich ernster damit war, Leute, die sich Zeit nahmen, deren wirtschaftliche Lage gar nicht einmal gut war — und die so annähernd der Wahrheit nahe kamen.

Für den Aufstieg halten sich die Blätter mäßig bezahlte Amüsier-Damen oder -Herren, die einem Ball der reichen Leute beiwohnen, von fern, unendlich geschmeichelt, das Rennen von Longchamps mitanschen dürfen und staunend die Toilettenpracht von Rentenverzehrern nach Hause telegrafieren, ohne auch nur deren Trinkgelder als Monatsgage zu haben.

Nun ist das gewiß sehr schwer: schickt man selbst mit unendlich

hohen Spesen einen hinauf, so ist zu befürchten, daß er nicht wiederkommt und am Ende oben einheiratet. Und auch wenn er den guten Willen hätte, so findet er vielleicht nicht die Aufnahme, weil er outsider ist, oder er weiß sich nicht zu benehmen, oder er kriegt den Anschluß nicht. Schickt man ihn hinunter, so ist die Frage, ob er Jahre solcher Mühsal aushält, ob er dann auch noch geistig arbeiten kann, ob er auch da nicht immer nur ein Fremder ist. Bleiben also die Ausgestoßenen oder die Emporgekommenen, die uns mit ihren Erinnerungen erfreuen. Und die Dichter. Aber das ist ein sehr dunkles Kapitel. Denn es genügt ja nicht, sich in die imaginäre objektive «Kunst» zu flüchten, um so zu tun, als habe es nie Klassen gegeben — und man muß schon sehr weit hinaufgehen, wenn man da etwas Gescheites finden will.

Die Klassen wissen nicht viel voneinander. Der Tag eines englischen Montandrehers, der Tag eines polnischen Rennstallbesitzers ist rasch geschildert. Aber das beiden eigentümliche, so und nicht anders konstruierte Lebensgefühl (eines Besitzlosen und eines ewig Gesicherten) wird entweder nur intuitiv erfaßt oder von einem — fast immer: ehemaligen — Arbeiter oder Grafen authentisch belegt werden. Und die können fast niemals schreiben.

Was der horizontale Reise-Journalismus heute treibt, ist meistens langweilig und wirkt höchstens um der Person des Schreibers willen. Gar so viel ist für ihn auch in Amerika nicht zu holen — genug, aber nicht viel. So hilft er sich in vielen Fällen mit einer mitgebrachten Romantik.

Die ist leicht zu desillusionieren. Man braucht nur klar auszusprechen, was ökonomisch hinter dem bunten Gemälde steckt, und der ganze Zauber ist verflogen. Die Lehre von Marx hat sicherlich viel Doktrinäres — als Gegengewicht gegen diese verblasene Ideologie ist sie sehr gesund. Und sie ist um so eher anzuwenden, als das Lebensgefühl immer mehr hinter der Organisation und hinter der Zivilisation zurückweicht. Wenn Franz Mehring in seiner Lessing-Legende Friedrich den Zweiten rein ökonomisch auffaßt, so will uns das ebenso ungereimt erscheinen wie seine Bezeichnung Schopenhauers als eines «Rentenphilosophen». An dieser Terminologie ist allerdings etwas Wahres — aber der Gesichtswinkel ist zu klein, es langt nicht. Die sachliche Beschreibung, die etwa ein deutscher Amtsrichter von einem spanischen Bordell gibt, mag einwandfrei sein — es wird ihr immer etwas Lächerliches anhaften, weil er die Atmosphäre nicht erfaßt hat. Ganz anders aber liegt es bei den falschchromantischen Beschreibungen des heutigen Lebens zivilisierter Staaten. Da tut es immer gut, die blumigen Adjektiva abzukratzen und nüchtern zu konstatieren: Wochenlohn eines hiesigen Arbeiters soundsoviel Mark, Verbrauch soundsoviel, Tuberkulosesterblichkeit, Arbeitszeit und so weiter, und so weiter. Das wiegt schwerer als dreißig Vesuvbestellungen. Denn keine Reise schafft solche Veränderungen wie

die Versetzung in eine andre Klasse. Verändere das Budget, und du veränderst das ganze Weltbild.

Sie leben alle, klassenmäßig unbarmherzig eingeordnet, neben einander her, machen sich voneinander falsche Bilder, wissen nichts und wollen nichts wissen.

Wüßte die herrschende Klasse wirklich, wie es in einem Arbeiterherzen aussieht, könnte der Städter die wahren Sorgen eines Bauern fühlen, der Bauer die untiefe Masse städtischer Vorstellungen — sie würden sich vielleicht gegenseitig helfen. Denn die Grausamkeit der meisten Menschen ist Phantasielosigkeit und ihre Brutalität Ignoranz.

Wüßte allerdings der Proletarier wirklich, wie es «oben» zugeht, wüßte er, was der Börsianer, der Fabrikant, der Großgrundbesitzer mit ihm treiben, wüßte ers, und spürte ers nicht nur — er machte das, was er, in Deutschland, noch nie gemacht hat: Revolution.

## RUHE UND ORDNUNG

Wenn Millionen arbeiten, ohne zu leben,  
wenn Mütter den Kindern nur Milchwasser geben —  
das ist Ordnung.

Wenn Werkleute rufen: «Laßt uns ans Licht!  
Wer Arbeit stiehlt, der muß vors Gericht!»  
Das ist Unordnung.

Wenn Tuberkulöse zur Drehbank rennen,  
wenn dreizehn in einer Stube pennen —  
das ist Ordnung.

Wenn einer ausbricht mit Gebrüll,  
weil er sein Alter sichern will —  
das ist Unordnung.

Wenn reiche Erben im schweizer Schnee  
jubeln — und summers am Comer See —  
dann herrscht Ruhe.

Wenn Gefahr besteht, daß sich Dinge wandeln,  
wenn verboten wird, mit dem Boden zu handeln —  
dann herrscht Unordnung.

Die Hauptsache ist: Nicht auf Hungernde hören.  
Die Hauptsache ist: Nicht das Straßenbild stören.  
Nur nicht schrein.

Mit der Zeit wird das schon.  
Alles bringt euch die Evolution.

So hats euer Volksvertreter entdeckt.  
 Seid ihr bis dahin alle verreckt?  
 So wird man auf euern Gräbern doch lesen:  
 sie sind immer ruhig und ordentlich gewesen.

## BERLINS BESTER

Da drüben an der Wand hängt er, das Bild hat er mir selbst geschenkt, und auf die Rückseite hat er etwas draufgeschrieben. Der Kopf mit der grauen Maurerfreese sieht an Herrn Courteline vorbei. («Wir kenn uns zwah nich vaständijen», sagt das Bild, «aber wir leben in Freundschaft. Valleicht jrade deswejen.») Die Franzosen fragen: «Wer ist das?» — «Heinrich Zille», sage ich. «C'est un peintre allemand.» Aber das ist nicht wahr. Er ist viel mehr.

Jetzt liegt von ihm das stärkste Buch vor, das über Berlin erschienen ist: *«Berliner Geschichten und Bilder»* (bei Carl Reißner in Dresden 1924).

Paris hat unter den lebenden Inkarnationen seines Stadthumors einen Mann, der unserm Zille als Zeichner manchmal nahekommt: das ist Poulbot, der Kinder-Poulbot, der die frechspitzige, ausverschämte, über alle Pflaster trudelnde, frühreife und auch bemitleidenswerte «gosse» gezeichnet hat. (Am letzten Weihnachtsabend hat er seine «gosses» sogar selbst beschert.) Wien hat die Verniedlicher seines Stadthumors, die einem den ganzen Humor verrunjenieren können. Berlin hat beides.

Es ist so schwer, von berliner Humor zu sprechen, weil eine Unzahl kleinbürgerlicher Schmieranten sich auf diesem Gebiet niedlich machen. Eine mit Glacé oder Zwirn behandschuhte Rechte faßt vorsichtig die «kleinen Leute» am Schlafittchen und führt sie dem geschmeichelten Bürgerpublikum vor, immer mit dieser fatalen Attitüde vermeintlicher Echtheit, mit dem falschen Ton von Mitleid, dem falschen Grausen, dem falschen Humor, vor dem Gott erbarm. Es ist derselbe Humor, mit dem sich Kammergerichtsreferendar Lehmann auf dem juryfreien Ball als «Lude» verkleidet. — Jeder weiß doch, daß er keiner ist, Gottseidank, aber es macht sich so schön romantisch. Es ist der Humor der *«Lustigen Blätter»*, der den Konfektionären die Opfer ihrer Zwischenmeister ulkig-dreckig, ulkig-schwanger, ulkig-besoffen vorführt — das eigne Badezimmer in der Bayreuther Straße blitzt noch einmal so nett. «Pfui Deibel — wie komisch!» Kommt noch ein Tropfen Schmalz in diese Suppe — von wegen: Grunewald mit seinen abendlichen Föhren — dann ist das Unglück fertig, und der Magen dreht sich einem im Leibe herum, wenn man sieht, wie Berlin diskreditiert wird.

Heinrich Zille ist vor dem Kriege und im Kriege manchmal das Opfer dieser Auftraggeber geworden. Er hat Sachen zeichnen müssen, die man ihm aufgegeben hat, und die ein andrer ein bißchen schlechter gezeichnet



hätte; er hat im Kriege eine gradezu schauerliche Serie vom Stapel lassen müssen, die von Berlin und vom Kriege gleich weit weg lag und mit beiden nur die Gemeinsamkeit hatte, daß sie beiden zum Verkauf angeboten wurde; er hat manchmal ulken müssen, wo er ganz etwas anderes tun wollte. Von den Zeichnungen in diesem wundervollen Buche erschiene auch nicht ein Dreißigstel in einer Zeitschrift; alle Zeitungen loben es, keine würde je wagen, auch nur den Schimmer eines Abglanzes davon bei sich aufzunehmen. Warum nicht? Das ist ganz einfach. Ein Buch hat keine Inserate.

Heinrich Zilles Geheimnis liegt in dem ersten Satz seiner Lebensbeschreibung, die das Werk einleitet: «1872 lernte ich Lithograph.» Zille ist ein Handwerker. Er hat etwas gelernt, er hat es gut gelernt, und er hat diese handwerkliche Basis niemals verlassen. Es ist sehr interessant zu beobachten, wie in dem Buch alle Stadien vorhanden sind: von dem naturalistischen Bemühen, «det Ding abzuzeichnen», bis zu der letzten Formulierung, die es nicht mehr nötig hat und souverän fortlassen kann (aber anders als die jungen Herren, die wuscheln, weil sie gar nichts können). Zilles Seele ist ganz Berlin: weich, große Schnauze, nach Möglichkeit warme Füße, und: allens halb so schlimm.

Stammbaum: kleinbürgerlich. «*Mein Vater*» ist ein recht charakteristisches Blatt: der alte Mann steht, ernst und vertieft in seine Arbeit, am Schraubstock, und draußen grinsen zwei «Ssijeuner» rein, rumstrolchende Kerls, die ein bißchen frech, ein bißchen neidisch, ein bißchen verzweifelt diese kleinbürgerliche Burg von außen anlachen, die der sich da aufgerichtet hat. Schließlich ist ja das die Sehnsucht der obern Schicht, die Zille verarztet: Kleinbürger und solche, die es werden wollen. (Darüber hinaus langt er kaum: wenn er «feine Leute» zeichnet, sind es entweder bewußte Übertreibungen, wie sie sich im Auge derer da unten spiegeln, oder rührende Schießbudenfiguren.) Hier, in dieser Kleinbürgerschicht wohnt die Idylle, die Zille bald bekannt und beliebt werden ließ: «Restaurant zum Nußbaum», die kleine gelbe Lampe auf dem Wackeltisch, die dicke Marie hinter der Theke, die geschäftige Schwangere, die mit dem Korb einholt, das Jör, das unerschöpfliche Jör, dem vorn und hinten das Hemd herausguckt, dem die Nase läuft, von andern Dingen ganz zu schweigen, das brüllt, hopst, tanzt und popelt. Bis dahin gut und gern genehmigt: Zille war eine Witzblatt-Type, eine unfehlbar sichere Nummer, ein von allen ordentlichen Menschen gern gesehener Bestätiger ihrer Ordnung, die er durch die ausgezeichnete Schilderung des Gegensatzes hob. Darunter fängt der eigentliche Zille an.

Da, wo das Proletariat Lumpenproletariat wird; da, wo es nicht mehr lohnt, zu arbeiten — arbeiten und verzweifeln! —; da, wo es überhaupt keinen Sinn mehr hat, etwas zu tun, wo man sich fallen läßt, ohne daß einen etwas andres mütterlich aufnimmt als das Wasser — da hat er

sich zu einer Größe emporgerect, die erschreckt. Tragik? Auf berlinisch? Auf berlinisch: also ganz stike, nachdenklich, der Mensch wird zum alten Eisen, aber er rufts nicht mehr aus.

Hier berührt sich Zille mit der Kollwitz. Wo sie eine Sonate spielt, zimpert er auf einem alten Leierkasten, und man heult wie ein Schloßhund. Das Wort der Wörter steht in diesem Buch, unübertrefflich, ein für alle Mal, kaum stilisiert, wahrscheinlich abgehört, einfach so herausgewachsen aus dem Boden von Dreck, Suff, Tuberkulose, Wohnungselend: «Weißte — man darf jahnich drüber nachdenken!» Aber manche denken doch noch darüber nach, das sind die Gefährlichen . . .

Zille hat das Amoralische im Blut. Er urteilt nicht, er zeichnet. Er richtet nicht, er empfindet. Bibel? Strafgesetzbuch? Seine Leute sind längst darüber hinaus — Pastor und Landgerichtsrat sind für sie mehr oder weniger unangenehme Vertreter eines Systems, dessen Wirkung sich vor allem darin widerspiegelt, daß es ungeheuer viel Zeit kostet. Verhaftet werden, warten, eingesperrt sein, noch mal warten, ermahnt, angeschnauzt, verurteilt werden — es dauert alles so lange . . . Aber weiter ist auch nichts.

Da ist Zille, unser Zille. Die Kindsleiche im Mülleimer; die Schwangere, die nicht weiß, ob das im Arm noch lebt, wenn das im Leib da ist; Orje, der nicht einmal mehr von den Schutzpolizisten gehört wird, wenn er schimpft, weil es nicht lohnt; die Frau, die mit zwei Kindern ins Wasser geht, rasch, eilig, sie mag nicht mehr, nicht aufhalten!; die Kindergruppe, die «Liehieb Heiheimatland — adee — Plötzensee!» singt, ein Blatt von seltener Tragik: wie man im Lachen auf einmal sieht, daß nicht ein unlädiertes Kind dabei ist, alles ist verbogen, kurzsichtig, hat die englische Krankheit, ist zurückgeblieben; ein lebendes Skelett, das in einem Bettsarg verfault, darunter: «Unser Leben währet 70 Jahr, und wenn es hoch kommt . . .», wahrscheinlich hat der Mann als Kind in der Schule die segensreichen Sozialeinrichtungen des Deutschen Reichs nicht ordentlich gelernt; kindische Greise und vergreiste Kinder — der Zeichner hebt kaum die Stimme: er erzählt.

Im finstersten Finstern glüht dann immer der Funke des echten Humors auf, und wie berlinisch ist der! «Mutter», fragt das Kind, als sie ihr Mittagessen im Topp zu Vatern tragen, «wächst sone Wurst immer wieder?» (Denn so sieht die Abteilung: Naturgeschichte im Kinde aus.) «Ick habe», sagt Mudicke, «meine Selige übalebt, ick habe Kaiser Wilhelm übalebt, ick werde auch die Republik übaleben!» Das walte Gott. Und wenn die möblierte Wirtin reinkommt und sieht ihre Tochter nackedei in der Flohkiste liegen, davor ihren Mieter, den Fotografen, so entlädt sich Pädagogik, mütterliche Würde und die Ordnung des Hauses in folgenden ganz ruhigen Worten: «Wat is denn det nu wieder forne neie Afferei mit Lotten, Herr Doktor!» Und der Herr Doktor erklärt es ihr, und dann ist alles gut.

Erstaunlich, wie modern dieser alte Mann ist. Die Versuche, ein Witzblatt zu schaffen — Deutschland besitzt keins — hat auf der sozialdemokratischen Seite zu einem Blatt geführt, das alle Papierkörbe des alten *«Simplicissimus»* neu auflegt und ganz vergessen hat, daß es das alles nicht mehr gibt: diese Bürger nicht mehr, Herrn Balushek nicht, die Großstadttragik der alten Naturalisten nicht, diese Serenissimi nicht . . . aus, vorbei. Auf der kommunistischen Seite probiert man noch, manchmal trifft mans, meistens nicht. Zille gehört zu den Neuen, weil er unbarmherzig sein kann und Herz hat, weil er vor Mitleid mitleidslos schildert, weil er die Ruhe weg hat.

Du hast mal gesagt, du sähest aus wie ein Droschkenkutscher, Heinrich Zille. Laß man. Wenn du in Himmel kommst, denn klebt dir der liebe Gott Flügel hinten an Rücken, steckt dir 'n Posauneken in die Hand und drickt dir 'n Kranz ins Haar. Und denn nischt wie mit Hallelujah immer rauf und runter. Und wenn dann die Leute fragen: «Wer singt denn da oben so schön falsch?» — dann will ich ihnen antworten: «Pst. Da oben fliegt Er. Berlins Bester.»

## RICHTERS NAMENSZUG

Der Polizeipräsident von Berlin, Wilhelm Richter, berichtet: «Ich habe niemals von Herrn Julius Barmat ein goldenes Zigarettenetui bekommen.» Na also. Das sähe auch nicht hübsch aus, würde allerhand Schlußfolgerungen zulassen, es ist besser so. Noch etwas? Ja. «Ich habe ihm lediglich für ein Zigarettenetui, das bei jeder unvoreingenommenen Prüfung durch die darin enthaltene Widmung sofort als ein Geschenk der Frau und des Sohnes des Herrn Julius Barmat festgestellt werden kann, einen Namenszug geschenkt.» Das ist ein schöner Zug.

Richter! Sag die Wahrheit!

Haben sie dir jemals dein kostbares Autogramm abgejagt, als du noch nicht Polizeipräsident warst? Nein. Glaubst du, daß ein Mensch auf dieser Erde nach dem Essen Freunden seine Autographensammlung zeigt und dabei spricht: «Sehen Sie das hier — vorsichtig! — das ist ein echter Richter!» Nein. Was meinst du, was Barmat haben wollte: deinen Namenszug pur et simple, oder deinen Namenszug, der unter einem Text steht?

Einen Polizeipräsidenten soll man nicht uzen und nicht duzen. In der öffentlichen Verehrung herabzusetzen geeignet . . . Gottbehüte.

Herr Präsident! Sagen Sie die Wahrheit!

Wissen Sie, daß Konkurrsschieber, bevor sie den Offenbarungseid leisten, ihr ganzes Vermögen der Frau überschreiben? Ja. Glauben Sie, daß das Geschenk der Frau mit Wissen und mit finanzieller Unterstützung des Mannes zustande gekommen ist? Ja. Glauben Sie, daß Herr Barmat

einem andern mir nichts dir nichts fünftausend Mark borgt, leiht, pumpt  
— wie Ihnen?

Einen Polizeipräsidenten soll man nicht triezen und nicht siezen.

Frage:

Ist der Namenszug eines beliebigen Beamten ein Geschenk? Ist gesellschaftliche leise Beeinflussung nicht viel, viel schlimmer als klare Korruption? Ist es nicht viel gravierender, wenn ein Beamter, durch tausend Verpflichtungen gebunden, kein Amtsverbrechen begeht, nichts tut, was er — unbeweisbar! — nicht auch ohne diese Beziehungen getan hätte, aber liebenswürdiger, entgegenkommender, diensteifriger sich zeigt, als wäre er glatt bestochen?

Dem sozialdemokratischen Polizeipräsidenten Richter ist keine strafbare Handlung nachzusagen. Er soll hier nicht beleidigt und nicht angeklagt werden. Wir haben kein Schloß auf Schwanenwerder, das man nach allem, was sich dort ereignet hat, füglich «Bebels Ruh» nennen sollte, und bitten — ohne jemand auffordern oder einladen zu können — um eine kleine Gunst:

Herr Richter möge auf ein Blatt Papier schreiben:

«Ich, der Polizeipräsident Richter, bin nicht der Polizeipräsident, den eine Stadt wie Berlin braucht.»

Und einen Namenszug.

## GEFÜHLE

Kennen Sie das Gefühl: «déjà vu» —?  
Sie gehen zum Beispiel morgens früh,  
auf der Reise, in einem fremden Ort  
von der kleinen Hotelterrasse fort,  
wo die andern alle noch Zeitungen lesen.  
Sie sind niemals in dem Dorf gewesen.  
Da gackert ein Huhn, da steht eine Leiter,  
und Sie fragen — denn Sie wissen nicht weiter —  
eine Bauersfrau mit riesiger Schute . . .  
Und plötzlich ist Ihnen so zumute  
— wie Erinnerung, die leise entschwebt —:

Das habe ich alles schon mal erlebt.

Kennen Sie das Hotelgefühl —?  
Sie sitzen zu Hause. Das Zimmer ist kühl.  
Der Tee ist warm. Die Reihen der Bücher  
schimmern matt. Das sind Ihre Leinentücher,

Ihre Tassen, Ihre Kronen —  
Sie wissen genau, daß Sie hier wohnen.  
Da sind Ihre Kinder, Ihre Alte, die gute —  
Und plötzlich ist Ihnen so fremd zumute:

Das gehört ja alles gar nicht mir . . .  
Ich bin nur vorübergehend hier.

Kennen Sie . . . das ist schwer zu sagen.  
Nicht das Hungergefühl. Nicht den leeren Magen.  
Sie haben ja eben erst Frühstück gegessen.  
Sie dürfen arbeiten, für die Interessen  
des andern, um sich Brot zu kaufen  
und wieder ins Büro zu laufen.  
Hunger nicht.

Aber ein tiefes Hungern  
nach allem, was schön ist: nicht immer so lungern —  
auch einmal ausschlafen — reisen können —  
sich auch einmal Überflüssiges gönnen.  
Nicht immer nur Tag-für-Tag-Arbeiter,  
ein bißchen mehr, ein bißchen weiter . . .  
Sein Auskommen haben, jahraus, jahrein . . .?  
Es ist alles eine Nummer zu klein.  
Hunger nach Farben, nach der Welt, die so weit —  
Kurz: das Gefühl der Popligkeit.

Eine alte, ewig böse Geschichte.  
Aber darüber macht man keine Gedichte.

## VIERZEHN KÄFIGE UND EINER

Man fährt im Alten Hafen ab, am Quai liegen viele kleine Schiffchen, die für drei Francs dahin führen: es ist eine Spazierfahrt geworden, was einst der Schlußstrich unter ein Leben war. Der Motor knattert, das Schiffchen fährt ab. Da liegt Marseille.

Die Häuser stehen, eng aufgebaut, um das Becken des Alten Hafens herum; ganz von links oben, von den Hügeln, grüßt die Kirche von «Unsrer lieben Frau, die wacht», eine goldene Puppe. Das Schiffchen gleitet unter einer sehr hohen Eisenkonstruktion hinweg, an der eine Fähre befestigt ist. An Fortifikationen vorüber, in die Meeresbucht hinaus. Wir halten auf eine kleine Insel.

Die kleine Insel ist das Château d'If. Es liegt — falls Sie Ihren Atlas zur Hand haben — vor der Stadt Marseille, gegenüber den beiden Inseln



Ratonneau und Le Frioul, die durch einen Damm verbunden sind. Ist bei Ihnen nicht drauf? Na, schadet nichts. Château d'If ist die Insel, auf der Edmond Dantès eingesperrt saß, der Graf von Monte Christo.

Die kleine Insel taucht auf, wird deutlich sichtbar. Ein betongraues, halbverfallenes Gemäuer ist zu sehen, wir legen an. Hinauf, den gewundenen Gang durch niedrige Mauern, nach oben. Da stehen noch verfallene Kasernen mit den bourbonischen Lilien; das Schloß ist im Jahre 1592 erbaut worden, eine Bastille des Südens. François der Erste hat schon im Jahre 1524 den Grundstein gelegt und eine Phiole Öl und eine Metallschachtel mit Weizen und eine Flasche Wein daruntergetan. Es ist ein weißliches, bröckliches Gemäuer, die Mauern und der Steinboden haben sich fast assimiliert. Dann ist da eine kleine Zugbrücke aus Holz, die Planken sind locker, ein dunkler Torbogen und dann der Gefängnishof.

Der Hof ist ganz klein, von vier Mauern umgeben, die nicht allzu hoch sind, von oben glänzt quadratisch der blaue Himmel. Unten ist das Licht getönt, milchig und hell kaffeebraun. Unten steht ein Brunnen und an einer Mauerwand eine Ansichtskartenbude. Und ringsherum sind die cachots, die Käfige.

Zu ebener Erde liegen einige; und oben, rings um den ganzen Hof herum, an allen vier Mauern entlang, läuft eine kleine Galerie mit einem Eisengeländer, von der aus man in die oberen Käfige gelangen kann. Vor jeder Tür ist ein Holzschild angebracht, auf dem steht gemalt, wer da einmal eingesperrt war. Wie in einem zoologischen Garten, man vermißt den Zusatz: Geschenk des Herrn Konsul Friedheimer. Ich gehe hinein.

Der Reiseführer rühmt den Gefängnisräumen nach: «bien aérés et avec vue sur la mer.» Ja, es zieht durch die kleine Luke, und wenn man den Kopf an die Eisengitter legt, kann man auch ein Stückchen vom Meer sehen, in dem die freien Fische wohnen. Der Boden ist ausgemauert, schwärzliche Spuren an den Wänden deuten auf ehemalige Kamine. Es muß hier höllisch kalt gewesen sein, damals . . . Da saßen sie also.

Meistens waren es politische Häftlinge, die hier gesessen haben, alles Leute, die die Regierung nicht töten konnte oder wollte, und deren Freiheit ihr höchst unbequem war. Damals war das recht einfach: man benötigte nur die lettre de cachet, um etwas zu erreichen, wozu man heute ein ganzes Volksgericht auf die Sessel setzen muß, mit allem Drum und Dran: Voruntersuchung, einem Vorsitzenden, einseitig, wie nur der Haß ist, einer verhetzten Presse und dem ganzen riesigen Apparat. Das war also einfacher. Manchmal ließen auch hochmögende Eltern ihren Sohn ein bißchen einsperren, bloß so . . .

Da saßen:

Ein reicher Kaufmann aus Marseille, wegen angeblicher Verschwörungen gegen den Kardinal Richelieu; riskierte einen Hungerstreik, den er elf Tage lang durchhielt; starb am zwölften Tag. Ein marseiller Ma-

trose, der seinen Vorgesetzten erschlagen hatte; saß einunddreißig Jahre. Ein Abbé Faria. Er und der Matrose haben da noch im neunzehnten Jahrhundert gesessen — und wie! Da ist eine Höhle, ein fensterloser Raum, in den man keinen Hund sperren würde, mit einer Vertiefung als Abtritt. Darin «büßte» der Inkulpat.

Auf der andern Seite hat Dantès gesessen, eben jener, dessen Schicksal Dumas in seinem Schmöker benutzt hat. Der Gefangene hat sich zum Abbé Faria einen Verbindungsgang gegraben, der noch gezeigt wird.

Dann liegt da noch zu ebener Erde ein cachot, dem Publikum nicht zugänglich. Darin saßen im Jahre 1871 einhundertundsechzehn Gefangene. Communards. Einhundertundsechzehn — das ist keine Zahl für uns andre ...

Herauf die kleine Treppe, auf die obere Galerie. Da saßen: Ein Abbé, der ein Mädchen verführt haben soll; ein Kanzelredner, der mit England konspiriert hat; ein Mann, der versucht hat, Napoleon zu ermorden; der berühmte «Mann mit der eisernen Maske»; Louis-Philippe Égalité. Mirabeau (kein politisches Gefängnis, in dem der nicht gesessen hätte); ein Herr Mollard, der sechzehn Jahre hindurch saß, weil seine Eltern das so wollten. In diesem Raum tagte dann später eines der Revolutionstribunale. Ein großer Giftmörder, der im Jahre 1588 in Aix verbrannt worden ist; und Straßenräuber und ein Mann namens Meynier und ... und ... und ...

Die Höhlen sehen aus eine wie die andre: meist sehr geräumig, hoch, immer mit der kleinen vergitterten Luke, durch die man das Meer sieht und manchmal auch nur den Innenhof und ein Stückchen Himmel. Hier und da ist eine schwere Bohlentür erhalten, mit einem altmodischen Schloß.

Man kann sich das nur schwer vorstellen, daß in diesen Räumen Menschen gelitten haben; daß der Tritt der Wache auf der Zugbrücke und der Ruf eines Schiffers die einzigen Laute waren, die man hier hören konnte, das Klirren der Waffen und das Klappern von Flaschen — wenn es nicht einer der Häftlinge einmal vorzog, stundenlang wie ein Tier zu brüllen.

Oben, auf der Höhe des Gebäudes segnet das Werk Gott. Da ist eine Kapelle. Denn es gibt keine menschliche Niederträchtigkeit, die nicht einen Zusatz von Religiosität und höherer Weihe besäße, gleichsam, als ob sich die Leute doch in einer Art von Rückversicherung immer des Lieben Gottes vergewissern wollten. Von oben sieht man weit in die Runde: die benachbarten Inseln, die merkwürdig fahle steinige Küste, das rauchige Marseille. Alle Steine sind — wie übrigens auch alle Wände in den cachots — über und über beschmiert mit Zeichnungen, Buchstaben, Zeichen, die teils von Besuchern herrühren, teils von den Mietern der Zimmer.

Früher soll ein Führer die Besucher herumgeführt haben, ein altes Original, Grosson hat er geheißen, der sich mit einem angeblich vergessenen Gefangenen bauchrednerisch unterhielt. Die Damen bekamen Frissons,

und der Eingemauerte bat um Tabak. Der Führer nahm ihn in Empfang. Eine Arabeske des Späßes hinter einem Werk der schlimmsten Lebensqualen.

Ich kletterte wieder herunter, in den quadratischen Hof. Entworfen hat ihn keiner, er dürfte von van Gogh sein. Mit einer solchen Verbissenheit ist er da, so angehaßt sind die Mauern, so verflucht seine viereckige Verzweiflung. Er ist praktisch, der Hof: es ist das Maskenflügelsystem des modernen Gefängnisses, nach außen projiziert: von unten kann die frühstückende Wache bequem alles verfolgen, was sich da oben begibt. Ich sehe hinauf — kein Gesicht zeigt sich mehr an den Gittern. Der Hof schweigt, die Ansichtskartenverkäuferin rumort in ihrer Bude.

Und während ich den braunen Hof so vor mir sehe, muß ich daran denken, daß zu Hause, in meiner Heimat, *einer* sitzt, tagaus, tagein, Monate und Jahre in derselben fürchterlichen kleinen Zuchthausstube, allein, allein, allein. Wie lange ist Einzelhaft bei uns statthaft? Zwei Jahre? So habe ich seinerzeit gelernt. Aber was macht sich eine Republik daraus — sicherlich wird da eine ganz legitime Handhabe sein. Der Mann sitzt in seiner Stube, er darf sogar manchmal Zeitungen bekommen. Er heult und schreit; einmal brach er zusammen, als man ihn die Treppen hinunterführte zum täglichen Spaziergang, der angeordnet ist, auf daß er an seiner Gesundheit keinen Schaden nehme. Er hat Verbrechen begangen, wahrscheinlich — aber daß er sie nicht als Verbrechen ansah, daß er auf einen Staat spie, der ihm ungerecht und unmenschlich vorkam, daß er die Richter verlachte, die ihn aburteilen wollten und nicht konnten: das hat man ihm nicht verziehen. Wie besinne ich mich noch auf den Vorsitzenden, der in gar keiner Weise diesem Wehr- und Waffenlosen gewachsen war, der lachte ihn aus, höhnte ihn an . . . Das akademisch gebildete Rechtsprechungsorgan hatte dann weiter keinen Ausweg als diese geistige Waffe: «Sie sind ein ganz frecher Lummel!» Er hätte hinzufügen sollen: Darf ich Sie auf die Toilette bitten? Er reagierte eben, wie es in seinen Kreisen üblich war.

Hier liegt der Hof. Zu Hause sitzt Hölz. Kein Besuch — aus Angst: die Zuchthausverwaltung scheint nicht viel Zutrauen zu ihren Beamten zu haben; keine Berührung mit andern — Vergeltung und Rache: an einem, der aufrecht geblieben ist auch vor diesen Richtern, die er tausendmal überragte.

Das Schiff stößt ab von dem grauen Gestade. Die Insel bleibt im Meer zurück wie ein versteinertes ruhendes Tier. Auf ihr haben Menschen gelitten. Sie leiden bei uns — gequält, verfolgt, verdammt. Unter François dem Ersten fing es hier an. Unter Friedrich dem Ersten sitzen in der deutschen Republik über siebentaused Kommunisten: Hölz an ihrer Spitze. Leb wohl, Château d'If. Was du konntest, können wir schon lange.



## ANATOLE FRANCE IN PANTOFFELN

In Paris ist ein kurioses Buch erschienen, das in einem Monat fünfzig Auflagen erreicht hat: *«Anatole France en pantoufles»* von Jean-Jacques Brousson (bei G. Crès et Cie., Paris). Brousson war Sekretär bei France. Er schildert in kleinen Geschichten und Anekdoten tausend Charakterzüge, Eigenheiten, persönliche und häusliche Szenen aus dem Privatleben des Meisters. Vielleicht hätte er lieber *«Anatole France im Käppchen»* schreiben sollen, weil das ja charakteristisch für den großen Mann war.

Das Buch ist — um seinen Vorzug zuerst zu nennen — unendlich amüsant. Manches geht für uns deutsche Leser verloren; da findet sich viel französischer Literaturklatsch (die französische Literatur ist um vieles verklatschter als die deutsche; jeder weiß jedes von jedem, und neulich stand sehr ernsthaft in der Zeitung auseinandergesetzt, welchen Likör der Preisträger des Prix Goncourt den Besuchern kredenzt hat). Es finden sich aber außerordentlich viel Anekdoten und Bemerkungen des alten Herrn, die auch einem deutschen Leser ohne weiteres verständlich sind. Darunter sind reizende Geschichten. So die von der nicht mehr ganz jungen Dame, die sich vor France niedlich machte, ihn fast mit Gewalt in den Wagen nötigte und dort ein neckisches Spiel mit ihm anhub. Bis es dem Meister zu viel wurde und er sie fragte, ob sie mit ihm wohl ein kleines Spiel spielen würde. «Wenn es unschuldig ist», sagte die Schelmin, «geiß!» — «Na dann», sagte France, «wollen wir einmal alle spielen, daß wir die Hände hübsch an den Wagentüren halten!» — Worauf sie den Wagen halten ließ und er sehr freundlich «Guten Abend, gnädige Frau!» sagte. Es finden sich viele interessante Bemerkungen über Literatur aufgezeichnet sowie eine Fülle maßlos unziemlicher Geschichten, die auch nicht andeutungsweise übersetzt werden können.

Und hier steckt der Nachteil des Buches. Es ist das erste undelikate französische Buch, das mir in die Finger fällt. Ganz abgesehen davon, daß manches etwas reichlich massiv ist und sogar durch die französische Sprache kaum gemildert erscheint, hat doch dieser Eckermann seinen Posten nicht taktvoll aufgefaßt. Er stellt Frau France hin . . . das muß man gelesen haben, welche Rolle sie in diesen Schilderungen spielt. Gut — das mag noch angehen. Aber daß Herr Brousson Dinge veröffentlicht, die France ihm — und sicherlich nicht in dieser Form — von Mann zu Mann anvertraut haben mag, das geht übers Bohnenlied. In Frankreich verliert France durch diese kleinen Skandalgeschichten nichts, bei uns wäre er unten durch. Aber es schmeckt nicht gut, das Gericht; es bleibt ein unangenehmer Nachgeschmack auf der Zunge, man hat ein bißchen gelacht, und hinterher wird man ärgerlich. Denn alles paßt zu dem Andenken an diesen einzigen Schriftsteller: nur keine plumpe Vergrößerung seiner erotischen Erlebnisse. Solche Dinge kann man vielleicht einmal sagen — aber man kann sie nicht in fünfzig Auflagen drucken lassen.

Hier folgt mit der Genehmigung des Verlages Crès et Cie. eine Probe aus dem trotz allem lesenswerten Buch (das übrigens wegen seines un gepflegten Stils und wegen seiner mangelnden Tiefe auch bei französischen Kritikern Widerspruch gefunden hat).

Die Übertragung ist frei; außerdem muß man sich immer vergegenwärtigen, daß es sich hier um unkontrollierbare Gesprächswiedergaben handelt.

«Als Clemenceau Ministerpräsident war, hat Anatole France seinen Posten bei der *«Neuen Freien Presse»* in Wien übernommen. Frau France hatte die Sache abgeschlossen. Alle Woche, an jedem Mittwoch, wiederholte sich um 5 Uhr nachmittags folgende Szene:

Frau France: «Der Mann ist da von der *«Neuen Freien Presse»*.»

Herr France: «Was will der Mann von der *«Neuen Freien Presse»*.»

«Er will den Artikel. Er muß heute abend noch nach Wien weg, sonst kommt er nicht rechtzeitig an.»

«Heute abend noch? Ja, wer hält ihn denn zurück?»

«Du. Ich habe dich schon ein paarmal daran erinnert, aber du hörst ja nicht auf mich.»

«Deine häßlichen Beleidigungen zerreißen mir das Herz. Häßlich und außerdem durchaus ungerecht . . .»

«Rede nicht. Man braucht dich nur um etwas zu bitten, schon machst du das Gegenteil. Der Mann muß diesen Artikel mitnehmen, du hast eine halbe Stunde Zeit.»

«Gut. Schick den bösen Mann von der *«Neuen Freien Presse»* in die Küche und gib ihm ein Glas Wein, er soll das hübsch langsam austrinken. So, und mir gib den *«Figaro»* und die *«Humanité»* und . . .»

Die Zeitungen werden in aller Hast zusammengesucht. Alle Mann sind an Deck. Anatole France, Frau France, der Sekretär. Die Zeitungen fliegen nur so herum, wie in einem Garten, wenn es windig ist.

«Also, vor allen Dingen möchte ich gern wissen: Was ist das wichtigste Ereignis der Woche?»

«Kommst du vom Mond? Wo lebst du? In Frankreich oder bei den Hottentotten? Und außerdem weißt du ganz genau, das wichtigste Ereignis ist das, worüber du schreibst. Die Leute in Wien werden das genießen, was du die Gnade hast ihnen zu schicken, es wird ihnen eingehen wie Butter.»

«Aber nun hilf mir doch! Diese *«Neue Freie Presse»* ist die Pein meines Alters. Wenn ich nur wüßte, warum ich diesen Sklavendienst auf mich genommen habe!» Aus den Zeitungen werden die wichtigsten Stellen mit der Schere ausgeschnitten. «Wozu soll ich da eigentlich noch etwas ändern?» sagt Anatole France. «Das wird einfach übersetzt.»

Nächste Szene. Die Vorigen. François, der Kammerdiener.

«Gnädige Frau, der Bote von der *«Neuen Freien Presse»* . . .»

«Geben Sie ihm noch ein Glas Wein.»

Mit großer Mühe hat France den ersten Absatz fertig. Dann kommt ein riesiges Zitat. Der Meinung von *«La Croix»* stellt Frau France (mit der Schere) ein anderes Zitat aus der *«Humanité»* gegenüber.

Was ich (der erzählende Sekretär) aufgekritzelt habe, wird mir aus den Händen gerissen. Das macht alles zusammen eine Spalte aus.

Nächste Szene. Die Vorigen. François.

«Der Mann von der *«Neuen Freien Presse»* . . . Er sagt, er muß mit dem Artikel los, sonst verfehlt er den Zug!»

«Er soll noch ein Glas Wein . . .»

«Gnädige Frau, er hat schon die ganze Flasche ausgetrunken.»

«Was war es für welcher? Weißer oder roter?»

«Roter, gnädige Frau!»

«Dann geben Sie ihm weißen! Und halten Sie ihn noch eine Viertelstunde auf. Und, François, wenn er Hunger hat, dann soll er Schinken und Käse bekommen . . . Was hast du nun inzwischen gemacht, während ich so kostbare Zeit für dich gewonnen habe? Du hast inzwischen kleine Mädchen gezeichnet! Und dabei soll das Ministerium gestürzt werden! Das ist, um sich aus dem Fenster zu werfen!»

«Da gibt es eine Stelle bei Lamennais . . .»

«Du hast nur noch eine Viertelstunde Zeit. Ich kenne dich doch. Du brauchst mindestens acht Tage, um eine Stelle oder sonst etwas zu finden. Was sagt denn dein Lamennais vom Ministerium? — Na ja, dann schreibs hin.»

Nächste Szene. François (wie oben):

«Der Mann von der *«Neuen Freien Presse»* sagt, er hat keine Lust, entlassen zu werden, er geht jetzt. Übrigens ist er voll wie ein Omnibus!»

France signiert den Artikel.

«Schade um den schönen Artikel!» sagt er. «Jetzt hat der Mann einen sitzen und wird ihn im Rinnstein verlieren!»»

## DIE «APACHEN»

«Komm mit. Du kennst Paris nicht. Da laufen die Leute nackt herum.»

Fritz v. Unruh:

*«Louis Ferdinand, Prinz von Preußen»*

«Überhaupt hat sich Paris viel verändert», klagt einer am 1. Mai in einem Brief an den Vater. Einer war Mozart, der 1. Mai lag im Jahre 1778, und dieser Brief wird wahrscheinlich alle Jahre in Paris geschrieben. «Das hätten Sie früher sehen sollen . . .!» Wie immer, so ist auch jetzt richtig, zu sagen: Paris hat sich geändert. Die Apachen mit dem rotseidenen Foulard gibt es nicht mehr, die Räuberromantik von La Villette gibt es nicht

mehr (wenngleich Montgeole noch immer schlimmstes Scheunenviertel ist); die Hallen sind nicht mehr der Bauch, sondern nur noch der Magen von Paris — und es ist überhaupt nicht angebracht, überall Spuren und Kennzeichen einer Romantik sehen zu wollen, die aus der Zeit stammt, da die Métro noch mit Pferden betrieben wurde. (Kleine Pause. Dann: «Verzeihen Sie . . .») Na, gewiß doch. Ein Franzose hat einmal ein neues Interpunktionszeichen vorgeschlagen: den point d'ironie. Es gibt also auch keine Verbrecher mehr in Paris?

Natürlich gibt es sie. Aber wir sehen sie mit unsern Augen. Der schwarze Tod ist eine romantische Sache, solange man die Bakterien nicht gekannt hat, die ihn verursachten. Da unten wimmeln nicht die schlimmsten Verbrecher herum, nicht die Verdorbenen. Die Jämmerlichsten vielleicht, nicht die Bösesten. Wie sehen sie aus?

Auf der Place Maubert bei Guignard gibt es eine verlauste Kleiderbörse, die Häuser drum herum sind ganz manierlich, in der Kneipe hocken Männer und Frauen, Lumpenproletariat, bei dem man nie recht weiß, wo der Lumpenfetzen aufhört und der Mensch anfängt. Vielleicht sind es gestohlene Sachen, aber nicht einmal die Polizei mengt sich darein: es lohnt nicht. Es gibt drei Asyle für Obdachlose in der Stadt, die Quais hinter den äußeren Boulevards sind nachts nicht immer angenehm zu passieren, aber ein französisches Whitechapel gibt es nicht. Das hat sich früher einmal anders abgespielt.

Man kann heute noch auf der Place Denfert-Rochereau die Katakomben besichtigen (Eintritt ein Franc, romantische Kerze extra), aber dieser alte Steinbruch, in dessen Gängen jetzt die Knochen aus alten Kirchhöfen liegen, erstreckt sich weithin unter einem großen Teil von Paris — und in der rue de la Huchette, ganz in der Nähe von Notre-Dame, ist ein kleines, durchaus gewöhnliches Restaurant, das hat einen Keller. Unter diesem Flaschenkeller liegt ein anderer, und der hat eine Tür. Und von dieser Tür führte ein Gang bis zum Löwen von Belfort auf der Place Denfert-Rochereau, was immerhin eine halbe Stunde Untergrundbahnfahrt bedeutet. Da tagten politische geheime Gesellschaften, man sieht noch manche Abzeichen, eine Holztür, die angeblich von Revolvergeschüssen durchlöchert ist, steinerne Sitze und einen tiefen Brunnen . . . Die Gänge sind heute verbaut, aber diese Anlagen und einige noch erhaltene Gänge durch Häuser und Gäßchen und Höfe lassen erkennen, daß Eugène Sue eine vorhandene Wahrheit meisterhaft umfrisirt hat, es war etwas vorhanden, für sechsunddreißig Bände war etwas vorhanden. Der Wirt schwört, den Keller keinem Menschen mehr zu zeigen. («Denken Sie mal an! Grault er sich?» — Nein, aber sie haben ihm ein paar Flaschen Wein aus seinem Keller gestohlen.)

Nachts findest du, was du suchst, in den Bals Musette. Was das Dekor angeht, so ist einer wie alle: Vorn an der Theke im Vorraum der Wirt bei seinen Flaschen und Gläsern, hinten, meist durch runde Eisensäulen

gestützt, ein kleinerer oder größerer Raum, viele Spiegel mit bunten Glühlämpchen, oben auf einer Estrade die Jazzband des kleinen Mannes: Harmonika, Geige, Gitarre und — manchmal — ein komplettes Schlagzeug. Nach dem Tanz wird abkassiert.

Der Zuhälter produziert sich nicht. Er ist angezogen wie Sie und ich, die Besseren mit jener spezifischen Eleganz, die Sie kennen. Der Typ, der gefällt, ist nicht geleckt und gescheitelt — das Apachentänzerpaar, ohne das kein besseres Weinkabarett der deutschen Provinz mehr sein kann, würde nirgends größeres Aufsehen erregen als hier. Die Jungens haben oft krauses, hochstehendes Negerhaar, volle Lippen, gehen nicht über Mittelmaß . . . Viele tragen die große Mütze. Die Mädchen wie überall: immer die kleine freche Schwarze, die süße Blonde mit der schlanken Figur, die Extravagante, die Männliche . . . das wiederholt sich. Es wird hübsch getanzt, sehr leicht, fast überall sehr dezent. Getrunken wird im allgemeinen wenig: der Alkoholkonsum ist in jeder boîte auf dem Montmartre, wo die Étrangers-Fremden hochgenommen werden, bedeutend größer. Trotzdem repräsentieren diese kleinen Tanzlokale ganz erhebliche Werte: ihr Verkaufswert beziffert sich auf ein-, zweihunderttausend Francs und mehr, je nach der Lage. Das Geschäft geht fast überall flott, die Unkosten sind nicht übermäßig groß, es rentiert sich.

In manchen saß ein Schutzmann. Wird hier sonst gemordet? Der Wirt bestellt sich für zehn Francs, die in die Polizeikasse fließen, solche surveillance payée, der Agent sitzt ruhig in einer Ecke, und alle Welt weiß, hier wird nicht spektakelt. Aber das ist natürlich durchaus nicht in allen so. In vielen Gäßchen steht der Doppelposten. Sie gehen langsamen Schrittes an diesen kleinen Budiken vorbei oder radeln andante — auf die Wache.

Die Wache . . . Eine liegt einem Haus mit geschlossenen Fensterläden grade gegenüber. Der Kommissar ist gar nicht von Courteline, sondern ein netter, etwas martialisch aussehender Herr, trotzdem die pariser Polizei in dem Ruf steht, sehr energisch zugreifen zu können, wirkt der Zuschnitt nicht militärisch. Im Korridor steht ein Kasten für entlaufene Hunde, dahinter die Kästen für die Menschen. Die «violons» sind kleine steinerne Zellen (mit Wasserspülung übrigens); die Zementwände voll von Inschriften. Womit schreibt man auf Zement? Mit dem Messer, mit einem Nagel, die Damen mit dem Schminkstift. «Pierette aime Roger p. l. v.» Pour la vie — mit dem Schminkstift. Und, natürlich, die klassische Beschimpfung der Beamten: «Mort aux vaches!» Das gehört dazu.

Straßauf, straßab. Das ist ein hôtel de nuit. Nein, es ist gar nicht pikant, es ist jämmerlich. Da liegt die Klasse Ia der misérables — Männer und Frauen, die zwei oder drei Francs für das Nachtquartier übrig haben: in dumpfen, säleartigen Zimmern liegen sie da in Betten und schnarchen in scheußlicher Luft. Strenges Reglement, Fremdenbuch, das Ganze zwischen unsauber und dreckig. Wüste, zerwühlte Köpfe sehen



blöde aus bleiernem Schlummer. Auf Zehenspitzen wieder heraus. So ein Hotel ist jeden Abend stippevoll, eine Notwendigkeit, eine Goldgrube und ein Zeichen . . . Unmöglich, anders als mit unsern Augen zu sehen; unmöglich, diese Welt anders zu sehen als mit dem heißen Wunsch, daß es so etwas nicht mehr gebe; unmöglich, den Grund und die Basis dieser Zeichen nicht zu sehen, an ihnen vorbeizusehen, in die blaue Romantik hinein . . . unmöglich.

Kleine Cafés für diese oder jene Spezialität nächtlicher Profession — Absteigequartiere; in manchen Vierteln noch ältere Frauen, die auf und ab gehen (*«ils s'expliquent»* ist der Fachausdruck), ohne Hut, mit einem Schal, einem Regenschirm, durchaus noch von Steinlen. Aber sonst lebt in diesen kleinen Sträßchen, unter diesen glitschigen Torbögen, an den finsternen Höfen, um diese trüben Laternen herum schon ein Geschlecht das die Fabrik in den Klauen hat, die Bodenverteilung der Stahl- und Kohlenherren . . . es ist unbarmherzig.

Vieles ist verschwunden, so der Kaufmann des Schlafes, der père Fradin, wo man im großen Saal sein Nachtquartier bekam auf einer Bank: vor der Bank war ein Strick gezogen, und da lagen sie mit den Ellbogen drauf und schnarchten. Morgens wurde der Strick losgehakt, und dann fielen alle herunter. Vorbei. (Oscar A. H. Schmitz hat diesem Fradin übrigens eine ausgezeichnete Schilderung gewidmet.) Es ist so vieles nicht mehr da — weil sich diese Kreise dezentralisiert haben — es gibt noch Pünktchen, aber keinen Brennpunkt mehr.

Lokale Helden sind noch da, Löwen des Quartiers, die ganz Großen scheinen im Augenblick keinen Vertreter hier zu haben. Battistin Travail, der König der Einbrecher, ist im Kriege gestorben; seine letzten Heldentaten waren merkwürdig genug; woran dies Manko der jungen Generation liegt, ist schwer zu sagen: vielleicht ist die französische Polizei zu gut, überwacht sie zu exakt, wer weiß.

Jetzt ist es Nacht, Paris ist still, die Boulevards sind leer, oben auf Montmartre, wo die Lokale ihre Pagen, *«chasseurs»*, haben — daher man denn die Parallele *«Jägerstraße»* sich nicht ganz verkneifen kann — oben auf Montmartre spielt ein Kohorte Ausländer den andern Ausländern noch etwas pariser Nachtleben vor — die Bürger schlafen, weil sie morgen früh, sehr früh aufstehen werden.

Einmal habe ich Heinrich Zille gefragt: «Sehen Sie — da sind die neuen Tüchtigen, diese Abart vom ehrlichen Kaufmann, die großen Geldmensen mit der neuen Gangart — — —. Was sagt dazu Ihr Milljöh?» Er antwortete: «Nischt. Sie haben ihren Meister jefunden.»

Sie haben ihren Meister gefunden.

Ganz in der Nähe der Madeleine, da spielt ein Mann entzückend Klavier, ein Mischblut tobt diskret am Schlagzeug. Sehr junge Engländer, alte Amerikaner, Frauen, die keine Frauen, Männer, die keine Männer, die doppelt Mann, die alles sind, was man bezahlt. Es flirrt von Witz,

Schmuck, Glanz, guten, sehr guten Parfums, halben Blicken und ganzen Gesten. Nichts Unpassendes ereignet sich. An den Wänden Plakate, hingehuschte Aquarelle, eine Fotografie: schlanke Beine auf einem Tisch, nichts als ein Paar Beine im dünnen Rahmen. Hier ist alles, alles, was Sie wollen: wirkliche Korruption, Dekadenz, lasterhaftes Getue, Getue und Laster, Bösartigkeit, das gesellschaftlich kaschierte Verbrechen, Schaukelmenschen, die Wedekind «Hopp-Hopp» genannt hat, Lumpen, gerissene Dummköpfe, wenig Bedenken, aber sehr viel Kokain.

Die «Apachen»? — Im Parterre? — Nein, bitte schön, wollen Sie sich weiter nach oben bemühen: im ersten Stock.

## TRÄUME

Vorgestern nacht habe ich von zwei Mädchen geträumt,  
die waren furchtbar kregel und aufgeräumt.  
Die eine hatte einen schwarzen Bubikopf und die andre einen braunen,  
und sie hatten einander so lieb, das war einfach zum Staunen.  
Sie waren leicht gekleidet — glatt zum Erkalten,  
und sie taten einander immer Gleiches mit Gleichem vergelten.

Ich erwachte. Was war das gewesen?

In meinem großen ägyptischen Traumbuch steht zu lesen:  
«Glückliches Familienleben.»

Gestern habe ich von lauter Umhängebärten geträumt.  
Die hatten alle ein Glas, mit etwas, das schäumt.  
Darauf stand: «Kochende Volksseele» — aber sie machten niemand naß,  
und der Sturm blieb im Wasserglas.  
Darauf kam ein Reichswehrgeneral mit einem Wehrpflichtprogramm;  
da rissen sie alle die Knochen vor ihm zusammen.

Ich erwachte. Was war das gewesen?

In meinem großen ägyptischen Traumbuch ist zu lesen:  
«Ihnen steht eine Republik ins Haus.»

Heute nacht habe ich von einem Mann geträumt,  
der hatte sich seinen Talar schwarzweißrot umsäumt.  
Er rollte seine kleinen Kalmückenaugen und hackte auf mir herum —  
ich stand hinter einer Schranke, und er redete laut und dumm.  
Er sagte: «Was? Sie wollen über einen Generalfeldmarschall etwas dichten?  
Über diesen großen Mann hat nur die Geschichte zu richten!  
Ich lasse den Saal räumen! Ruhe! Sind Sie Kommunist? Jetzt rede ich!  
Ich nehme Sie in eine Ordnungsstrafe! Was denken Sie sich eigentlich! —»

Und da wollte ich meine Meinung nicht länger verstecken.

Ich sage:

«Herr», sage ich, «... ..!»

Aber wie das so ist in der Welten Lauf —:

grade, wenns am schönsten wird, dann wacht man auf.

## EIN SATZ

Wenn Sie in einer Gesellschaft unter lauter offenen, netten und freundlichen Menschen, die ungezwungen plaudern, klar blicken und so gar keine Würde um sich verbreiten, einen sehen, der mit herausgestreckter Brust jedes seiner Worte posaunt, unter einer niedrigen Stirn zwei kleine kalte Augen, ohne daß Sklaven vorhanden wären, herrisch blitzen läßt, weil ihm nichts daran gelegen ist, etwas zu gelten, aber alles daran, mehr zu gelten als die andern, einen, der im Knopfloch ein Bändchen trägt und auf der Backe vielleicht eine schlecht verheilte Narbe, der sich sein Monokel einklemmt, wenn er etwas lesen will, das er doch nicht verstehen wird, einen, der feige und gewalttätig zugleich aussieht, und dessen ganzes Gehaben an einen mühsam gezähmten Schlächterburschen gemahnt, der auf dem Tanzboden gleich einen Krawall anfangen wird, einen, der entschlossen ist, für die dümmste Sache mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit voll und ganz einzutreten, und der so viel Prestige hat, daß ihm für die Humanitas nichts übrig bleibt, der sich, selbst ein leerer Sack, hinter seinen Titel, seine Dekoration und seine gesellschaftliche Stellung verkriecht, die er auch im Sitzen straff betont, einen, dem nur wohl ist, wenn er unter Kerls, die nicht schreiben und lesen können, aber von ihm zu fressen bekommen, mit der Reitgerte imponieren darf, und der sich hütet, in andre Gesellschaftsklassen zu gehen, weil man ihn da lächelnd abtäte, einen, der mit gut gepflegten, ein wenig zu dicken Fingern auch von jüdischen Bankiers gern nimmt, wenn es etwas zu verdienen gibt, und der den Kellner der Weinabteilung zur Abspiegelung seiner Macht braucht, den gekrümmten Trinkgeldrücken vor dem Thron seiner Eitelkeit, einen, der sich hinter dem Staat verbirgt, wenn er etwas ausgefressen hat oder Pension bezahlt haben möchte — wenn Sie so einen sehen, dann können Sie darauf schwören: dieser Mann ist ein Nationalist.

## CHEVALIER

Der männliche Mistinguett heißt Maurice Chevalier und wohnt abends von zehn bis zwölf Uhr im Palace (Faubourg Montmartre; Telefon: Bergère 44 37). Das ist ein ausgezeichnete Knabe.

Die Revue, darin er tanzt, singt, grinst und spricht, und die den über-



raschenden Titel *«Vive la femme!»* trägt, ist die übliche Ansammlung von buntem Kitsch, annehmbaren Moden, amüsanten Tricks, nackten Frauen, die sich sogar die Brüste schminken, kreisrund, lackrot — kurz: das hat die Welt durchaus gesehen. Aber ER!

Aussehen sieht er aus wie ein uneheliches Kind von Beckersachs, Lamberts-Paulsen, Westermeier, auch Giampietro soll einmal in diese Sache mit Lola verwickelt gewesen sein. Aber geerbt hat er von der Majorität seiner Väter zum Glück gar nichts. Er siegt mit der Frechheit. Er ist der Mann, der haut, der Mann, der auch einmal Geld nimmt, wenn er genug gegeben hat — er ist der Überlegene, der da siegt. In seiner leicht vorgeschobenen dünnen Unterlippe ist die freche Gutmütigkeit von Jannings, und leicht ist er, so leicht! Er schwitzt nicht. Endlich einmal ein Komiker, der nicht schwitzt.

Er macht so, was man so macht: einen lustigen Boxkampf, zu dem ihm unendlich viel eingefallen ist; er singt kleine freche Liedchen; er macht Späßerchen mit allerhand Sachen aus einem Koffer; er hüpf *«Humpa-Humpa-Humpa»* ein gespieltes Couplet, bei dem die Refrains nur pantomimisch getanzt werden — leicht, wie leicht! Und dann singt er mit einer kleinen Dame ein Duett.

Wie allemal gleiten sie ganz unvermerkt ins Couplet hinein, spielen sich hinein, tanzen hinein, keine feierliche musikalische Einleitung kündigt den *«Schlager»* an. Die Partnerin, das Fräulein Vallée, kommt ange-tänzelt und fragt ihn: *«Dites donc, Monsieur Chevalier . . .»* — *«Quoi donc?»* antwortet er freundlich, *«quoi donc?»* Sie möchte etwas wissen. In jeder Strophe möchte sie etwas wissen. Warum die jungen Bräute nicht bei den jungen Bräutigams liegen dürfen? Er sagt es ihr. Warum haben die neuesten Moden eine künstliche Ausbuchtung an der Südseite der Dame? Er sagt es ihr. Und immer, wenn er ihr eine recht unver-schämte Antwort gegeben hat, bestätigt sie knirschend. Also so: *«Ah, Monsieur Chevalier — ah, Monsieur Chevalier!»* Er, schon etwas gereizt, aber immer noch gutmütig: *«Na, was denn — na, was denn?»* — *«Warum tragen die weiblichen Statuen auf den Plätzen keine Feigenblätter?»* — *«Weil»*, antwortet er, immer im Takt, *«mein gutes Kind, weil man diese Feigenblätter eins, zwei, eins, zwei, nirgends aufhängen könnte!»* Und nun sie, beese, geschlagen, zornig: *«C'est bien vrai, Monsieur Chevalier!»* Und er, grinsend, tanzend, strahlend und mit vorgeschobener Unterlippe: *«C'est bien vrai, Mam'zelle Vallée — c'est bien vrai, Mam'zelle Vallée!»* Und so zehn Mal.

Also — wie der Kenner gleich erkennt — der gute alte Mister Gallagher and Mister Shean, jenes berühmte amerikanische Couplet mit dem Welt-erfolg. Also eine Kopie. Aber wie kopiert, mit welchem Federgewicht, mit welcher Komik in den Details, was er alles macht, wenn er antwortet, immer im Takt, immer im Takt: manchmal bleibt ihm vor Verlegen-heit, vor Angst, vor Ratlosigkeit die Stimme im langen Halse stecken:

«Mam'zelle Vallée ... Mam'zelle Vallée ...» Und sie immer böser, immer fauchender, immer schnaubender: «C'est bien vrai — Mossjöh Schschschevalier!» mit dem Ton auf der ersten Silbe. Das Duett liegt ganz am Schluß, das Haus ist ein Lachen und eine Freude. Diese himmlische Couplet-Idee hat ein berliner Schauspieler vor einem halben Jahr seinen Theaterdirektoren vorgeschlagen, und es zeugt für die armselige Phantasielosigkeit und die grundsätzliche Opposition dieser Operettenfabrikanten, daß sie es als «unmöglich» ablehnten. Nun werden sie herumreisen, und dann werden sie es sehen, und erst dann werden sie es — und wie! — kopieren.

Chevalier — aber vielleicht kennen Sie ihn? Er war kriegsgefangen in Deutschland, er wurde dann ausgetauscht, die Mistinguett soll daran nicht ganz unschuldig sein (son bisken Theaterklatsch ist doch zu was Schönes). Und nun bekommt er achtzigtausend Francs im Monat («Das ist — achtzig, zweiundzwanzig, vierundeinhalb, macht ... Donnerwetter! Das ist ja mehr als Prominentengage!» Ja), entzückt ganz Boulevard-Paris, das Palace ist knüppeldickevoll, und wenn man ihn fragte, wie er das macht: «Dit's moi, Monsieur Chevalier ...?» so wird er Ihnen schon, immer im Takt, eins, zwei, eins, zwei, ein Ding von einer Antwort hinlegen.

## ZWISCHEN ZWEI KRIEGEN

Paris, 5. Februar 1925

Die Stimmung für Deutschland ist in Frankreich umgeschlagen.

Die treuesten Blätter des Cartel des Gauches zeigen das äußerste Mißtrauen gegen die fortdauernde deutsche Brückierungspolitik, und die Meinungsäußerungen des politischen Gewerbes drücken in diesem Fall die tatsächliche Stimmung des Landes aus: die Franzosen sind enttäuscht.

In völliger Unkenntnis der deutschen politischen Psyche haben sie geglaubt, das Resultat der französischen Wahlen vom 11. Mai werde die öffentliche Meinung in Deutschland über eine gewisse Friedfertigkeit Frankreichs belehren. Der tiefe Pessimismus, dem wir hier immer Ausdruck gegeben haben, ist nur zu berechtigt gewesen: eine seit sechs Jahren verhetzte Nation, die heute noch nicht anerkennen will, daß sie den Krieg verloren hat, erwartet entweder nichts oder zuviel von dem Kabinett Herriot. Zuviel: mit verschränkten Armen und ohne die leiseste Gegenäußerung guten Willens harrten die deutschen Nationalisten auf die Räumung sämtlicher besetzter Gebiete und womöglich auf einen Schuldennachlaß, welchen Ausdruck schwächlich-demokratischer Politik man sich in Deutschland großmütig hätte gefallen lassen. Die meisten erwarteten allerdings gar nichts, weil sie über die wahre Zusammensetzung und die Innenpolitik dieses Kabinetts überhaupt nicht unterrichtet waren. Die Länder kennen einander nicht.

Nun scheinen mir allerdings die ersten Schritte Herriots auf dem Wege der deutsch-französischen Annäherung nicht allzu glücklich gewesen zu sein: der Mann ist den hellen und den dunkeln Kräften seines Landes tausendfach verbunden, kann nicht so, wie er gern will, und wird dazu immer wieder durch die Ungeschicklichkeiten des in die Politik hineinpfuschenden deutschen Reichswehrministeriums, durch mehr oder minder gewichtige Nachrichten über moralische und tatsächliche Bewaffnungsversuche aufgeschreckt. Seine Gesten über den Rhein waren nicht klar, nicht deutlich genug, der alte Aberglaube, ein europäisches Land dürfe sich nicht in die Innenpolitik des andern mischen (während es Innenpolitik ohne Rückwirkung nach außen heute nicht mehr gibt), mag ihn zu falschem Takt, zu falscher Zurückhaltung veranlaßt haben. Augenblicklich ist man zur Freude aller nationalistischen Totschläger wieder dabei, sich gegenseitig auf der Leiter des Prestige hochzuärgern. Das alles wären politische Fehler, die man wiedergutmachen kann.

Die Politik aber ist ein Gewerbe, wie jedes andre auch. Die modernen Staatsmänner drücken den Gesamtwillen ihres Landes nur insofern aus, als die Bürger ihren Beauftragten zwischen der speziellen Delegation und dem Augenblick, wo der öffentliche Protest eine Regierung hinwegsetzt, auf dem breiten Spielraum jede Betätigung nach dem Trägheitsgesetz erlauben. So wird Politik gemacht. Für die Folgen unzähliger unkontrollierbarer Einzelakte sind nachher die Massen verantwortlich. Und die Massen der beiden Länder kennen einander nicht.

Es gibt heute zwei Gruppen, die bewußt an der Annäherung der beiden Völker arbeiten: das sind die pazifistischen Politiker und die Künstler.

Die pazifistischen Politiker beider Länder scheinen mir einem großen Fehler verfallen zu sein: sie sehen nur sich, sie hören nur sich, sie urteilen nur nach sich. Die französischen Namen, die jedem Deutschen in Paris geläufig sind, lassen sich an den Fingern einer Hand aufzählen, und wenn die Hand keinen Daumen hat, schadet's auch nicht. Es sind immer dieselben. Daß es weite, außerordentlich einflußreiche Kreise der Bourgeoisie gibt, die den Deutschen knapp zu einem Interview empfangen, die nicht grade deutschfeindlich sind, aber eben diese politische Annäherung so nicht wünschen: das ahnen die meisten kaum. Die ungeheuerliche Überschätzung des politischen Apparats führt zu diesen Kongressen, Reden, Zusammenkünften, die ebenso löblich wie im Endzweck völlig nutzlos sind.

Es gibt eine Analogie zu dieser raschelnden Geschäftigkeit, dieser leerlaufenden Dreschmaschine gutgläubiger Außenseiter: das sind die Propaganda-Reisen Matthias Erzbergers während des Krieges. Dieselbe Verkennung von Spezialmilieu und Ausland, derselbe hoffnungslose Optimismus, dieselbe Überschätzung der eignen Kraft. Was sind sie zu Hause? Bewirkt diese partielle öffentliche Meinung irgend etwas?

Stürzt sie noch Minister? In Deutschland sicherlich nicht. Das Maximum dessen, was wir öffentlich in den letzten Jahren erreicht haben, ist: daß man uns nicht eingesperrt hat.

Dazu kommt, daß auf beiden Seiten der jeweilige Export von Pazifisten dem andern Lager eine Bedeutung dieser Männer vorspiegelt, die sie in ihrem eignen Lande nicht haben. Den Artischocken nicht unähnlich, gelten sie in der Fremde als eine Delikatesse und werden zu Hause für einen Sechser gehandelt. Sie repräsentieren in der Tat nichts. Die Galanterie, mit der man sich gegenseitig wichtig nimmt, Interviews gibt, Besuche empfängt, von bereits Überzeugten beachtet wird, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß das pazifistische Gros viel weniger gefährlich ist, als die Schreier auf der andern Seite wahr haben wollen. Vorsichtig schwankend, tausend nicht dazugehörige Dinge in den Pazifismus verflechtend, stets gute Staatsbürger, aber schlechte Musikanten, hier Kolonien verlangend und da ein Heer, hier die Wehrpflicht bei Verteidigungskriegen lobend und da einen Pazifismus mit der absoluten Souveränität paaren wollend — so sind alle diese ethischen Skatvereine im Grunde ein harmloses Gesellschaftsspiel und ein Jahrmarkt der Eitelkeiten. Man plaudert bei einem Täßchen Tee . . . das hat man im Jahre 1908 auch schon getan, womöglich in denselben Salons, in denselben Klubs, und die vier Jahre Unterbrechung waren ein etwas ärgerlicher Zwischenfall, über dessen konkrete Einzelheiten ein gut erzogener Mensch nicht gern spricht. Sie gleichen den Gesandten jener kleinen versailer Randstaaten, deren ganzes Budget für die Botschaften draufgeht, und hinter denen nichts steht, nicht einmal ein Land.

Weil es in diesen Kreisen für eine taktische Weisheit gilt, unter keinen Umständen seinen Heimatfilm scharf zu entwickeln, sondern ihn lieber ein bißchen verschwommen zu lassen, sind die Länder auf ihre Presse angewiesen. Und so sieht denn auch die Information aus.

In Deutschland, wo man im W. T. B. den Mantler nach dem Winde hängt, und wo die kleine Lokalpresse fast ganz in den Händen reaktionärer Buchdruckereibesitzer ist, hat man von Frankreich eine gradezu groteske Vorstellung. Es ist für einen anständigen Berichterstatter unmöglich, in diesen Zeitungen aufklärend zu wirken; sie wollen das gar nicht. Neben den unsinnigen Depeschenfetzen nichts Gescheites über Frankreich, nie eine Schilderung der französischen Familie, der französischen Studenten, der französischen Geistlichkeit, nichts. Die Kinderei, erwachsene Menschen mit doppelten Ehebrüchen, pariser Raubmördern, ältern Kokotten in Longchamps zu unterhalten, wird in Text und Bildern von den Verlegereien eifrig gefördert. Die paar Ausnahmen zählen nicht.

In Deutschland will man nicht. In Frankreich ist mehr guter Wille, sich zu informieren, aber die Quellen rieseln dünn. Was der Pariser über Deutschland aus seiner Tagespresse erfahren kann, ist mit einer Ausnahme unzureichend: die eine Ausnahme heißt *«Temps»* und gibt im



Kern durchaus wahre und ausgezeichnet dokumentierte Schilderungen aus Deutschland, die dann in den meisten Fällen durch ihre Übertreibungen und politischen Schlußfolgerungen alles andere als den Pazifismus bewirken. Die *«Europe Nouvelle»*, deren berliner Korrespondent, Camille Loutre, ein guter politischer Kenner Deutschlands genannt werden muß, ist eine Revue, nur von einem bestimmten Teil der Gebildeten gelesen.

Der Franzose weiß nicht. Er weiß nicht, daß das Entwaffnungsproblem zu keiner Stunde in Deutschland öffentlich diskutiert werden konnte, weil die alten Talare die alten Stahlhelme schützen, er weiß nicht, daß die effektive Militärgefahr geringer und die moralische weit- aus größer ist, als ihm seine Karikaturen vorspiegeln; er ahnt dumpf, daß sich Deutschland nicht gewandelt hat — und er hat recht damit. Herriot ist über diese Dinge bedeutend besser informiert — er weiß wirklich genau, was bei uns vorgeht, und nichts ist deshalb törichter als diese läppischen Versuche, durch *«Landesverratsprozesse»* ernsthafte Erörterungen über die deutsche Reichswehrpolitik und ihren Etat zu verhindern. Diese Richter mögen sich nicht einbilden, damit noch etwas zu retten.

Neulich hat ein deutscher Auch-Pazifist den Franzosen gründlich und gebildet bewiesen, daß sie geographisch, historisch, militärisch, technisch, bevölkerungspolitisch (ohne Fach-Adverbien tun wirs nicht) nichts von Deutschland zu fürchten hätten. Und wenn man bedenkt, daß der selige Friedenskaiser mit solcher Literatur fünfundzwanzig Jahre lang gewirtschaftet hat, so war es ein recht segensreicher Aufsatz. Ein anderer hat es mit dem Reichsbanner. Nun ist Saalschutz noch keine Idee, und so nützlich die Kleinarbeit dieser Leute in den Landstädten ist, Gegengewicht für die unendlich feigen nationalistischen Verbände, so suspekt ist Führung und verblasenes Programm einer Gemeinschaft, deren wachsende Militarisierung grade auf keinen geistigen Wandel schließen läßt. Ist es taktisch klug, das zu sagen —? Es ist wahr.

Die zweite Gruppe, die eine französisch-deutsche Vermittlung besorgen will, sind die Künstler. Hier haben wir dasselbe Bild: Sterne sechster Ordnung werden im Ausland künstlich aufmontiert, einer immer furchtbar eifersüchtig auf den andern, und dem Landsmann ist, wenn er sie vor dem fremden Parkett so tänzeln sieht, zu Mute wie dem gutmütig schmunzelnden Feuerwehrmann, der weiß, daß die heilige Johanna im Ballett eine dicke alte Frau mit sechs Kindern ist. Daß sich die Intellektuellen der avant-garde gegenseitig verstehen, ist nichts Wunderbares und besagt gar nichts: der Ausdruck *«avant-garde»* ist überdies irreführend, das Gros geht gewöhnlich später ganz andere Wege, und die fine fleur eines Landes bedeutet in so groben Dingen wie Krieg und Friede überhaupt nichts. Die gute Jugend beider Länder leidet an denselben Schmerzen, ist europamüde, sucht, findet nicht und hat ihren kleinen Trost, im Unglück ausländische Genossen zu haben. Im übrigen



ist sie einflußlos, denn das, was hier in Frage steht, kann nicht ästhetisch gelöst werden. Vor dem Kriege haben auf allen deutschen Bücherborden französische Werke im Original und in der Übersetzung gestanden, was die Inhaber nicht gehindert hat, sich am 1. August 1914 auch mit der Seele den Bezirkskommandeuren, jenen Hofhunden des Schutzzolls, zur Verfügung zu stellen. Sie werden es wieder tun.

Die einzigen, die wir auf der Höhe der Zeit sehen, sind die Kaufleute. Während in allen Büros des Pazifismus und der Société des Nations dasselbe ehrgeizige, nicht mehr junge, ein wenig hysterische Mädchen gutmütige alte Teppen von Gelehrten, ausrangierte Generale, Politiker mit versetztem heimischem Mißerfolg und solche, die es werden wollen, um sich versammelt — währenddessen machen sie Geschäfte. Sie allein sehen das fremde Land so, wie es auf ihrem Gebiet wirklich ist: Leistungsfähigkeit, Kreditwürdigkeit, Möglichkeit des Profits und Diskontsatz. Nur sie geben sich keiner Täuschung hin, verlangen nur, was sie bezahlen, und sind nach dem Krieg am raschesten versöhnt, weil sich Geldschränke nicht zanken. Die andern tauschen Boxer, Tänzer, Schlager und Pazifisten aus — sie: Schecks. Und keine Handelsverträge. Sie allein sind wahrhaft realpolitisch.

Wir schreiben das Jahr 1925, aber wir haben keine Zeitgenossen. Das hält alles noch kurz vor Erfindung der Dampfmaschine, läßt eine Diplomatie am Werke, die mit unendlichen Kniffen, Listen und Intrigen um ein Nichts kreiselt, deren junge Herren mit den zu großen Händen und den zu knappen Jacketts müde-interessiert dem Geschwätz der Kammern lauschen, wohl wissend, daß keiner ihr Budget verkürzt, und das ist schließlich die Hauptsache. Sie spielen Staat, verhandeln, zum Beispiel, heute noch nicht sachlich und offen über eine wirkliche Entwaffnung und übertragen auf die Société des Nations die Konventionen der feinen Gesellschaft.

Wenn man einem im Januar 1914 gesagt hätte, daß sich die Staaten, die dem einzelnen manchmal beim Geschäft lästig fielen, sich aber sonst nicht bemerkbar machten, zwölf Millionen Menschen von den Schlachtfeldern Europas in die Kalkgruben abholen würden und das sechs Monate später —: er hätte gelacht. Sechs Monate später marschierte er oder lieferte Rucksäcke und Kriegsgedichte.

Wir gehen nicht den Weg des Friedens. Was sich jetzt, hinter den Kulissen, zu verbrüdern beabsichtigt, sind leider nicht die besten Teile der Völker — es sind ihre schlechten: Industrie-Raffer und die Militärs. Es gäbe andre Kräfte — sogar in Deutschland, wo die radikale Bewegung der Zentrumsjugend unter Vitus Heller zu den bedeutendsten Erscheinungen gerechnet werden muß. Aber das sind erst Keime — ob sie aufgehen werden, steht dahin. Und Einfluß haben sie heute noch nicht.

Wir gehen nicht den Weg des Friedens. Es ist nicht wahr, daß freundliche Gespräche am Genfer See den Urgrund künftiger Kriege aus dem

Wege räumen werden: die freie Wirtschaft, die Zollgrenzen und die absolute Souveränität des Staates. Die Kinder unsrer bekanntesten Männer haben alle Aussicht, unbekannte Soldaten zu werden. Deutschland hat nicht nötig, sich in eine Monarchie zu verwandeln — diese Republik tut es auch, und viel gefährlicher als bärtige Wotan-Anbeter sind die philosophischen Verfechter eines schwarz-rot-goldenen Befreiungskampfes. Wir stehen da, wo wir im Jahre 1900 gestanden haben. Zwischen zwei Kriegen.

## MALBOROUGH S'EN VA-T-EN GUERRE

Herr General Malborough kommt heraus, herrlich bunt anzusehen und aufgetakelt wie ein Pfingstochse: weinrotes Seidentuch, dito Höflingshöschen, weiße Strümpfe, schwarze Escarpins und güldene Ringellocken. Er ist kupferrot im Gesicht vor lauter kriegerischem Mut und schielt. Er stelzt an die Rampe. «Dies, verehrte Zuhörer, ist keine Komödie — dies ist eine kleine Ballade.» Spricht's in ganz vernünftigem Ton, dreht sich um und brüllt seine Gattungemahlin an, hohl, trompetend, mit rollenden Konsonanten und weithinhallenden Vokalen. «Madame . . .!»

So beginnt Marcel Achards Komödie: *«Malborough s'en va-t-en guerre»*, die in der Comédie des Champs Elysées gespielt wird. Malborough wird von dem Direktor, dem Regisseur, dem Schauspieler Louis Jovet dargestellt. Drei Akte — aber ein Hauch, ein leiser Witz, eine außerordentliche Karikatur in Pastell. Der Pastellmaler Achard hat schon einmal ein knallbuntes Plakat gemalt: *«Voulez-vous jouer avec moi»*.

Um von der Regie und der Ausstattung einen Begriff zu geben, nehme ich für Berliner die Erinnerung an den Blauen Vogel zu Hilfe. Die Kulissen, vor bunten einfarbigen Tüchern, sind auf die einfachste Formel gebracht: das Schloß ist auf Pappe gemalt, und wenn die Königin angekündigt wird, so zieht jemand rechts und links je drei Pappdrometen auf, die unmittelbar am Schloß angebracht sind: Tātā — machen die Trompeten, das ist bei Königinnen so. Das Zelt des großen Generals sieht ähnlich aus; der Turm auch, auf den die trauernde Malborough'n steigt («Madame à sa tour monte», heißt es im Liede, «si haut qu'ell' peut monter»). Alles ist aus einem Bilderbogen ausgeschnitten, aber nicht so betont primitiv-kindlich wie bei den Russen, sondern mehr: Darauf kommt es hier nicht an — bitte, achten Sie auf das Spiel!

Man achtet auf das Spiel. Warum kann man drei Akte lang so einen leichten Spaß aushalten? Weil unten ein Orchesterchen von sechs Mann sitzt: Flügel, Cello, zwei Geigen, Flöte und eine lustige Etappen-Trompete, die laut bläst. Sie unterstreichen mit einer außerordentlich guten Musik von Georges Auric das Spiel, mit Signalen, Rezitativen und

kleinen Akt-Ouvertüren, in denen rein, abgebogen, variiert, verbeult und überfahren das alte Volkslied als Thema immer wiederkehrt.

Oben geht inzwischen folgendes vor sich:

Der Grrrroße General braucht Geld. «Lieben Sie mich, Madame?» fragt er seine Frau. Sie ist ganz Schmachtung. «Also — sie lieben mich! Dann schreiben Sie Ihrem Herrn Papa, wegen der Daumenbewegung!» Nein, das will die Dame nicht. «Haaa!» Ein markerschütterndes Gewitter durchtobt die Luft — aber, so wie beim Militär, so hilft es auch hier nicht. Hingegen hat die Malborough einen Pagen, der auch so aussieht. Er liebt sie. Aber er traut sich noch nicht so recht. Der General ist eifersüchtig, die Generalin gibt nach, die Königin erfährt, daß die von ihr geliebte Generalin . . . ach, darüber haben wir ja gar nicht so gelacht. Aber da sind vier Offiziere (die «quatre-z-officiers» des Liedes) die immer zugleich auftreten, alle dasselbe, es aber alle verschieden sagen, dazu ein vollkommen aus dem Leim gegangener Dialog («Les ordres de ma reine sont mes désirs», sagt der General einmal) — und das Stück erreicht müheelos die Wirkung Shaws ohne jede Gedanken schwere oder Auseinandersetzung.

Der General im Zelt hat eine riesige Leinwandkarte, die wird wie ein Badeläufer auf den Boden ausgebreitet, an jeden Fleck stellt er einen seiner militärischen Schafsköpfe — welch Pleonasmus! — und arrangiert den nächsten Sieg. Es geht munter zu in dem Generalszelt. Die Zofe der Generalin schreibt an die Offiziere je einen Brief, an alle denselben, wie sich bei dreien herausstellt. Der vierte kann nicht lesen. (Offiziere, die lesen können, können es meist auch nicht.) Die Herren Kameraden wollen ihm helfen. Nein, er will nicht. Er küßt den Brief und steckt ihn in den Busenlatz — vielleicht steht was andres drin . . . Eine Gefangene wird gebracht, ein französisches Bauernmädchen. Sie heißt Jeanne, wie ihre große Schwester. Der General — schert euch mal raus, ihr andern! — verhört sie selbst. Sehr militärisch, sehr würdig, und schließlich macht er ihr eine kleine Proposition. So habe ich mir immer militärische Erotik vorgestellt. Sie bittet sich Bedenkzeit aus. Gut: Bedenkzeit. «Aber du mußt mich ansehen, kleines Mädchen!» — «Ich wollte Ihnen doch eine, wenigstens eine Chance lassen, Herr General!» sagt die Kleine. Und verrät schließlich scheinbar die französischen Stellungen und packt dabei den General mächtig herein und legt ganz nebenbei eine der stärksten schauspielerischen Leistungen hin, die ich in Paris bisher zu sehen bekommen habe. Frau Jane-Chevrel heißt die kleine Dame, da stand doch *jemand* auf der Bühne, zum Donnerwetter! In dieser sauber ausgearbeiteten Vorstellung, die nur so blinkt von Akkuratess und Fleiß, eine Leistung, die ganz meisterhaft ist. In Trotz, Scham, Ausbruch und Ironie einfach wundervoll. Worauf Malborough von hinten durch die Brust geschossen, auf eine Bahre gelegt wird, angibt, ihm wäre gar nicht gut, und verscheidet.

Während sich Jouvett hinten abschminkt, geht es noch sehr heiter auf der Bühne zu: Generalin und dicke Zofe erwarten auf dem dicken Turm neue Nachrichten. Sie spähen, wie man eben so späht, in die Parkett-Landschaft. Schließlich kommen sie alle an: der Page und die quatre-z-officiers. Sag du! sagt einer dem andern. Der Page sagt. Hu — die Malborough'n bricht zusammen, wie man eben zusammenzubrechen hat. «Sprich mir von ihm!» Dem Cyrano nicht unähnlich, singt der Page, als anständiger Kerl und Dichterpage, das Loblied des andern. «Ich wußte es ja», sagt die Trauernde. «er war ein Held.» Die Offiziere sehen sich an und sagen nichts. Die Dame wendet sich vom Pagen ab, das hat er nun davon. Der Page liegt auf dem Turm und weint wie ein Hund, den man wohin getreten hat. Die dicke Zofe mit ihren vier Kerlen kommt zurück. Wer weint hier so? Mein Gott... wo hast du dein Wehwehchen? Der Page, erstickend, rasend gemacht, zerheult, brüllt die Wahrheit heraus: «Ein Feigling war er! Er war ein Feigling!» Die Zofe kanns nicht glauben. «Ists wahr?» fragt sie die vier Offiziere. Sie wollen sich herausreden. Dann geben sie zu: von hinten durch die Brust. Die Zofe kanns und kanns nicht glauben. Sie steht von einem zum andern. Und die Offiziere nehmen ihre spitzen Dreimaster ab, daß man vier kahle Schädel sieht und blicken zum Himmel, Trompetensignal — und sagen die denkwürdigen Worte: «Und wenn auch. Il a pour lui l'Histoire!» Und dann ist es aus.

Die Geschichte hat er für sich... Nicht wahr? Schiebungen mit der Frau und der hohen Obrigkeit, Mitgiftjägerei und Dummheit, Feigheit und Trottelei, Niederlage und militärischer Dünkel, daß man nicht aus den schönen Augen sehen kann, verlacht zu Lebzeiten und erkannt, heimlich gehöhnt und gelästert, durchschaut und verflucht — aber:

Wir sind nicht befugt, zu urteilen. Wir sind nicht ermächtigt, ihn einzusperren, mit seiner Person bezahlen zu lassen, die Haftung zu fordern. Wir nicht. Er trägt die Verantwortung. Die Geschichte wird richten.

### ARBEIT TUT NOT —!

Es raucht der Schlot. Sirene gellt.

Arbeit tobt durch die deutsche Welt:

Noch mehr Tender —!

Graumorgens taumelt, lungenkrank,  
der Mann aus seinem Menschenschrank.

Die Pfeife hetzt zum Eingangstor,  
Kontrolluhr, Wächter und Hund davor...

Noch mehr Tender! Noch mehr Automobile!

Der Stumpsinn treibt die Transmission.  
Wir haben auch einen Leitspruch schon:  
Arbeit tut not!

Die Fräser surren,  
Hämmer hämmern, die Sägen schnurren . . .  
Noch mehr Tender! Noch mehr Automobile!  
Noch mehr Zangen! Noch mehr Spatenstiele!

Grau stickt Büroluft alle Lungen.  
Hier hockt die Jugend; hier sitzen die Jungen.  
Rabatte gellen durchs Telefon —  
es klappert Underwood und Cohn:  
Noch mehr Tender! Noch mehr Automobile!  
Noch mehr Zangen! Noch mehr Spatenstiele!  
Noch mehr Aktien! Noch mehr Industrie!  
Und alles made in Germany!

Waren! An Waren profitieren!  
Waren sinnlos produzieren!  
Will einer sie haben? Kann einer kaufen?  
Unser Land soll in Waren versaufen!  
Klopfen, hämmern, schneiden und weben —  
eine Kleinigkeit fehlt: das Leben.  
Kleben, kochen, färben und braten —  
Kinder, macht Kinder! der Staat braucht Soldaten!  
Sind die Gräben einst voll, sinds die Gräber auch —  
das ist des Landes so der Brauch.  
Produziert Kinder! Unentwegt!  
Sie werden euch später in Kalk gelegt.  
Das ist Wirtschaftspolitik.  
Und es bläst die Militärmusik:  
Noch mehr Granaten! Noch mehr Automobile!  
Noch mehr Kinder! Noch mehr Spatenstiele!  
Noch mehr Bleche! Noch mehr Krane!  
Noch mehr Werften! Noch mehr Vulkane!  
In die Welt gepreßt bis zum Börsensieg —  
Und wenn sie nicht wollen, macht Deutschland Krieg!

Wer wird uns den rasenden Kaufmann bezwingen —?  
Arbeit tut not:

Die Masse wirds bringen.



## WIE FRANKREICH TRIUMPHIERT

Das siegreiche Deutschland hat nach dem Jahre 1871 wohl das schauerlichste an chauvinistischer Literatur geleistet. Der einzige Georg Herwegh hat prophetisch vorausgesehen, was dieser Sieg zu bedeuten haben würde, hat das Hurraspiel nicht mitgespielt, und es ist bezeichnend, daß selbst ein so geschulter Kenner wie Georg Brandes diese Opposition eines Abseitigen nicht verstanden hat. Wenn in der Geibel-Literatur überhaupt von Kriegsopfern die Rede ist, so werden die Kadaver mit dem Opernglanz und Glast getröstet, für den sie angeblich gefallen sind.

Das geschlagene Deutschland hat nach dem Jahre 1918 wohl das schauerlichste an Revanche-, Rache-, Mord- und Totschlag-Literatur geleistet. Auch hier werden die unschuldigen und für das pompöse Nichts gefallenen Menschen zur Propaganda benutzt: sie können sich ja nicht mehr wehren . . . Das siegreiche Frankreich des Jahres 1918 hat sicherlich seine chauvinistische Literatur wie andre Länder auch. Nun scheint mir aber die ledergebundene Literatur für den Geisteszustand eines Volkes nicht übermäßig bezeichnend zu sein. Herr v. Unruh ist — in totaler Verkennung seiner dichterischen Fähigkeiten durch die Snobs der Internationale — ein gutes Propagandamittel im Ausland, charakteristisch für weite Kreise in Deutschland ist er nicht. Bezeichnend sind das Kino, die Singspielhalle, die Sechserliteratur.

Das Kino? In Paris läuft ein Film: *«Tragödie auf See»*, darin wird eine Seeschlacht gezeigt, zu der das italienische Marineministerium das Bildmaterial gegeben hat. Es ist grausig. Kreuzerkanonade, Einschläge, schließlich Untergang eines österreichischen großen Schiffs, der schwere Stahlleib senkt sich, Hunderte von Matrosen klettern wie kleine Tiere darauf herum und springen schließlich ins Wasser, wo sie aufgefischt werden. Das ist nicht gestellt.

Die Texte: «In genau derselben Exaktheit und Bravour rückt die feindliche Flotte zum Kampf aus.» Und: «Die feindliche Besatzung tut ihre Pflicht und wankt nicht.» (Als sie untergehend stirbt, wird gezeigt, wie eine italienische Schiffsbesatzung präsentiert und grüßt — das ist Kriegskitsch, aber wenigstens wird der Gegner nicht gehöhnt.) Diese Texte durchziehen den ganzen Film. Zum Schluß, wörtlich: «Sorgt dafür, Völker, daß sich solche Schrecklichkeiten nicht mehr wiederholen!»

Und dieser Film — der Filmverleiher wird das zu werten wissen — ist hier bis in die allerkleinsten Kinos hinuntergegangen und wird überall beklatscht, bejaht, macht gute Häuser.

Das Kino steht nicht allein. Das Variété zeigt unter vielen solcher Nummern eine, die vor ein paar Jahren in Paris und in der Provinz öffentlich deklamiert wurde. Sie heißt: *«Tu n'as que les nuits pour dormir»*, handelt vom unbekannten Soldaten und folgt hier in einer freien Übertragung.

Man darf gewiß solche Zeichen nicht überschätzen. Aber daß in einem siegreichen Volk diese pathoslose Betrachtungsweise möglich, daß überhaupt denkbar ist, Volksdeklamatoren, die doch gewiß nicht gegen ihr Publikum und gegen ihren Verdienst arbeiten werden, solche Verse aufsagen zu lassen, daß sie dafür nicht hinausgeprügelt, sondern vom Volk, von den Arbeitern, vom kleinen Mann und seiner Frau, beklatscht und bejubelt werden: das gibt doch zu denken. Besonders uns, die wir in den Varietés aller Arten, im Wintergarten, in der Scala, von den kleinen ganz zu schweigen, den schauerlichen, schwitzenden, dämlichen Komiker haben — und was von ihm hören? Wie er die alten Zeiten, seinen Kaiser und den Parademarsch herbeisehnt, wie er die Republik, die Welschen und das Pack der Feinde anpöbelt, ohne auch nur eine Sekunde darüber nachzudenken, daß drüben dieselben Leute leben wie seine Eltern. Hier liegt eine Verschiedenheit in der menschlichen Sphäre vor, die erschreckend ist. In Paris gibt es einen Journalisten, Clément Vautel, der ist so etwa der Auburtin des kleinen Mannes. Er schreibt, graziös, nicht sehr tief, leichthin, jeden Tag das auf, was die Portiers und die Delikateßwarenhändler schrieben, wenn sie schreiben könnten: die gemeine Meinung. Der hat vor vier Jahren eine Unterhaltung der Soldatenleichen geschrieben, die da in Verdun für den Unbekannten Soldaten ausgelost wurden. «Na», sagt der eine, «du bist da nun also für den Arc de Triomphe ausgelost. Junge, ich möchte da nicht liegen: da ziehts ja! Und dann so allein! Man kann sich nicht mal unterhalten!» Das steht in einem Blatt mit Riesenaufgabe, alle Welt freut sich an dieser Desillusionierung des offiziellen Ruhms, und keinem fiel ein, nach einem Staatsanwalt zu schreien, der auch gar nicht wüßte, was er da zu tun hätte.

Das wertlose und verlogene patriotische Gegreine in Deutschland — von den obersten Richtern bis herunter zu Rudolf Herzog, von den Universitätsprofessoren und dem Reichsausschuß für Leibesübungen über den Alpenverein hinweg bis zur letzten Skatrunde: wo ist da ein Funke Menschlichkeit?

Der Franzose, der dieses kleine Gedicht geschrieben hat, widmet es einem Kameraden, der in der Champagne verschwunden ist; und ohne sich vor den Fehlern eines plutokratisch organisierten Staates wie Frankreich zu verschließen, schämt man sich die Augen aus dem Kopf, nicht, ein Deutscher zu sein — aber diese Deutschen als Landsleute zu haben.

### Auf den unbekannten Soldaten von J.-René Darnys

Du hast die Nächte nur zum Schlafen.

Soldat! Du weißt doch, wo du liegst!

Der kalte Stein, wo du dich schmiegst,

ist so ein Ort, wohin man geht,  
wenn man nicht weiß, was anzufangen.

Da kommen deine Freunde an in langen  
und dichten Scharen. Regenwolken ziehn —  
heut ist nichts mit den Tuilerien.  
Na, gehn wir hierher . . .

Ins Kino gingen sie, du armer Junge,  
wärs da umsonst . . . Sieh! Sie ziehn Trauerfalten.  
Für dich. Und weil auf ihrer Zunge  
sich noch von Mittag her ein schlechter Nachgeschmack erhalten.

An manchen Tagen wirst du schön bepredigt  
von großen Tieren, Herrn vom Parlament —  
(und alle Welt ist froh, wenn das erledigt).  
Die Flamme brennt . . .

Du bist der ihre, armer Junge!  
Dich mit dem einen Bein, mit etwas Lunge,  
dich, Opfer, namenlose Nummer:  
dich brauchen sie — und desto stummer  
du bist, je besser ists.

Für ihr Geschäft, Soldat:

Dich brauchen sie als ein Plakat —!

Du bist ihr Mann — der Mann der Generale!  
Du bist ihr Mann — der Mann der Finanziers!  
Du bist ihr Mann — der Mann der Prinzipale,  
der Hausbesitzer und der Ehrenkomitees!

Sie stehn umher auf deinen Knochen.  
Weit öffnet sich der Rednermund.  
Tagsüber kommt das angekrochen  
und schreit sich seine Kehle wund.  
Minister, Offiziere, Grafen . . .  
Du hast die Nächte nur zum Schlafen.

Und kommt die Nacht, gehn sie mit schnellen Beinen  
in ihre Kneipe, nehmen einen . . .  
Nachtschatten steigt. Du liegst allein.  
So still ist es hier nie gewesen.

Schon kann man nicht mehr alle Namen lesen:  
 Eylau und Wagram — da im Stein . . .  
 Auch da ist so viel Blut geflossen.  
 Für wen verströmt? Für wen vergossen?

Dunkel um dich. Und endlich hast du Ruh.  
 Alles ist fort. Die Schwärze deckt dich zu.  
 Es ging in blauer Dämmerung Schwaden  
 der letzte Kunde aus dem Laden . . .  
 Für heute ist dein Leidenstag geendet.

Im Sternenlicht  
 unhörbar spricht

ein toter Mann:

«Ich hab vollendet.»

## DER RASENDE REPORTER

(Ja, du kriegst deine Besprechung —!)

Egon Erwin Kisch, der tschechische Journalist, hat (bei Erich Reiß in Berlin) ein bunt eingeschlagenes Buch herausgegeben: *«Der rasende Reporter»*. «Na, rasend . . .» würde Christian Buddenbrook sagen . . . Kisch — von dem die entzückende Geschichte geht, daß Alfred Polgar ihm einst als Dedikation in ein Buch geschrieben habe: «Dem feinsinnigen Revolutionär und unerschrockenen Journalisten» — gibt hier eine mannigfaltige Sammlung seiner Berichte aus aller Welt: Whitechapel und die Erschießung des wiener Einbrechers Breitwieser und etwas von den Heizern des Riesendampfers und Heringsfang und Taucher auf dem Meeresgrunde und der Golem und Fürst Bolkonski am Grabe Trencks. Das liest sich glatt und unterhaltsam, und dazu wäre nun weiter nichts zu bemerken.

Aber das Vorwort hat mich mehr gefesselt als das ganze Buch. «Die spärlichen Versuche», heißt es darin, «die gemacht werden, die Gegenwart festzustellen, die Zeit zu zeigen, die wir leben, leiden vielleicht daran, daß ihre Autoren nicht ganz gewöhnliche Menschen sind . . . Der Reporter hat keine Tendenz, hat nichts zu rechtfertigen und hat keinen Standpunkt.»

Das gibt es nicht. Es gibt keinen Menschen, der nicht einen Standpunkt hätte. Auch Kisch hat einen. Manchmal — leider — den des Schriftstellers, dann ist das, was er schreibt, nicht immer gut. Sehr oft den des Mannes, der einfach berichtet: dann ist er ganz ausgezeichnet, sauber, interessant — wenngleich nicht sehr exakt, nicht sachlich genug. Denn Schopenhauer, den er da im Vorwort heranholt, hat etwas andres gemeint. («Ganz gewöhnliche oder platte Menschen können vermöge des Stoffes sehr wichtige Bücher liefern, indem derselbe grade nur ihnen

zugänglich war, zum Beispiel: Beschreibungen ferner Länder, seltener Naturerscheinungen, angestellter Versuche, Geschichte, deren Zeugen sie gewesen, oder deren Quellen aufzusuchen oder speziell zu studieren sie sich Mühe und Zeit genommen haben.») Man lese einmal die bescheidenen, demütigen, beinahe unpersönlichen ältern Berichte dieser Art, und man wird den Unterschied zwischen diesen Reisenden und einem modernen Reporter erkennen, der überall ein Quentchen ‹Geist›, ein Zitatchen, eine Schmeichelei über die Bildung seiner Leser — kurz: der ‹Zeitung› in seinen Bericht bringt. Nicht zu vergessen, wo diese angeblich unpersönlichen Berichte stehen: in einem Wust von Nachrichten, dummem Zeug, Telegrammen, Feuilletons und Inserenten.

Kisch hat recht: es ist töricht, in das Geschrei: «Das ist nur ein Reporter!» miteinzustimmen. Reportage ist eine sehr ernste, sehr schwierige, ungemein anstrengende Arbeit, die einen ganzen Kerl erfordert. Kisch ist so einer. Er hat Talent, was gleichgültig ist, und er hat Witterung, Energie, Menschenkenntnis und Findigkeit, die unerläßlich sind.

Vieles ist gut gesehen, fast alles ganz unbestochen. Aber wie ‹sachlich› man auch oder wie weit weg vom Thema man auch schreiben mag: es hilft alles nichts. Jeder Bericht, jeder noch so unpersönliche Bericht enthüllt immer zunächst den Schreiber, und in Tropennächten, Schiffskabinen, pariser Tandelmärkten und londoner Elendsquartieren, die man alle durch tausend Brillen sehen kann — auch wenn man keine aufhat —, schreibt man ja immer nur sich selbst.

## LEDEBOUR

### Zum Fünfundsiebzigsten

In manchem Saal hast Du gestanden  
und hast die Leute uffjeklärt;  
und unter Bockbierfestjirlanden,  
da ham sie alle zugehört.

In manchem Saal, da, wo sie hocken,  
da hatten sie zu Dir Vertraun;  
und wenn die Brieder wollten bocken,  
Du hast sie an die Wand jehaun.

Du standst als Mann vor preuß'schen Richtern,  
als Mann im Parlamentsskandal;  
von weitem sah Dich ein Gesicht an:  
Genosse . . . in so manchem Saal.



Laß mich es Dir auf Hochdeutsch sagen:  
 Du gingst den graden Weg der Pflicht.  
 Umfielen die aus alten Tagen —  
 Du nicht!

Es strahlt Genosse Schulz und Lehmann,  
 wenn Exzellenz zu ihnen spricht.  
 Du warst kein richtiger SPD-Mann —  
 Du nicht!

Da lehnen sie, die weichen Besen.  
 So fegt man nicht. Du stehst allein.  
 Du bist ein Sozialist gewesen.  
 Und das hieß einst: ein Kämpfer sein.

## WEISSE RUSSEN

Sie wohnen in ganz Europa, und sie haben viel durchgemacht. Ihre merkwürdige Geschicklichkeit, ihr enger, über alle Klassen hinweg immer wieder betätigter Zusammenschluß, ihre passive Lebenskraft lassen wenige untergehen, die meisten Verlorenes wieder aufbauen, viele von neuem aufsteigen.

Wo sie sind, ist Rußland; sie tragen die Heimat mit sich herum; wo russisch gesprochen wird, ist Erde. Sie sind nicht gut, nicht schlecht — es sind Russen.

Den Bolschewiken fluchen die meisten. Das täte in der gleichen Lage jeder, wir auch. Man hat ihnen alles genommen, sogar die Möglichkeit, zu fliehen — weil es verboten und unmöglich war, zu fliehen, sind sie geflohen, natürlich. Sie erzählen wahre Schauergeschichten über Rußland, wahr und schauerlich zugleich, im Laufe der Jahre sind Zusatz, Lüge, Übertreibung, Wahrheit und Echtes nicht mehr auseinanderzutrennen.

Aber man sollte nicht sie über Rußland hören.

Jede reaktionäre Zeitung in allen Ländern Europas hat ihren Rußland-Spezialisten, gewöhnlich einen weißen Russen. Was da alles zu finden ist —! Vom jungen Adligen bis zum gekauften Journalisten, vom nebenbei schreibenden Handelsagenten bis zum nebenbei handelnden Romanschriftsteller — alle schreiben in ihren tausendzeiligen Artikeln nur zwei Silben: Rache! Ihre Schilderungen enthalten nur dieses Wort, ihre Rufe, ihrescheinbarwissenschaftlichen Untersuchungen nur einen Schrei: Rache!

Man sollte sie nicht hören. Ein Gesindel, das nie, nie auch nur ein Wort für die Entsetzlichkeiten des Zarenregimes übrig gehabt hat, nie ein Wort gegen den Fabrikdespotismus der Westeuropäer, gegen die Herren der Tuberkulose und die Kinder des Bodenwuchers — sie ent-

rüsten sich, wenn Krassin die Botschafter zum Tee einlädt und Rakowsky Kaviar ißt. Seit sechs Jahren hocken sie auf allen Schreibtischsesseln und prophezeien den Untergang Rußlands, zu dessen Auftrieb sie niemals etwas beigetragen haben. Statistische Zahlenreihen, höhnische Untersuchungen über die Tscheke, den Fellhandel in Rußland, die Hungersnöte in Rußland — wie ein grauer, sehr durchsichtiger Schleier liegt das vor geballten Fäusten expropriierter Eigentümer, ehemaliger Teppichbesitzer, Schmuckverlierer. Was sie tun, ist menschlich — und völlig wertlos. Unglück enthüllt. So hat es den großen Mereschkowski als kleinen Bürger demaskiert. Man sollte sie nicht hören.

Sie vergessen in ihrem Unglück eines: sie sind nicht Richter — sie sind Gerichtete. Viele hats unschuldig getroffen — sie haben aber früher auch nicht gefragt. Schuld an ihrem heutigen Geschicks sind nicht so sehr sie — schuld sind die Angestellten der Buchdruckereibesitzer und Inseratenexpeditionen, die das Rachegefühl dieser Menschen als Posten in eine schmutzige Rechnung einsetzen. Aber die Rechnung geht nicht auf; es bleibt ein Rest. Der Rest rumort unangenehm-hörbar in der Tiefe.

## EIN KIND AUS MEINER KLASSE

Für Hans M.

Neulich habe ich ein Kind aus meiner Klasse wiedergetroffen, nach so langen Jahren. Es war annähernd wie im Bilderbuch: Der arme Mann stand draußen am Zaun und bettelte, und der wohlhabende Mann stand drinnen und klopfte sich die Kuchenkrümel von der Weste. «Kennst du mich nicht mehr?» sagte der arme Mann leise. Da erkannte der Reiche den ehemaligen Mitschüler und . . . ich weiß nicht mehr, wie die Geschichte weitergeht. Jedenfalls ist das Kind aus meiner Klasse, mit dem ich damals auf dem alten Schulhof umherspazierte und die bessern Sachen absprach, inzwischen Regierungsrat geworden, und aus mir wird zu meinen Lebzeiten nun wohl nichts Rechtes mehr werden. Auch für nachher habe ich leichte Bedenken.

Mit diesem also habe ich mich über früher unterhalten. Das ist eine wunderschöne Unterhaltung, und es gibt nur ein Buch, worin sie richtig aufgezeichnet steht: das ist mein Lieblingsbuch *Blaise, der Gymnasiast* von Philippe Monnier, das bei Albert Langen erschienen ist. Darin steht, was geschieht, wenn man sich später einmal wiedersieht: wie man niemals den Mann, sondern immer nur den Jungen erkennt, wie der kleine Schulkram fürs Leben haftet, wie man im Grunde ja doch immer derselbe geblieben, und wie alles vorgezeichnet ist. Was bleibt dann haften? Monnier: «L'évêque ist katholisch.» Aus — das ist alles, was er über den da weiß. Und er wird nie mehr über ihn wissen.

Ich habe ihn gleich wiedererkannt: er war noch derselbe feine, leise,

sehr überlegene und sehr angenehme Mensch. Wir saßen nebeneinander bei Tisch, es waren schrecklich berühmte Leute um uns herum, aber ich sah und hörte nichts. Ich ließ sogar das Eis zweimal vorübergehn. Ich war wieder klein und ging auf dem Schulhof spazieren, ganz wie damals.

«Erinnern Sie sich noch . . .?» — «Können Sie sich noch auf den . . . besinnen? Der Kerl hatte immer so schmutzige Hände und sagte wunderschön vor.» Alle Mitschüler kamen wieder, alle Lehrer, natürlich, und beinahe hätte ich gefragt, mitten unter den feinen Leuten: «Haben Sie Geographie gearbeitet? Ich habe keine Ahnung!»

Und als wir alle durchgehechelt hatten: die Professoren, den Direktor, den Kastellan und die ganzen Klassen über und unter uns — da hatte ich einen bitteren Geschmack im Munde. Denn das Kind hatte mit seiner leisen Stimme gesagt: «Denken Sie doch nur . . . schade um all die verlorenen Jahre!» Es war das Todesurteil über die deutsche Schule, viel, viel härter und radikaler, als es die lauteste politische Versammlung aussprechen kann.

Die verlorenen Jahre . . . Ich erinnerte mich an Dinge, an die ich jahrzehntelang nicht mehr gedacht hatte — und jetzt waren sie auf einmal wieder da. Nein, gehauen hat man uns nicht. Es war auch nicht romantisch gewesen, niemand schoß sich tot, wenn er sitzen blieb, und von Frühlings Erwachen war gar keine Rede. Das erwachte eben bei jedem sachte vor sich hin und wurde so oder so wieder zur Ruhe gebettet. Einen Zögling Törleß hatten wir auch nicht unter uns. Aber um unsre Zeit haben sie uns bestohlen, das Schulgeld war verloren, die Jahre auch.

Langweilige Pedanten gab es überall. Unzulänglichkeiten der Lehrer, viele Fehler, wir waren auch nicht die Besten. Aber was hat man uns denn gelehrt —? Was hat man uns beigebracht —?

Nichts. Nicht einmal richtig denken, nicht einmal richtig sehen, richtig gehen, richtig arbeiten — nichts, nichts, nichts. Wir sind keine guten Humanisten geworden und keine guten Praktiker — nichts.

Er sagte: «Wenn man nicht zu Hause für sich gearbeitet hätte! Wenn man nicht eine anständige Erziehung gehabt hätte . . .!» Nun, ich, zum Beispiel, habe keine gehabt, und ich beneidete ihn sehr. Er sagte: «Was ich in der Kunstgeschichte, in der Völkergeschichte, in der Geographie Europas gelernt habe, das habe ich mir alles selbst beigebracht.» Wer hätte es ihm auch sonst beibringen sollen. Unsre Schule vielleicht?

Unsre Schule war noch nicht so nationalistisch verhetzt wie die heutige. Unsre Lehrer waren nicht unintelligenter, fauler, fleißiger, klüger als andre Lehrer auch. Es war eine Schule, die etwas unter dem Durchschnitt lag, aber doch nahe am Durchschnitt. Und was lernten wir?

Deutsch: Lächerliches Zerpflücken der Klassiker; törichte Aufsätze, schludrig und unverständlich korrigiert; mittelhochdeutsche Gedichte wurden auswendig gelernt, niemand hatte einen Schimmer von ihrer Schönheit.

Geschichte: Eine sinn- und zusammenhanglose Zusammenstellung von dynastischen Zahlen. Wir haben niemals Geschichtsunterricht gehabt.

Geographie: Die Nebenflüsse. Die Regierungsbezirke. Die Städtenamen.

Latein: Es wurde gepaukt. Ich habe nie einen lateinischen Schriftsteller lesen können.

Griechisch: siehe Latein.

Französisch: Undiskutierbar.

Naturwissenschaften: Gott weiß, welcher Unfug da getrieben wurde, hier und in der Physik-Stunde! Kein Experiment klappte — es sei denn jenes, wie man mit völlig unzulänglichen Mitteln einen noch schlechteren Physik-Unterricht erteilen kann.

Mathematik: Mäßig.

Und so fort. Und so fort.

Ich denke nicht mit Haß an meine Schulzeit zurück — sie ist mir völlig gleichgültig geworden. Schultragödien haben wir nie gehabt, furchtbare Mißstände auch nicht. Aber schlechten Unterricht.

Es war ja nachher auf der Universität ähnlich — nur stand da der Unfähigkeit der Professoren, zu lehren, wenigstens oft ihr wissenschaftlicher Wert gegenüber. Aber ich denke ein bißchen traurig an die Schule zurück, heute, da ich den Wert der Zeit schätzen gelernt habe. Sie haben uns um die Zeit betrogen, um unsre Zeit und um unsre Jugend. Wir hatten keine Lehrer, wir hatten keine Führer, wir hatten Lehrbeamte, und nicht einmal gute. Ich besinne mich, nach dem Abiturium eines Freundes gefragt zu haben: «Na, und die Pauker?» — «Dumm, wie immer!» sagte er — es war so viel selbstverständliche Verachtung in seiner Stimme. Nicht einmal Haß.

Ich weiß lange nicht so viel, wie ich wissen müßte — vieles fehlt mir; für kaum ein Gebiet, das ein bißchen abseits liegt, bringe ich auch nur das scholastisch geschulte Denken mit, und das wäre ja eine Menge. Nichts habe ich mitgebracht. Was wir wissen und können, das haben wir uns mit unsäglicher Mühe nachher allein beibringen müssen, nachher, als es zu spät war, wo das Gehirn nicht mehr so aufnahmefähig war wie damals. Vielleicht wäre doch manches besser gegangen mit einem guten Unterricht!

Und sie sind so stolz auf ihre Schule! Wie sie blöken, wenn sie ihre Philologenkongresse abhalten, welche großen Worte, welche Töne! Hat sich etwas geändert? Ich weiß nicht, was Entschiedene Schulreform ist — aber ich weiß, daß es entschieden keine Schulreform ist, was man heute treibt. Vielleicht werden es ganz gute Unteroffiziere werden oder Ver zweifelte, die da herauskommen — gebildete Menschen, belehrte Menschen, instruierte Menschen sind es sicherlich nicht.

Vor dem Kriege ist einmal ein Erinnerungsbuch über die Schule erschienen — von Graf —, darin haben viele bekannte Männer der dama-

ligen Zeit ihre Schulerinnerungen erzählt. Es war erschreckend, zu sehen, welcher Haß, welche Abneigung, welche Verachtung aus den Zeilen heraussprangen!

Wir zucken nur die Achseln. Aber wenn das Kind aus meiner Klasse nun wieder ein Kind hat — was dann? Es wird in dieselben Schulen gesteckt werden müssen, in dieselben Schulen, für die kein Geld da ist — weil wir ja fünfhundert Millionen für unsern Reichswehretat brauchen —, in dieselben Schulen, in denen der Arme an seiner Zeit bestohlen wird, und über die der Reiche lacht. Nicht wahr, wir haben auch die alten Lehrer-Anekdoten aufgefrischt: von dem Mann, der keine Fremdwörter gebrauchte und also keinen Zylinderhut, sondern eine «Walze» hatte; von dem «Süßen»; und von dem «Jewaltigen Leuherr» und von allen den armen Narren. Das ist nun vorbei. Geblieben sind wir und mit uns die übeln Wirkungen dieser lächerlichen Schulbildung, die keine war. Wenn das Kind aus meiner Klasse etwas geworden ist, so ist es das trotz der Schule, nicht wegen der Schule geworden.

Denn die deutsche Schule hat heute ein Ideal, das wohl das niedrigste von allen genannt werden muß; ihre Leitgedanken, ihre Idee, ihre Lehrgänge liegen zuunterst auf aller menschlichen Entwicklungsstufe: sie ist militarisiert.

## DIENSTZEUGNISSE

Für die mit einem Sternchen versehenen Zeugnisse: Übelnehmen gilt nicht!

*\*Herr Thomas Mann* war bei mir achtunddreißig Jahre lang als Erster Buchhaltungskonzipist in Stellung. Ehrlich und fleißig, von stets gemessenem Auftreten und von sauberstem Äußeren, hat er die ihm aufgetragenen Arbeiten immer mit der größten Akkurateesse und der peinlichsten Korrektheit, wenn auch hier und da mit einem sonderbaren Anflug von Traurigkeit ausgeführt. Seinen einzigen Urlaub nahm er bei seiner Konfirmation; seitdem ist er ununterbrochen derselbe geblieben: arbeitsam, treu und pünktlich. Er verläßt unser Haus auf eigenem Wunsch, um sich fortan ganz der Fischerei zu widmen, an die ihn viele Bände fesseln. Ich kann Herrn Thomas Mann, der sozusagen ein durchaus zuverlässiger Künstler ist, nur allerseits bestens empfehlen.

*Herr Graf Hermann v. Keyserling* wurde an der hiesigen Anstalt als gehobener Mittelschullehrer verwandt. Mit seiner Lehrtätigkeit haben wir die besten Erfahrungen gebracht: die etwas dunkle Art seines Vortrags wurde zwar allgemein nicht verstanden, dagegen schämten sich die Schüler, dies einzugestehen, und hörten artig zu. Die Klassenrüpel ver-



fielen in seinen Stunden einem pädagogisch heilsamen Schlummer. Keyserling ist politisch völlig harmlos: er lehrt nur staatlich approbierte Wahrheiten sowie das kleine Einmaleins. Der Titel eines von ihm verfaßten Buches: *«Reisetagebuch eines Philosophen»* ist irreführend; gemeint ist in dem Werke er selbst. Wir entlassen ihn seiner hohen Aufgaben wegen mit Glück- bzw. Segenswünschen. Wie wir ihn schätzen, mag daraus hervorgehen, daß am letzten Unterrichtstag auf seinem Klassenpult als Wahrzeichen etwas stand, das sein Wirken gewissermaßen symbolisierte: ein alter darmstädter Armleuchter.

*Herr Kasimir Edschmid* wurde probeweise in meinem Etablissement als Coiffeur eingestellt. Seine einnehmenden Manieren, seine weitgereisten Handbewegungen sowie seine reichen Sprachkenntnisse (er spricht allein vier Sorten Französisch, darunter eine beinahe richtig) erweckten die schönsten Hoffnungen. Leider mußte er hinausgetan werden, da seine Kenntnisse im Deutschen nicht genügten, so daß er sich mit der Kundschaft nicht verständigen konnte. Entweder man verstand ihn, wußte aber nicht, was er meinte — oder man wußte, was er meinte, verstand ihn aber nicht. Seine leichte Hand in Damenfrisuren wird mir stets in angenehmer Erinnerung bleiben.

*Herr Dr. Rudolf Breitscheid* war verhältnismäßig treu, mitunter fleißig, auch ehrlich und immer etwas müde. Das Zeugnis, das er sich selbst ausstellt, kann nur ausgezeichnet genannt werden. Seine große Gedächtnisschwäche sowie seine mild verzeihende Art machen ihn besonders zu seinem schweren Beruf geeignet. Da es ein Kündigungsrecht bei seiner Firma nicht gibt, hat er alle Aussicht, noch recht lange Rayonchef zu bleiben. Herr Breitscheid, der nur ein Auge hat, genießt in den Kreisen der hiesigen Blindenanstalt das größte Ansehen. Als kleiner Nachteil könnte nur seine unselige Wettleidenschaft angeführt werden; sein ihm angeborener Hang, dabei immer auf das falsche Pferd zu setzen, hat ihn schon in manche unheilvolle Situation gebracht. Dieses Zertifikat gilt nur für die Paßbeschaffung.

*Herr Adolf Bartels* hat in unserm Stadttheater (Kottbus an der Buse) 1300mal als Komparse im *«Lohengrin»* mitgewirkt. Wir empfehlen ihn allen Opernbühnen als unerschütterlichen und unermüdlichen Statisten, der die Geschehnisse im Vordergrund mit wildem Gebrumm im Hintergrund begleitet. Sein Deutsch- und Friesentum, seine Ho- und Christenheit stehen außer allem Zweifel. Auch als Sanitätsgehilfe ist Bartels gut zu verwenden: er hat die immanente Beschneidung erfunden.

*Herr Oberlandesgerichtsrat* ... (nach Belieben auszufüllen) scheidet mit dem heutigen Tage aus dem Justizdienst aus. Wir wünschen ihm zwar

das Beste, wüßten aber nicht, in welchem Betrieb er sonst zu brauchen wäre. Herr Oberlandesgerichtsrat . . . hat nicht viel gelernt: er ist Jurist.

Herr Dr. Rudolf Hilferding wurde vom Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie in die Redaktion der *«Freiheit»* entsandt. Es gelang ihm, das gefährliche Blatt in zwei Jahren derart herunterzuwirtschaften, daß sowohl von einer Gefahr wie von einem Blatt nicht mehr gesprochen werden kann. Herr Rudolf Hilferding gilt in Finanzkreisen als ausgezeichnete Mediziner. Von ihm gibt es ein Aufsehen erregt habendes Werk: *«Das Finanzkapital»*. Seine Bequemlichkeit hat ihn leider daran gehindert, das Buch zu lesen.

\*Herr Peter Panter wurde von mir ab gestern bis heute als Privatsekretär beschäftigt. Seine Anlagen, die ihn zum idealen Zweiten befähigen, ließen mich das Beste erwarten. Leider scheiterte seine Beibehaltung an seinem frechen, vorlauten Wesen sowie an seiner maßlosen Gefräßigkeit. Seine sonst guten Manieren stellten sich als Indolenz heraus; sein Horizont hat ungefähr die Größe eines Schnapsglases. Auch seine häßliche Angewohnheit, während des Dienstes dauernd mit Bleisoldaten zu spielen, hat nicht dazu beigetragen, ihn im Betrieb beliebt zu machen. Ich wünsche Herrn Peter Panter das Beste auf seinen fernern Lebenspfaden und kann jedermann nur auf das schärfste vor ihm warnen!

## DIE HERREN BEISITZER

In der Mitte thront der Vorsitzende, in der einen Ecke sitzt der Protokollführer, in der andern der Staatsanwalt. Wozu die deutschen Strafkammern einen Staatsanwalt brauchen, ist nicht ganz klar — er hat die Funktion, alles den Angeklagten Belastende beizubringen, und das tut ja schon der Vorsitzende. Und neben dem Vorsitzenden, da sitzen nun noch, je nach der grade geltenden Justizreform, drei oder fünf Herren, und das sind die Beisitzer. Was machen die Beisitzer eigentlich —?

Die Beisitzer haben viel zu tun. Sie setzen sich zum Beispiel ihr Käppi auf, wenn es der Vorsitzende aufsetzt, nachher setzen sie das Käppi wieder ab. Oft ruhen die Beisitzer, im Unendlichen verloren, und lassen sich still im Gang der Verhandlung dahertreiben. Es kommt auch vor, daß einer von ihnen, der innern Sammlung wegen, sanft die Augen schließt. Oft aber sind die Beisitzer tätig: dann arbeiten sie.

Das normale Bild einer deutschen Strafkammersitzung sieht so aus, daß in der Mitte ein älterer Herr auf dem Angeklagten herumhackt, neben ihm einer müde in die Gegend sieht und die andern arbeiten. Sie haben dicke Akten vor, die sie eifrig durchackern. Das sind die Akten für die nächste Verhandlung, in der sie dann wieder die Akten für die

nächste bearbeiten werden. Ich weiß und bin sicher, daß sie genau und aufmerksam zuhören, ich glaube auch, daß sie Materie und Verhandlung beherrschen, so daß kein Nachteil für den Angeklagten entstehen kann. Vielleicht ist es sogar besser so für den Angeklagten . . .

«Liegt der Fall nicht klar? Der Fall liegt klar. Ach, wie oft haben wir das alles schon gehabt! Wir kennen alles, wir wissen alles — wenn man dasselbe tausendmal mitanhören muß, wird man gelangweilt. Man sitzt so dabei . . .»

Man sieht diesen Gesichtern an: Das Urteil ist gesprochen, bevor es gesprochen ist.

In einer Privatgesellschaft sah ich jüngst drei Herren einen Skat spielen. Drei spielten, und zwei andre waren dabei. Kaum, daß die die Augen aufhalten konnten. Es waren keine Steher und keine Flieger, sie saßen nicht, und sie standen nicht. Es waren — Gott sitz mir bei! — Beischläfer.

## OLLE GERMANEN

Papa ist Oberförster,  
Mama ist pinselblond;  
Georg ist Klassen-Oerster,  
Johann steht an der Front  
der Burschenschaft  
«Teutonenkraft».  
Bezahlen tut der Olle.  
Was Wotan weihen wolle!

Verjudet sind die Wälder,  
verjudet Jesus Christ.  
Wir singen über die Felder,  
wie das so üblich ist,  
in Reih und Glied  
das Deutschland-Lied.  
Nachts funkelt durch das Dunkel  
Frau Friggas Frost-Furunkel.

Die Vorhaut, die soll wachsen,  
in Köln und Halberstadt;  
wir achten selbst in Sachsen,  
daß jeder eine hat.  
Ganz zudenrein  
muß Deutschland sein.  
Und haben wir zu saufen:  
Laß Loki luhig laufen!

Wer uns verlacht, der irrt sich.  
 Uns bildet früh und spät  
 für 1940  
 die Universität.

Wer waren unsre Ahnen?  
 Kaschubische Germanen.  
 Die zeugten zur Erfrischung  
 uns Promenadenmischung.  
 Drum drehten wir  
 zum Beten hier  
 die nationale Rolle.  
 Was Wotan weihen wolle —!

### JEMAND BESUCHT ETWAS MIT SEINEM KIND

«Der Bauer hat gesagt: Erst rechts und dann links bis zu dem halbhohen Haus und dann immer gradeaus . . . Warte mal . . . Hier ist die Bürgermeisterei . . . da ist . . . das war früher nicht . . . das hat hier nie gestanden . . . Ah, hier ist die Chaussee. Jetzt weiß ich weiter.

Also, paß auf, mein Junge, da drüben lagen wir: von dem kleinen Berg an bis ungefähr hierher. Nein, es hat sich mächtig verändert — das war hier alles nicht. Na, gar nichts war — gar nichts. Hier lagen wir, dann kam eine ganze Weile nichts, das war das Niemandsland — das gehörte keinem . . . und dann kamen die Deutschen. Da drüben lagen sie — der Horchposten lag hier, nein, warte mal, da — ja, grade da, wo jetzt der Teich ist. Ihr Graben fing da an. Jetzt erkenne ich alles wieder. Immer vier Tage hier vorn, dann drei Tage Ruhe hinten. Na, Ruhe . . . Und dann der Urlaub, da wurdest du geboren — und dann wieder her. Nein, die Bauern waren alle fort — es waren nur die Soldaten hier. Wir hatten aneinander vollkommen genug. Komm mal ein Stück weiter nach vorn, vielleicht kann ich dir da etwas zeigen. Bist du müde? Wir waren auch müde, manchmal. Ja, nachts auch, du Dummerchen. Grade nachts. Meinst du, da hats aufgehört? Na — man konnte schon sehen: sie haben Raketen angezündet. Ja — viele. Viele sind totgeschossen. Siehst du, da oben, die schwarzen Kreuze? Das ist der Soldatenfriedhof, da liegen sie, da liegen sie alle . . . Siehst du, über dieses Feld hier muß der Graben gelaufen sein, grade hier. Und da! da, wo der Baum steht, da lagen die andern. Dazwischen? Dazwischen war das leere Feld. Fünfmal sind wir da gelaufen, fünf Angriffe haben wir gemacht . . . und sie sind auch darüber hingelaufen, die Deutschen . . . immer ist alles so geblieben, wie es war. Da drüben, aber natürlich — genau an der Stelle — da war der Offiziersunterstand, von da kamen immer nachts die Krankenträger,

und hier waren die größten Einschläge. Und da, gerade da, wo ich jetzt den kleinen Stein hinwerfe, da war die Sache mit Blanchard.

Besinnst du dich auf sein Bild? Es steht bei Vater auf dem Schreibtisch. Ja, der Mann mit dem großen Bart und dem ulkigen Stock. Das war Blanchard. Junge, wenn du den gekannt hättest — so einen gab es nicht mehr. Klug und anständig und so ein Freund! So ein guter Freund wie dein Freund René. Der Blanchard — guten Tag, Madamchen, na, immer noch so rüstig auf den Beinen? Ja, sehr heiß! — der Blanchard, der lag da auf Horchposten. Das ist ein Posten, der muß horchen, wann die Feinde kommen. Und da kam ein Schrapnell geflogen, und ein Eisenstück muß ihn grade in den Bauch getroffen haben. Das war nachts um zwölf. Junge, halt doch meinen Finger nicht so fest, es tut dir ja hier keiner was! Und da hat er geschrien, drei Nächte und zwei Tage hat er noch gelebt. Nach mir hat er immer gerufen, nach mir und nach seiner Mutter. Die Stimme wurde immer leiser. Zuletzt hat er nur noch ganz leise mit seinem Verbandsfetzen gewinkt — ganz wenig. Wir konnten ihn nicht holen. Niemand durfte heraus — es wäre der sichere Tod gewesen. Damals waren die Deutschen grade furchtbar erbittert, ich glaube, sie hatten eine Schlacht verloren. Und da mußten wir ihn liegen lassen, den Blanchard, die ganze Zeit über. Ich wollte auf ihn schießen — damit er nicht so zu leiden brauchte. Aber es ging nicht, er lag in einer Mulde, und ich konnte auch nicht. Er hat so geschrien, daß sie aus dem Neben-graben zu uns gekommen sind, weil sie wissen wollten, was es da gäbe. Hier war das. Da hinten ist unser Feldwebel gefallen, da war der große Einschlag, bei dem zwei Korporalschaften draufgegangen sind... da ungefähr muß ich gestanden haben. Nein, nein! Das ist nur in deinen Lesebüchern so. Du mußt nicht glauben, was in deinen Geschichtsbüchern steht — es ist alles nicht wahr. Dies hier — das ist wahr, Junge...»

«Was hast du, Papa? Warum sagst du nichts mehr? Nimm doch die Hand von den Augen —! Papa —!»

## AUSSENSEITER DER GESELLSCHAFT

In dieser Ecke der Bibliothek pflegen zu stehen: der alte *«Pitaval»* (recht langweilig und würdig von Paul Ernst bearbeitet); der *«Neue Pitaval»* (Willibald Alexis, nie wieder erreicht); der *«Moderne Pitaval»* (eine außerordentlich gut dokumentierte Zusammenstellung, soviel ich mich erinnere, bei Mohr in Tübingen erschienen); die zwölf Bände von Friedländer: *«Moderne Prozesse»* (ganz schlecht, dumme und kitschige Zeitungsberichte, nur als unmaßgebliche Gedächtnisauffrischung zu benutzen) — und nun will eine neue Sammlung dazugestellt werden: *«Außen-seiter der Gesellschaft»*, herausgegeben von Rudolf Leonhard (Verlag Die Schmiede in Berlin). Ein Band liegt mir vor: *«Der Fall des General-*



*stabschefs Redl*», erzählt von Egon Erwin Kisch. Das ist ein Schlager ersten Ranges.

Im Vordergrund steht der Fall, jener große Spionagefall, der vor dem Kriege ein schnell ersticktes Aufsehen erregt hat, der Fall mit Daten, Personen, Dokumenten und einer Fotografie des Feschaks, die aus irgendeinem Bande der *«Fackel»* entnommen zu sein scheint. (Wie sich überhaupt immer mehr herausstellt, daß Österreich eine Erfindung von Karl Kraus ist. Dieser Fall auch.)

Kisch hat die reine Erzählerfreude. Der schmale Band ist ein spannender Kriminalroman, brillant gesteigert, ausgezeichnet aufgebaut. Wie weit die Dokumentation in Ordnung ist, kann ich nicht beurteilen. Einer der beteiligten Offiziere wird als Quelle angegeben; daß er nicht alles, und daß er nicht alles so gesagt hat, wie es in Wahrheit gewesen, ist klar. Die Geschichte hat ein Loch: der Schuß eines Gastes im Hotel wird nachts gehört und bleibt nicht stundenlang unbemerkt . . . Aber welche Geschichte —!

Der Oberst Redl bringt viele Menschen wegen Spionage ins Zuchthaus, betreibt von Amts wegen Spionage und Gegenspionage, lebt nur gegen die Spione — und ist selbst einer. (Die Erzählung der Entdeckung: ein Meisterstück.) Der österreichische Generalstab ist kompromittiert, die politischen Folgen sind nicht abzusehen, der Skandal muß erstickt werden, er wird erstickt. «Sie dürfen um einen Revolver bitten, Herr Redl!» — «Ich bitte gehorsamst . . . um einen Revolver.» Die Kommission der Zwöckl wartet unten auf der Straße, bis sich der oben eine Kugel in den Kopf geschossen hat — so erzählt wenigstens einer der Kameraden. Beschlagnahme, Pech bei der Durchsicht der hinterlassenen Sachen, Pressespektakel, Verscharrung ohne militärische Begleitung (was Strafverschärfung bedeuten soll), Aufdeckung aller Fäden — aus.

Aber hinter diesen dunkeln Geschichten, den kindischen und verbrecherischen Spionagefällen, den bespitzelten Spitzeln, den Leuten, die belauern, dafür bezahlt, zugleich bewacht und im Dienst der Gegenseite geklappt werden — da steht er: der Staat. Da leben diese Vereine, von denen jeder eine Fahne, aber keiner einen Funken Anstand hat, von metaphysischen Fiktionen, betrügen einander und werden betrogen, präparieren Mord und sühnen mit Totschlag, wenn sie einer daran hindern will, verkörpern die Sittlichkeit mit den gemeinsten Mitteln und hindern Europa, Europa zu sein. Denn was ist es jetzt? Ein Vaterlandskomplex mit Ladehemmungen, mit einer Fahne als Totem und Banken als Tabu, Urhorden, die ihre Kinder auffressen, Staaten, deren wahrhafter Ausdruck ihre Generale sind: bunt, dämlich, von den Kaufleuten dotiert und mit einer Verantwortungslosigkeit, die ihren Wunsch, zu töten, auf die andern transponiert, die getötet werden. Innenseiter der Gesellschaft.

## PARISER TAGE

*Vorgestern.* Vorgestern ist das Töchterchen meines Freundes Albert L. zu Papa ins Schlafzimmer gekommen, am frühen Morgen, im Nachthemd und furchtbar eilig. «Papa! wir wollen Theater spielen!» Papa hatte am Abend vorher mit mir gearbeitet, bis drei Uhr morgens, im Louvre, und er war noch sehr verschlafen. «Theater . . . ? Wie denn?» — «Also, paß mal auf: Du mußt hier sitzen. Und dann muß ich reinkommen, und dann muß ich dir was erzählen, was ganz Langes!» — «Ja, aber was?» — «Das weiß ich noch nicht. Ich komme also da rein und erzähle dir was, und du mußt gut zuhören. Und dann mußt du sagen: *«Trop tard! Rideau!»* Vier Silben . . . und das ganze französische Boulevard-Theater.

*Gestern.* Auch in Frankreich gibt es so etwas wie eine neofaschistische Literatur. Alles, was um Charles Maurras herumwimmelt, der zur großen Wut der *«Action Française»* nicht in die Akademie gekommen ist; alle jüngeren Herren, die da in Firma Barrès Nachfolger auftreten — sie alle sind für eine Erneuerung Frankreichs von Grund auf. Es gibt eine Parallelscheinung in allen Ländern Europas, und überall schneidet die Sozialdemokratie in dieser Bewegung sehr schlecht ab. Man schilt sie kleinbürgerlich. Es sind nicht nur die Kommunisten, die der Partei diesen Vorwurf machen. «On est», steht geschrieben, «on est toujours le réactionnaire de quelqu'un.» Das ist sehr wahr. Es muß übrigens gesagt werden, daß diese neue französische Literatur durchaus nichts mit dem Sonnenwendkultus der Deutschen zu tun hat, und daß sie sich gar nicht im Chauvinismus gefällt. Obgleich es den auch gibt. Aber ein Buch wie *«Explication de notre Temps»* von Lucien Romier ist eine bemerkenswerte Erscheinung, die man auch vom andern Ufer her durchaus ernst nehmen kann.

*Heute* war es in der zweiten Klasse der Métro genau so voll wie abends um sieben zwischen Nollendorfplatz und Zoo. Eng aneinandergedrückt stehen die Leute, es geht liebenswürdig und ohne Krach ab. Nur kommt es in der Enge manchmal vor, daß mancher ein bißchen galant wird . . . Alles ist ganz still. Auf einmal sagt eine feine Mädchenstimme in der Stille: «Germaine, tu vas prêter tes fesses à monsieur — car moi j'en ai assez!» Jetzt werden Sie nachsehen, was «fesses» heißt, und dann ist das Unglück fertig.

*Morgen.* Morgen kommen die letzten dreißig Seiten von *«Chacun son tour»* daran. Das ist der dicke Angriff des dicken Karls, Charles Humbert, des ehemaligen Senators, der sich dafür rächt, daß Poincaré ihn einmal vors Kriegsgericht geschleift hat. Was ich bis jetzt zu mir genommen habe, ist so munter, daß man sich voller Freuden nach dem nächsten Krieg sehnt. Also so sieht es hinter den Kulissen der Fronten aus! Geschäfte, Spionage, Gegenspionage, Intrigen, daß die Akten wackeln; du hast gewußt, daß sie eine Spionin ist, wir haben nicht gewußt, daß

du einer bist, ihr habt nicht wissen können, daß er einer gewesen sein muß. Allmächtiger Himmel! Bolo war offenbar wirklich einer, vielleicht weiß darüber der Oberst Nicolai besser Bescheid als ich. Und man ahnt bei diesem Geschäft nie, wo das Geschäft aufhört und wo der Kintopp anfängt. Da haben sie mutmaßlich — so stehts bei Humbert mit viel Dokumenten, dafür und dagegen — die kleinen Anzeigen des *Journal* dazu ausgenutzt, dem deutschen Nachrichtendienst in der Schweiz nützliche Winke zu geben. Die Rubrik *«Pour se retrouver»* war für die Flüchtlinge aus den besetzten Provinzen ein gutes Mittel, um die Familienmitglieder wieder zusammenzuholen, und das soll nach den Behauptungen des französischen Generalstabs zu Spionagezwecken verwendet worden sein. Also etwa so:

«Franz ist gesund. Georgette ist in Valmy, Mama in St. Quentin, angekommen am 8. 3. mit viel Mobiliar.»

Jeder geübte Spion sieht sofort, daß das nur heißen kann:

«Schwere Artillerie im Anmarsch. Bei Valmy nichts Neues, Ablösung in St. Quentin. Das VIII. Armeekorps ist mit drei Divisionen und Tanks angriffsfertig.»

Ja, heute lachen wir darüber. Aber als die Humbertschen Geschichten spielten, war der allgemeine Geisteszustand mehr zum Weinen, und es soll ja heute noch in allen Ländern Europas Gerichte geben, die den Spionagedienst sehr ernst nehmen. Lebenslänglich ernst.

*Übermorgen.* Da hätten wir Dienstag, und da habe ich mir aufgeschrieben: Vormittag Quais. Ich suche nämlich etwas. Ich suche eine Zeitschrift.

Auf den Quais ist es nicht mehr dasselbe wie früher, und wenn Ihnen jemand mit dieser falschen Feinschmeckermiene erzählt: «Ich habe gestern bouquinisiert», dann lachen Sie ihn nur ruhig aus. Denn die Automobile, die neue Schnelligkeit, die neuen Leute haben das bißchen Romantik an den Quais ratzekahl abrasiert, man findet hier und da noch ganz hübsche Sachen, manchmal sogar etwas wie eine billige Seltenheit... aber gar so arg ist das alles nicht mehr. Trotzdem: ich suche. Ich suche die alte *«Assiette au Beurre»*.

So etwas wie dieses Blatt haben wir nie gehabt. Es erschien lange Jahre hindurch, war in Deutschland selbstverständlich immer, durch direkte Verfügung des Reichskanzlers stets auf zwei weitere Jahre, verboten, und enthielt das Kostbarste an Gesellschaftssatire, was man sich denken kann. Gewöhnlich war jede Nummer nur von einem Künstler gezeichnet: Hermann-Paul und Jossot und Galanis und Vadasz haben da mitgetan, und jeder behandelte in der ganzen Nummer immer nur ein Thema. *«Der Selbstmord»*, *«Die Autorität»*, *«Die Rekruten»*, *«Rußland»* (das war ein Lieblingsstoff des Blattes), die Stützen von Bank, Thron und Altar — es war ganz herrlich. Man könnte heute noch ein Album zusammenstellen, es blinkte nur so von Aktualität. Von der dicken Concierge, die das

große Los gewonnen hat und sagt: «Die Sache hat nur einen Haken — jetzt kann ich die Post von den Mietern nicht mehr lesen!» bis zu dem Skelett, das sich mit den andern auf dem Kirchhof unterhält: «Warum ich heute abend im Frack bin? Ich bin zu einer spiritistischen Sitzung eingeladen!» — es ist alles da. Ich will mir zusammenkaufen, was es noch gibt, und dann will ich davon träumen . . . Den unmöglichen Gedanken zu Ende träumen: Ein deutsches Witzblatt.

## FRAU EBERT

Die *«Berliner Morgenpost»* gibt an, daß die Witwe des Reichspräsidenten einige fünfhundert Mark Pension monatlich beziehe, das Maximum der Beamtenpensionen überhaupt. Das Blatt betont ausdrücklich, daß anders lautende Gerüchte, die diese Summe höher ansetzten, unrichtig seien. Sie werden schon unrichtig sein, und es ist ein Skandal, daß sie unrichtig sind.

Fritz Ebert ist der erste Präsident der deutschen Republik gewesen, und seine Politik haben wir hier immer recht heftig bekämpft. Wir sind auch heute noch der Meinung, daß das politische Wirken des Mannes unheilvoll, verderblich und falsch orientiert gewesen ist. Eine ganz andre Sache aber ist die Beurteilung seiner bürgerlichen Persönlichkeit.

Der Präsident war ein sauberer Mensch. Unbemittelt ist er in die Wilhelmstraße gezogen, und unbemittelt wäre er im Mai wieder weggezogen. Selbst sein schärfster politischer Gegner darf ihm nicht nachsagen, daß er sich bei irgendeiner Gelegenheit bereichert hätte, daß er — wie Bismarck — sein Amt benutzt hätte, um recht vorteilhafte, wenn auch nicht verbotene Geschäfte mit seinem Bankier zu machen; daß er jemals spekuliert, etwas eingesteckt, mehr als das Gehalt verdient hätte. Die albernen Verleumdungen, die den Mann mit den Barmats in Verbindung brachten, sind für rechtlich denkende Menschen längst widerlegt — die deutschnationale Landstadt und ihre Gossenspresse wird nicht gut vom Gegenteil zu überzeugen sein. Sein Auftreten war anständig und zurückhaltend — und wenn man sich in den Kreisen von Leuten, die entsetzlich stolz auf ihre Fischmesser waren, von Frau Ebert kindische Geschichten erzählte, so beschworen die nur die Erinnerung an die Formen der Herren Landrichter herauf, die sich als Burschenschafter erheblich unangenehmer zu benehmen pflegten.

Die Beamtenpension für die Hinterbliebene des Mannes ist zu gering, ein Benzingeld für reiche Leute. Ich weiß sehr wohl, daß es Hunderttausende von Proletarierfrauen in Deutschland gibt, die froh wären, auch nur die Hälfte dieser Pension ihr eigen zu nennen. Aber es handelt sich nicht um Frau Ebert — es handelt sich um die Frau des ersten Präsidenten der Republik. Der Republik, die den geschlagenen

kaiserlichen Generalen auch dann noch den zehnfachen Betrag in den Rachen wirft, wenn die alle drei Monate einen neuen kleinen Hochverrat entrieren, und der für die Tausende von Offizieren mit dem einträglichen Beruf nichts zu teuer ist.

Keine Partei wird wagen, eine Vermehrung zu beantragen. Die Sozialdemokraten nicht, weil sie vor lauter Taktik nicht laufen können; die paar ehrlichen Republikaner, die es unter den Demokraten gibt, nicht, weil man «aus rechtlichen Gründen» dergleichen nicht befürworten kann; die Kommunisten nicht, weil sie immer noch nicht merken, daß Indianertänze um ein Grab keinen Klassenkampf bedeuten — und die andern werden grinsen, aber nichts bewilligen.

Die Regierung? Sie wird schweigen und dies Schweigen würdig den andern Augenblicken anreihen, wo sie schweigt. Sie schwieg, als die protestantischen Kirchen in Berlin den Trauerzug nicht ehrten, und sie schwieg, als eine vom Staat besoldete Anstalt, die Technische Hochschule in Charlottenburg, mit frechem Hohn eine Trauerfeier verweigerte, für die sich unter Wilhelm Rektor und Professoren die FrackschöÙe zerschwänzelt hätten.

Von Frau Ebert ist nicht ein einziger Zug in die Öffentlichkeit gedrungen, der auch nur im entferntesten so peinlich berührt hätte wie die Hohnäsigkeit ostelbischer Gutsfrauen. Frau Ebert verdiente eine Gabe der Republik.

Sie wird sie nicht erhalten.

## DER ALTE HERR

Werden wir eigentlich auch mal so? Der alte Herr schlurft seelisch, mit den Beinen geht es noch ganz gut, er denkt nur in Filzpantoffeln. Seine Lebensarbeit hat er geleistet, sein Bestes gesagt, sein Schönstes gewirkt — er könnte nun abtreten. Er könnte nach Hause gehen, um seinen Kohl zu bauen — weise lächelnd den Weltenlauf betrachten und uns andre mit seiner überlegenen Güte beschämen. Er könnte auch noch in hohem Alter wirken, noch einmal blühen — das mag vorkommen. Er könnte ab und zu ein Wort sagen über den Lauf der Welt, ein Wort, in dem so vieles rauschte, wenn man es ans Ohr hielte, wie in einer Muschel . . . Es ist ein alter Herr.

Aber welche Agilität! Der Motor läuft falsch, seine tote Last ist viel zu hoch — drei Viertel der Tagesarbeit des alten Herrn gehen damit hin, die jüngern Leute daran zu hindern, auch nun ihrerseits nachzurücken. Ah — nichts davon. Das macht er alles noch allein! Ich habe es so lange gut gekonnt — ich werde es auch weiterhin machen! Die kleinen flinken Augen gehen rings im Kreise, ist da jemand —? Hier hat niemand zu sein! Wie eine dicke Henne auf Küken und Eiern, so sitzt



der alte Herr auf seinem Werk, das er eifersüchtig gegen frische Luft bewahrt und bewacht. Immer die Hosen voll Furcht, er könnte eines Tages abgesetzt werden, immer die finstere Vision des Endes vor Augen, gestachelt vielleicht von der ehrgeizigen Frau, paßt er mächtig auf. Beileibe nicht auf das, was er zu tun hat — sondern auf die andern, die seins nicht tun sollen. Seinen Kram erledigt er, wie vor dreißig Jahren — in alter Frische. Die Jüngern beißt er weg — «Ist der und der etwa gefährlich?» — in alter Frische. Welche Kraft! Welche irregeleitete und verkehrt angewendete Arbeit! Und keiner sagt: Du bist zu alt, alter Junge — geh ab! Du ähnelst dem Professor, dessen Frau sagte: «Ich weiß nicht — mein Mann liest jetzt ein Kolleg, in das geht kein Mensch hinein. Und früher war es so voll! Und es ist doch noch genau dasselbe Kolleg wie vor dreißig Jahren.» Keiner sagts. «Wissen Sie — man kann doch nicht — es ist ein alter Mann . . .» Eben deswegen. Wie zäh das klebt! Wie eigensinnig das ist, wie unangenehm ehrsuchtig, wie eitel, wie verbohrt, wie hartnäckig! Es muß doch schwer sein, zur richtigen Zeit abzutreten. Ob wir auch einmal so werden —?

«Sagen Sie mal . . . Schönes Wetter heute! . . . Sagen Sie mal . . . hm . . . Was Sie da in der *«Weltbühne»* über den *«alten Herrn»* geschrieben haben: haben Sie da an einen Bestimmten gedacht?» An einen Bestimmten? Nein. An zwei. Ich kenne zwei, die so sind — einen in der Politik, einen in der Literatur. Ich habe sie ein bißchen übereinander fotografiert, und nun ist der Typus herausgekommen. «Und . . . entschuldigen Sie . . . können Sie mir die Namen verraten?» Beide Herren werden den kleinen Aufsatz lesen und werden sagen: Wahrhaftig — solche alten Knacker gibts noch. Da hat er ganz recht. Wir Jungen . . . «Na ja — aber die Namen! Ich meine, wer ist das?» Die Namen? Wirklich prachsvolles Wetter heute!

## BRIEF AN EINEN BESSERN HERRN

Alle Dienstbriefe beginnen ohne Anreden, Höflichkeitsausdrücke oder Redensarten sofort mit der Sache.

Vorschrift für den Schriftverkehr

Paris, 19. März 1925

Nach fünfjähriger Tätigkeit verdienen Sie eine Art von Bewunderung. Das Quantum Schlaueit, Energie, Skrupellosigkeit, die Fähigkeit, Jahre hindurch den Mund zu halten, beweisen, daß Ihre Klasse im Lande die erste geblieben ist. Ebenbürtige Gegenspieler haben Sie allerdings nicht.

Von einem Sozialdemokraten gerufen und eingesetzt, auf das geschickteste das Bedürfnis nach «Ordnung» (der alten sozialen Unordnung) mit der Versorgung ehemaliger Soldaten verknüpfend, haben Sie still und langsam Mann für Mann, Sattel für Sattel, Korporalschaft für Korporalschaft das wieder aufgebaut, was die tiefste Sehnsucht des Kommis- und Kommiß-Deutschen von jeher gewesen ist, Garantie für den Zehnstundentag, für Bodenhandel, Befriedigung aller kleinromantischen Wünsche der Maschinenmenschen: das Heer.

Alle unterstützten Sie, keiner hinderte Sie. Ihre nominellen Vorgesetzten, die geschmeichelt waren, daß Sie so human und loyal mit ihnen sprachen, während sie stets das leise Gefühl kitzelte, daß sie von Rechts wegen in den Arrest gesteckt werden müßten, machten die widernatürliche Lage, daß Sie noch der Untergebene waren, durch Höflichkeit, Nachgiebigkeit, Gehorsam wieder gut. Sie konnten zufrieden sein.

Es hinderte Sie auch von draußen her keiner.

Die völlig unverständliche Haltung der fremden Mächte, die über das, was bei Ihnen vorgeht, besser unterrichtet sind, als Sie vielleicht wissen, hielt an: sie schrieben Berichte, zögerten, griffen nicht ein und zeichneten über Akten gebeugt auf, was alle kleinen Landstädte Deutschlands lachend zugaben. Von Monat zu Monat wurde offener gearbeitet, Ihre jungen Herren lächelten nur noch, wenn auf die ausländischen Kommissionen die Rede kam. Sie schwiegen, bauten auf, Sie sind noch nicht fertig — aber etwas haben Sie in Gemeinschaft mit den Kaufleuten schon erreicht: das imperialistische Deutschland ist wieder eine europäische Macht geworden.

Nun, da es so weit ist, hat sich der neue Aufschwung zu einem Vorschlag an das Ausland verdichtet: Anerkennung des halben Versailler Vertrages. Der Westen soll in Ruhe gelassen werden, Deutschland wird die Rheingesänge abbauen, Deutschland will keineswegs etwas gegen Frankreich unternehmen. Gegen wen denn —?

Gegen Polen.

Man kann auch auf einem andern Wege als über Belfort der Stadt Paris beikommen — nämlich über Warschau.

Während die deutsche Politik der letzten vierzig Jahre nur auf einer vorhandenen oder herbeigesehnten Uneinigkeit zwischen England und Frankreich aufgebaut war, drehen sich nun die deutschen Außenpolitiker nach der andern Seite und unternehmen das Gefährlichste, weil zunächst Erfolgreiche und dann erst zu einer Katastrophe führende, das es für uns gibt: eine aggressive Ost-Politik.

Die Rektifikation der Ostgrenzen Deutschlands liegt hart an der Notwendigkeit. Der Polnische Korridor ist zwar bis auf den heutigen Tag niemals eine Prestigefrage der deutschen Nation gewesen — Sie werden ihn in kürzester Zeit dazu gemacht haben. Er ist unpraktisch,

er ist mittelalterlich, die Enklave Ostpreußen ist ein Widersinn, er hindert viele kommerzielle Beziehungen. Die Abneigung der Polen gegen Deutschland datiert aus der Zeit des Hohen Kaiserlichen Trampels (H.K.T.) — und niemals hat die Republik den Polen auch nur angedeutet, daß sie jetzt anders mit ihnen umzugehen gedächte. Das ist schwer, die Polen sind, wie alle kleinern Völker, die einmal in der Unterdrückung gelebt haben, von einem wilden provinziellen Nationalismus besessen — um mit ihnen erfolgreich arbeiten zu können, muß man wohl schon ein Staatsmann sein.

Die Ostgrenze Frankreichs steht in des Wortes wahrster Bedeutung bombenfest. Hier in Polen sehen Sie ein Loch. Das ist schlau, aber nicht klug.

Sie können fast alles, was nun folgen wird, ohne Mühe erreichen. Ihr Plan gleicht gewissen deutschen Komödien: die ersten beiden Akte sind ausgezeichnet, aber nach der großen Pause wird es nicht weitergehen.

Also zunächst wird alles klappen. Sie können den Anschluß Österreichs erreichen, der für Sie unerläßlich ist, Durchdringung Österreichs mit dem preußischen Schwung. Vorbei ist es dann in Wien mit der republikanischen Reichswehr; vorbei mit gewissen demokratischen Tendenzen, die in diesem Stumpf vorhanden sind; vorbei auch mit der leisen Anmeierei an die Entente, der man immer mit einem Blinzler sagen konnte: Wir sind nicht so schlimm wie unsre reichsdeutschen Brüder! — der Herr von Hofmannsthal, der den Marschall Lyautey in Marokko besuchen wird, läßt wahrscheinlich seine Kriegsaufsätze hübsch zu Hause und hat überhaupt angenehmere Manieren als der reichsdeutsche Kollege. Anschluß —? Der Hofrat Zifferer in Paris wirds schwer haben, schwerer als bisher.

Die Tschechoslowakei wird nicht so leicht zu fangen sein. Aber das ist auch gar nicht nötig. Dieser Staat, durchsetzt von Leuten, die keine Tschechen sind, oft noch geschüttelt von Nationalitätskämpfen, wenn auch bemerkenswert gut geführt, stellt für Sie, der Sie nicht anders als militärisch denken können, keine erhebliche Gefahr dar. «Mit den Tschechen werden wir schon fertig werden.» Fertig ja — es fragt sich nur, wer am Schluß fertig ist.

Bleibt Polen. Sie kalkulieren so:

Die Polen sind für den Anfang zu überrennen. Dazu ist nötig, daß Sie sich vorher mit Rußland verständigen. Nun ist ja den Russen allerlei zuzutrauen — nur nicht, daß sie mit Ihnen gegen Polen und Rumänien dieses große Geschäft machen, bei dem jeder glaubt, den andern hinterher schon betrügen zu können. Das ist die alte deutsche Politik: fremde Völker wie stabile Posten in die Rechnung einzustellen. Manchmal bleibt ein Rest.

Das alte Preußentum hat sich gewandelt, und die neue Republik ist

nach rechts gerutscht. Sie haben gewiß schon einmal im haltenden Zug gesessen, während auf dem Nebengleis die Wagen langsam anruckten, Sie kennen diese kleine Augentäuschung, die Ihnen dann imputiert: zu fahren. In der umgekehrten Lage befinden sich Ihre treuesten Helfer, die Republikaner: sie rücken immer näher an den alten Imperialismus heran und frohlocken jeden Tag, daß der Abstand immer geringer wird. Das wird er wirklich. Und die Republik, die wir einmal erträumt hatten, auch.

Und nun sind Sie also im besten Zug, sich den Rücken zu decken, den sie dem Westen zugewendet haben. England scheint Ihnen schon gewonnen, denn darin sind Sie so optimistisch wie Herr Stahmer in London, der aus einem Händedruck des Herrn Chamberlain fröhliche politische Folgerungen zieht. Von Frankreich fürchten Sie im Augenblick nichts. Es scheint Ihnen alles in schönster Ordnung.

Frankreich hat mit sich selbst schwer zu tun. Während jeder siegreiche Krieg eine Stärkung des Staatsgedankens bedeutet, also eine Stärkung des Imperialismus, schwenkt hier ein ganzes Land im tiefsten Friedenswillen nach links — ein Zeichen, daß mit dem Sieg irgend etwas nicht in Ordnung ist. Die Währungsschwierigkeiten, die verärgerte Kirche, die sehr geschickte Führung der Opposition durch ihre Finanziere, die Währungsschwierigkeiten, die auf Herrn Caillaux zurückgreifen lassen (zurück — nicht vor), die Versuche, die nun folgen werden, «das Vermögen da zu besteuern, wo es ist», werden dazu führen, daß es da bald nicht mehr sein wird. Frankreich ist zwar ein gesundes Land, das keine Milliardenzahlen in seiner Franc-Rechnung haben wird — aber es hat Schwierigkeiten. Deutschland hat nicht gezahlt und wird nicht zahlen. Und selbst die neuern Versuche, England und Amerika zu einem Arrangement der Schuldenlast zu bewegen, sehen nicht grade glücklich aus.

Eine neue Ost-Politik hebt an. Während vor dem Kriege jemand feststellen durfte, daß Rußland am Schlesischen Bahnhof anfangte, fängt es heute bei Saarbrücken an. Sie haben heimgefunden. Es sieht also günstig für Sie aus —? Sie werden also Erfolg haben —? Sie werden also Deutschland zu einem mächtigen Staat machen —? Zu dem mächtigsten Ost-Europas, Vor-Asiens —?

Sie werden, glücklicherweise, keinen Erfolg haben.

Der Gedanke, die Deutschen, die im Westen nicht einmal die fünfte Stelle einnehmen können, zu den Engländern des Ostens zu machen, ist nicht so schlecht. Da gibt es viele Klingelleitungen zu legen, viele Fabriken zu errichten, viel zu organisieren. Da kann man noch eine Rolle spielen, Predigten aufsagen, die im Westen keiner mehr wissen will, imponieren, womit man sonst nur Gelächter geerntet hat. Da ist ein weites Feld.

Aber Sie kennen die Welt nicht. Sie vergessen, daß die Welt heute

noch und in den nächsten zehn Jahren einem großen Saal gleicht, in dem eine mächtige Schlägerei aufgeflammt ist, mit großem Krach, Hinauswurf von hundert Leuten, mit einer Galerie, die eingestürzt ist, und einem Polizeiaufgebot, das Verhaftungen vorgenommen hat. Und weil Sie immer nur in einer (heute erweiterten) Kaste gelebt haben, weil Sie schlau, aber nicht klug sind, gewitzt, aber nicht weise, gerissen, aber nicht vernünftig — deshalb machen Sie sich einen falschen Begriff von den Dingen, die Deutschland schon einmal an den Rand des Untergangs gebracht haben: von den Imponderabilien. Gibt es in diesem Saal jetzt wieder einen Ruhestörer — und sei es selbst einer, der Skandal macht, weil man ihm seine Brieftasche gestohlen hat, also einer, der im Recht ist —: seien Sie überzeugt, daß eine Welt aufsteht und ruft: «Ruhe!»

Halten Sie es für einen Zufall, daß damals aus Kaledonien und Kalifornien die Leute nach Europa gefahren sind, um Sie und Ihresgleichen zur Räson zu bringen? «Propaganda» sagen Sie. Ach, man kann nichts durch Propaganda aus den Menschen herausholen, was nicht in ihnen ist — und davon verstehen Sie nichts. Sie glauben nicht, wie Abneigung eint. Sie glauben nicht, wie heute, heute noch, die absolute, über alle wirtschaftlichen Erwägungen hinauslangende Einheit der ganzen Welt vorhanden ist für den Fall, <daß Deutschland wieder anfängt>. Schon ist der polnische Außenminister Skrzynski nach Paris gefahren, weil er weiß, was ihm da blüht — Frankreich hat sicherlich zur Zeit andre Sorgen, als sich um die Weichsel zu kümmern, und man kann nicht einmal sagen, daß etwa das Land dem Fremden, der da um Hilfe bittet, zjubelt.

Triumphieren Sie nicht zu früh. Sie haben ja viel für sich, das ist wahr. Sie haben einen Völkerbund, der den Territorialbestand seiner Mitglieder nicht gut ausbalanciert hat, der noch nicht sieht, daß man große Teile der Souveränität an das über den Völkern stehende Gebilde abgeben muß, daß unbehauene Steine nicht regelmäßig in einen Kasten aufgeschichtet werden können — Sie haben vorläufig noch einen Völkerbund ohne die Realisierung seiner Idee. Daß den Polen der versprochene Zugang zum Meer nur gewährt werden konnte, indem man einen andern Staat schädigte, und indem man einen Fall konstruierte, wo beide Recht und beide Unrecht haben — das beweist, daß sich Europa noch nicht gefunden hat. Es ist weniger vorhanden als jemals.

Aber triumphieren Sie nicht zu früh. Versuchen Sie den künstlich verstopften Abzug jener entsetzlichen deutschen Expansionstüchtigkeit mit Waffengewalt zu öffnen, so werden Sie späterhin das gleiche Weltwunder erleben wie anno 1914. Sie und Ihre Freunde werden sich andre Wege suchen müssen.

Das tiefe Unverständnis, daß Sie heute noch in England den Freund erblicken, in England, wo der Deutsche viel weniger gern gesehen ist,



viel niedriger notiert als in Frankreich, das, wenn man es nur in Ruhe ließe, durchaus zu einer Zusammenarbeit bereit wäre; die vollkommene Instinktlosigkeit, daß Sie immer noch nicht ahnen, wie sehr Sie als Beauftragter anderer Leute handeln — Ressort: Krieg —; die übermächtige Neigung, jetzt Deutschland — Ihr Deutschland, nicht das unsre — in den Balkan zu verwickeln, es in die Gemeindeschule statt auf die Universität des Westens zu schicken: das alles zeigt, welche Führer das deutsche Volk gebiert. Vergeblich sagt grade jetzt Thomas Mann den Franzosen, wie nötig der Anschluß Deutschlands an den Westen wäre — er hat in Deutschland den Beifall gebildeter Händler nur, solange er ihre Geschäfte nicht stört. Deutschland könnte sich heute dem Westen angliedern — es mag ihn nicht, es hat ihn nie gemocht, und es wird zurückgehen in den Osten.

Sie setzen auf die richtige Seite — für die erste halbe Stunde. Sie tippen falsch — für den Endspurt. Und Sie tippen richtig, wenn Sie auf nahe und ferne Sicht mit Ihrem Treiben immer nur Innenpolitik machen wollen, bei allen außenpolitischen Fragen — in Polen, Rußland, Tschechoslowakei und Österreich — immer nur Innenpolitik. Da werden Sie Meister sein. Da werden Sie (gegen niemand) siegen.

Mögen Sie den Konsum der andern erzwingen und die eigne Produktion noch erhöhen; mögen Sie Territorien, auf denen man Deutsch spricht, für sich als Absatzgebiete in Anspruch nehmen; mögen Sie aus dem nahen Osten ein einziges Rittergut für demokratische Industrieherrn machen — es gibt eine Klasse, die dabei auf alle Fälle, noch im Produktionssegen, schwer verlieren wird; die mit Steuern, Löhnen, Blut und Müttern bezahlen wird, was Sie einstecken wollen; die verlieren wird, während Sie Schlachten gewinnen und Verhandlungen: das ist die deutsche Arbeiterschaft. Aber deren Führer sind blind, taub und stumm.

## EINER PFEIFT SICH EINEN

Die rue de Vaugirard ist so lang wie ein Satz von Proust. Ich gehe schon eine dreiviertel Stunde — das macht aber gar keinen Spaß. «Hepp!» Kein halber Pogromruf — so ruft der feine Mann in Paris einen Wagen. Das Automobil schnurrt ab.

Während ich mich von einer Backe auf die andre setze und mich freue, wie rasch der Wagen bremsen und wieder anfahren kann, und wie haargenau er die Kurven nimmt, höre ich ein leises Pfeifen. Wahrscheinlich ein Straßenjunge — huit, vorbei. Hier in der Buchhandlung bin ich einmal gewesen; da habe ich die herrlichen *«Holzkreuze»* von Dorgelès gekauft, ein ausgezeichnetes Kriegsbuch, ein guter Führer für den nächsten. Ich weiß noch genau, wie der Verkäufer erst gesucht

hat . . . inzwischen darf man sich den halben Laden ansehen, alles umkramen, aufblättern . . . Wieder das leise Pfeifen. Merkwürdig, wie die Gassenjungen in Paris pfeifen. Wie die Mäuse. Das ist eine feine Beobachtung, ich werde sie mir merken. Ja, da stand ich in dem Buchladen, draußen in der Straßenauslage wühlten die Leute in den Ständen; es wird wenig gestohlen: man berechnet den täglichen Verlust bei einer Buchhandlung auf etwa zwanzig Francs, das geht an. Und ist zum Beispiel die Ladentür geschlossen, so gehen, ausprobiert, viel weniger Kunden in den Laden. Sie wollen wohl empfangen sein. Aber wer pfeift denn da —? Das können doch keine Jungen sein, so viel pfeifende Jungen gibt es doch gar nicht. Radelt einer hinter mir her? Ich sehe durch das kleine Fensterchen rückwärts: da fährt ein bockbeiniger Ford-Wagen — Ford pfeift nicht, davon steht nichts in seinem Buch. Also wer ist es dann? Immer noch dauert das leise Pfeifen an. Ich bin es nicht. Also —?

Der Chauffeur pfeift. Er lenkt, hupt, tritt in die Bremsen, gibt Gas und Saures — und pfeift sich einen. Wie denn? Im Dienst? Er hat gar keinen Dienst. Er pfeift, weil er zufrieden ist, weils ihm Spaß macht, auf der Welt zu sein, weil er gut gegessen hat, weil er nicht mehr Sorgen hat, als zum notwendigen Betrieb und zur Aufrechterhaltung des Schwergewichts absolut nötig sind. Der Mann wird gut und gern seine achthundert Francs verdienen, wahrscheinlich mehr. Aber er kommt damit aus, manchmal drückt manches, aber es geht doch. Essen, Wein, Kleidung, nur die Wohnung liegt qualitativ — wie bei allen Parisern — mehrere Stufen unter der übrigen Lebensführung, es ist, als wohnten sie in der Wohnung eines minderbemittelten Freundes. Jedenfalls pfeift er. Wupp, um die Ecken und dabei einen sehr komplizierten Java ausstoßend — es geht gut mit dem Tempo des Wagens. Ob er Sonne im Herzen hat? Ich kann ihn nicht danach fragen: das kann man nicht übersetzen. Er ist weder Optimist noch Mitglied des französischen Reichsbundes Allgemeiner Droschkenchauffeure noch Arbeitnehmer und als solcher . . . er ist: natürlich. Ist dem nahe, was andre Leute beinahe vergessen haben: dem Leben und der Natur, dem Ding, das man nicht nennen kann.

Gott weiß, was hier kommen wird. Umlauert von baisselüsternen Bankiers, von händler- und handelsüchtigen Politikern, fast überrundet von einer besser organisierten Welt, rings umwimpelt von Nationalfähnchen, diesen Schnupfentüchern unartiger Kinder, liegt Frankreich und arbeitet unter dem grauen Seehimmel des Nordens und der hellen Sonne im Süden. Die andern haben Probleme. Der pariser Chauffeur läßt die Bremse los, fährt an, nimmt die Straßenecke, daß es nur so glitscht, und pfeift.

## DIE VERWANDTSCHAFT

Wenn man auf Verwandtschaft zu sprechen kommt, trifft man bei den meisten Leuten auf ein trübes Kopfschütteln, das einen resignierten Seelenzustand ahnen läßt. Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung werfen ein klagendes Echo zurück: «Wem sagen Sie das!» Aber so wie die Dantesche Hölle mehrere Stationen des Leidens hat, so gibt es Verwandtschaft und Verwandtschaft. Die Grundzüge sind überall gleich — die Nuancen lokal verschieden.

Bei Eugène Fasquelle in Paris (11 rue de Grenelle) ist in diesem Jahre eine kleine Anti-Verwandtschaftsbibel erschienen: *«Les Familiotes»* von Jean Rostand. Der Titel ist nicht recht übersetzbar, der ganze Inhalt auch nicht.

Das Buch ist aus zwei Gründen ungemein interessant: einmal wegen der darin enthaltenen Schilderung der französischen Bourgeoisie und dann wegen eines kleinen Kapitels, das von Satire strahlt. Es ist in einem angenehm leichten Stil geschrieben, französische Bücher sind für Deutsche zur Zeit billig, ich kann es nur bestens empfehlen, wir können Auffrischungen aller Art gut gebrauchen.

Der einleitende große Essay *«Les Familiotes»* befaßt sich also mit dieser Landplage, mit der Familie. Was er nicht enthält, ist jenes panische Entsetzen, das einen anständigen Menschen erfaßt, wenn er sehen muß, wie sich unangenehme Mitmenschen in seine Angelegenheiten mischen. (Karl Kraus hat einmal auf die tiefe Bedeutung des Wortes «Familienbande» hingewiesen.) Diese profunde Einmischung erscheint dem französischen Autor selbstverständlich, und da nichts für den Menschen so charakteristisch ist wie das, worüber er gar nicht spricht, so muß es in dem bürgerlichen Frankreich ganz munter auf diesem Gebiet zugehen.

Aus dieser Schilderung, die übrigens nur einer geschrieben haben kann, der alle Stationen passiert hat, geht zunächst hervor, daß die Sippenbindung in der haute bourgeoisie des Landes viel enger geblieben ist als bei uns. Wer an seinem raunzenden Onkel und an der ewig geschwätzigen Tante eine wahrhafte Rache nehmen will, der lese Müller-Lyers *«Die Familie»*, darin er über den Untergang dieses Stücks Abendlandes erbauliches Material finden wird. So weit sind sie in Frankreich noch nicht. Die Schilderung schmeckt nach einem Hamburg vor dem Kriege — wie ich überhaupt die Parallele: Hamburg—Paris niemals ganz loswerde, hier wie dort die enge gesellschaftliche Geschlossenheit, derselbe Stolz der großen Familien, die nur sich kennen, und in die man so unendlich schwer eindringt . . . An Berlin darf man dabei gar nicht denken: eine solche Gesellschaft besitzt Berlin nicht mehr, diese Kreise sind zu schmal, als daß sie satirisch zu erfassen wären.

*«Les Familiotes»* sind Leute, denen es gut geht — es sind die Leute,

die eine parlamentarische Laufbahn vorbereiten, durchführen, beenden, wenns not tut; der Name hat Zauberkraft, da gibt es noch ein Bürgertum, das sich scharf, wenn auch nicht sehr selbstbewußt, gegen den Adel (in der Republik) abgrenzt. Lustig wird die Sache erst, wenn Rostand den Anachronismus dieser Institutionen aufzeigt, ein leiser Knacks geht durch alle diese Gebilde, es stimmt da etwas nicht mehr. Immerhin spielt sich diese Lächerlichkeit nicht auf dem Niveau unserer Kleinstadtromane ab — diese Familien sind sozusagen von großzügiger Kleinlichkeit. Vieles ist nicht übertragbar, weil es so diffizile Finessen bei uns nicht mehr gibt — hier und da entschlüpft dem Leser — und dem Autor — der unhörbare Ausruf: «Ihre Sorgen möchte ich haben!» — und man lächelt sich leise durch diesen amüsanten Essay.

Es folgen sehr reizvolle kleine An- und Aufsätze über den Reichen, über den Armen und über das Verhältnis zwischen «Herrschaft» und Personal. Der Mann, der diese letzte Schublade am treffendsten und witzigsten auf der Welt ausgeräumt hat, ist nicht Shaw (der ja halb so gefährlich ist, wie er sich vorkommt), sondern der dicke Chesterton, ein Schriftsteller, dessen Witz an Dimension sogar seinen Bauch übertrifft. So viel darf man hier nun nicht verlangen. Aber Rostand hat doch die böse Spannung zwischen arm und reich sehr gut erfaßt, wenngleichen auch hier für unsere Augen eine Holzschnittgemütlichkeit herrscht, der sanften Rührung vergleichbar, mit der man sich etwa vielerlei Postkutschenmodelle ansieht: es ist alles sehr gut und schön, aber wir fahren schließlich heute mit der Bahn . . .

Mir fällt auf, daß selbst die verwegenen französischen Schriftsteller niemals von einem Hilfsmittel Gebrauch machen, das uns stets so nahe liegt: so wie die Anwendung medizinischer Terminologie die Liebe tötet, so tötet ein gutes nationalökonomisches Vokabular die Verblasenheit aller Standesromantik. (Die Nationalökonomie gibt es natürlich nicht; man kann seinen Doktor darin machen, aber sonst ist sie etwa mit dem Hexenaberglauben des Mittelalters zu vergleichen. Als Mittel zur Diagnose unvergleichlich, hat sie für die Therapie etwa denselben Wert wie die Medizin.) Aber hier finden sich lautere Töne, schärfere Waffen, hier wird ein kleines bißchen Figaro lebendig, Figaro, der unter vielem Seifenschaum eine Bewegung macht, bei der unter dem Gewand leise etwas klirrt. Die Formulierungen sind nicht so ulkig wie bei Georg Hermann, dessen herrliche «Steht doch das Stück in der Küche und wascht sich!» bisher unübertroffen ist, sie sind auch nicht so endgültig wie bei Wells, der einmal von einer Dame und ihrem Gärtner sagen läßt: Mister Soundso war für die Gnädige das Ideal der unteren Klassen — fleißig, dumm, nicht ganz ehrlich und der Verantwortung ganz und gar unfähig — aber auch in diesen Kapiteln, in denen das Huhn im Topf der pariser Arbeiter in und nach dem Kriege zu einem revolutionären Symbol wird, wo die Perlenkette zum wahren

Wappen der Familie wird, steht viel Gutes und Treffendes über die moderne französische Gesellschaft, die übrigens mit dieser wenig schmeichelhaften Kritik nicht gerade zufrieden gewesen ist.

Und dann folgt ein Kapitel, das man Satz für Satz nachschmecken kann, und dessentwegen Sie nicht versäumen sollten, in die rue de Grenelle zu schreiben. Das Kapitel heißt *«Les petites fleurs du langage quotidien»*. Vor dem Kriege ist einmal ein kleines Buch in Frankreich erschienen, *«Les Pourquoi»* von Émile Berr: das enthielt merkwürdige, fast idiotisch anmutende Beobachtungen aus dem täglichen Leben, die einen schon damals mit erschreckender Deutlichkeit darüber belehrten, wie diese Epoche mechanisiert und egalisiert ist. Da hieß es: «Warum schlägt es immer halb, wenn man nachts aufwacht?» — «Warum macht es Spaß, wenn man seinen Koffer auf dem Bahnsteig an sich vorbeifahren sieht?» und ähnliche tiefgründige Wahrheiten mehr. Darin war auch unter der Überschrift *«Ça et là»* aufgefangen, was einem so an Gesprächsfetzen auf der Straße entgegenfliegt: «Ich behaupte nicht, daß es Gespenster gibt, ich konstatiere nur . . .» Und: «Sie rasieren sich selbst? — Sie habens gut —!» und so. Das hat Rostand aufgenommen, und weiter unten habe ich versucht, ein paar Proben zu geben.

Man wird daraus einen eleganten modernen Schriftsteller kennenlernen, man wird ersehen, wo Frankreich hält, oder doch, wo gewisse Kreise der Oberschicht des Landes halten, und man wird daraus ersehen, daß wir das Land nicht kennen. Wir fangen an, es kennenzulernen. Eine Flut französischer Übersetzungen prasselt auf Deutschland hernieder, sogar Proust will man übersetzen, ein Unterfangen, das ich mir nicht vorstellen kann, denn alles, was sich übersetzen läßt, ist noch nicht übertragbar, und ich werde nicht müde werden, darauf hinzuweisen, daß ein Snobaustausch zweier Länder noch nicht zum gegenseitigen Verständnis beiträgt. Es scheint mir zur Zeit auf dem Gebiet einen einzigen Kenner moderner französischer Literatur zu geben, einen, der wirklich vermittelt: das ist Curtius, der einzige, der Bescheid weiß, und in dessen Stimme nicht jener fatal näselnde Tonfall des Snobs zu finden ist, der nicht unterrichten, sondern imponieren will. Der große Rest macht sich und den andern etwas vor.

Zurück zu Tante Jenny, Onkel Max, den Herrschaften und den Dienstboten. Hier die Proben:

### Die Herrschaft

«Das kann ich Ihnen sagen: was meinen Sie, wie sie arbeiten, wenn es für sie selber ist!»

«Also da kann man nun sagen, was man will: wenn sie zur Kirche gehen, stehlen sie weniger!»

«Ich bin mit meiner sehr zufrieden: anständig, wie sich das gehört,



denkt nur an das, was sie zu tun hat — es ist eine Wohltat, ihr bei der Arbeit zuzusehen.»

«Lassen Sie Ihrer den Schlüssel zu ihrem Zimmer?»

(Unterbrechung des Übersetzers: Selige Zeiten! Ach, gnädige Frau, besinnen Sie sich noch auf diese herrlichen Unterhaltungen über die Dienstboten, wo «sie» als Feind, Freundin, Gesprächsstoff, Mittelpunkt fungierte — und wo man sie noch bezahlen konnte? Weiter:)

«Und wenn ich so dran denke, was ich alles für sie getan habe! Jedesmal, wenn der Bruder auf Urlaub kam, habe ich erlaubt, daß sie ihn einladet!»

«Diese schlechten Manieren hat sie bei einer alten kranken Dame angenommen — die hat sie zu freundschaftlich behandelt.»

## DER PRIMUS

In einer französischen Versammlung neulich in Paris, wo es übrigens sehr deutschfreundlich herging, hat einer der Redner einen ganz entzückenden Satz gesagt, den ich mir gemerkt habe. Er sprach von dem Typus des Deutschen, analysierte ihn nicht ungeschickt und sagte dann, so ganz nebenbei: «Der Deutsche gleicht unserm Primus in der Klasse.» Wenn es mir die *Leipziger Neuesten Nachrichten* nicht verboten hätten, hätte ich Hurra! gerufen.

Können Sie sich noch auf unsern Klassenprimus besinnen? Kein dummer Junge, beileibe nicht. Fleißig, exakt, sauber, wußte alles und konnte alles und wurde — zur Förderung der Disziplin — vom Lehrer gar nicht gefragt, wenn ihm an der Nasenspitze anzusehen war, daß er diesmal keine Antwort wußte. Der Primus konnte alles so wie wir andern, wenn wir das Buch unter der Bank aufgeschlagen hatten und ablasen. Meist war er nicht mal ein ekelhafter Musterknabe (das waren die Streber auf den ersten Plätzen, die gern Primus werden wollten) — er war im großen ganzen ein ganz netter Mensch, wenn auch eine leise Würde von ihm sanft ausstrahlte, die einen die letzte Kameradschaft niemals empfinden ließ. Der Primus arbeitete wirklich alles, was aufgegeben wurde, er arbeitete mit Überzeugung und Pflichtgefühl, er machte seine Arbeit um der Arbeit willen, und er machte sie musterhaft.

Schön und gut.

Da waren aber noch andre in der Klasse, die wurden niemals Primus. Das waren Jungen mit Phantasie (kein Primus hat Phantasie) — Jungen, die eine fast intuitive Auffassungsgabe hatten, aber nicht seine Leistungsfähigkeit, Jungen mit ungleicher Arbeitskraft, schwankende, ewig ein wenig suspekten Gestalten. Sie verstanden ihre Dichter oder ihre Physik oder ihr Englisch viel besser als die andern, besser als der ewig gleich arbeitsame Primus und mitunter besser als der Lehrer. Aber

sie brachten es zu nichts. Sie mußten froh sein, wenn man sie überhaupt versetzte.

Es müßte einmal aufgeschrieben werden, was Primi so späterhin im Leben werden. Es ist ja nicht grade gesagt, daß nur der Ultimus ein Newton wird, und daß es schon zur Dokumentierung von Talent oder gar Genie genügte, in der Klasse schlecht mitzukommen. Aber ich glaube nicht, daß es viele Musterschüler geben wird, die es im Leben weiter als bis zu einer durchaus mittelmäßigen Stellung gebracht haben.

Der Deutsche, wie er sich in den Augen eines Romanen spiegelt, ist zu musterhaft. Pflicht — Gehorsam — Arbeit: es wimmelt nur so von solchen Worten bei uns, hinter denen sich Eitelkeit, Grausamkeit und Überheblichkeit verbergen. Das Land will seine Kinder alle zum Primus erziehen. Frankreich seine, zum Beispiel, zu Menschen, England: zu Männern. Die Tugend des deutschen Primus ist ein Laster, sein Fleiß eine unangenehme Angewohnheit, seine Artigkeit Mangel an Phantasie. In der Aula ist er eine große Nummer, und auch vor dem Herrn Direktor. Draußen zählt das alles nicht gar so sehr. Deutschland, Deutschland, über alles kann man dir hinwegsehen — aber daß du wirklich nur der Primus in der Welt bist: das ist bitter.

## DIE ZENTRALE

Die Zentrale weiß alles besser. Die Zentrale hat die Übersicht, den Glauben an die Übersicht und eine Kartothek. In der Zentrale sind die Männer mit unendlichem Stunk untereinander beschäftigt, aber sie klopfen dir auf die Schulter und sagen: «Lieber Freund, Sie können das von Ihrem Einzelposten nicht so beurteilen! Wir in der Zentrale . . .»

Die Zentrale hat zunächst eine Hauptsorge: Zentrale zu bleiben. Gnade Gott dem untergeordneten Organ, das wagte, etwas selbständig zu tun! Ob es vernünftig war oder nicht, ob es nötig war oder nicht, ob es da gebrannt hat oder nicht —: erst muß die Zentrale gefragt werden. Wofür wäre sie denn sonst Zentrale! Dafür, daß sie Zentrale ist! merken Sie sich das. Mögen die draußen sehen, wie sie fertig werden!

In der Zentrale sitzen nicht die Klugen, sondern die Schlaun. Wer nämlich seine kleine Arbeit macht, der mag klug sein — schlau ist er nicht. Denn wäre ers, er würde sich darum drücken, und hier gibt es nur ein Mittel: das ist der Reformvorschlag. Der Reformvorschlag führt zur Bildung einer neuen Abteilung, die — selbstverständlich — der Zentrale unterstellt, angegliedert, beigegeben wird . . . Einer hackt Holz, und dreiunddreißig stehen herum — die bilden die Zentrale.

Die Zentrale ist eine Einrichtung, die dazu dient, Ansätze von Energie und Tatkraft der Unterstellten zu deppen. Der Zentrale fällt nichts

ein, und die andern müssen es ausführen. Die Zentrale ist eine Kleinigkeit unfehlbarer als der Papst, sieht aber lange nicht so gut aus.

Der Mann der Praxis hats demgemäß nicht leicht. Er schimpft furchtbar auf die Zentrale, zerreißt alle ihre Ukase in kleine Stcke und wischt sich damit die Augen aus. Dies getan, heiratet er die Tochter eines Obermimen, avanciert und rückt in die Zentrale auf, denn es ist ein Avancement, in die Kartothek zu kommen. Dortselbst angelangt, räuspert er sich, rückt an der Krawatte, zieht die Manschetten grade und beginnt, zu regieren: als durchaus gotteingesetzte Zentrale, voll tiefer Verachtung für die einfachen Männer der Praxis, tief im unendlichen Stunk mit den Zentralkollegen — so sitzt er da wie die Spinne im Netz, das die andern gebaut haben, verhindert gescheite Arbeit, gebietet unvernünftige und weißt alles besser.

(Diese Diagnose gilt für Kleinkinderbewahranstalten, Außenministerien, Zeitungen, Krankenkassen, Forstverwaltungen und Banksekretariate, und ist selbstverständlich eine scherzhafte Übertreibung, die für einen Betrieb nicht zutrifft: für deinen.)

## SIEBEN GESPENSTER

Professor Budweis von der Metaphysischen Universität New Callen hat nach langjährigen Forschungen ein zwei Pfund schweres Buch über die Klassifikation der landläufigen und seltener auftauchenden Gespenster geschrieben, aus dem wir hier einige Auszüge wiedergeben.

### Das gemeine Hausgespenst

Nachts, wenn die ersten Möbel knacken (auch bezahlte Möbel knacken, aus Angst, sie fürchten sich so) — nachts, wenn die ersten Strahlen des sanften Mondes milchig durchs Fenster glimmen — nachts gegen halb ein Uhr erhebt sich das gemeine Hausgespenst. Hausgespenster erscheinen niemals um die Mitternachtsstunde — sie verschlafen die Zeit. Die meisten lassen sich durch die Ehemänner wecken, die gegen halb eins nach Hause kommen. Der Schlüssel knirscht, die Tür klappt, die Gattin fhrt erschreckt aus dem Schlaf auf und fragt ein bischen laut: «Wieviel Uhr ist es?» — Dann erwachen die Gespenster.

Das Hausgespenst geht zunächst an den Likrschrank und nimmt dort einen kleinen Schluck. Morgens wird die Hausfrau fragen: «Marie! Waren Sie bei dem Curaçao?» — «Nein», sagt Marie. Man wird ihr nicht glauben. Das Gespenst schüttelt dann betrübt den Kopf — es mag diese sen Liköre nicht, andere sind nicht da — und begibt sich hierauf mit großen Schritten an den Wäscheschrank. Es entnimmt demselben eine Menge kleiner Taschentücher, immer hat es den Schnupfen,

nachts spuken ist eine mühselige und gesundheitsschädliche Sache — es schnauft und schneuzt sich. Nachher fehlen Taschentücher. Haben Ihnen noch nie Taschentücher gefehlt?

Hierauf begibt sich das Gespenst, immer noch in die hohle Hand hustend, auf das grüne Sofa, setzt sich und nimmt übel. Dann spukt es.

Hausgespenster sind entsetzlich faul. Die Konkurrenz von Dienstmädchen, bösen Verwandten und herumschlurrenden brummigen Männern haben ihnen jede Lust genommen, sich sehr stark zu betätigen. Im großen und ganzen begnügen sich Hausgespenster damit, die üblichen kleinen Arbeiten zu verrichten, als da sind: der Hausfrau den Schlüsselbund zu verstecken, ein bißchen Rizinusöl in den Tee zu tun, der morgen früh getrunken werden soll, einige Ziffern im Haushaltungsbuch auszuradieren, acht Mark aus der Kasse zu nehmen (der Etat eines Gespenstes ist hoch: Laken, in denen zu spuken ist, sind entsetzlich teuer, Ersatzknochen auch) — den linken Pantoffel des Hausherrn zu verstecken. Der Pantoffel ist ein Ding, das nur in der Einzahl vorkommt, wie jeder weiß. Das Hausgespenst ist harmlos, leicht verdummt durch den nächtlichen Umgang mit immer denselben Menschen, gewöhnlich schwer verliebt in die Köchin (daher haben so viele Köchinnen Alldrücken) und im großen und ganzen ein netter Mitbewohner.

Jede Wohnung hat *ihr* Hausgespenst. Gespenster ziehen nicht mit um, wenigstens ist das sehr, sehr selten. Manche Gespenster fahren nachts Fahrstuhl — dann funktioniert der am nächsten Morgen nicht, wofür die Mieter fälschlich den Wirt verantwortlich machen.

Das Hausgespenst schläft am Tag oben auf den Gardinenstangen und träumt. Herrscht großer Familienkrach im Hause, so kommt es vor, daß es die Gardinenstange herunterwirft.

### Das Geschäftsgespenst

Bürogespenster gespenstern nur am Tage. Nachts schlafen sie. (In Tintenfassern und Schreibmaschinen — daher Kleckse und verwickelte Farbbänder.) Das Geschäftsgespenst steht morgens mit dem Glockenschlag acht Uhr auf, wirft zunächst der Reinemachefrau den Eimer um, daß man die zehn Häuser weit fluchen hört, und begibt sich nunmehr an die Arbeit. Ein emsiges und einigermaßen gesundes Geschäftsgespenst richtet in den vier Morgenstunden bis zur Mittagspause folgendes an:

Privatpost für den Chef wird sorgfältig auf die Tischkante gelegt, eine Bewegung, und der ganze Salat fliegt auf den Boden. Der Tag fängt schön an! Grinsend schleift das Gespenst zur Tür hinaus. Sticht mit einer kleinen Büroklammer, die der Buchhalter wie wild sucht, den Prokuristen in die Kehrseite — der fährt auf, wie von der Tarantel gestochen, und sucht nach Roßhaaren im Stuhl. Findet keine. Setzt sich wieder hin und verrechnet sich. Gespenst ab. Legt den *Uhu* oben auf



einen Aktenstoß in der Rechnungsabteilung, einer der Direktoren tobt durch die Zimmer, sein rollendes Auge bleibt auf dem bunten Umschlag haften, donnernd: «Was ist das?» Niemand wagt zu antworten: «Sie Ochse, ein Korsett.» Krach, Radau, dicke Köpfe, lange Gesichter. Gespenst strahlend davon. Begibt sich nunmehr zum Frühstück in die Kantine, frißt dort das gute Essen weg — hat schon mal einer in einer Kantine gut zu essen bekommen? Also — und tritt seinen Nachmittagsdienst an. Am Telefon.

Geschäftsgespenster sind alle sehr gute Sportsleute und leben lange. Das macht das gesunde Training am Telefon. «Fräulein! Moritzplatz 66 05!» Gespenst nimmt die beiden 6, stellt sie auf den Kopf, jetzt sind es zwei 9 — es meldet sich mitnichten: «Allgemeine Commerzzentrale A.-G.», sondern leider: «Emmy Budicke. Sie wünschen?» — Gott verdamme mich! Gespenst zieht sich ganz lang auf den Drähten, hält sie alle mit einer eisernen Knochenfaust zusammen, das Amt muckt sich nicht. Der Mann im Büro läuft rot an, haucht die Zentrale an, die Zentrale wackelt mit dem Klinker auf und ab, knack, knack, knack — das Gespenst hat wunderbar ausgebildete Finger und eine herrliche Kraft in den Gelenken. Nichts. Das Gespenst haucht in den Draht: «Scheren Sie sich aus der Leitung!» — Hei! Büro in Flammen! «Gehen Sie doch aus der Leitung! Lümmel! Was fällt Ihnen ein?» — Gespenst setzt sich auf das Telefon. Telefon kaputt.

Es gibt große Unternehmen, die bis zu acht Gespenstern haben, spezialisierte Kräfte. Sie unterliegen keinem Tarif.

### Das Börsengespenst

Das Börsengespenst ist das einzige dicke Gespenst, das es gibt. Es hat einen Bauch (die sogenannte aura). Das Restaurant in allen Börsen der Welt ist sehr gut, es hat nie Abfälle (aber das Gespenst eine aura). Das Börsengespenst kommt um zwölf Uhr von der großen Börsenuhr herunter, wo es auf den Zeigern zusammengekrümmt geruht hat, angenehm wird es im Schlaf rundum gedreht — kommt herunter und hatscht durchs dichteste Gedränge. «An mich!» Wer hat das gerufen? Eine ganze Gruppe ist in Aufregung! Irrtümer, Differenzen, Börsenschiedsgericht. Es schleicht zur Kurstafel, wischt die Zahlen auf, eine Hausse hebt, daß den Baissiers ganz angst und bange wird — warum? weshalb? wieso? Es steht geschrieben, die Ziffern stürzen, das Gespenst führt Hände, drückt Kreidestücke, zerbrochen sitzt Emmy Budicke heute abend am Frisiertisch — Chinchillapelz —: Nase. Das Gespenst nimmt sich einen dicken Börsianer vor, flüstert ihm unhörbar etwas ins Ohr, der Mann wird nachdenklich, seine Stirn zieht er in Falten, er wiegt den Kopf — flüstert dem rechten Nebenmann etwas zu, der wird sehr ernst, die Börse tuschelt — durch alle Räume läuft es: Das Gerücht. «Nervöse



Grundstimmung» steht abends in der Zeitung. Das Börsengespenst macht künstliche Hausse in Anleihen, blödsinnige Baissen in Gummipreisen, lotst die ältesten Bankchefs persönlich auf den Markt, sofort werden sie herantelefoniert, was ist denn, was ist denn los —? Das Gespenst war los.

Alle Börsengespenster haben Konten auf vielen Banken, geheimnisvolle Konten, die in den Bilanzen spuken — niemand weiß etwas Genaues. Kein Börsengespenst zahlt — im Gegensatz zu allen andern Menschen — die vollen Steuern. Man sollte es kaum für möglich halten —!

### Das Theatergespenst

Das Theatergespenst wohnt im Fundus. Keine Ritterrüstung, keine Salondamenrobe, kein Pappstück wird herausgegeben, ohne daß es nicht mit seinen hageren Knochenhänden darüber hinführe. Will es heraus, so setzt es sich rittlings auf die Versatzstücke und läßt sich auf die Probe tragen. Dort blättert es leise wie der Wind im Manuskript des Regisseurs, entwendet vorsichtig die Seite, die gerade gebraucht wird, schraubt den Souffleurkastendeckel etwas tiefer, damit sich die Souffleuse abends den Kopf stößt, und guckt zu, was da oben geschieht.

«Laß mich in deiner Seele Kammern  
nachts ruhen — ich will mich an dich klammern!»

Halt —! Der Regisseur unterbricht. «Fräulein Morton, ein wenig weiter nach vorn!» Das Gespenst ist ganz leise hinter die Schauspielerin getreten.

«Laß mich in deiner Seele Kammern  
nachts ruhen — —!»

«Man versteht kein Wort!» heult der Regisseur. Das Gespenst tastet vorsichtig die Garderobe der Künstlerin ab.

«Laß mich in deiner Seele Kammern  
nachts — —!»

«Aufpassen! Aufpassen!» — Ratsch — beide Untertaillenbänder sind gerissen. Katastrophe. Garderobiere! Garderobiere! Der Regisseur bekommt seinen kleinen Morgen-Schlaganfall. Das Gespenst setzt sich in die Kasse, bringt die Rapporte ein bißchen durcheinander, verlegt die Trompete, die abends zum Signalblasen hinter der Szene gebraucht wird, und wartet die Abendvorstellung ab.

Abends halb sieben. Das Gespenst setzt sich auf die elektrischen Glühbirnen am Eingang, kreuzt Bein über Bein und wärmt sich. Es wird ihm warm, wärmer, heiß. Fieber schütteln seinen Körper. Jetzt ist es so weit. Das Gespenst begibt sich in die Garderoben und steckt die Darsteller an: Lampenfieber. Die Bühne zittert vor Nervosität. Die junge Schauspielerin wankt auf die Szene — «Die Morton!» summt es im Publikum —, sie spricht.

«Laß mich in deiner Seele Klammern —  
kammern — —»

Das Gespenst hält ihr den Mund zu. Pause. Tausend Herzen hören auf zu schlagen. Was nun —? Das Gespenst, rasch wie ein Blitz, hinunter ins Parkett, da kommt einer zu spät, es schlägt den Klappsessel hoch, der Mann plumpst zu Boden, Fräulein Morton kann wieder sprechen . . .

Theatergespenster sind tierliebend: sie halten sich alle Vögel, daher gibt es nirgends so viel Vögel wie grade im Theater. Manche halten sich im Käfig einen Pleitegeier.

### Das Liebesgespenst

Das Liebesgespenst übt sein Gewerbe im Umherziehen aus. Es hat stets alte Fotografien bei sich und kann ein schönes Lied singen: «Ja — hättest du damals!» Dann werden Liebende leicht nachdenklich. Das Liebesgespenst hat kein Geschlecht, bewegt sich in Frauenröcken wie in Herrenfräcken und wirft auf weiße Vorhänge mit einer kleinen Laterna magica bunte Bilder: Sieh, wie hübsch Arthur ist! Was hältst du von Helene —? Das Liebesgespenst hat ein Salzbüchschchen, damit streut es den Liebenden Salz ins Herz. Es verändert Frisuren, läßt Bartstoppeln wachsen, verdirbt manchmal mit einer künstlich erzeugten Sommersprosse ganze Ehen und ist an sämtlichen Überraschungen («Himmel, mein Mann!») schuld. Das Liebesgespenst gespenstert durch Bälle, auf Tanzdielen, durch Schlafzimmer und Salons — es macht Männer zur Unzeit korpulent und Frauen unvorteilhaft dünn. Es hat noch nie Liebende zueinander und zusammengebracht — es ist ein Gegner der Liebe. Manchmal bringt es aber doch ein Paar zusammen — das ist dann aber auch danach. Liebesgespenster sind Optiker — sie setzen den in Mitleidenschaft gezogenen Parteien Brillen auf, schwarze, rosenrote, gebatikte . . .

Das Liebesgespenst kommt in allen Weltteilen wild vor.

Das Liebesgespenst gaukelt dem Verliebten das Mädchen vor, betörend. Hat er sie, dreht es eine Lampe auf — entzaubert, enttäuscht, melancholisch sieht der Düpierte, was er sich da eingekauft hat. Dann geht ein trocknes Rascheln durchs Zimmer. Das Gespenst hat gelacht. «Was war das?» haucht die verliebte Braut. «Nichts — meine Hosen-träger!» sagt der Bräutigam.

### Allerhand Gespenster

Es gibt noch allerhand Gespenster — Renngespenster, Kinogespenster (prominente teurer), Literatur- und Kunstgespenster, die durch die Zeit gespenstern und gar nicht wissen, daß sie schon längst tot sind, Post-

gespenster, Bürokratengespenster, Schulgespenster und Soldatengespenster (siehe Budweis, II, 176–586).

### Spiritistische Gespenster

Fehlannonce.

### Mittel gegen Gespenster

Es gibt ein Mittel gegen Gespenster. Man braucht einem jungen Gespenst nur zu sagen: «Du! Wenn du nicht artig bist, dann hole ich den Menschen! Der wird heute nacht spuken! Du sollst mal sehen: so einen richtigen dicken, fetten Aktiengesellschaftsdirektor und seine Frau!» — dann nimmt das Gespenst seinen Kopf unter den Arm und läuft, wehenden Lakentuches, klapper, klapper, klapper — davon.

## ZWEI SOZIALDEMOKRATIEN

Das ist einmal unsere Hoffnung gewesen: daß in einem Trubel von fahrendrapierten Geschäften die Opfer der Nationalhymnen: die Arbeiter ein heißes Gefühl und eine kühle Aktivität gegen die Grenzausbeuter entfalten würden. Wir haben uns, scheint's, geirrt.

Das Verhältnis der französischen und der deutschen Sozialdemokratie ist so recht bezeichnend für das, was zwischen europäischen Ländern geschieht und nicht geschieht. Meine Eindrücke über die Zusammenarbeit dieser beiden Parteien sind, von Paris aus gesehen, folgende:

Eine wahrhaft internationale europäische Sozialdemokratie gibt es nicht. Die Parteien sind in erster Linie national, empfinden völlig national (nicht immer nationalistisch) und sind in ihrem Fühlen so unsicher, daß sie sich von dem Geschrei der andern Seite stets aufs neue einschüchtern lassen. Von Wolfgang Heine bis herunter zu Wels, von Paul Boncour bis zu MacDonald dominiert dieser verhängnisvolle Satz: «Wir lassen uns in unserm nationalen Gefühl von keiner Rechtspartei übertreffen!» Das hilft nichts: für die Nationalisten bleibt die Partei — leider mit Unrecht — vaterlandslos — und mit dem Verrat der ersten Prinzipien einer ehemaligen Kämpferpartei ist nicht das leiseste erkaufte. Dieser Sozialismus gleicht einem Judas ohne Silberlinge.

Die deutsche Sozialdemokratie informiert die französische seit etwa drei Jahren ziemlich regelmäßig über die deutsche Situation. Diese Informationen sind irreführend. Es ist nicht einmal gesagt, daß ein Mann wie Rudolf Breitscheid, dessen persönliche Ehrbarkeit außer allem Zweifel steht, bewußt die Unwahrheit sagt. Aber wenn er auch kein Monokel trägt, so hat doch dieser Typus des kleinbürgerlichen Diplomaten dem adligen Vorbild etwas abzugucken versucht, worauf

er unendlich stolz ist: die Taktik, die Strategie, die politische Klugheit. Er wird dir zu jeder Tageszeit erklären, warum man im Ausland gerade heute nicht die volle Wahrheit über Deutschland sagen dürfe; warum man dieses nicht erklären, jenes noch nicht und das dritte überhaupt nie sagen dürfe. Sehen diese Menschen nicht, was vorgeht? Es scheint: nein.

Die französische Sozialdemokratie hat ausgezeichnete Leute in ihren Reihen, und es steht einem Deutschen, der einen Wolfgang Heine, Gustav Noske, Otto Braun, Fritz Ebert an der Macht gesehen hat, nicht an, einer fremden Sozialdemokratie etwas über Opportunismus zu erzählen. Die *«politique de soutien»*, die die Partei in Frankreich gegenüber der Regierungspolitik innezuhalten gezwungen ist, mag ihre innerpolitischen Wirkungen haben, die hier nicht berührt werden sollen. Nach außen hin hat sie jedenfalls dazu geführt, zwischen einem etwas naiven Optimismus und grundsätzlichem Mißtrauen hin- und herzuschwanken. Glaubt Herr Grumbach alles, was ihm sein Freund Breitscheid erzählt? Dann leistet er seiner Partei und seinem Lande keinen guten Dienst. Dieser Dienst bestände in folgendem:

Wir vermissen an der französischen Sozialdemokratie die klare und eindeutige Geste über den Rhein, wir vermissen sie an Herriot, wir vermissen sie an Frankreich. Mit einer Kammerrede ist da nichts getan. Die abergläubische Furcht, *«sich in die Innenpolitik eines fremden Landes zu mischen»*, zeigt, daß hier kein neuer Staatsbegriff aufgetaucht ist. Frankreich spricht immer von *«Deutschland»*. Sähe es schärfer hin, so sähe es:

Eine sehr starke nationalistische Gruppe mit monarchistischem Kern. Die Phantasten, die Kino-Helden, die wilden Männer unter den ehemaligen Offizieren, die unbelehrbaren Gutsbesitzer des Ostens — sie sind innerpolitisch für Deutschland eine Gefahr — außenpolitisch nicht. Zweitens: die sogenannten Republikaner. Auf diese weist die deutsche Sozialdemokratie immer wieder in ihren Berichten an Frankreich hin, immer wieder wird das Reichsbanner *«Schwarz-Rot-Gold»* angeführt, immer wieder wird den Franzosen beruhigend versichert, es bestände keine Gefahr, diese Leute seien eine Gewähr des Friedens. Das sind sie nicht.

Es besteht gar kein Zweifel, daß der Revanchekrieg — *‘im Osten oder Westen — unter den Farben Schwarz-Rot-Gold geführt wird.* Diese jungen Leute, die heute voller Stolz als Unteroffiziere mit umgekehrten Vorzeichen die Absperrung von Eberts Trauerzug vorgenommen haben, werden unsere strammsten Nationalisten von morgen sein. Kratze den Republikaner — und du findest den Untertan Wilhelms. Die Frage ist überhaupt nicht mehr: Republik oder Monarchie — das ist eine Frage von gestern. Die Frage heißt: Imperialismus oder nicht. Deutschland antwortet: Imperialismus.

Der deutsche Durchschnittskaufmann von heute glaubt noch absolut an die Notwendigkeit und Rechtlichkeit des kaiserlichen Systems: sich mit Waffengewalt Absatzgebiete zu verschaffen. Dieser dreiviertel entwickelte Kapitalismus, der sich noch nicht ganz offen zu seinem wahren Internationalismus bekennt, glaubt immer noch, die Verschiebung der politischen Zollgrenzen sei für das Wohlergehen des «Vaterlandes» bedeutungsvoll und einzig maßgebend.

Die Gefahr für den europäischen Frieden, die deutsche Gefahr für Frankreich heißt nicht: Schwarz-Weiß-Rot. Die große Gefahr sind jene Republikaner, die da glauben, nach einigen matten Konzessionen in Vereinsreden, die zu gar nichts verpflichten, in genau dasselbe System wie ehemals fallen zu können und fallen zu müssen. Bewilligung der Heeresbudgets, unaufrichtige Außenpolitik, die in dem andern Volk nur den Geschäftspartner sieht, der hereinzulegen ist, Verlegung der Toleranzgrenze über die ungefährlich gewordenen Sozialdemokraten vor die Kommunisten —: diese schwarz-rot-goldenen Republikaner unterscheiden sich in nichts von den berüchtigten Liberalen unter einem Herrscher, der in Wahrheit der erste Commis Voyageur seine Volkes gewesen ist.

Das sollten die deutschen Sozialdemokraten ihren französischen Freunden sagen. Die hören das nicht gern. Es ist leider so, daß ein gewisser Teil der französischen Nationalisten Deutschland besser kennt, klarer sieht, tiefer urteilt als die Linke. Das ist bedauerlich, aber wahr. Es ist auch in Frankreich dasselbe zu beachten wie in Deutschland: daß außenpolitische Probleme nach innenpolitischen Erwägungen beurteilt werden, und daß es hier als «politisch unklug» gilt, die volle Wahrheit zu sagen. Der ist nicht gern gesehen in Frankreich, der allzu pessimistisch über Deutschland urteilt — es paßt nicht in das politische Programm.

Ob man die Wahrheit sagt oder nicht: sie besteht. Und gegenüber dieser Wahrheit gibt es nur eines:

Radikalste Klarheit und klarster Radikalismus. Solange deutsche und französische Sozialdemokraten so miteinander verhandeln wie die Schüler, deren Lehrer gerade einmal herausgegangen ist, so lange haben wir nichts zu hoffen. Die unsagbare Kommunistentaktik in Westeuropa hat einen guten Gedanken kompromittiert: diese Vaterländer nicht anzuerkennen, die niedrigen Interessen des Patriotismus (Roheit und Lust an der Gruppenbildung) so zu schildern wie sie sind; eine höhere und reine Idee als einen schlecht funktionierenden Staatsmechanismus als bindend anzuerkennen. Keiner dieser Kaufleute würde mit einer Firma verhandeln, die so miserabel, so unproduktiv, so unmodern verwaltet wäre wie ihr Staat, den sie allemal vorschieben, wenn sie ihre dunkeln Geschäfte machen wollen. *Die Dummen sind die Arbeiter.* Die französische Sozialdemokratie hat allen Grund, den «staatser-



haltenden Kräften» der deutschen Sozialdemokratie zu mißtrauen, ihren «gesunden nationalen Aspirationen», ihren gemäßigten Rückzügen, ihrer langsamen Aufgabe aller Positionen. Sie ist heute der Idee nach völlig besiegt und steht ziemlich da, wo die andern sie haben wollen. Sie braucht die Unterstützung einer wahrhaft internationalen fremden Sozialdemokratie, die auch ihrerseits nicht mit den eigenen Landesfarben prunken darf. Verzweifelt ist der Arbeiter der großen europäischen Industriezentren in das kommunistische Lager übergelaufen, suchend, unsicher hoffend, enttäuscht. Beugt er nicht vor, so wird ihm der nächste Krieg die gleichen Massengräber bauen wie der vergangene.

Es ist eine Tragik, daß Frankreich und Deutschland nebeneinander liegen. Sie könnten sich ergänzen, und sie kennen sich nicht. Ihre Arbeiterklassen haben nur einen Feind, den gleichen: sie kennen sich nicht. Wie weit sind sie voneinander: zwei Seelen, zwei Landesfarben, zwei Sozialdemokratien.

## DEUTSCHE KINDER IN PARIS

Im pariser Gewerkschaftshaus, in der rue Grange-aux-Belles, lärmt der große, braungraue Versammlungssaal. Kinder, überall Kinder. In einer Ecke stehen Pakete, Kisten, Rucksäcke: Nahrungsmittel, Stoffe, kleine Käfige mit Meerschweinchen und Kaninchen — das wird jetzt auf die Bahn geschafft. Frauen sitzen auf den Bänken, Arbeiterfrauen. Man sieht viele verheulte Gesichter. Hier wird Abschied genommen: ein Transport deutscher Kinder, die sechs Monate zu Besuch bei den französischen Genossen waren, nimmt Abschied.

Die internationale Arbeiterhilfe, die dieses wundervolle Werk organisiert und ermöglicht hat, hat damit den deutschen Proletariatskindern sechs materiell sorglose Monate bereitet. Selbstverständlich machte die deutsche Regierung ihre traditionellen Kindereien: sie setzte dem Werk der Völkerversöhnung zunächst die Schwierigkeiten entgegen, die sie in ihrer Jämmerlichkeit immer macht, wenn etwas gegen die Diktatur der Industrie- und Militärkaste in Deutschland geschieht.

In aufopfernder Arbeit verteilten die französischen Genossen — insbesondere der Genosse Detilleuil — die Kinder auf viele französische Städte.

Sie sprechen alle französisch, manche noch stockend, nicht ganz richtig; alle verstehen es. Es ist drollig, zu hören, wie eine lebend erlernte Sprache so ganz anders in die Gehirne eindringt — man fühlt ordentlich, wie die Worte «petite fille» ein einziger Begriff sind, wie keine Grammatik die Formung geprägt hat. Die Kinder sehen aus-

gezeichnet aus: blühend, gesund, gepflegt, aufgepäppelt. Ein kleines Mädchen, das artig neben ihrer französischen Pflegemutter sitzt, hat sechzehn Pfund zugenommen: sie ist jetzt nur normal — wie traurig muß sie früher ausgesehen haben! Sie stammt, wie das Pappschildchen auf ihrem kleinen Bauch sagt, aus Berlin. «Freust du dich, wieder zurück nach Hause zu kommen?» Ich hätte das nicht fragen dürfen. Nein, sie freut sich gar nicht. Die Frau sagt: «Sie hat keine Mutter mehr.» Aber einen Vater? Ja, einen Vater... «Mais il n'est pas très doux!» Und sie will wiederkommen, wissen Sie, sie wird wiederkommen... Die Kleine sieht die Frau an.

Ich spreche mit den Jungen. Ja, sie haben es hier besser gehabt als zu Hause, sie waren so zufrieden, sie erzählen, was sie alles geschenkt bekommen haben, was sie mitnehmen dürfen. Ein kleiner Dicker ist da, der hat als Delegierter der Kinder bei den Franzosen eine Rede gehalten — er ist sehr stolz darauf. Ein kleines Mädchen: «Und ich habe ein Armband bekommen, aus richtigem Silber — und ich habe meine schlechtesten Kleider angezogen, die guten habe ich alle eingepackt!» Und hamburger Jungens sind da, und einige fangen, wenn das Französische nicht so recht will, behaglich an zu sächseln.

Die Pflegemütter sitzen auf den langen Bänken, sie sprechen wenig. Viele weinen. Immer wieder umarmen sie die Mädchen, die Jungens — sie dürfen sie nur noch zum Bahnhof begleiten, aber man läßt sie nicht mehr auf den Perron, weil sie das vorige Mal nicht von den Kindern zu trennen gewesen sind. Es hat herzzzerreißende Szenen gegeben. Es sind ihre Kinder geworden in den sechs Monaten. Noch einmal gibt es Abendbrot, dann ordnet sich der Haufe zur Abfahrt (den die Deutsche Botschaft in Paris liebevoll und mit großer Tatkraft unterstützt hat).

Noch einmal sitzen alle Pfleglinge auf der linken Seite des Saals, die Mütter auf der rechten, gleich sollen die Namen noch einmal aufgerufen werden. Immer wieder fliegen Kußhändchen herüber und hinüber, Koseworte, Rufe... Da tritt ein Redner auf die kleine Tribüne und spricht: zu den Kindern deutsch, zu den Eltern französisch.

«Habt ihr euch wohl gefühlt?» Und alle Kinder im Chor: «Oui!» — «Dann vergeßt das nicht», sagt der Redner, «und seid dankbar für die Gastfreundschaft und bewahrt an diese Monate ein gutes Andenken. Und wenn euch später einmal eure Offiziere aufrufen und euch befehlen wollen, auf die französischen Freunde zu schießen, dann tut das nicht und antwortet ihnen: «Macht euch euren Krieg alleine—!»» Und dasselbe zu den Eltern in ihrer Sprache. Und Detilleuil spricht zu ihnen im gleichen Sinn. Und dann fahren sie fort, nach Deutschland, und es ist ein schwerer Abschied.

Proletarier pflegen ja auch sonst manchmal durch Europa zu

reisen — aber nur in größern Horden und mit einem Schießseisen auf dem Buckel. Hier ist der Beginn eines wahren Friedenswerkes. Hier ist internationale Solidarität der arbeitenden Klassen zur Wirklichkeit geworden, nicht zum erstenmal, aber in stärkstem Ausmaß. Wenn nicht alles täuscht, so werden diese Kinder schlechte Soldaten werden. Denn was ihnen Bücher und Vorträge nur anzudeuten vermögen, das haben sie nun mit eigenen Augen gesehen:

Daß drüben hinter den Schützengräben keine «Feinde» wohnen, sondern Eltern, sondern Väter, Mütter, Kameraden. Daß man diese Eltern auf beiden Seiten betrogen und belogen hat, wenn man ihnen sagte, auf der andern Seite stehe der Gegner. Er steht ganz, ganz woanders. Die Kinder werden nach Hause kommen, und man wird auf dem deutschen Bahnhof wiederum nicht erlauben, daß sie fotografiert werden, damit keiner in Deutschland zu sehen bekommt, wie die Franzosen, die Menschenfresser, Kinder pflegen — diese Kinderstube braucht ihren schwarzen Mann mit den roten Hosen. Soldaten rüsten, Industrien stellen sich um, Richter versuchen, mit ihren kläglichsten Formeln die Wahrheit zu drosseln — es nützt nichts, wenn das Proletariat stark bleibt.

Es nützt nichts — wenn die Arbeiter einsehn, daß ein Parteivorstand keine Partei ist; daß es keine Disziplin, sondern Schlafmützigkeit ist, den abgerutschten Göttern von 1914 immer noch zu glauben. Wenn sie einsehen, daß die wichtigstuerischen Reisen offiziös beauftragter Sozialdemokraten eitel Zeit- und Geldverschwendung und zu nichts gut sind; daß der Pazifismus nicht mit taktischen Bedenken und mit greisenhaften Resolutionen erstritten werden kann, sondern nur mit der schärfsten aktiven Resistenz: mit der absoluten Verweigerung des Dienstzwanges und mit dem Generalstreik in den Waffenfabriken; daß die proletarische Energie nicht in den dummschlauen Kommissionen mit den strategischen Winkelzügen aufgefangen und verpulvert werden darf — daß man die volle Wahrheit sagen muß.

Die herrschende Klasse in Deutschland will den Krieg. Sie bereitet ihn vor — alle ihre Anhänger dulden ihn schweigend, wenn er da ist; nehmen die östlichen Absatzgebiete aufs Korn, bewilligen den ungeheuerlichen Reichswehretat; lassen die Kündler der Wahrheit verhaften. Das muß man erkannt haben, es in der vollen Schwärze sehen, es aussprechen.

Und dann muß man nicht gutgläubig in den pazifistischen Friedensgesellschaften sanft schlummern und ehrgeizig primadonnenhaft den Vorsitz führen; dann muß man nicht böswillig in dem kleinbürgerlichen Haufen der Sozialdemokratie die Wahrheit auf morgen verschieben, die andern für dümmer halten als man selbst ist, sie zu betrügen versuchen, ihnen die Wahrheit verheimlichen, sich eine Rolle anschwindeln, zu Hause mit den «Auslandsbeziehungen» protzen und,

alle Mann hoch, im gegebenen Augenblick das Maul halten — dann muß man zuschlagen.

Im pariser Gewerkschaftssaal saß ein Teil von Deutschlands Jugend. Sie sollen noch oft nach Frankreich kommen. Aber nicht als Stiefelputzer ihrer Etappenkommandanten; um Frauen zwangsweise ärztlich auf Geschlechtskrankheiten zu untersuchen, um Möbel zu stehlen, um Zivilbevölkerung zur Arbeit zu treiben, um Menschen erschießen zu lassen — sie sollen wiederkommen, um ein einziges Wort zu ihren französischen Arbeiterkameraden zu sagen: Brüder.

## BUNTE GLÄSER

Bei den französischen Antiquaren in der rue des Saints-Pères sind so schöne, alte bunte Gläser zu sehen — mögen Sie die auch so gern? Altes böhmisches Glas und rauchiges Glas, eingeschliffene matte Hirsche und Jäger springen um den dicken glasigen Becher herum, man kann mit der Hand die tiefen Konturen nachfühlen . . . Und man kann sich an den Farben freuen. Die Antiquare sind im allgemeinen recht nette Leute — wenn sie erst heraushaben, daß man garantiert eine Queen Änn nicht von einem Provangsakrug unterscheiden kann, geht es ganz gut. Und immer, wenn wir uns darüber geeinigt haben, daß ein Stück *«de l'époque»* nicht unter Viertausend zu haben ist, und ich dann sagen muß: «Ja, leider bin ich kein indischer Schriftsteller mit einem Gewand; und daß ich in Czernowitz geboren bin, ist auch nur so ein frommer Wunsch der *«Deutschen Tageszeitung»*», dann nehme ich anstandshalber, und obgleich das gar nicht nötig ist, ein buntes Glas mit. Da stehen sie. Man kann sie ans Licht halten und durchgucken.

Mattes Gelb. Die ganze Straße ist gelb, die Wolken auch, die Hunde auch. Einer steht an einer Ecke und macht etwas. Gelb auf Gelb kann man nicht sehen — der Eckstein bleibt leer, ein seltsames Naturspiel. Drüben, am Bretterzaun vom Neubau, ist ein Riesenplakat hingepinselt: *«Chacun son tour»* von Charles Humbert, dem Senator, den Poincaré vor das Kriegsgericht und in den Graben von Vincennes haben wollte, wo man im Krieg die Spione erschossen hat. Humbert, der viel Geld und viel Kopf hatte, hielt durch. Vorn im Buch ist er unter seinen Granaten und Geschossen abgebildet, die er immer wieder für Frankreich gefordert hat; wie ein dicker, guter Papa sieht er auf seine konischen Kinder herunter. Die flogen davon, in Menschenfleisch zum Beispiel — Papa blieb da. Der Umschlag auf dem Buchdeckelplakat am Zaun ist mächtig, häßlichgelb, schwefelgelb, gemeingelb — das ist so bei den politischen Büchern. *«Chacun son tour»* — nur nicht drängeln, mal kommt jeder ran. Nein, manche kom-

men nicht mehr dran. Manche können sich nicht mehr rühren, bleiben stumm, faulen verscharrt oder lebendig im Gefängnis. Wie traurig die Straße auf einmal aussieht — das ist kein schönes Glas. Ein andres!

Rubinrot. Ah, das ist eine wollüstige Sache. Der Himmel blutend rot, wie wenn der liebe Gott das Jüngste Gericht für kleine Leute herbestellt hätte: pompös, donnernd, so recht etwas fürs Volk. Sehr hübsch, sehr nett, lieber Gott! Drüben an der Ecke steht eine fette, kleine Dame mit roten Strümpfen, tiefroten Schuhen, vor ihr ein junger Mann, der ihr einen unpassenden Witz erzählt, sie lacht so rotzahnig. Wird sie rot? Rot gegen Rot hebt sich auf — sie wird nicht rot. Unten verkauft einer eine Zeitung, die hat eine rote Überschrift. Aber seltsam: auch dieses sozialdemokratische Organ ist nicht rot. Es gibt vielerlei Rots auf der Welt: venetianisches Rot, böhmisches Rot — und ein mild gefärbtes Rosa, das gern zum Abendrot und zur Bildung regierungsfreundlicher Oppositionsparteien verwendet wird. Vorwärts, ein andres Glas!

Blau. Da ist zu sehen: ein unveränderter Himmel, bläuliche, leicht besoffene Wolken, ein blaues Pferd, ein ganz angeblauter Mann — es wird ein Deutscher sein, der Paris besucht, ganz berauscht, sicherlich ist es ein Herr Landsmann, man kann das daran erkennen, daß er so aussieht, als warte er immer auf etwas, was noch kommen soll hier in Paris . . . Es kommt aber nichts. «Blau ist die Liebe — blau sind die Polster im Puff» singt schon der große Marcellus O. Schiffer. Da kommt so eine — der Deutsche ihr gleich nach. Eine französische Zeitung hat neulich so definiert: «La Française se donne — l'Allemande s'y prête.» (Was etwa zu übersetzen wäre: «Die Französin gibt sich hin, die Deutsche gibt sich dazu her» — Krach, Protest sämtlicher deutscher Frauenvereine, Ausweisung des Störenfrieds, Glocke des Präsidenten. Übrigens ist das Wort falsch.) Und wer kommt denn da? Blau gegen Blau hebt sich auf: das ist Joachim Ringelnatz — ich sehe gar nichts mehr.

So kann man sich mit bunten Gläsern stundenlang vergnügen. Aber gestern habe ich eins gekauft, freilich nur ein gegossenes — das ist so kommun, ich mags Ihnen gar nicht zeigen. Aber es ist doch merkwürdig. Es ist schwarz. Es ist, wie es schon in den Wirtinnenversen heißt: es ist aus schwarzem Glase. Ich gehe damit im Zimmer umher und gucke in den Spiegel. Und da stehe ich und warte auf die Honorare der deutschen Zeitungen, die mich aus der «Weltbühne» nachdrucken. Und da kann ich schwarz werden.



## HERR WENDRINER ERZIEHT SEINE KINDER

«... Nehm Sie auch noch'n Pilsner? Ja? Ober! Ober, Himmelherrgott-donnerwetter, ich rufe hier nu schon ne halbe Stunde — nu kommen Se doch ma endlich her! Also zwei Pilsner! Was willst du? Kuchen? Du hast genug Kuchen. Also zwei Pilsner. Oder lieber vielleicht — na, is schon gut. Junge, sei doch mal endlich still, man versteht ja sein eignes Wort nicht. Du hast doch schon Kuchen gegessen! Nein! Nein. Also, Ober: noch'n Apfelkuchen mit Sahne. Wissen Se, was einem der Junge zusetzt! Na, Max, nu geh spielen! Hör nicht immer zu, wenn Erwachsene reden. Zehn wird er jetzt. Ja, also ich komme nach Hause, da zeigt mir meine Frau den Brief. Wissen Sie, ich war ganz konsterniert. Ich habe meiner Frau erklärt: So geht das auf keinen Fall weiter! Raus aus der Schule — rein ins Geschäft! Max, laß das sein! Du machst dich schmutzig! Der Junge soll den Ernst des Lebens kennenlernen! Wenn sein Vater so viel arbeitet, dann kann er auch arbeiten. Wissen Se, es is mitunter nicht leicht. Dabei sieht der Junge nichts andres um sich herum als Arbeit: morgens um neun gehe ich weg, um halb neun, um acht — manchmal noch früher — abends komme ich todmüde nach Hause... Max, nimm die Finger da raus, du hast den neuen Anzug an! Sie wissen ja, die große Konjunktur in der Zeit, das war im Januar, dann die Liquidation — übrigens: glauben Sie, Fehrwaldt hat bezahlt? 'n Deubel hat er! Ich habe die Sache meinem Rechtsanwalt übergeben. Der Mann ist nicht gut, glauben Sie mir! Ja, also mein Ältester ist jetzt nicht mehr da. Max, laß das! Angefangen hat er bei... Also hören Sie zu: ich hab ihn nach Frankfurt gegeben, zu S. & S. — kennen Sie die Leute auch? — und da hat er als Volongtär angefangen. Ich hab mir gedacht: So, mein Junge, nu stell dich mal auf eigne Füße und laß dir mal den Wind ein bißchen um die Nase wehn — Max, tu das nicht! — jetzt werden wir mal sehn. Meine Frau wollte erst nicht — ich bin der Auffassung, so was ist materiell und ideell sehr gut für den Jungen. Er liest immer. Max, laß das! Ich habe gesagt: Junge, treib doch Sport! Alle deine Kameraden treiben Sport — warum treibst du keinen Sport? Ich komme ja nicht dazu, mit ihm hinzugehn, mir täts ja auch mal sehr gut, hat mir der Arzt gesagt, aber er hat in Berlin doch so viel Möglichkeiten! Max, laß das! Was meinen Sie, was der Junge macht? Er fängt sich was mit einer Schickse an aus einem Lokal; nem Büfettfräulein, was weiß ich! Max, was willstest du schon wieder? Nein, bleib hier! Du sollst hierbleiben! Max! Max! Komm mal her! Du sollst mal herkommen! Max, hörst du nicht? Kannst du nicht hören? Du sollst mal herkommen! Hierher sollst du kommen! Komm mal her! Hierher. Was hast du denn? Sieh dich vor! Jetzt reißt der Junge die Decke... ei weh, der ganze Kaffee auf Ihre Hose! Kaffee macht keine Flecke. Du

dummer Junge, warum kommst du nicht gleich, wenn man dich ruft! Jetzt haste den ganzen Kaffee umgeworfen! Setz dich hin! Jetzt gehste überhaupt nicht mehr weg! Setz dich hin! Hier setzte dich hin! Nicht gemuckst! Gießt den ganzen Kaffee um! Hier — haste'n Bonbon! Nu sei still. Ja — er war schon immer so komisch! Bei seiner Geburt habe ich ihm ein Sparkassenkonto angelegt — meinen Sie, er hats einem gedankt? Schule — das wollt er nicht! Aber Theater! Keine Premiere hat er versäumt, jede Besetzung bei Reinhardt wußte er, und dann Film . . . Nee, wissen Se, das war schon nicht mehr schön! Ja, nu hat er mit der . . . em . . . Max, sieh mal nach, ob da vorn die Lampen schon angezündet sind! Aber komm gleich wieder! Mit dieser Schickse geht er los! Natürlich kostet das 'n Heidengeld, können Se sich denken! Nu, es sind da Unregelmäßigkeiten vorgekommen — ich hab ihn wegnehmen müssen, und jetzt ist er in Hamburg. Ach, wissen Se, ich hab schon zu meiner Frau gesagt: Was hat einem der liebe Gott nicht zwei Mädchen gegeben! Die zieht man auf, zieht sie an, legt sie abends zu Bett, und zum Schluß werden sie verheiratet. Da hat man keine Mühe. Und hier! Nichts wie Ärger! Max! Max! Wo bloß der Junge bleibt! Max! Wo warst du denn so lange? Setz dich hierhin! Der Junge ist noch mein Grab — das sage ich Ihnen. Kommen Se, es ist kalt, wir wollen gehn.

Ich frage mich bloß eins: diese Unbeständigkeit, diese Fahrigkeit, diese schlechten Manieren — von wem hat der Junge das —?»

## DIE INSZENIERUNG DER REPUBLIK

Einmal — das ist schon lange her, wie man gleich sehen wird — bat mich ein Beamter aus dem Reichsministerium des Innern zusammen mit dem Intendanten Jeßner und anderen in seinen Laden, um uns zu befragen, wie wir uns die erste Verfassungsfeier der deutschen Republik dächten. Der Beamte war ein Mann von sauberster Gesinnung, von bestem Willen, von untadeligem Ruf. Mich juckte es, ihn seinerseits zu fragen, wie er sich denn diese Feier dächte. Ich glaubte, lang unter den Tisch fallen zu müssen, als er antwortete: «Nun — wir haben uns gedacht, zur Feier des Tages die großen Türen des Reichstages, die da auf den großen Platz gehen, zu öffnen. Sie sind sonst geschlossen.» Der Platz hieß Königsplatz, die Feier war für den 11. August, statt für den 9. November angesetzt — und jener wollte die Türen aufmachen.

An diese Türen habe ich noch oft denken müssen.

Es gibt für die Propaganda der neuen Republik überhaupt nur eine einzige —: das ist die politische Aktion. Alles andere ist Zeitverschwendung.

Die junge Republik hat noch lange keinen Mut für sich selbst und arbeitet, selbst mit dem besten Willen, unpsychologisch. Es ist lustig genug, von oft überzeugungsfesten Republikanern zu hören: «Aber ich bitte Sie — diese Flaggenfragen — Embleme — Stempel — Straßenbenennungen — das sind doch Äußerlichkeiten! Man muß die anderen nicht zu sehr reizen!» Aber sie vergessen, daß diese Äußerlichkeiten ganz besonders in kleinen Städten und auf dem Lande politische Anzeichen von der allergrößten Wichtigkeit sind — daß jede kaiserliche Parade, jede Fahnenentfaltung, jede Straßenbenennung eine Reklame gewesen ist.

Selbstverständlich hat jede Stadt ihre «Kaiser-Wilhelm-Straße» — selbstverständlich heißt ein geachteter Fabrikant nicht Schwarz-Rot-Gold, und daß das so selbstverständlich geblieben ist — das ist Schuld einer Republik, die sich nicht zu sich selbst getraut. Der Mangel an republikanischen Äußerlichkeiten entspricht der politischen Tatkraft nach innen, und da kann man sich aussuchen, ob der böse Wille der Sabotierenden oder die Einsichtslosigkeit größer ist.

«Berliner Brief. Manch einer, der am 4. März 1925 nachmittags in der Universität im Erfrischungsraum oder gar in der Mensa academica sein Mittagessen einnehmen wollte, wurde arg enttäuscht. Die Mensa gab überhaupt kein Essen aus, der Erfrischungsraum wurde um 1 Uhr geschlossen. . . Ebenso war es in allen Instituten, Seminaren, Bibliotheken. Und der Grund all dieser Aufregung, dieses Bruchs des jahrein, jahraus gleich geregelten Ganges des täglichen Lebens? Der Reichspräsident ist gestorben!» — Soweit die «*Deutsche Hochschulzeitung*». Der Reichspräsident ist gestorben — nur der Reichspräsident! Wenn aber Prinz Heinrich der Verstopfte von Greiz-Schleiz-Gundelfingen einen Sohn bekam, so schlossen Universität, Schulen und Ämter in schöner Einmütigkeit, die Kirchen und Kasernen öffneten sich weit, und alle fanden das in bester Ordnung. Das alte Reich hatte seine Leute fest in der Hand. Und hier sitzt der Hauptfehler der Propaganda.

Solange man nicht einen energischen Personalwechsel vorgenommen hat, solange wird es unmöglich sein, für die Republik eine Propaganda zu treiben, die heute von der Verwaltung sabotiert und von der Justiz bestraft wird. Was nützen alle schönen Reden der republikanischen Minister, die — wie die Weimarer Verfassung — dem Öl gleich schillernd auf dem Wasser schwimmen, wenn nicht *im kleinen Kreise* die Achtung und die Autorität vor der Republik stabilisiert sind? Der soziologische Horizont der meisten Leute ist viel kleiner als sie es selbst wissen, und nach ihrer nächsten Umgebung messen sie die deutsche Welt. In diese engere Umgebung aber dringt die Republik nicht.

Mit den Beamten alten Stils kann man keine Republik begründen.

Mit diesen Universitätsrektoren nicht, die ungestraft den toten Reichspräsidenten verhöhnen, indem sie keine würdigen Trauerfeiern ansetzen aus Furcht vor einer randalierenden Studentenschaft, die sich als «Führer der Nation» anpreist und nicht einmal wert ist, einem Sportverein vorzustehen; mit diesen Richtern nicht, die ihr Richteramt rein administrativ auffassen und in ihrer Gesamtheit bei den politischen Strafprozessen nicht den Anspruch auf leidenschaftslose Objektivität erheben dürfen, deren Richtersprüche also entsprechend zu werten sind — hier ist zu reformieren. Eine «Walther-Rathenau-Straße» allein machts nicht, solange der Geist des Mannes in seinen Büchern bleibt. Und nicht einmal zu dieser Straße langts in den meisten Gemeinden.

Ich weiß nicht, was «wohlerworbene Rechte» der Beamten sind, und ich weiß nicht, wodurch man sich etwas wohl erwirbt, was heute übel ausschlägt. Aber ich weiß, was das wohlerworbene Recht der Republik ist und das wohlerworbene Recht eines Volkes, das mündig genug war, sich viereinhalb Jahr lang durch die Ackergräben schleifen zu lassen. Nach Hause gekommen, darfs artig unter den Bakel schlüpfen, den die alten Herren schwingen wollen und manche neuen dazu.

Wie begründe ich eine Republik —?

Indem ich in die Ämter Republikaner setze, indem ich die republikfeindlichen Richter und Lehrer und Universitätsprofessoren und Verwaltungsbeamten entferne, indem ich nicht den «Fachmann» anbete, der sich farblos gibt und reaktionär arbeitet — indem ich Republikaner schaffe.

## PERSÖNLICH

«Ich möchte Herrn Regierungsrat persönlich sprechen!» — «Herr Professor Gustav Roethe war persönlich anwesend.» — «Der Chef des Stabes der Reichswehr ist diesen Beschwerden persönlich nachgegangen.»

Was ist denn das? Haben alle diese zwei Persönlichkeiten: eine einfache und eine persönliche? Was bedeutet das?

Das bedeutet eine Wichtigmacherei, die auf derselben Etage wie das deutsche Vorzimmer wohnt (am Telefon: «Hier Vorzimmer von Herrn Portier Knetschke!»); wie der Apparat, ohne den es keiner mehr tut («Ich werde das mit meinen Herren besprechen!» — hat aber nur einen); wie das ganze mißverstandene Brimborium des so gern kopierten überorganisierten Militärbetriebes, der es allen Deutschen zum erstenmal vor die Augen geführt hat, wie man auf möglichst geräuschvolle und kostspielige Weise nichts tun kann. Der Divisionskommandeur arbeitete nicht allzuviel. Aber das Wenige, was er tat,

tat er durch seinen Adjutanten, durch seine Unterorgane, und nur Orden und Rotwein nahm er persönlich in Empfang. Die privaten Gruppen aller Sorten ahmen ihn selig nach. Der Chef des Betriebes hat den soziologisch umstrittenen Gedanken der Delegierung auf die Spitze getrieben und seine Machtvollkommenheiten so aufgeteilt, daß man ihn schon manchmal, wenns unten gar zu dumm wird, «persönlich» in Anspruch nehmen muß. Die Männer der Öffentlichkeit kopieren es überglucklich. Sie kommen nicht selbst, sie telefonieren nicht selbst, sie unterschreiben nicht selbst. Daher denn keiner mehr sagt: Ich möchte den Herrn Reichstagsabgeordneten sprechen! — sondern: Ich möchte ihn persönlich sprechen! Immer voller Angst, daß sonst seine Waschfrau käme. Mit der sicherlich oft besser zu verhandeln wäre.

Diese aufgeblasene Eitelkeit, die immer und immer mehr bei uns einreißt, diese Sucht, dem gemeinen Haufen nur ja den Aspekt eines zu geben, der über den Wolken schwebt — wie dumm, wie hohl und vor allem: wie unpraktisch ist dies Theater! In Amerika hat jeder für jeden Zeit, solange sich der kurz faßt; in Frankreich ist es nicht gar so schwer, zu den maßgebenden Männern Zutritt zu bekommen; in England denken die Leute an ihre Sache und nicht immer an ihre Person und bestimmt nicht an eine Hahnenwürde; bei uns zu Lande ist es wunder was für eine Geschichte, mit einem besser bezahlten Mann «persönlich» zu sprechen. Ist die Audienz beendet, so bleibt ein Abglanz des Unerhörten auf dem Empfangenen haften, der strahlend nach Hause stelzt. «Ich habe heute früh mit dem Oberbürgermeister persönlich gesprochen . . .» (Du armer Hund hast natürlich nur seinen Sekretär sprechen dürfen oder seinen Portier — ich aber habe ihn persönlich zu fassen bekommen!) Tief wurzelt der Knecht im Deutschen — leise kitzelt es im Rücken und tiefer: Kommt der Fußtritt? kommt er nicht? Er kommt nicht! Heil! Er hat mit mir persönlich gesprochen und nicht durch einen alten Trichter aus dem Nebenzimmer! Ich bin erhöht.

Es gibt Menschen, mit denen möchte ich um keinen Preis sprechen, dienstlich nicht und privat nicht und persönlich schon gar nicht: mit Strafkammervorsitzenden, alten Bataillonskommandeuren, Kriegsgeschichtsräten und ähnlichen persönlichen Persönlichkeiten.

Lieber Gott! Nimm doch den deutschen Kaufleuten und Beamten diese dumme Sucht, sich als gar so kostbar hinzustellen und sich mit etwas dicke zu tun, was meist gar nicht da ist: mit einer Persönlichkeit! Den Soldaten kannst du es lassen, sie haben ja selten etwas anderes! Tu es doch, lieber Gott, ja —?

Dieses Gebet werde ich mal dem lieben Gott persönlich unterbreiten.



## DER KAISERLICHE STATTHALTER

Die Figur des hölzernen Hindenburg  
wird abgebrochen und als Altmaterial  
verkauft.      Zeitungsnachricht 1919

Dem in allen Intrigen wohl erfahrenen Herrn von Tirpitz ist es gelungen, Herrn von Hindenburg zur Annahme des Kandidatenpostens zu bewegen. Die Komik, die darin liegt, daß der alte Offizier sich erst die Zustimmung seines obersten Kriegsherrn zu diesem politischen Schritt einholt, tötet nur in Deutschland nicht — die Kandidatur wird durchaus ernst genommen. Und sie wird mit falschen Mitteln bekämpft.

Es mag ja bei der Sentimentalität der Deutschen vielleicht angebracht sein, nicht unnötigerweise Gefühle zu reizen, womit man erfahrungsgemäß nur dem Angegriffenen nützt — aber was da von dem Marx-Block gegen Hindenburg ausgesagt wird, das gibt doch zu schweren Bedenken Anlaß. Man geht scheu wie die Katze um den heißen Brei herum — und sagt nicht das Wahre.

Da wird nämlich so getan, als ziehe diese Kandidatur eine hehre Menschengestalt in den Alltag herunter, es wird geradezu bedauert, daß dieses unverrückbar feststehende Idol der Politik so nahe gebracht wird — es fehlt nur noch das Wort Entweihung. So stehts denn aber doch nicht.

Es scheint mir Pflicht des anderen Deutschland, darauf hinzuweisen:

Die Eigenschaften des Herrn von Hindenburg, die als «preußische Tugenden» ausgegeben werden, sind Fehler schlimmsten Grades. Seine Sturheit, seine Unbildung, sein völliger Mangel an Welterfahrung machen ihn vielleicht zu einem Ideal einer Kadettenanstalt — mit dem besseren Teil Deutschlands hat diese Gestalt überhaupt nichts zu schaffen. Und es ist recht bedauerlich, daß auch auf Seiten der Linken der Kampf so geführt wird, daß man da hört: «So national wie der Herr von Hindenburg, sind wir schon lange — auch wir schwärmen für das größere Deutschland (auf Kosten der <Feinde>) — auch wir wollen unsern Platz an der Sonne erkämpfen. Aber: wir stören Ihnen nicht das Geschäft! Wir sind moderner, ruhiger, diskreter, gerissener. Wir wollen die internationale Anleihe — daher muß unser Nationalismus nicht so säbelklirrend auftreten, wir können warten.»

Das ist Opportunismus — und nicht einmal ein kluger. Es ist traurig, daß die Oberregierungsräte, die die deutsche Propaganda leiten und für das Geld, das zum Beispiel für die Beteiligung an der Kunstgewerbeausstellung in Paris nicht da war, lächerliche Heftchen in die Welt senden, daß diese Beamten immer nur mit Menschen zusammenkommen, die vor ihnen katzbuckeln, oder vor denen sie katzbuckeln, aber niemals mit freien, natürlichen Männern. Hätten sie diesen Verkehr, so würden sie nicht den schlimmsten deutschen Fehler begehen,

der einem Ausländer gegenüber möglich ist, und den der so übel nimmt: ihn für dumm zu halten. Das verzeiht man keinem. Und mit diesem Opportunismus, der gar keiner ist, wird nichts geschafft werden.

Aber es ist doch traurig zu sehen, wie wenig diese sogenannte Revolution eigentlich bewirkt hat. Da ist kaum einer bei den Demokraten, da sind wenige in der Zentrumspartei (im Gegensatz zur katholischen Jugend) — wenige bei den Sozialdemokraten, die grade den geistigen Typus Hindenburg ablehnen, soweit da überhaupt noch von Geistigkeit gesprochen werden kann. Die bewußt und mutig das ablehnen, was man für ihn plakatiert: seinen absoluten Gehorsam, seine Überdisziplin, seine Liebe zum Staat, die die Heimat nicht ehrt, seine Befangenheit in der Auffassung vom Kriege, seinen Stand, dem er angehört. Hieran wagt sich kaum einer. Man muß die Verehrung in den Stimmen zittern hören, wenn von ihm gesprochen wird . . . ! Wie leise ist dieser Kampf, wie vorsichtig, auf Zehenspitzen gehen die Kämpfer . . . Das ist nichts.

Tatsache ist:

Es gibt heute in Deutschland unter den jungen Leuten eine Schicht, die sich ehrlich müht, aus den Wirrnissen dieser Zeit nach Klarheit zu suchen und zur Wahrheit zu kommen. Auch dies sind Deutsche — Menschen, die den Boden lieben, auf dem sie aufgewachsen sind, die ihre Sprache lieben, ihre deutschen Freunde. Herr von Hindenburg hat das Deutschtum nicht gepachtet — und es ist völlig gleichgültig, wen er und seine Offiziere für einen «guten Deutschen» erklären und wen nicht. Daß die Universitätsprofessoren, um die sich das geistige Leben Deutschlands längst nicht mehr gruppiert, daß die Landwirte des Ostens und viele Baumeister, Zahnärzte, Oberlehrer, Bankbeamte, die das Kostüm des Reserveoffiziers nicht vergessen können, dem Mann und seinem System anhängen, ist gewiß. Daß die vorsichtig abwägende Industrie, soweit sie an Auslandsgeschäften interessiert ist, abbremst, ebenso. Daß aber der menschliche Typus Hindenburg — und gerade der menschliche — unter dem Mittelmaß liegt, daß dieser Typus, ein schlechtes Derivat der großen deutschen Seele, dazu beigetragen hat, den Wert des Landes in allen Beziehungen herabzumindern, daß dieser Typus ein kümmerliches und dünnes Konglomerat einiger selbstverständlicher und banaler Eigenschaften ist, unter gleichzeitiger Verkümmern aller wertvollen Qualitäten des deutschen Volkes — das sollte der Marx-Block seinen Wählern und Hindenburgs Wählern offen sagen.

«Man soll die Gegner nicht unnötig aufbringen.» Und was habt ihr mit dieser Taktik erreicht? Die völlige Niederlage eurer Ideen, die Vertrocknung aller revolutionären Gedanken, dieses Parlament und diese Regierung.

Gegenüber der selbstverständlichen Zurückhaltung, die man einem alten Mann schuldig ist — eine Zurückhaltung, die niemals von der an-

dern Seite ausgeübt worden ist — ist schärfste sachliche Klarheit am Platz. Was an Hindenburg nichts taugt, ist grade das, was ihm die andern noch nachmachen.

Hindenburg ist: Preußen. Hindenburg ist: Zurück in den Gutshof, fort aus der Welt, zurück in die Kaserne. Hindenburg bedeutet: Krach mit aller Welt, unaufhörliche internationale Schwierigkeiten, durchaus begründetes Mißtrauen des Auslandes, insbesondere Frankreichs gegenüber Deutschland. Hindenburg ist: Die Republik auf Abruf. Hindenburg bedeutet: Krieg.

Man soll nicht nur gegen ihn stimmen. Man soll auch aussprechen was ist, und eine Gesinnung verwerfen, die schon einmal den geistigen Niederbruch des Landes herbeigeführt hat.

## DIE LATERNENANZÜNDER

Schon mancher wird sich gefragt haben, wie denn die Laternen, die abends und nachts die Großstadt erhellen, in Betrieb gesetzt werden. Nun Komma die Antwort auf diese Frage ist nicht eben schwer. Hat doch der Frager sicherlich schon abends in unsrer Stadt Männer mit langen Stangen in Trupps von zweien oder dreien die Straße entlang ziehen sehen — Laternenanzünder sinds, die dort ihr schweres Amt ausüben. Wer sind diese Leute, und was treiben sie zu so später Stunde auf den dunkeln Straßen, welches sind die Voraussetzungen ihres Berufs, und wie ist ihre Vorbildung? Darüber den Leser aufzuklären, soll der Zweck der nachfolgenden Zeilen sein.

Der Trupp der Laternenanzünder setzt sich gewöhnlich aus drei Männern zusammen: dem Chef-Laternenanzünder, seinem Adjutanten und dem Hilfs-Laternenanzünder.

Der Chef-Laternenanzünder hat die Leitung der Abteilung. Er trägt die Verantwortung sowie eine lange Stange und bestimmt, welche Laternen zu entzünden sind. Nachdem er mit dem Lichtmesser in der Hand die Lichtstärke der betreffenden Straße «ausgeleuchtet» hat, wie der Fachausdruck heißt, setzt er seine Mannschaft an. Das geschieht folgendermaßen: Hält der Chef die Zeit für angemessen, so nähert sich der Trupp der Laterne, der Chef gibt erst den sogenannten «Vorbefehl»: «Achtung!», der Adjutant nimmt die lange Stange in die Hand und wartet. Der Chef befiehlt: «Anleuchten!» und der Adjutant reißt oben an der Laterne den Hebel mit sachkundigem Griff herum. Während dieser Zeit hat der Hilfs-Laternenanzünder ständig seine Geräte in Bereitschaft zu halten, denn dem Hilfs-Laternenanzünder untersteht der technische Dienst; er ist es, der die Geräte beaufsichtigt: Hammer, Zange, Bohrer, Kabel, Ersatzkohlen — alles das hat er unter sich.

Der Laie wird sich nur schwer in der Fülle der Fachausdrücke der Laternenanzünder zurechtfinden. Ist eine Straße ganz erleuchtet, so spricht man von «Voll-Licht»; beileibe «zündet» der Laternenanzünder keine Laterne «an», sondern er «gibt Licht» — gegen Morgen wird «abgelichtet», der betreffende Befehl heißt: «Ableuchten!» Werden die Leuchthebel, gewöhnlich gegen Ende des Monats, durchgeölt, so geschieht das aus einem Öltopf. Auch diesen Topf hat der Hilfs-Laternenanzünder unter sich.

Die Ausbildung der Laternenanzünder, mit Ausnahme des nur fachtechnisch geschulten Hilfspersonals, ist eine rein wissenschaftliche. Die Anforderungen an den Beruf sind hohe: der Mann, der sich als Aspirant vorstellt, muß über tadellose Papiere verfügen, aus politisch unbelasteter Familie stammen, eine freiwillige Übung bei einer Reichwehrbrigade mitgemacht haben und die Primareife eines Oberrealgymnasiums besitzen. Die Ausbildung erfolgt auf den Technischen Hochschulen, die Teilnahme an den dortigen Leibesübungen ist für den künftigen Verwaltungsbeamten absolut unerläßlich (Rumpfbeugen, Geschmeidigkeit des Körpers). Die Vorlesungen umfassen: Wesen und Begriff der Lichtwissenschaft; Geschichte des Beleuchtungswesens, unter besonderer Berücksichtigung des betreffenden Bundesstaates; Theorie der Lichtgebung; Ablicht und Anlicht; zur Soziologie der Beleuchtungswissenschaft. Dem Studium folgt ein Staatsexamen. Nach zehn bis zwölf Jahren Wartezeit erfolgt gewöhnlich die Ernennung zum Laternenanzünder, nach weiteren zwanzig bis dreißig Jahren die Beförderung (nicht: Ernennung) zum Chef-Laternenanzünder.

Man sieht: es sind alte, zünftige Beamte, die da in Wind und Wetter ihren schweren Dienst versehen. Es ist ihnen gelungen, sich in dem Halbjahrhundert ihrer Amtstätigkeit die allgemeine Achtung und Beachtung zu erwerben. Zusammengeschlossen sind sie in dem Reichsverband Deutscher Laternenanzünder (R. D. L. mit den selbständigen Sektionen: Bayern, Thüringen-Nord und Hamburg), sowie in Lokalgruppen; die bedeutendste davon ist der in Brandenburg zentralisierte Laternenverband Märkischer Anzünder (L. M. A.).

Die Beamten bilden sich dauernd fachwissenschaftlich, bevölkerungspolitisch, städtebautechnisch und verkehrshistorisch fort — in diesem Jahr ist es ihnen endlich gelungen, die Schaffung eines «Dr. lux» bei den Landesuniversitäten durchzusetzen. Die Fortbildung der Beamten geschieht auf den Laternenanzünder-Fortbildungsschulen und -Seminar; die Lehrer sind zu einem «Reichsverband Deutscher Laternen-Anzünder-Fortbildungsschul-Fachlehrer» zusammengeschlossen. Ihr Dienst ist nicht ohne Gefahr; bei den praktischen Übungen kommt es wohl vor, daß eine zu heiße Laboratoriumslaterne platzt; sämtliche Lehrer sind versichert. (Das Nähere siehe in den «Mitteilungen Deutscher Laternen-Anzünder-Fortbildungsschul-Fachlehrer-Versicherungs-Gesellschaften».)

Die jetzigen Angehörigen der Lucifaktoren, wie sie sich gern nennen, gehören fast durchweg den bessern Gesellschaftsschichten an: 65 Prozent der Chef-Lucifaktoren bzw. 45 Prozent der Adjutanten sind ehemalige Reserveoffiziere. Damit allein schon ist ihre politische Zuverlässigkeit gewährleistet. In manchen Familien ist die Liebe zum Licht sozusagen erblich: es gibt Beamte, die bereits in der dritten und sogar vierten Generation ihr Amt innehaben. Die Mehrzahl der Hilfs-Laternenanzünder rekrutiert sich naturgemäß gleichfalls aus gedienten Leuten, da diesen die für den Lucifaktorenberuf notwendige «Sturheit», wie der Fachausdruck heißt, besonders eigen ist.

Die einzelnen Verwaltungszweige interessieren sich außerordentlich für die Dienstgepflogenheiten der Lucifaktoren: so hat erst jüngst Exzellenz Lewald vom Reichsausschuß für Leibesübungen dem Fünften Deutschen Reichs-Licht-Bund-Tag beigewohnt, obgleich ihn doch seine andern Verpflichtungen gegenüber allen in Deutschland stattfindenden Tagungen gewiß stark in Anspruch nehmen. Auch der Reichswehrminister hat in einem Erlaß auf den ganz ausgezeichneten Dienst der Laternenanzünder hingewiesen und ihnen den alten, guten Sedan-Geist gewünscht. Die Vertretung der Lucifaktoren im Parlament ist nunmehr auch gesichert; wie man sich erinnert, ist bei den letzten Wahlen der Abgeordnete Dr. Hohsen (Wahlkreis: Boden) von der Deutschen Volkspartei ins Parlament aufgerückt, ein Lucifaktor, der den Dienst von der Pike auf kennt und die Interessen seiner Kollegen im echten, rechten Laternenanzündergeist wahrnehmen wird. Er ist es auch, der zusammen mit einem Herrn vom Reichswehrministerium und dem Admiral Stenker von der Reichsmarineverwaltung die Einweihung des Laternenanzünder-Kriegerdenkmals vorgenommen hat; haben doch die Laternenanzünder ihren starken Anteil an den Opfern des Weltkrieges und somit an der Gesundung des Vaterlandes. Auch in die Literatur sind die Männer des Lichts bereits eingedrungen: wir erinnern hier nur an Rudolf Herzogs Roman *«Mehr Licht!»*

In der Dunkelmannstraße zu Berlin erhebt sich das schmucke Reichsverbandshaus des R. D. L. Nach der letzten großen Oppositionskrise im Verband ist Ordnung und Ruhe geschaffen; die damaligen Verbandsinteressen verwaltete ein Rechtsanwalt Löwenstein, jüdisch, aber dumm, also national — jetzt ist an seine Stelle als Syndikus Dr. v. Falkenhayn getreten, ein Großneffe des bekannten Siegers von Verdun. An dieser Stelle sei besonders der Presseabteilung und ihrem verdienten Pressechef, Herrn Karl Rosner, gedankt, der dem Schreiber dieses mit so liebenswürdigen Auskünften warm unter den Arm gegriffen hat.

Fürwahr, ein echtes Sinnbild deutscher Kraft und deutschen Fleißes, deutscher Tatkraft und deutscher Treue —: das kleine Trüpplein, das da, fast unbeachtet, abends durch die Straßen zieht, seinem harten Beruf entgegen. Hier und da kam es wohl einmal vor, daß die Beamten,



besonders in den Arbeitergegenden, von halbwüchsigen, kommunistisch verhetzten Burschen mit dem Ruf «Nachtwächter! Nachtwächter!» belästigt wurden — doch ist da sofort scharf durchgegriffen worden. Polizei und Richter haben ihre Pflicht getan: die Übeltäter wurden stets mit hohen Strafen wegen Vergehens gegen das Gesetz zum Schutze der Republik bestraft; in alter Objektivität hat hier die deutsche Justiz wieder einmal gezeigt, wessen sie fähig ist.

Man sieht dem unscheinbaren Auftreten der schlichten Männer nicht an, wieviel deutsche Tätigkeit in ihnen und ihrem Werk steckt. Hoffen wir, daß sie, immer weiter aufstrebend, es zur Volkswohlfahrt und zum Nutzen des deutschen Staates ausüben, bis einmal bessere Zeiten kommen, da deutsches Licht auch in Straßburg, Danzig, Wien, Budapest und New York erstrahlen möge.

In diesem Sinne: «Gut Licht —!»

Man kann Laternen auch von der Zentrale aus einschalten.

## DIE TAFELN

In Enghien — ganz recht: da, wo die großen Rennen stattfinden, in diesem pariser Vorort, der fiebernd darauf wartet, daß das große Kasino am See wieder eröffnet wird, wo jetzt das Spiel gesetzlich unterdrückt ist, wo es unter der Oberfläche rastlos arbeitet, um den Sumpf wieder aufzumachen; in Enghien, in dessen Nähe das schöne Montmorency liegt — in Enghien bin ich spazierengegangen, und da ist mir etwas Merkwürdiges aufgefallen.

Sie kennen doch die Schildchen, die in den kleinen Städten bei uns die Häuser zieren, wenn sie versichert sind: «Providentia 1897» und «Assecurancia 1904» und so. Und auch hier in Enghien hängen an vielen Häusern Tafeln, immer wieder, da eine, hier eine, große und kleine. Sie sind bunt, auf weißem Glasgrund sieht man ein paar Verzierungsblümchen und einen Text. Da steht:

La ville d'Enghien  
aux Héros de la Grande Guerre  
Ici vécut le Caporal Marcel Laurent  
tué pour la patrie en 1916

Was ist das —?

Das ist eine Erinnerung, ein Mahnzeichen, ein kleines Pflasterchen für die Frau und die Kinder, die der zurückgelassen hat. Und so viele —! Eine Glastafel — klack, ein trockner Gewehrschuß. Eine Glastafel — bumm — ein Volltreffer, nichts ist mehr von dem Mann übrig. Eine Glastafel — wumm — ein Paar Beine mit Stiefeln liegen unter einem Baum, wohin sie die Explosion geschleudert hat. An jedem zweiten

Haus hängt die Tafel — manchmal stehen mehrere Namen darauf, zwei, drei, vier . . . an beinahe jedem Haus.

Ich gehe durch die Straßen und sehe auf einmal nur noch dies: nur noch die Tafeln und die zerschmetterten Köpfe, die auslaufenden Augen, die herausquellenden Lungen, die blutdurchtränkten schweren Reiterhosen, den Haufen Knochen, die verrostete Erkennungsmarke.

Die Tafeln sind eine Sitte wie jede andre auch, ein ehrendes Gedenkzeichen für die Toten. Aber die Tafeln lügen. Es muß nicht heißen: «tué pour la patrie» — es muß heißen: «tué par la patrie». Getötet durch diesen niedrigen Begriff «Staat», getötet durch diesen Wahnsinn, der die Heimat, die jeder liebt, mit einem Nützlichkeitsbegriff verwechselt, der den meisten nicht einmal von Vorteil ist, sondern nur den wenigen. Stirbt man für eine Weizenagentur? Für eine Hypothekenbank? Man stirbt für und durch das Vaterland, und das kommt im wesentlichen auf dasselbe hinaus.

Tafeln, wie lange noch —? Wie lange noch lassen sich erwachsene Menschen einreden, daß eine sinnlose und anarchische Organisation zwischen den Staaten ein Recht hat, das Leben zu nehmen? Wie lange noch lassen sich Mütter die Söhne, Frauen die Geliebten, Kinder den Vater abschießen für eine Sache, die nicht die Kosten für den Mobilisierungsbefehl wert ist? Wie lange noch wird Mord sanktioniert, wenn der Mörder sich nur vorher eine Berufskleidung anzieht, seine Kanonen grau anstreicht, seine Gasbomben von der Kirche einsegnen läßt und sich überhaupt gebärdet wie der Statist einer Wagner-Oper?

Uns fehlen andre Tafeln. Uns fehlt diese eine:

Hier lebte ein Mann, der sich geweigert hat,  
auf seine Mitmenschen zu schießen.  
Ehre seinem Andenken!

## SPAZIERGANG

«Grand Hôtel, den heutigen.

Sehr geehrter Herr Panter!

Ich bin mit meiner Frau für ein paar Tage in Paris und werde mich sehr freuen, mit Ihnen . . .»

Hopla. Das ist ein Grund, lange und ausdauernd spazieren zu gehen. Mit einem Rohrpostbrief in der Tasche:

«Lieber Herr Besuch,

leider bin ich gestern abend gestorben . . .»

Laßt uns ein wenig durch die Straßen rollen.

Da kommt der Omnibus. Die zweite Klasse ist voll, was einige dekorierte Herrschaften veranlaßt, auf den nächsten zu warten. Man muß

sein Vermögen zusammenhalten, auf die Weise bringt mans zu etwas. Neben mir sitzt eine Dame, die fährt jetzt zu ihrer Schwägerin, die einen Bekannten hat, der billig Schirmseide abgibt. Man kauft hier nicht gern etwas — man verschafft es sich. Wohnungen, Deputierten-sitze, Parfums, Theaterkarten und Sommerfrischen. Diese Gerüste sind die zukünftige Kunstgewerbeausstellung: Gustav Stresemann, verschnupft, wie er ist, hat die Einladung abgelehnt — wahrscheinlich wartet er die nächste Internationale Flaschenbieraussstellung ab. Hoffentlich gelingt die Ausstellung und wird für die Pariser kein zweites Olympisches Spiel, das ein Bombenreinfall war. Da liegt das Gebäude der Dotation Carnegie, da hat vorgestern der Graf Coudenhove-Kalergi für sein Pan-Europa gesprochen — alle sind dafür, Europa will sichs noch ein bißchen überlegen. Er hat auch vor den Studenten der École Normale Supérieure gesprochen, ein Staatsstipendiat auserlesener Studenten, die da freie Station haben; der Graf sprach leicht und unprätentiös, er tritt so angenehm hinter seiner guten Sache zurück, die er aufrichtig liebt. Solch ein Studentenpublikum habe ich bei uns noch nie gesehen: die jungen Leute lassen fast jeden Freitag vor kleinem Auditorium einen fremden Gast sprechen, und sie tun etwas ganz Seltsames, für uns so Ungewohntes: sie hören zu. Während das deutsche Publikum immer geduckt wartet, zur Kritik fertig, sprungbereit zum Gegenangriff, lassen diese hier jeden in Ruhe ausreden, scharren nicht mit den Füßen und stampfen nicht, wie es das Rindvieh in den heimischen Ställen zu tun pflegt — sondern sie hören zu. Als Coudenhove-Kalergi geendet hatte, hielt ihm ein anwesender Deutscher, der gleichfalls zu Gast war, ein belehrendes Kolleg — wie unliebenswürdig sind diese Leute in dem, was sie Sachlichkeit nennen! Die Franzosen fuhren ihm ganz leicht über den Mund, aber es wird nicht viel helfen. Da liegt das Gebäude, wo sie neulich den Professor ausgepiffen haben. Der Kultusminister François-Albert, nunmehr a. D., der eigentlich nicht so sehr Gegner hatte, wie er Leute vorfand, die ihn nicht recht ernst nehmen wollten, hatte ausnahmsweise den Professorenvorschlag, der den Juristen Le Fur propagierte, zurückgewiesen und dafür einen andern Mann einsetzen wollen: den Kabinettschef des Arbeitsministers Justin Codart, Herrn Georges Scelle, Professor in Dijon. Protest. Es gab einen mächtigen Spektakel im Hörsaal, die Studenten zerschlugen Tische und Bänke, einem Schutzmann fiel das Corpus juris auf den Kopf, und die Vorlesung mußte unterbleiben. Es scheint zweifelhaft, ob sie wieder aufgenommen werden wird — es sind nicht nur die Royalisten, die da demonstriert haben. Auch hier ist zu beobachten, daß eine konservative Jugend gegen den soi-disant-Sozialismus in der Regierung protestiert — die Opposition dieses Zeitalters geht seltsame Wege, eine revolutionäre Reaktion.

Das hindert nicht, daß sich die Studenten viel weitherziger zu infor-

mieren suchen als in Deutschland. Das Groupement Universitaire Français pour la Société des Nations hält in der Sorbonne öfters Versammlungen ab, in denen Redner aller Nationen auftreten und über den Völkerbund sprechen; geleitet wird das von dem jungen Herrn Lange, dem wir sicherlich später einmal in der französischen Politik begegnen werden.

Und da —? Was stehen da für Leute? Das sind glückliche Menschen, die möchten sich gern *«Les nouveaux Messieurs»* ansehen, das neue Stück, an dem de Flers mitgearbeitet hat, es wird im Athéné gegeben und ist jeden Abend ausverkauft. Herr Boucher, der erst jüngst auf dem Nachtfest der Schauspieler im Cirque d'Hiver seine Triumphe feierte, hat sein Publikum. Bei uns heißt so eine remonstrierende Komödie *«Der Herr Minister»* und ist von irgendeinem Herrn Regenschirm — hier sieht sogar so etwas graziös, lustig, elegant aus. Da wollen wir doch aussteigen und hören, wie die Preise sind. Der Billetthändler verlangt fünfundvierzig Francs — allmächtiger Himmel! Wenn ich einen Aufsichtsratsposten hätte, ja, Bauer, das wäre ganz was anders — aber so!

Da drüben hängt ein Plakat, auf dem ist — bitte, entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich habe einen kleinen Gang. Auch der ist lehrreich genug: man liest immer allerhand an den Wänden. In Rostock am gleichen Ort stand früher auf der Wasserspülung, daß die Deutschen ihren Kaiser wiederhaben wollten — hier ist zu lesen: *«Salaud!»* und *«Voleur!»*, was sich umschichtig auf Cachin, Daudet und Herriot bezieht. Vox pipili.

Ja, auf dem Plakat ist die Mistinguett abgebildet. «Wie gefällt Ihnen meine Frau? Mir gefällt sie nicht!» Jedenfalls war sie in Amerika, wie auch Gémier vom Odéon und viele andre; sie vertraten dort — wie einer entdeckt hat — die These vom Dollar pour l'art. Und neben ihr zeigen sie Schönherrs *«Weibsteufel»* an. Auch siegreiche Staaten haben ihre Beschwerden.

Jetzt wollen wir erst einmal einen nehmen. Ich stehe an der Theke — an der Theke ist es ein bißchen billiger, gnädige Frau, falls Sie mal nach Paris fahren — und komponiere ein kleines Lied auf der Schnapsorgel, die da hinter dem Wirt steht. Viele Leute trinken hier ihre Vormittagsschokolade — nur die belegten Brötchen sind teuer, wie alles, was man in Paris außerhalb der Hauptmahlzeiten essen will.

Ob im Hôtel Drouot etwas los ist —? Das Hôtel Drouot ist gar kein Hôtel — es ist das Haus, wo die Versteigerungen, monopolisiert, vor sich gehen. Briefmarken kann man da kaufen und Möbel und silberne Löffel und Gobelins und Alt-China in garantiert echten Original-Imitationen — es geht ganz leise zu. Die Leute sitzen ganz artig auf ihren Stühlchen, der Auktionator steigert leise, die Bieter nicken nur, kaum wahrnehmbar, er sieht jedes Augenzwinkern. Neulich hat übrigens

Francis Carco — ganz recht, der Papa von *«Jésus-la-Caille»* — seine Bilder verkauft, viele Utrillos, darunter Werke, die er von den Künstlern erhalten hat, als die noch ganz unberühmt waren. Er hat über 200 000 Francs erzielt; ich weiß nicht, wieviel er den Malern abgegeben hat . . .

Da ist ein Zeitungsgebäude, da noch eines. In einem — im *«Petit Journal»* — hat einmal ein Kollege von mir gesessen, vor sechzig Jahren saß er da und schrieb täglich seinen kleinen Chronisten-Artikel. Er hat sich fotografieren lassen: mit dem *«Petit Journal»* in der einen Hand und mit einem Sou in der andern — so viel kostete damals das Blatt. Als man ihn fragte, wie er es mache, jeden Tag ein andres Thema zu behandeln, antwortete er: «Wissen Sie, ich schreibe nur über die Sachen, von denen ich nichts verstehe!» Er hieß Thimoteus Timm. Es muß an der Alliteration liegen.

Jetzt will ich mich wieder nach Hause schleichen. Hoffentlich ist der Besuch inzwischen eingegangen, so Gott will. So etwas ist nicht sehr lustig. Die Leute marschieren immer wieder zu Prunier und immer wieder in die Revuen, und wenns die Frau nicht hört, fragt mich der Mann nach einigen Adressen. Und ich weiß doch keine. Aber ich kann mich nicht länger blamieren, und daher folge hier eine Liste:

32 rue Blondel: Nackte Mädchenbedienung.

186 rue Rondelet: Erzbischöfe, Neger und Minderjährige.

4 Boulevard Marbeau: Frau mit Lama (*«Tier oder Tibetaner?»* Stelle anheim).

Und, etwas völlig Perverses:

18 rue Donizetti: Ein revolutionärer Sozialdemokrat.

Aber dies Unternehmen sollen sie ausgehoben haben.

Der Spaziergang ist geschlossen.

## DIE TENDENZFOTOGRAFIE

Warum kann man den *«Simplicissimus»* nicht mehr lesen? Warum gibt es kein gutes deutsches Witzblatt? Weil der Typus dieses alten Witzblattes unmöglich geworden ist. Diese mühsam konstruierten Scherze, um einen ein für alle Mal feststehenden Raum zu füllen (*«Seien Sie witzig!»*); die *«Idee»*, die einem schlecht bezahlten Redakteur einfällt, und die er dann einem Maler in Auftrag gibt; diese veraltete Technik, zu einem gleichgültigen Bild eine Unterschrift zu finden, die ein Witz sein soll —: alles das ist ganz und gar uninteressant. Ganz abgesehen von einem völlig amorphen Publikum, dessen einzelne Schichten gar keine gemeinsamen Interessen mehr außer den trivialsten haben, abgesehen von der Feigheit der Verleger, die Annoncen und Abonnenten, aber kein gutes Witzblatt haben wollen —



ganz abgesehen davon ist auch die Technik dieser Blätter von vorgestern. Es gäbe schon etwas Neues.

Einen Grosz findet man nicht alle Tage. Die kleinen Zeichner sind nicht übel — ob sie auf die Dauer ein Blatt füllen können, ist zweifelhaft. Es gibt aber ein sehr witziges, politisch unendlich wirksames Kampfmittel — und das ist die Tendenzfotografie. Sie wird viel zu wenig angewandt.

Die Phantasiearmut der sozialdemokratischen Parteiredakteure stattet ihre Bildbeilagen immer noch aus wie zu Großmutter's Zeiten — ein tendenziöses Gegengewicht zu den angeblich objektiv berichtenden illustrierten Zeitschriften gibt es nicht. Warum eigentlich nicht —?

Warum macht sich von den Kommunisten niemand daran, im Bunde mit der Fotografie zu kämpfen? (Anfänge sind in *«Sichel und Hammer»* zu finden.) Die Fotografie ist unwiderlegbar. Sie ist gar nicht zu schlagen. Was allein mit fotografischen Gegenüberstellungen zu machen ist, weiß nur der, der's einmal probiert hat. Die Wirkung ist unauslöschlich und durch keinen Leitartikel der Welt zu übertreffen. Eine knappe Zeile Unterschrift — und das einfachste Publikum ist gefangen. Ludendorff in Zivil; das Automobil eines Bankiers, die Wohnung seines Portiers; Richtergerichter einer preußischen Strafkammer und ihre Opfer; Studenten auf der Kneipe; verhaftete Kommunisten vor und nach Feststellung ihrer Personalien; eine Konfrontation der Physiognomien Lenins und Hindenburgs; eine Parade unter Wilhelm und eine unter Seeckt: das sind Themen, die mit Worten gar nicht so treffend behandelt werden können, wie es die unretuschierte, wahrhaftige und einwandfreie Fotografie tun kann. Die erst durch die Anordnung und die Textierung zum Tendenzbild wird. Sie ist eine maßlos gefährliche Waffe. Der Zeichner kann sich etwas ausdenken. Der Fotograf nicht.

Vom Kino zu schweigen. Da streiten sie sich über die orthodoxe Auslegung des Kommunistischen Manifests herum und sind noch nicht einmal dazu gekommen, das Kino, diese Bibel von Heute, der Arbeiterschaft dienstbar zu machen. Vor lauter Organisation, Bedenken, Kompetenzen und Beratungen kommen sie nicht dazu. Unter dessen haben und benutzen ihn die andern. Das mag wohl nicht von heute auf morgen zu ändern sein. Die Fotografien aber sind da, Dynamit und Sprengpatronen im Kampf der Seelen. Was uns fehlt, ist die tendenzfotografisch illustrierte Kampfzeitung.

## WAS NUN —?

«Großes Hauptquartier, 25. Februar 1918.

In Brest-Litowsk soll behauptet worden sein, daß ich mich für einen annexionslosen Frieden und das Selbstbestimmungsrecht der Völker erklärt hätte. Indem ich eine derartige Zumutung mit Entrüstung zurückweise, ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren . . .

v. Hindenburg.»

Dem der Krieg wie eine Badekur bekommen ist, der wird Präsident der Deutschen Republik, die es nun wohl nicht mehr lange sein wird. Sie hats verdient.

Mit einem Dank an Niedner dürfen wir das Pappschildchen: «Herzlich willkommen!» an die Wilhelmstraße nageln. Dieser Vorsitzende der letzten Veranstaltung vor dem Staatsgerichtshof hat die Kommunisten, die das Zünglein an der Wahlwaage bildeten, durch Prozeßführung und Urteil derart aufgebracht, daß jeder Appell an ihren politischen Verstand erfolglos bleiben mußte. Sie wollten eben nur demonstrieren, sie haben demonstriert, und das kam dem alten Mann zugute. Was hätten sie von Marx auch erwarten sollen? Mehr als zum Tode verurteilen — und in solch einem Prozeß verurteilen! — kann selbst Herr Hindenburg sie nicht. Der «Vorwärts» hat nicht die leiseste Veranlassung, den Mund aufzureißen: seine Prozeßberichte aus Leipzig hätten in jedem Generalanzeiger der Provinz Ostpreußen stehen können — er ist der allerletzte, der den Kommunisten auch nur Verhaltensmaßregeln zu geben hätte.

Nicht zu vergessen sind aber die Demokraten. Drei Millionen Stimmen hat der neue Präsident und Sieger von Compiègne bekommen von solchen, die im ersten Wahlgang nicht gewählt hatten. Dieser erste Wahlgang . . .! Ein französischer Sozialist, der sich nach Eberts Tode in Deutschland aufhielt, sagte mir, er hätte so etwas Hilflozes wie die Politiker der Linken in dieser Epoche kaum je gesehen. Statt sich sofort auf Marx zu einigen, zerfielen sie in Vereinsgrüppchen, arrangierten die unsagbar alberne Hellpach-Komödie, die wieder einmal zeigte, wie diese Partei nur aus ihrer Presse besteht (Thälmann, der Kommunist, schlug Hellpach spielend) — die Aufstellung von Braun und Hellpach hat Hindenburg erst möglich gemacht. Aber woher kommen die drei Millionen?

Der Reichsblock hat sie mit ungeheurer Gewissenlosigkeit und Geschicklichkeit an sich gezogen. Und warum nicht die Linken?

Weil die Linken sich an die Person Hindenburgs nicht herangewagt haben; weil sie immer wieder, in allen Reden und Aufsätzen, die hohe Verehrung und Liebe betonten, die sie für dieses Idol preußischer Mannheit empfänden; weil sie den alten Mann hochleben ließen, in

Respekt zu ihm aufsaßen, ihn anhimmelten — und dann empfahlen, Marx zu wählen. Ich weiß, wie schlau sich die Nachlichter dabei vorgekommen sind. Wie feine Psychologen sie sich deuchten, wie diplomatisch sie vorzugehen glaubten! Mit so kindischen Halbheiten lockt man keinen Wähler hinter der Zentralheizung hervor. Eine Wahlparole braucht nicht gemein zu sein — aber einfach und klar muß sie sein. Wenn man dieses patriotische Zeug da las, war wirklich nicht einzusehen, warum man Marx wählen sollte. Alle Voraussetzungen waren günstig für Hindenburg — warum ihn nicht wählen? Man hat ihn gewählt. Mancher lernts nie.

Die berliner Börse legte für Marx Odds: — 2:1. Man stelle sich ein Geschäft vor, bei dem die Makler derart falsch tippten! Wie pflegte unser alter Georg Metzler zu sagen? «Jeder Börsianer ist außerhalb seines shops ein Esel.» Nicht nur ein Esel. Diese größenwahnsinnigen Liberalen alter Richtung, die zwischen dem Börsenbuffet und Heßler immer nur sich sehen und als einzigen Repräsentanten des «Volks» den Chauffeur — sie haben keine Ahnung von der wahren Lage im Lande. Ihre Zeitungen sagens ihnen nicht und suggerieren sich und ihnen: was nicht gewürdigt werde, existiere nicht. Es existiert. Es lebt, wählt und siegt. 2:1 —! Ein Beispiel mehr, das zeigt, was von den politischen Instinkten der Börse und der Kaufleute zu halten ist. Sie sehen nicht, sie hören nicht, und der himmlische Vater ernährt sie doch.

Das deutsche Volk ist also in zwei Hälften gespalten: die Hindenburg-Minorität umfaßt etwa fünfzehn Millionen Wähler; die andern — Marx-Leute, Kommunisten und Nichtwähler — etwa siebzehn. Was nun —?

Der kaiserliche Statthalter ist in der denkbar schlimmsten Gesellschaft. Sie wird ihn beraten? Sie wird regieren. Und er wird tun, was er sein ganzes Leben getan hat: er wird unterschreiben.

Er wird unterschreiben:

Die Reinigung der Verwaltung — soweit sie noch notwendig sein sollte. Die letzten republikanischen Richter werden bald ausgehaucht haben. Die Schule wird völlig in Nationalismus verkommen. Die Reichswehr gehorcht dem neuen Mann blind — es ist sogar möglich, daß der aalglatte und undurchsichtige Seeckt dabei fällt; denn er ist viel klüger und weitblickender als die Putschisten, die da jetzt Politik machen wollen. Das «Republik» firmierende Reich wird hoffentlich die Farben wechseln, damit man schon auf weite Entfernung erkennen kann, mit wem man zu tun hat; Kritik am kaiserlichen Feldmarschall wird auf Grund des Gesetzes zum Schutz der Republik bestraft werden, und für den Rest und den neuen Anfang hätten wir den Artikel 48 der Reichsverfassung, die der Tirpitz-Kandidat beschwören wird. Wie seinen Soldateneid.

Die französische Presse erregt sich nicht übermäßig, weil für sie der Unterschied zwischen Marx und Hindenburg nicht so groß ist wie für uns. Wir aber kennen die entsetzlichen innenpolitischen Folgen, die die Wahl des alten Mannes haben wird — außenpolitisch betrachtet, haben die Franzosen allerdings nicht ganz so unrecht. Wenn man immer wieder hören mußte, wie Hindenburgs Wahl den amerikanischen Anleihen schaden würde, wie der deutsche Kaufmann sich und andern sagte: «Nationalismus — in Gottes Namen — ja! Aber nicht so laut! Aber nur die Geschäfte nicht stören!» — dann war man gewiß, auch auf der andern Seite nicht grade die ideale Garantie für den Frieden zu haben. Eine Maske ist von Deutschlands Gesicht gefallen? So feierlich kann ichs gar nicht nehmen: hier gibt es schon lange nichts mehr zu maskieren.

Und was nun —?

Wir dürfen wieder von vorn anfangen. Wir dürfen da anfangen, wo der kaiserliche Hanswurst im Jahre 1914 aufgehört hat — denn seitdem hat sich in Deutschland aktiv-geistig nichts verändert, es sei denn: zum Schlechten.

Mißtrauen auf der ganzen Welt, äußerste Gefährdung aller auslandsdeutschen Beziehungen und, das Schlimmste: die Währung. Mit Schacht ist es wie mit der heiligen Dreieinigkeit: man muß dran glauben. Tut mans nicht, ist alles zum Teufel: das kaufmännische Vertrauen, die Geschäfte und die Rentenmark. Diese Burschen da sind die Totengräber Deutschlands.

Was auch immer die alte Entente uneinig gemacht und fast zum Zerfall gebracht hat: gegen Hindenburg ist alle Welt einig. Und bevor wir uns mit dem Politiker Hindenburg befassen, mit dem, der bei Bethmanns Sturz gefragt wurde, wer denn nun folgen solle, und antwortete: «Aber der Nächste natürlich... der Nächste!» — bevor wir uns mit diesem so vorgebildeten Präsidenten beschäftigen, ist zu sagen:

Es gibt eine Anzahl Deutscher, die zu Hindenburg nicht in Verehrung aufblicken, die in ihm nicht die Idealgestalt unsrer Zeit sehen, die seine Qualitäten nicht schätzen, und die ablehnen, mit diesem Mann in irgendeiner Form identifiziert zu werden. Wir lehnen ihn ab — auch dem Ausland gegenüber. Diese lächerlichen Rücksichten, «man dürfe sich nach außen hin nicht kompromittieren», haben hier aufzuhören. Wenn es unter den Demokraten, den Sozialisten und selbst unter den Pazifisten noch Leute gibt, die für ultraschlau halten, «Taktik» mit den vollendet gut informierten Franzosen und Engländern zu treiben, so muß ihnen gezeigt und gesagt werden, daß sie ultradumm sind. Wir pfeifen auf ihr Nationalgefühl — wir sind zunächst einmal für europäische Anständigkeit.

Was nun —?

In Frankreich beginnt, sechs Stunden nach dem berliner Telegramm, der Angriff gegen das Kartell der Linken, und die Wahl Hindenburgs wird gewissermaßen Herriot angekreidet. Sie wird weiterhin außen- und innenpolitisch ausgemünzt: innenpolitisch gegen das Kabinett Briand, das der Rechten noch nicht zusammengesetzt genug ist, und das sie eindeutig haben will — außenpolitisch: Da habt ihr die Deutschen! Den Kriegsminister im französischen Parlament wird bald ein Sergeant vertreten können — so leicht wird er seine Forderungen durchdrücken. In Deutschland...?

An eine geschlossene Haltung der Politiker und der Straße gegen den alten Mann ist da nicht zu denken. Ein politisch denkendes Volk zöge die Fensterladen zu, wenn er vorbeiführe, ginge nicht auf die Straße, wenn er Paraden abhielte, weigerte sich, mit dem Mann politisch zusammenzuarbeiten — weil wir nicht zu ihm gehören und er nicht in die Republik, weil er nicht einer der unsern ist, und weil er diesen Krieg geführt, verteidigt und gepriesen hat. Sie werden ihn bestaunen und fotografieren, wenn er, immer mal wieder treu, die Verfassung beschwört — sie werden schmockig registrieren, daß er sich dabei «durchaus würdig» benommen und keine Kanone im Sitzungssaal abgefeuert habe, sie werden konstatieren, daß er doch noch recht rüstig, oder daß er alt aussähe — alles, alles: nur ignorieren werden sie ihn nicht.

War es nur taktische Klugheit, ihn im Wahlkampf für den andern so hoch zu preisen? Ein klein wenig Liebe war alleweil dabei. Es sind ewige Unteroffiziere. Sie können nicht anders.

Und solange sie sich diese Tätowierung nicht haben entfernen lassen, solange sie nicht mutig und scharf ohne jede Rücksicht auf Situation, Prestige, Ausland, Presse und Gegenpartei den verruchtensten und seelenlosesten Nationalismus abgelehnt haben: so lange ist an keine Heilung zu denken.

Was nun —? Nun eine bittere, schreckliche, blutige Lehre. Die tausendfach verdient ist.

## BABBITT

Hier sind die amerikanischen Buddenbrooks.

Wenn Hanno nicht frühzeitig am Typhus gestorben wäre, sondern eine ehrbare lübecker Kaufmannstochter geheiratet hätte, deren zweiter Sohn dann später — «wegen einer häßlichen Geschichte, weißt du?» — nach Amerika ausgewandert wäre: dieser Herr «*Babbitt*» von Sinclair Lewis (bei Kurt Wolff in München erschienen) könnte ganz gut fünfzig Jahre nach den lübecker Stammeltern gelebt haben. Nämlich heute.

Es ist der aktuellste Roman, der mir in der letzten Zeit unter die



Finger gekommen ist — er ist durchaus aus unsrer Zeit. Und es ist sehr fesselnd, zu bemerken, daß der Autor diesen Eindruck nicht mit Wortverdrehungen und Verrenkungen, nicht mit wilden Masturbationsphantasien junger Herren erreicht, die da glauben, Alaska als Schauplatz einer Handlung zu wählen sei schon eine Tat für sich, und die das Verhältnis zwischen Mann und Frau so aufplustern wie ein Hahn ohne Hennen sein Gefieder. *«Babbitt»* ist ein ganz bürgerlich erzähltes Buch, und es enthält endlich einmal unser Leben genau so, wie wir die Sache immer angesehen haben: fast ohne Pathos, wissend, schmunzelnd, verzweifelt, mit Kopfschütteln.

Die ersten hundertundfünfzig Seiten des Romans sind die Schilderung eines Geschäftstages des Herrn Babbitt. Das ist eine Meisterleistung. Vom Aufwachen bis zum Schlafengehen keinmal eine alberne Übertreibung, keinmal der große soziale Fluch: Ha, Bürrrger! Lewis erzählt, stellt fest, überall ist Herr Babbitt zunächst nur Herr Babbitt, ein voller, saftiger, bunter Kerl, daneben allerdings noch viel mehr. Aber das wird nicht gesagt. Das Buch riecht nach Wahrheit. Es kann nicht nur wahr sein: es muß wahr sein.

Es muß deshalb wahr sein, weil wir die Wahrheit kontrollieren können. Früher, vor den achtziger Jahren, wuschen sich Romanhelden grundsätzlich überhaupt nicht — sie wandelten durchs Leben, wie man heute noch bei Tagore durchs Leben wandelt. Dann kam eine Zeit, da taten sie nichts als sich waschen: das nannte man Naturalismus. Und jetzt ist man wieder im besten Zuge, die Maschinerie entweder zu leugnen oder härter zu machen, als sie ist, oder sie zu umkleiden; aber Pathos und Wasserspülung zu mischen, das ist gar nicht beliebt. Bei Lewis guckt die Apparatur des täglichen Lebens durch alle Luken, und hier ist der Mensch unsrer Tage, der Ford-Automobile, Pear-Soap, Scotch-Whisky und Kalodont benutzt, so, wie er wirklich ist: unfeierlich. Guck mich mal an, Leser, und sei aufrichtig! «Das Auswechseln des Tascheninhalts vom grauen Anzug zum braunen war ein richtiges Ereignis, es war ihm sehr ernst mit diesen Dingen. Sie waren von welterschütternder Bedeutung, genau wie Baseball oder die Republikanische Partei. Da war seine Füllfeder und sein silberner Bleistift (bei dem immer die Minen fehlten), die in die rechte obere Westentasche gehörten. Ohne sie hätte er sich nackt gefühlt.» Na, wir wollen uns nichts erzählen... Es ist ein beliebtes Mittel unsrer Literaten, die Maschinerie der Zivilisation den großen Gefühlen gegenüberzustellen, die noch die Bezeichnungen der alten griechischen Tragödie tragen: Badewanne und Trauer um die Geliebte, Haß und Buttersemmeln. Beliebtes Mittel, das einer komischen Wirkung nie entbehrt, aber es spricht doch eigentlich mehr gegen die Benennung der Gefühle als gegen die Buttersemmel. Es gibt eben keinen einfarbigen, alles andre ausschließenden Haß mehr (wenn es ihn

je gegeben hat), und man packt sich nicht umsonst für die Bedürfnisse seines Lebens einen Apparat auf, der langsam Selbstzweck geworden ist. Die Seele hat ihn nicht verdaut und kann ihn nicht verdaut haben; auch in den hehrsten Momenten erinnert eine kleine Gehirnkolik daran, daß sich der Herr Mensch im Zivilisatorischen etwas überfressen hat. Worauf Herr Babbitt ins Geschäft geht — «produzieren, produzieren!» Dabei produziert er gar nichts. «Er fabrizierte nichts Nennenswertes, weder Butter noch Schuhe noch Lyrik, aber er war geschickt in seinem Berufe, Häuser für weit höhern Preis an die Leute zu verkaufen, als diese eigentlich bezahlen konnten.»

Autofahrt ins Büro, Wettrennen mit der Straßenbahn — «ein selten schönes, kühnes Spiel» —, Einmarsch in das große Bürogebäude, das mit Recht ein selbständiges «Dorf» genannt wird, mit Dorfbewohnern, einem Marktplatz und Seitengassen — Arbeit! Die Szene, wie Babbitt einen Brief diktiert, ist von einer Komik, die wir in der ganzen modernen deutschen Literatur suchen können: hier ist endlich einmal ein Chef für hundert gesehen, ohne deshalb ein Atom weniger konturiert, weniger klar geschildert zu sein. Wie sich das Geschwammel des nervösen, im Zimmer herumstapfenden Babbitt durch die Sekretärin in einen modernen Geschäftsbrief auflöst, mit dem der Diktator selbstverständlich unzufrieden ist — «Ich wünschte wirklich, sie würde nicht immer an meinem Diktat herumverbessern!»: das lohnt allein schon die Lektüre dieses einzigartigen Buches. Folgt die weitere Geschäftstätigkeit Babbitts.

Auf jeder einzelnen Seite möchte man dreimal Hurra schreien. Ein nationaler Kritiker der *«Deutschen Zeitung»*, glaube ich, hat einmal geschrieben: «Wenn man den Namen Rudolf Presber hört, nimmt man unwillkürlich Haltung an.» Vor Lewis müßte man die Wache herausschreien. Zum Beispiel, weil er klar und unerbittlich alle Vorstellungen über Geschäfte, die in dem Kopf eines modernen Kaufmanns vorhanden sind, herausgekratzt und sie wie synthetische Perlen auf einer Zuckerschnur aufeinandergereiht hat. «Eine gute Gewerkschaft ist nützlich, weil man dadurch kommunistischen Gewerkschaften, die jeden Privatbesitz unterdrücken würden, ausweicht.» Und: «Als Babbitt zweiundzwanzig Jahre alt war, hatte ihm jemand gesagt, alle Senkgruben seien ungesund, und er eiferte seitdem noch immer dagegen.» Ach, meine Brüder: wie viele solcher Senkgruben gibt es auch bei uns! Nachdem Babbitt solchergestalt meditiert hat, verfügt er sich an die Geschäfte. «Er befolgte die Regeln seines Clans und führte nur solche Unredlichkeiten aus, die durch Präzedenzfälle sanktioniert waren.» Heilige Börse! Und nachdem sie geschoben, betrogen, sich übers Ohr gehauen haben, daß es nur so kracht, Lewis: «Die große Arbeit der Welt war im Gange. Lyte hatte etwas über 9000 Dollar verdient, Babbitt steckte 450 Dollar Vermittlungsgebühren ein, Purdy

erhielt mit Hilfe des feinfühligsten Mechanismus der modernen Geschäftswelt ein Geschäftsgebäude . . . » Ja, Sombart, da staunste —!

Frühstück. «Babbitts Vorbereitungen, um das Büro während seiner anderthalbstündigen Frühstückspause sich selbst zu überlassen, waren etwas weniger kompliziert als die Ausarbeitung eines allgemeinen europäischen Krieges.» Das muß man selbst nachlesen: wie er frühstücken geht; wie er sich unterwegs im Auto ausrechnet, was er in diesem Jahr verdient hat — «Die Folge dieses kühlen Vermögensüberschlages war, daß er sich siegreich und wohlhabend und gleichzeitig erschreckend arm vorkam» —; wie er sich einen elektrischen Zigarrenanzünder für den Wagen kauft, wegen arm — «Er hatte nun die Möglichkeit, seine Zigarre anzuzünden, ohne anzuhalten, was ihm in ein bis zwei Monaten gewiß zehn Minuten ersparen würde.» Und dieser Babbitt ist gar kein Literaturclown. Jeder mittlere Prokurist einer berliner Bankfirma darf getrost über die falschen Schilderungen der Herren Dichter lachen, die ihn und seine Tätigkeit niemals begriffen haben. Babbitt ist ein Mensch, der in den Einzelheiten seiner Geschäfte vom Autor durchaus richtig beurteilt wird, der sich das Rauchen abgewöhnen will, seine Kinder auf seine Manier lieb hat, ins Büro fährt, arbeitet, vom Büro kommt, badet und wieder ins Büro fährt. Zum erstenmal ist in der großen Schilderung seines Arbeitstages die Gehirntätigkeit eines solchen Menschen richtig wiedergegeben: wie in ganz wichtigen Augenblicken immer wieder irgendeine Albernheit auftaucht; wie durcheinandergedacht wird; wie die Zivilisation über ihn dahinpurzelt; und wie seine Vorstellungen alle eindimensional sind — Rasieren, Familienliebe, Geschäfte, Zigarrenanzünder und eine vage Mischung von Kommunistenangst und Gottesdienst. Dazwischen — was ebenso angelsächsisch wie menschlich ist —: das Jungenhafte im Mann. Babbitt in der Badewanne: «Er patschte ins Wasser, und die Lichtreflexe zersprangen, schwankend und funkelnd. Er war kindisch und zufrieden. Er spielte. Er rasierte einen Streifen an der Wade seines dicken Beines herunter . . . Er seifte sich ein und wusch sich ab und rieb sich streng und nüchtern trocken, er fand ein Loch im türkischen Handtuch, steckte gedankenvoll einen Finger durch und marschierte, ein ernster und unbeugsamer Bürger, ins Schlafzimmer zurück.» Und dann schläft er ein. Und hier hat Lewis den grandiosen Abschluß dieses amerikanischen Tages gefunden: er spielt die große Arie Gleichzeitigkeit, er singt *«In solcher Nacht»* und malt lauter kleine Bilderchen an die Wand. «Im selben Augenblick saßen . . . » Denn das ist schrecklich und lustig und merkwürdig zugleich, wie alles nebeneinander liegt, hängt, zappelt. «Im selben Augenblick schliefen in der Stadt dreihundertundvierzig- oder fünfzigtausend alltägliche Menschen wie ein ungeheurer und undurchdringlicher Schatten. In einer Spelunke jenseits der Eisenbahn öffnete ein

junger Mann, der sechs Monate lang vergeblich Arbeit gesucht hatte, den Gashahn und tötete sich und sein Weib.» Und nun erst schläft Babbitt richtig ein. «Und im selben Augenblick drehte sich George F. Babbitt schwerfällig im Bette um — ein letztes Zeichen des Bewußtseins, mit dem er andeutete, daß er jetzt genug gehabt hätte von diesem unruhigen Einschlafen und allen Ernstes ans Werk gehen wollte.» Gute Nacht.

Es ist ein wahres modernes Buch. Es scheut sich nicht, Annoncenteile mitten im Text zu haben; es gibt endlich einmal die ganz natürlichen Seiten des Daseins, um die wir so viel Brimborium machen, indem wir sie pathetisch verklären oder pathetisch vereinfachen — so ist da die Reproduktion des kleinen Zettels, der das Resultat einer angestrengten geistigen Abendarbeit Babbitts darstellt: ein Geschmier von ein paar Schlagwörtern, einem gekritzelten Männerkopf, ein paar Zinszahlen und dem aus Langerweile hingemalten Namensmonogramm. Denn so sehen wir aus, wenn wir arbeiten. Babbitt schaukelt langsam in die Politik, er wird ein beliebter Redner; wie ist die soziale Angst geschildert, die so ein Individuum vor jeder Gruppe und ihren Machträgern hat, diese Feigheit, mit der sich das durchsetzt . . . Und dann verläßt Babbitt langsam den Fotografie-Rahmen seiner Gattung, und aus der Schilderung der Type wird eine Geschichte.

Es ist eigentlich keine rechte Geschichte mit Einleitung, Höhepunkt und Abklang — es ist wie ein Stück Flaubert, was da steht: es zieht so vorbei. Wie Babbitt mit seinem besten Freund in die Sommerferien geht, endlich allein! endlich ohne Familie!, wie er kindisch, etwas sentimental und etwas dämlich diese Sommerwochen verlebt, wie er wieder zurückgehen muß, aber nicht will; der Freund schießt auf die eigne Frau, kommt ins Gefängnis, Babbitt wird der heiligen Gesellschaftsordnung beinahe untreu (hier ist die dünne Stelle des Buches), er fängt ein Verhältnis an — wie unerotisch ist das gezeichnet! —, verbummelt beinahe, demütigt sich vor kleinen Mädchen, möchte gern, kann nicht und redet sich daher ein, nicht mehr zu möchten, findet wieder nach Hause zurück und bleibt da, wo wir ihn angetroffen haben. Babbitts Frau wird krank, Babbitts Frau, mit der er sich gar nicht mehr gestanden hat die letzten Monate hindurch, weil sie alt und schlaff und fett geworden ist und die andere vielleicht jünger schien, weniger schlaff, dünner — und überhaupt die andre ist. Die Krankheit treibt die beiden wieder zusammen. Und wie die alte Frau auf einmal und trotz allem wieder ein Kind wird, seine Hand ergreift und vor der Operation die sicherlich nicht gut übertragbare Romanphrase sagt: «Ich fürchte mich, so ganz allein ins Dunkel hineinzugehen» — da liegen leise Lächerlichkeit und leise Liebe so eng beieinander, daß man erst merkt, wer dieses Buch



geschrieben hat. Und Babbitt weiß, daß es nun aus ist mit seinen Eskapaden, und daß er bei ihr bleiben wird bis zum letzten Tag. Das hört sich so an: «Grimmig erkannte er, daß dies sein letzter verzweifelter Ausbruch gewesen war, bevor er sich in die schwerfällige Zufriedenheit des Alterns schickte. «Na», und hier grinste er boshaft, «es war doch eine verdammt lustige Affäre gewesen, solange es eben gedauert hatte!» Und was würde die Operation wohl kosten? «Das hätte ich mit Doktor Dilling genau ausmachen müssen — aber nein, hols der Teufel, es ist mir ganz egal, es kostet eben, was es kostet!» Und dann bleibt er bei Muttern.

Dies ist *«Babbitt»*, das Buch vom modernen Amerika. Ich habe eine Amerikanerin gefragt, eine Dame, bei der die ausgezeichnete Alice Salomon drüben zu Gast gewesen ist, was sie von Lewis hielte. Sie sagte: «Ich habe *«Main Street»* — das ist ein zweites, in Amerika nicht minder bekanntes Werk von Lewis — «gar nicht zu Ende lesen können: so hat es mich geärgert, und so wahr ist es!» Und das ist auch eine Empfehlung.

Dieser Amerikaner scheint mir weit, weit über Sternheim und Leonhard Frank zu stehn, die den Bürger bekämpfen, beschimpfen, verlachen, kalt schildern — und die ihn nicht ordentlich kennen. Meinet halben: seine Seele oder seine Seelenlosigkeit. Nie und nimmer seinen Apparat, seine Welt, seine Kulissen. Hier sind keine religiösen Ausbrüche, hier sind keine Bürgerschemen, hier ist kein Schutzmann und kein Kanzlist, die sich so benehmen, wie sich Schutzleute und Kanzlisten seit Menschengedenken nicht aufgeführt haben: hier ist einfach ein Lebewesen, das nicht anders sein kann. Nicht sehr dumm, nicht einmal übermäßig beschränkt, vielleicht etwas weniger vollgepfropft mit wissenschaftlichen und gebildeten Redensarten als andre Leute — aber eben ein Zivilisierter.

Das Buch, in einer nichtssagenden grauen Antiqua gedruckt, ist ganz gut übersetzt. Gescheitert ist die Übersetzerin nur am Slang. Es gibt keinen reichsdeutschen Slang; wenn die Leute sich hier in der Sprache gehen lassen, dann fallen sie unbedingt in irgendeine lokale Dialektfärbung. Unglückseligerweise hat die Übersetzerin hierfür das Wienerische gewählt, das für ein amerikanisches Buch besonders ungeeignet ist. «Da schau'n's her» und «so ein Strizzi!» im Pullman-Wagen ausgerufen: das will mir nicht recht einleuchten. Der Rest ist aber treffend herausgekommen.

Dieser Publikation fehlt nur eins. Auf der letzten Anzeigenseite müßte die Ankündigung eines gleichen deutschen Werkes stehen. Die Deutschen werden über den Amerikaner lachen. Aber nimmermehr begreift Herr Wendriner, daß auch er ein Babbitt ist; daß auch seine Vorstellungen, Gedanken, geläufigen Begriffe so lächerlich wirken



können, wenn man sie still und freundlich aufreht, ohne etwas dazu zu sagen; daß es grade die Dinge sind, die ihm selbstverständlich erscheinen, über die er gar nicht mehr diskutiert, und die in ihrer Würde so unbegreiflich albern sind; daß seine Dresdner Bank, sein Opernball, seine Literatur, seine Symphoniekonzerte, seine elektrische Wohnungseinrichtung und seine Geschäfte genau, genau, genau dasselbe Maß an Widersinn und Sinnlosigkeiten ergeben, wie es bei Babbitt der Fall ist. Bei Babbitt, dessen Autor uns eine Gestalt gegeben hat, eine für Millionen, um ihn herum ein hinreißendes Buch und — so ganz nebenbei —: Amerika.

## STIMME AUS DEN KALKGRUBEN

Unser Leib ist längst zerfallen.  
 Ehemalige Hände krallen  
     in den Kopf des Nebenmanns  
     nach dem Tanz.  
 Hoch am Licht, da sind zum Beten  
 tausend Kreuze angetreten.  
 Ein Gezischel läuft umher:  
     «Der —?»

Dafür faulen ausgewaschen  
 Köpfe und Patronentaschen?  
     Hände an die Hosennaht  
     steht ein Staat.  
 Die Genossen, Demokraten,  
 keiner wagt sich an Soldaten.  
     «Siegreich führte er das Heer!»  
     Der —?

Freikorps gießt sich auf die Lampe  
 einen Stahlhelm voller Mampe.  
     Kaufmann steht dabei und kläfft:  
     «Das Geschäft . . .!»  
 Marsch — marsch! Ärmel aufgekrempt!  
 Vor der Welt sind wir gestempelt.  
     Der Extrakt von uns ist wer —?  
     Der.

## DIE ERSTAUNTEN

Paul von Hindenburg hat sich am Abend des Wahlsonntags ruhig zu Bett gelegt, bevor er das Resultat erfahren hatte, das ihn zum Präsidenten dieser Republik machte. Er war gar nicht unruhig, und am Morgen wachte er auf, durchaus nicht erstaunt, zu hören, was man ihm zu sagen hatte.

Die Herren Republikaner gingen am Sonntag spät ins Bett und waren recht erstaunt, als die Zählung der Stimmen beendet war. Das hatte man nicht erwartet! Das nicht. «Hindenburg . . . ? Lieber Freund, die Zeit ist vorbei . . . !» Warum sind diese Sozialisten, Demokraten, die gemäßigten Pazifisten — warum sind sie eigentlich erstaunt?

Sie haben geerntet, was sie gesät haben.

So etwas von Wahlkampf hat die Welt noch nicht gesehen. Im Grunde gab es überhaupt nicht zwei Kandidaten, sondern nur einen: einen imperialistischen. Nur sagten die Hindenburg-Leute klar und offen heraus, was sie wollten: Menschen totschiagen, Gebiete erobern, gefürchtet sein, die alte Militärmacht wieder errichten. Vor der anderen Wahlbude standen Ausrufer, die riefen: «Hier noch die gute, echte deutsche Nationalrepublik! Gehen Sie nicht zur Konkurrenz! Sie bekommen hier alles genau so gut, genau so national, genau so durchgehalten — nur viel moderner verpackt!» Und die Kaufleute nickten. Daß man gegen Frankreich sein müsse, war ja ganz klar — aber soweit hatte der Patriotismus denn doch nicht zu gehen, daß die amerikanischen Anleihen darunter litten! Imperialismus? Gut. Aber nicht die Geschäfte stören.

Man muß die Wahlaufrufe, die Feuilletons, die Reden und die Flugblätter der Linken gelesen haben, um zu begreifen, warum so etwas nicht siegen konnte. Das floß über vor Bewunderung über den «erprobten Patrioten» Hindenburg, das drückte ihm seine Liebe und Verehrung, seinen Respekt und den genossenen Drill mit einer Wärme, mit einer so tiefen Hochachtung aus, mit solcher Unterordnung, daß man sich den Wähler nicht gut vorstellen kann, der nicht sagte: Ergo: wählen wir Hindenburg!

Es ist vielleicht besser so. Die Lage ist klar. Zum ersten Mal seit langen Jahren hat Deutschland eine politische Geste getan, die nicht verlogen ist. Man darf nicht vergessen, daß die Opposition gegen Hindenburg sich ja niemals gegen seinen Kern richtete, gegen sein Ethos, gegen seine Weltanschauung — sondern nur gegen seine Mittel. Die einen haben für das Beil gestimmt, die andern für die Guillotine — über die Anwendung der Todesstrafe selbst sind sich alle einig.

Die Republikaner aber haben keinen Grund, erstaunt zu sein.

Seit Jahren weicht das mutig zurück, seit Jahren traut sich kaum einer, das letzte Wort zu sagen, seit Jahren wird uns immer und immer wieder das einzige Wort entgegengehalten: Taktik. Nun ist für jeden Politiker

klar, daß man nicht nur mit radikalen Programmen in der Welt herumfuchteln kann und daß mit der Aufstellung der höchsten Ziele allein noch gar nichts getan ist. Aber das Verbrechen der Sozialdemokraten und leider auch vieler Pazifisten besteht darin, daß sie ihre Grundsätze willenlos hingegeben haben. Ich kann mir denken, daß einer nach Hause kommt und spricht: «Ich habe alle meine Prinzipien geopfert, ich habe Verrat begangen, ich bin um viele Ellen zurückgewichen — der tote Bebel würde sich im Grabe herumdrehen. Aber: ich habe dafür eingehandelt: den Achtstundentag, die Abschaffung der Wehrpflicht, eine Justizreform. Hier sind meine Erfolge. Es war nicht sehr schön, wie ich sie errungen habe. Aber hier sind meine Erfolge.»

Doch seine Prinzipien alle, alle bis zum letzten opfern, kein Haar am eigenen Programm unzerrissen lassen, kein Satz, den man nicht abgeschworen, keine Gelegenheit, wo man nicht gekniffen, keine Erniedrigung, die man nicht heruntergeschluckt hätte — alles, alles, alles hinzugeben und dann nichts dafür nach Hause zu bringen: das ist nicht Realpolitik, wie uns die geölten Herren erzählen wollen — das ist dumm und feige zugleich. Und unehrlich.

Denn letzten Endes ist ja dieser Mangel an Mut nicht so sehr parlamentarische Geschicklichkeit, wie uns diese Nicht-Politiker und Publizisten vormachen wollen — es ist ja nur das sichere Symptom dafür, daß sich in diesen Kreisen eben nichts geändert hat, daß diese Leute insgesamt auch heute noch Kriegskreditbewilliger sind; daß ihnen angst und bange wird, wenn ihnen jemand vorwirft, sie seien nicht «national»; daß sie nicht den innern, den geistigen Mut finden zu antworten: «Nein. Wir sind selbstverständlich nicht national und wollen es auch gar nicht sein.» Sie sind es, und sind es immer gewesen.

Und sie sind unbelehrbar.

Von hundert parlamentarischen und journalistischen Niederlagen nach Hause geschickt, verprügelt, mit ausgefransten Hosen und verbeulten Hüten, gehöhnt, mit Bier begossen und von oben bis unten mit Spott bekleckert: so stehen sie da und sind Taktiker, Strategen, voll von den subtilsten Kniffen, die ihnen nicht über den kleinsten Rinnstein helfen. Da wollen wir sie stehen lassen.

An der Jugend aber ist es, sich neue Führer zu suchen und den alten nicht mehr zu glauben. (Weil man in Deutschland immer gleich dazu sagen muß, daß man keine Kandidatenrede hält, wenn man angreift, so wäre einiges hinzuzusetzen.) Die Jugend mag sich ihre Führer neu wählen und sieben, prüfen und bewähren lassen. Sie wird sie brauchen.

Bei dem, was jetzt kommt, wird sie Männer nötig haben, die unser Ethos in den Knochen haben, unsere Gesinnung, unsern Geist. Bei den unendlich schmutzigen Abenteuern, in denen der neue Provinznationalismus der dunkeln Herren die Nation stürzen wird, bilde sie das Gegengewicht. Sie sage die Wahrheit.

Bei den Routiniers wird sie keine Hilfe haben. Die haben heute noch nicht eingesehen, warum sie den Kampf verloren haben. Die Jugend sage es ihnen:

«Weil sie niemals gewagt hat, das Einfache, das Selbstverständliche, das Menschliche zu tun. Weil sie nach dem Kriege den historischen Augenblick versäumt hat, wo man die über Kasernenhöfe und Moraststraßen geschleiften Proletarier und Handwerker mit der Erinnerung an dieses unnennbare Grauen, mit Bildern und Geschichten, mit Filmen und Theaterstücken aufrütteln, aufpeitschen, an den Knöpfen des verlausten Entlassungsanzuges packen mußte und ihnen zu sagen hatte: «Eure Offiziere waren minderwertig, und sie konnten es sein, weil ihr alle nur danach gegiert habt, ebenso zu werden wie sie! Menschen zu schlachten ist eine maschinelle Schande, aber keine Heldentat. Ihr wart keine Helden. Ihr wart arme Luder.»» Herr Scheidemann hat seine Genossen am Brandenburger Tor mit Fahnen und Wimpeln empfangen, aber davon hat er nichts gesagt. Er konnte es nicht sagen — denn er fühlte es nicht.

Seit sieben Jahren kein ehrliches Wort von den Oppositionsparteien. Seit sieben Jahren so wenig Pazifistengruppen in Berlin und nur einige im Reich, die radikal ihren Gedanken bis zu Ende denken. Seit sieben Jahren Rückzug, Rückzug, Rückzug. Und noch im polnischen Konflikt, der kommen wird, werden sie sich von keinem Hindenburg-Anhänger an Nationalismus übertreffen lassen.

Nicht wahr, ihr habt doch alles getan? Flugblätter und «verständige Einwirkung», «maßvolle und kulturelle» Propaganda gegen den tobenden Haufen der Totschläger, die immerhin eines erfaßt hatten: wie man auf Menschen wirkt. Die ununterbrochen, in den kleinsten Städten, in den Dörfern und in den Kaschemmen, gearbeitet und gepredigt haben, die sich nicht gescheut haben, auszusprechen, was sie fühlten, auch wenn es den andern nicht angenehm war — die ihre Wahrheit gesagt haben. Deshalb haben sie — mit Recht — gesiegt.

Die andern sind, Schritt für Schritt, zurückgewichen, gut erzogen und bescheiden, unter dem Bart lächelnd, wie schlau sie und wie töricht doch die andern wären, bescheiden, gut erzogen, gebildet und schrecklich belesen. Und jetzt stehen sie in der letzten Hofecke, in die man sie gedrängt hat, gleich hinter der Küche und einigen andern Räumen, es duftet da nicht gut, nach vorn, wenn Besuch kommt, dürfen sie schon lange nicht, da stehen sie und ballen ein schwarz-rot-goldenes Schnupftuch in der Tasche und sehen sich an und sind erstaunt.

## AUSLANDSBERICHTE

Wien, 19. November. Aus Amsterdam wird uns gemeldet: Nach Mitteilungen der pariser Presse hat der *«Daily Telegraph»* ein Telegramm des *«New York Herald»* aus Konstantinopel erhalten. Danach soll die Brotkarte in Berlin eingeführt werden.

Zeitungsmeldung aus dem Krieg

Was im Ausland von den Korrespondenten der großen Zeitungen verlangt wird, ist heller Wahnsinn. Die ungeheuern Spesen, mit denen sich die großen Zeitungsverlage belasten, gehen monatlich in die fünfstelligen Zahlen: es wird telefoniert und telegraphiert, telegraphiert und telefoniert. Was wird telefoniert?

Es gehört kein übermäßig geübtes Auge des Routiniers dazu, um den Kern jedes Auslandsberichts sofort zu erkennen. Man wird nach der Lektüre dieser Meldungen immer fragen: Woher hat er das? In den meisten Fällen kann man antworten: Aus einer andern Zeitung. Ungefähr neunzig Prozent aller Auslandsmeldungen enthalten Pressestimmen, das heißt: Verwertung fremder Nachrichten, das heißt: Resultate einer Arbeit, die man ebensogut in Berlin tun könnte. Die Zeitung nimmt die Zeitung wichtig, das kann man verstehen. Aber ganz abgesehen davon, daß Auszüge aus Zeitungsartikeln nicht immer klare Bilder ergeben, fehlt ja diesen Zitaten völlig die Atmosphäre, in der die zitierten Pressestimmen entstanden sind. In den meisten Fällen kennt der Leser den jeweiligen Charakter der fremden Zeitung nicht, er kann sie nicht richtig auseinanderhalten, und das französische *«Zwölf-Uhr-Mittagsblatt»*, der französische *«Lokalanzeiger»* und der französische *«Börsencourier»* werden ihm meist alle hintereinander ohne Kommentar serviert; er ist nicht in der Lage, Schwere und Bedeutung der einzelnen Zeitungen richtig abzuwägen, er kennt in den wenigsten Fällen ihre Auflageziffern, geschweige denn Parteizugehörigkeit, Interessentengruppe, Nuance und öffentliche Geltung. An Fälschungen und Dummheiten denke ich dabei gar nicht. Wenn der *«Berliner Lokalanzeiger»* den *«Figaro»* eines der bedeutendsten politischen Blätter nennt, so kann man sich aussuchen, ob die Unbildung oder die Böswilligkeit seiner Redakteure größer ist. Aber das Unmaß von Nachrichten, die gar keine sind, prasselt in der ganzen Sinnlosigkeit ihrer Quantität auf den Leser herunter, der sich hier ein Körnchen herauspicks und da eins und der in Wahrheit durch Überschriften angeregt, manchmal irregeleitet, aber nie unterrichtet wird.

Mit den Korrespondenzen steht es nicht besser. Um den ganzen Unfug dieses falschen Nachrichtenrummels zu begreifen, sehe man sich einmal eine kleinere deutsche Provinzzeitung an: da bekommt der Leser in



Bernau eine sinn- und zusammenhanglose Reihenfolge von lächerlichen Nachrichtenketten vorgesetzt, die auch für einen Kenner fremder Länder unverständlich sind.

Das Leben eines Landes spielt sich eben nicht in seinen Zeitungen ab. Man kann zwar aus diesen Zeitungen viel ersehen, wenn man auch sonst gut Bescheid weiß — ihre Macht soll nicht unterschätzt werden. Aber eine Zeitung ist keine Kamera — Journalisten sind Abzeichner. Man muß immer Bild und Wirklichkeit vergleichen.

Die deutschen Verleger verlangen von ihren Auslandskorrespondenten zunächst diesen wüsten Haufen von Nachrichten mit dem ganzen Anhängsel der Pressestimmen; sie verlangen ferner etwas, das sie für besonders lebendig und instruktiv halten: unpolitische *faits divers*. Auch diese *faits divers* sind in den allerseltensten Fällen vom Berichtenden selbst beobachtet; sie sind wiederum aus Zeitungen abgeschrieben und geben, Kopie einer Imitation, blasse, schiefe, unrichtige Bilder. Diese Sensation war gar keine Sensation, das Tagesgespräch war ein Feuilleton, und die Wahrheit sieht ganz anders aus. Die *faits divers* sind auch schuld daran, daß die eine Nation die andre für einen Haufen tobsüchtig gewordener, ewig ehebrechender, halbirrer, sonderlinghafter, unter völlig desperaten Umständen lebender und mit Revolvern herumfuchtelnder Menschen hält. Wie sich der englische Hochadel zur Kirche stellt; was die jugoslawische Universitätsjugend für Ausbildungsmöglichkeiten hat; wie das Ausgabenbuch einer amerikanischen Mittelstandsfamilie aussieht — davon erfahre ich nichts. Aber da ist kein Ehebruchprozeß unsauber und dumm, keine blöde Wette von Rennjobbern albern, keine Toilette eines Theatergirls belanglos genug, als daß mich meine Leibblätter nicht ausführlich darüber unterrichteten. Der Grund ist sehr einfach: jene Fragen zu behandeln kostet viele Reisen und mühsame Kleinarbeit — den kindischen Klatsch kann man aus der Zeitung abschreiben.

Die deutschen Auslandskorrespondenten versenken sich in die ausländischen Zeitungen und blicken viel zu selten auf. Das hat einen ganz bestimmten Grund.

Die deutschen Journalisten im Ausland haben kein Geld.

Sie sind gar nicht in der Lage, ernsthaft mit ihrem englischen und amerikanischen Kollegen zu rivalisieren, weil sie nicht auftreten, weil sie die soziale Stufenleiter nicht genügend herauf- und herunterklettern können, weil ihr soziologischer Horizont zu klein ist.

Der unendliche Stolz eines deutschen Journalisten, der ein paar Ministerialindiskretionen aufgeschnappt hat, zeigt deutlich, wie kümmerlich sonst seine Quellen sein müssen. Sie können nicht ergiebiger sein; denn es gibt keinen deutschen Verlag, der einsieht, wie seine Auslandskorrespondenten auftreten müßten.

Mag sein, daß dabei die unleidliche Eitelkeit der Bürohierarchie von der «Zentrale» mitspricht, die nicht dulden kann, daß irgendein londoner

Vertreter besser bezahlt wird als ein leitender Mann in Berlin (obgleich ihre Aufgaben und Aufwendungen ganz verschieden voneinander sind); mag sein, daß sich der Verleger, leider mit einigem Recht, sagt, daß es auch so gehe: auf jeden Fall ist festzustellen, daß die deutschen Auslandsjournalisten ihre Aufgabe nicht erfüllen können.

Ich habe hier hinzuzufügen, daß mir bei dieser Feststellung nichts ferner liegt als ein verhüllter persönlicher Angriff: die deutschen Zeitungsvertreter, die ich zum Beispiel in Paris kennengelernt habe, sind gebildete, saubere und stets hilfsbereite Männer, die der sehr anstrengende Dienst voll ausfüllt. Mehr können sie nicht hergeben. Es fehlt ihnen an der Zeit, mehr zu tun — und es fehlt ihnen am Geld.

Es ist möglich, nach sehr langem Aufenthalt auch ohne größere Mittel über manche Gebiete eines fremden Landes gute Berichte zu machen; andre faßt man nie, wenn man kein Geld hat.

Man hat mir hier in Paris mit Recht gesagt, die Franzosen würden es als taktlos empfinden, wenn ein Deutscher, also der Angehörige einer Nation, die Frankreich Geld schuldet, wie ein Dollarmillionär aufträte. Das ist richtig. Aber zwischen einem solchen Auftreten und der Verfügung über absolut nötige Betriebskosten ist noch ein großer Unterschied. Alles Wichtige, was ein guter Beobachter erfährt, erfährt er in Unterhaltungen mit Menschen, und zwar nicht mit Menschen, die er bei seinem Interview zum ersten Male sieht, sondern mit Menschen, zu denen er durch gesellschaftlichen Verkehr bereits einen nähern Kontakt hat. Die Herstellung dieses Kontaktes macht Kosten.

Das, was für viele zehntausend Mark jetzt getrieben wird, ist Unfug. Das Zeug unterrichtet keinen und führt höchstens zu innenpolitischem Mißbrauch. Man mag die Abstimmung über einen Kammerantrag telegrafieren, und wohin Herr Painlevé gereist ist — was die *«Liberté»* und der *«Matin»* und das *«Echo de Paris»* dazu sagen, ist viel weniger beachtenswert, als die deutschen Verleger glauben.

Fontane erzählt aus seiner Kreuzzeitungs-Zeit, wie oft die englischen Berichte zu Hause geschrieben wurden, und er macht sich ein bißchen darüber lustig. Aber nur ein bißchen. Die Schreiber waren und machten keine Wippchen. Es waren kenntnisreiche Männer, die die englische Presse genau kannten und Wirkung und Ausmaß jeder Nachricht durchaus abzuschätzen verstanden. Das kann man auch in Berlin, und dazu braucht man niemand nach London zu schicken.

Was man aber in Berlin nicht kann, ist dieses:

Zwanzig verschiedene Milieus im fremden Lande immer wieder aufsuchen: Akademiker, Gewerkschaftssekretäre, Geistlichkeit, den Adel, die Industrie, die Bauern und die Volksschullehrer. Was man in Berlin nicht kann, ist: im gesellschaftlichen Verkehr mit den Fremden auf jene Halbtöne zu horchen, auf die es so sehr ankommt, jene unwägbare Stimmung einzufangen, Zufälligkeiten vom Prinzipiellen zu sondern

und Typen zu sehen. Um das zu erreichen, muß der Beobachter finanziell völlig frei sein und das besonders im Ausland, wo man andre Tischsitten und eine viel größere Geselligkeit beim Essen hat. Die dazu nötigen Spesen bewilligt keine deutsche Zeitung. Sie wirft ihr Geld zum Telefon hinaus.

Selbstverständlich ist das, was ein so profunder Kenner Frankreichs wie René Schickele nach Hause geschrieben hat, tausendmal wichtiger als dreihundert Telefonate, aus denen man sich beim besten Willen kein Bild machen kann. Trennt man die geschickte ›Aufmachung‹ des kümmerlichen Stoffs von seiner Substanz, so sieht man erst, wie dürftig die Quellen rinnen.

Es gibt wohl nur eine Gruppe, die in ihrem Fach wirklich gut über das Ausland unterrichtet ist: das sind die Industriellen.

Da wird mit den Spesen nicht gespart — aber diese Leute berichten auch nicht, was in den fremden Fachzeitschriften steht, sondern sie gehen umher, machen die Augen und Ohren auf und erfahren wirklich etwas. Die Presse dagegen schreibt sich selbst aus.

Alle Einwände, daß die deutsche Presse solche Spesen für ihre Auslandsjournalisten nicht tragen könne, sind falsch. Sie trägt sie ja für die Durchführung eines total mißverstandenen Nachrichtendienstes, der seinen Zweck verfehlt. Wer nur einmal den ›Temps‹ oder die ›Times‹ in der Hand gehabt hat, weiß, wie ausgezeichnet da die Journalisten unterrichtet sind: sie haben eben nicht nur kalt interviewt, sondern sie haben mit aller Welt einmal gefrühstückt, zu Abend gegessen, sind mit allen einmal ins Theater, zum Rennen, in die Ausstellungen gegangen, haben die andern reden lassen, haben gefragt und zugehört. Die Verlage haben es sich etwas kosten lassen und eine gute Ware bekommen. Unsr Leute: eine schlechte. Die sozialdemokratischen und pazifistischen Blätter mit inbegriffen — sie sind im Ausland entweder überhaupt nicht oder meist elend vertreten.

Die deutsche Presse erinnert sich jährlich mindestens zweimal an ihre Kulturpflicht. Was das Gebiet des Nachrichtenwesens angeht, so ist zu sagen: sie erfüllt sie nicht.

## PARISER VORORT

Von bunten Hühnern sanft umgackert,  
weht still am Fenster der Kattun.  
Ich hab mich so viel abgerackert.  
Jetzt will ich ruhn.

Die Hundehütte bellt und winselt.  
Schildkröten stolpern auf dem Kies.

Ich hab sie schwarz-weiß-rot gepinselt,  
denn die Franzosen lieben dies.

Der Kater klimmt, der Obersteiger,  
auf das Regal zwecks Übersicht.  
Doch da liegt der *«Lokalanzeiger»* —  
er schüttelt sich. Das frißt er nicht.

Und hier, inmitten des Krawalles,  
ist auch ein zahmer Rabe da.  
Er kann schon: *«Deutschland über alles!»*,  
sitzt auf dem Mist und schreit Hurra.

Nun fehlt mir noch ein hehres Bildnis,  
ein Hakenkreuz im Kabinett:  
dann bin ich in der welschen Wildnis  
komplett.

## IN WEISSENSEE

Da, wo Chamottefabriken stehn  
— Motorgebrumm —  
da kannst du einen Friedhof sehn,  
mit Mauern drum.  
Jedweder hat hier seine Welt:  
ein Feld.  
Und so ein Feld heißt irgendwie:  
O oder I . . .  
Sie kamen hierher aus den Betten,  
aus Kellern, Wagen und Toiletten,  
und manche aus der Charité  
nach Weißensee,  
nach Weißensee.

Wird einer frisch dort eingepflanzt  
nach frommem Brauch,  
dann kommen viele angetanzt —  
das muß man auch.  
Harmonium singt Adagio  
— Feld O —  
das Auto wartet — Taxe drei —  
— Feld Ei —

Ein Geistlicher kann seins nicht lesen.  
 Und was er für ein Herz gewesen,  
 hört stolz im Sarge der Bankier  
 in Weißensee,  
 in Weißensee.

Da, wo ich oft gewesen bin,  
 zwecks Trauerei,  
 da kommst du hin, da komm ich hin,  
 wenns mal vorbei.  
 Du liebst. Du reist. Du freust dich, du —  
 Feld U —  
 Es wartet in absentia  
 Feld A.  
 Es tickt die Uhr. Dein Grab hat Zeit,  
 drei Meter lang, ein Meter breit.  
 Du siehst noch drei, vier fremde Städte,  
 du siehst noch eine nackte Grete,  
 noch zwanzig-, dreißigmal den Schnee —  
 Und dann:  
 Feld P — in Weißensee —  
 in Weißensee.

## DIE RELIQUIE

Man nennt mich Zimmermann.  
 Upton Sinclair

In Nummer 26 des XX. Jahrgangs haben wir *«Stadt und Land»* von Queiroz betrachtet. Es gibt noch ein Werk des Portugiesen in deutscher Übersetzung: *«Die Reliquie»* (bei Kurt Wolff in München). Der Inhalt ist folgender:

Der Ich, Theodorico Raposo, wird als Waise zu einer Tante Patrocinio gebracht, zu *«Tantchen»*, einer alten, bigotten, überkatholischen Person. Da verlebt er seine traurige Jugend, mit viel Beten und wenig Essen. Er beginnt sachte, zu heucheln; es ist eine sonderbare Art, zu beten, die der junge Herr sich da angewöhnt. Das erste Liebesabenteuer ereignet sich. Es ist mit seltsamem Feixen erzählt, mit einer merkwürdigen Mischung von zähnefletschendem Humor und weicher Rührung. *«Und nun, am Abend, feierte ich dort im Schlafzimmer der Adelia das strahlende Fest meines Lebens. Ich hatte mir dorthin ein Paar Pantoffeln mitgebracht — ich war der Erwählte ihres Busens . . . «Adieu, kleine Deli», «Laß es dir gut gehn, kleiner Millionär!» Und ich kehrte langsam zum*



Platz Santa Anna zurück, meinen Genuß wiederkäuend.» Der Knabe wird älter, Tantchen wird es auch. Und er bewegt die Angst in seinem Herzen, die habgierige Alte könnte ihr ganzes Vermögen der Kirche zuwenden. Nein, das will er nicht. Schon an dieser Stelle taucht eine eigentümliche Stelle im Buch auf — eine Art Haßgesang gegen Christus, der doch schon genug hätte, wie? Und Theodorico, der Hoffnungsvolle, beschließt, fürderhin noch mehr zu heucheln, um sich bei Tantchen beliebt zu machen. «Von nun an verbesserte ich meine Frömmigkeit und machte sie perfekt.» Das geht gut.

Weniger gut geht das mit der Geliebten, mit der Adelia. «Dann eines Tages hörte sie auf, mir die schönste Liebkosung zu gewähren, die ich am meisten schätzte — den eindringlichen und genußreichen kleinen Kuß ans Ohr.» Und eine gemeine Eifersucht beginnt, in seinem Herzen zu keimen (hier steht übrigens die schöne Bezeichnung für verrufene Viertel: «Da sah ich einen ganz Vermummten höchst heimlich aus einem jener unsaubern Gäßchen heraushuschen, wo die käufliche Venus ihren Pantoffel nachschleift ...») — er hat also dieses verwünschte Frauenzimmer im Blut, und wieder taucht eine Vision auf. Er betet, gezwungenermaßen, vor dem Kreuz am Oratorium des Hauses. «Aber da trübte sich nach und nach der Glanz des edeln Metalls, nahm die weiße Farbe warmen, zarten Fleisches an; die Magerkeit dieses traurigen Messias, der da seine Knochen zeigte, rundete sich zu göttlich vollen und schönen Formen; unter der Dornenkrone entrollten sich lüsterne Ströme schwarzen, krausen Haares, auf der Brust zwischen den beiden Wunden erhoben sich, straff, grade, zwei herrliche Frauenbrüste, mit einem Rosenknöspchen auf der Spitze — und sie war es, meine Adelia, die da hoch am Kreuz hing, nackt, übermütig, lachend, sieghaft, schändete sie den Altar, mit Armen, die für mich ausgebreitet waren!» Das läuft nicht gut aus — das Mädchel geht ihm verloren.

Da kommt eines Sonntags bei Tisch, bei Tantchen, wo fromme Leute speisen und auch ein Priester anwesend ist, die Rede auf Wallfahrten im allgemeinen und im besondern; und zwischen den Hühnerflügeln und dem Milchreis entkeimt dem kargen Busen der Dame ein heroischer Entschluß. Am nächsten Tag wird es dem Neffen verkündet: Auf! Nach Jerusalem!

Jerusalem —? Nicht eben übel. Ein bißchen anstrengend ... aber doch: «In diese muselmanischen Länder ziehen, wo man bei jedem Schritt über ein Serail stolpert, das stumm und rosenduftend zwischen Sykomoren steht ...» Ein Tropenhelm erscheint der tantlichen Frommen etwas zu gewagt für die Heiligkeit des Orts; aber er verspricht, wenns ernsthaft heilig wird, nur im Zylinder zu gehen, in Palästina ... Und verspricht auch, eine Reliquie mitzubringen, die schönste und beste, die es gibt. Und schiebt los.

In Alexandrien betritt sein Fuß den Orient. Sein Reisegenosse ist ein

Deutscher, Professor Topsius aus Bonn, ein Archäologe. Eigentlich mochte er ihn nicht. «Aber das Animalische in mir verehrte bereits das Intellektuelle in ihm; und wir gingen miteinander Bier trinken.» In Alexandrien wohnt — Jerusalem ist noch weit, o Tantchen! — Miss Mary, und sie tut was sie kann. Aber schließlich muß man fort, alles wird eingepackt, die Dame sitzt auf dem Bett «mit ihrem Hut und blauen Ringen um die lieben Augen», und da — da ist noch etwas! Der Wirt hat noch etwas entdeckt. «Unter den aufgewühlten Decken suchend, hatte er ein langes Spitzenhemd mit hellen Seidenbändern gefunden. Er schüttelte es, und es verbreitete sich ein schmerzliches Parfum von Veilchen und Liebe . . .» Und dieses Nachthemd nimmt der Gute mit. Nach Jerusalem.

Und dann kommen sie also ins Gelobte Land. Im Hotel gibt es beinahe einen Krach, Professor Topsius «mit der gesellschaftlichen Feigheit des disziplinierten Deutschen» will einrenken. Alles geht gut, sie besichtigen die Stadt, das Grab, die Kirchen, wiederum Kirchen, heilige Plätze — und übrigens auch die Gassen, wo die Venus ihren Pantoffel nachschleift, «um jenen Bientanz zu genießen, der die Kältesten erhitzt und die Reinsten verdirbt . . .» Das ist aber eine große Nepperei, und wie dieser Bruch von einem Lusthaus geschildert ist, das zeigt einen großen Humoristen.

Jericho. Ruinen und heilige Stätten und Hitze, Hitze. Sie finden einen Dornenbaum. Einen Dornenbaum? oder Dornenbusch? Der Professor wird befragt. «Wir gingen hin. In der Einöde vor dem furchtbaren Baum erhob Topsius den Schnabel wie auf einem Katheder, zog sich für einen Augenblick in die innern Lagerräume seines Wissens zurück — und erklärte mir dann . . .» Er erklärte, dieses sei in der Tat ein solcher Baum wie der, von dem man die Dornenkrone für den Heiland heruntergerissen habe, und das sei die gewünschte Reliquie, die solle er nur Tantchen mitbringen. Ja, wenn es derselbe Baum wäre —! Da mogelt der gute Topsius etwas — «er begriff, daß es eine Familienräson gibt, wie es eine Staatsräson gibt» — und sagt: «Ja, det is er.» Und das geschieht auf Seite 152, und bis dahin ist die Geschichte außerordentlich witzig, spannend und diesseitig.

«Sicherlich schlief ich so seit zwei Stunden, eingewickelt und ausgestreckt auf meinem Feldbett, da schien es mir, als dränge eine zitternde Helle wie von einer rauchenden Fackel in das Zelt ein — und durch sie hindurch rief mich eine Stimme, klagend und schmerzlich: Theodorico, steh auf und reite gen Jerusalem!» Und die Geschichte bekommt hier Flügel, die Personen lösen die Sohlen vom Erdboden, sie reiten, aber nicht nur ins Heilige Land zurück, sondern zurück in die Zeit — und es beginnt jene hundertmal geschriebene Vision: Die Kreuzigung Christi. Aber wie ist das gemacht. —!

Die Kreuzigung Christi, gesehen mit den profanen Augen eines Heutigen — oder sagen wir: Damaligen, denn das Buch ist annähernd vierzig

Jahre alt. Da es ein gutes Buch ist, so wird nie ein deutscher Doktorand die literarische Vaterschaft Zolas oder Flauberts an diesen Dingen nachweisen — aber das kann uns ja nur recht sein.

Es ist also die Leidensgeschichte Christi, naturalistisch aufgedröselt, dargestellt, wie ein Zeitungsbericht darstellt, mit allen kleinen menschlichen Zügen, rekonstruiert, erfunden, dazuphantasiert: das teilnahmslose Volk, die reaktionären Juden, die Cliques, die Klüngel, die religiösen und politischen Hintergründe — und über allem, wie von Shaw gezeichnet, die Briten des Altertums: die Römer. Die Stadt heult auf, weil sie die Gelegenheit wittert, den Römern eins auszuwischen. «Pontius malte unterdessen ganz teilnahmslos Buchstaben auf ein umfangreiches Pergamentblatt, das auf seinen Knien lag.» Und der, um den es sich handelt — welch ein Handel! —, den sieht der Held erst später. Er weiß aber: «Während soeben auf einem für Sklaven bestimmten Todeshügel der Mann aus Galiläa, der unvergleichliche Freund der Menschen, an seinem Kreuz erstarrte und jene reine Stimme der Liebe und Geistigkeit für immer stumm wurde — blieb der Tempel da, der ihn mordete, glanzumgossen und triumphierend, mit dem Blöken seiner Herden, dem Lärm seiner Spitzfindigkeiten, dem Wucher in den Säulenhallen, dem Blut auf den Altären, der Ungerechtigkeit seines harten Hochmuts, der Zudringlichkeit seines ewigen Weihrauchs...» Er sollte später einen Nachfolger bekommen, der Tempel — mit eben dem Bildnis des Gekreuzigten... Und dann gehen sie auf den Kalvarienberg.

Es ist sehr bezeichnend für den Künstler Queiroz, daß er natürlich — wie ja alle — die Schilderung der Bibel nicht erreichen kann. Was da von Christus am Kreuz steht, ist würdig, schön und einem guten Schriftsteller durchaus angemessen. Viel stärker aber ist das Bild der beiden Schächer.

«Die beiden Verurteilten waren in der Frische der Abendluft aus der ersten Ohnmacht erwacht. Der eine — ein Starker, Behaarter, mit hervorquellenden Augen, mit vorgewölbter Brust und hervortretenden Rippen, als wollte er in einer verzweifelten Anstrengung sich vom Marterholz losreißen — heulte ohne Pause aufs fürchterlichste; das Blut rann ihm in trägen Tropfen aus den schwarzen Füßen, den geborstenen Händen; und von aller Welt verlassen, ohne irgendeine Liebe oder Mitleid, die ihm beigestanden hätten, war er wie ein verwundeter Wolf, der in einem Sumpfloch heult und stirbt. Der andre — zart gebaut und blond, — hing ohne einen Seufzer wie ein halb abgebrochener Stengel von einer Pflanze. Vor ihm hob eine ausgemergelte Frau in Lumpen, indem sie fortwährend mit ihren Knien über das Seil hinwegrutschte, auf ihren Armen zu ihm ein nacktes, kleines Kind empor und schrie, röchelte vielmehr: «Sieh noch einmal! Sieh noch einmal!» Die fahlen Augenlider bewegten sich nicht; ein Neger, der soeben das Kreuzigungsgerät einpackte, ging hin und schob sie sanft fort; sie verstummte, preßte verzweifelt den kleinen Sohn an sich, damit sie ihn ihr nicht auch fortnehmen, zähne-

klappernd, am ganzen Leibe zitternd; und das Kindchen suchte unter den Lumpen nach ihrer magern Brust.»

Das Buch kehrt langsam wieder zur Erde zurück. Dieser Übergang ist mit viel Geschmack und Kunst gearbeitet, sie kehren zurück: in ihre Zeit und nach Hause.

Der Neffe kehrt wieder, bringt Glück- und Segenswünsche aus dem fernen Lande, Andenken und Traktätchen — eine Sache hat er sich bis zuletzt aufbewahrt. Die Dornenkrone. Er hat die mitgebrachte Reliquie fein verpackt im Oratorium aufgebaut. Alle, die befreundeten Patres, der Arzt, Tantchen schreiten in das Gemach. «Was ist es? Was ist es?» Er hat es nicht gesagt. Dies ist sein Hauptclou — dahinter winkt die Erbschaft, das ist sicher. Fünf Minuten später liegt er auf der Straße: er hat das Kistchen mit Marys Nachthemd gegriffen . . .

Und wie nun dieses Buch nicht als Komödienspaß ausgeht, wie auch dieser Scherz beiläufig leicht erzählt ist, wie der arme Held nun erst gefälschte Reliquien verkauft und dann in ein Käsegeschäft eintritt, wie außerordentlich lustig das Roman-Ende-gut-Alles-gut herbeigeführt wird: das ist das, was sich nicht lernen läßt, was man, an der festen Tradition europäischer Romane geschult, wohl heranbilden kann — aber es muß da sein.

Schade: es gibt keine illustrierte Ausgabe des Buches. Das vertrüge viele Zeichner: Frans Masereel fände seinen Spaß daran und sein Pathos, manches ist wie von der Frau Laurencin hingehuscht, und manchmal könnte gradezu eine kleine verblichene Fotografie zwischen den Seiten stehen . . . Die leise Leichtigkeit des Stils ist selbst in der Übersetzung noch zu spüren: «Und meine hohe Liebe zu Vicencia verschwand eines Tages, unmerklich, wie man auf der Straße eine Blume verliert.»

Es ist ein schönes Buch. Nicht nur, weil es, wie in dem gescheiten Nachwort von Richard A. Bermann steht, die Überschwenglichkeiten der bigotten portugiesischen Gesellschaft der damaligen Zeit verspottet.

Sondern, weil es den Urheiland sieht, den, der heute verehrt wird, und den diese selben Anhänger damals gekreuzigt hätten. «An diesem Tage, da die Soldaten, die dich heute mit Blechmusik eskortieren, die Magistratspersonen, die heute jeden einsperren, der dich beleidigt oder verleugnet, die besitzenden Klassen, die dich heute verschwenderisch mit Gold und Kirchenfenstern beschenken — da sie sich mit ihren Waffen und Gesetzbüchern und Börsen vereinigt hatten, um deinen Tod zu erlangen, des Revolutionärs, Feindes der Ordnung, Schreckens der Besitzenden . . . jawohl, von nun an und durch alle künftigen Jahrhunderte würde immer wieder vor dem Holz der Scheiterhaufen, in der Kälte der unterirdischen Kerker, an der Treppe der Schafotte — würde dieser schimpfliche Skandal von neuem beginnen, daß Priester, Patrizier, Richter, Soldaten, Gelehrte und Kaufleute sich verbünden würden, um auf der Höhe eines Hügels grausam den Gerechten zu töten, der, von Gottes



Glanz durchdrungen, die Anbetung im Geiste lehren oder das Reich der Gleichheit verkünden würde.»

Man nennt mich Zimmermann . . . Sie haben ihn getötet und töten ihn heute noch — alle Tage: Priester, als feldgraue Militärbeamte verkleidet, wenn es die Mode verlangt; Kaufleute, die den Verkehr mit einem Bankhaus abbrechen, weil es für die Kommunisten ein Konto unterhält; Soldaten, die das Gebet wie einen Schnaps vor der Schlacht konsumieren; und Richter. Richter im schwarzen Talar und mit fertigem Urteilsspruch, mit klassenharten Augen und trübem Verstand, mit ungerührtem Herzen. Priester, Kaufleute, Soldaten und Richter — das Kreuz in Händen. Ein Opfertod, der zweitausend Jahre dauert.

## UMZUG

Auch im Französischen gibt es ein Wort, das ungefähr besagen will: «Lieber dreimal abbrennen als einmal unziehen.» Das ist recht wahr. Bei einem Brand hat man es doch mit einemmal hinter sich. Nachts schreit das Mädchen im Korridor: «Herr Regierungsrat! Herr Regierungsrat!», ich raus aus dem Bett, das Mädchen kreischt, aber diesmal nicht, weil ich so schön bin, sondern weil es wirklich brennt, qualmt, knistert . . . sie ergreift das Vogelbauer, ihren Sonnenschirm und einen alten Korb, ich entkorke den Feuerlöscher, er funktioniert nicht, ich gieße Wasser ins brennende Zimmer, dazwischen: «Wie ist denn das möglich?» — Das Mädchen jammernd: «Ich weiß ja auch nicht! Gestern abend hats noch nicht gebrannt . . .!», das ist ein Trost, Feuermelder, Feuerwehr, es sieht gar nicht schaurig-schön aus, sondern stinkt nur entsetzlich, Gott weiß, welche Kindsleiche da mitbrennt. Morgens ziehe ich traurig einen Band Unruh aus dem Unglück, der pappne Deckel hat sich gebogen, das kommt von der Hitze. Und dann ist es vorbei, und man weiß: Bei Panters hats gebrannt.

Aber ein Umzug —! Das ist viel schlimmer. Dieses Mal bin ich in Frankreich umgezogen, und vier Wochen waren verloren. Vier Wochen lang telegrafierte die Verleger: «Wo bleibt fünfter Akt Pubertätsdrama? Sofort senden, da Baisse in Pubertät bevorstehend.» Und: «Zwei Pfund pariser Stimmungsbilder ausstehend, desgleichen Boulevard-Treiben, Sensationsprozeß und Modebilder von Montmartre. Wenn bis Montag nicht geliefert, abschließe mit Konkurrenz.» Nur der Chef der *Weltbühne* schwieg, gütig wie immer: die Aktualitäten der deutschen Politik hatte er für ein halbes Jahr voraus, ihm konnte nichts geschehen.

Eine Wohnung zu finden, war nicht leicht gewesen. Hier in Frankreich gibt es kein Wohnungsamt, dafür lebt ein kleines Achtel der Bevölkerung vom Wohnungsnachweis. Es wimmelt von Agenturen, jedes kleine Örtchen hat deren mehrere, und die Bewegung auf dem Immobilien-



markt scheint stark zu sein. Paris platzt erst jetzt über die Fortifikationen, es wird viel gebaut, und zwar nicht, wie in Deutschland, nur Villen, sondern sehr viele Mietshäuser. Die haben kleine Zimmer, Wände zum Umblasen, sehr oft Badezimmer — und sind teuer. Ja, es ist überhaupt schwierig, zu mieten, denn die meisten dieser Wohnungen sind «à vendre», und das heißt in Wirklichkeit: es bilden sich Baugenossenschaften der zukünftigen Mieter, und die schießen dem Unternehmer, der nicht schlecht daran verdient, einen Teil der Bausumme vor, er baut (manchmal baut er auch nicht), und bei Fertigstellung oder kurze Zeit nachher wird die Restsumme fällig; nun gehört die Wohnung dem Einziehenden als Eigentum. Die Unterhaltungskosten des Gebäudes haben aber die Teileigentümer zu tragen, sehr niedrig sind sie nicht. Und so drängt also alles in die heitere Umgebung von Paris.

Ja, sie ist schön, diese Umgebung. Im Westen und Nordwesten, da, wo die Seine ihren Mäanderlauf vollführt, sind viele Höhenzüge bewaldet, nein, eigentlich nur begrünt. Außer Fontainebleau gibt es in der nähern Umgebung von Paris nicht recht etwas, was man «Wald» nennen kann — und auch der bei Fontainebleau hat noch einen fast parkartigen Charakter. Feen tanzen darin umher, keine Bären. Und dann gibt es dorfartige Ansiedlungen, darin sind die Wohnungen nicht schön, und da gibt es ein sich immer wiederholendes Bild: die kleinen Häuserchen liegen in dürrtigem Grün hingewürfelt, nahe beieinander, es entstehen keine stillen Straßen, das Ganze liegt platt da wie eine Maurermeisteransiedlung. Und ich suchte und suchte. Was habe ich alles gesehen!

In Leu am Brunnen steht ein steinernes Haus, das hat Zimmer so groß wie Reitställe. In Soisy steht eines, das ist wie aus dem Schmuckkästchen — aber wer darin wohnt, der ist zum Bahnwärter prädestiniert, die Kleinbahn pfeift unmittelbar daran vorbei. In Saint-Germain gibt es einen Pavillon, der ist von einem Onkel Hasse Zetterströms erbaut: man tritt ein, geradeswegs ins Eßzimmer, kommt von da auf einen Korridor, von da ins Badezimmer, von da wieder auf einen Korridor mit einer kleinen Treppe, von der Treppe in ein Schlafzimmer, vom Schlafzimmer aufs Dach . . . weiter habe ich mich nicht getraut. Man kann ein ganzes Schloß mieten: mit 133 Zimmern, Garage, Waschbude, Hühnerstallungen, Pferdekäfigen, Untertanen, eigner Gerichtsbarkeit und Wasserspülung. Schließlich habe ich dann eine kleine Wohnung bezogen.

Lieber dreimal abbrennen . . . Dabei machens einem hier die Leute nicht schwer: die kleinen Handwerker sind nicht unzuverlässiger als in Deutschland, auch nicht übermäßig geschickt, aber bei weitem freundlicher. Es fehlt dieser entsetzliche passive Widerstand, dieses grauenhafte «Ja — da müssen Sie erst . . .» Hier muß man gar nicht erst.

Natürlich muß man in einem Lande Arbeit nehmen, um es wirklich kennen zu lernen, nicht nur Arbeit geben. Aber auch dabei sieht man dies und jenes. Zum Beispiel die unerschütterliche Anständigkeit der

kleinen Lieferanten, die da kreditieren . . . es nützt gar nichts, um Rechnungen zu bitten, man bekommt sie doch nicht. Hierbei und bei vielen andern Erscheinungen habe ich immer den Eindruck, als lebe Frankreich noch gar nicht im Jahre 1925, oder als tue das wenigstens nur eine kleine Schicht. Die allgemeine Geisteslage hier entspricht beinahe einem Franc-Stande von 80 Pfennigen. Sie ist noch nicht nachgerückt.

Zeichen von Deutschfeindlichkeit —? In vierzehn Monaten: einmal. Das hat nichts mit dem zu tun, was sich die Franzosen über die Deutschen denken. Schwerer deutscher Aberglaube, daß die auf der gesamten übrigen Erde geltende glatte Umgangsform etwas mit 'Achtung' oder 'Beliebtheit' zu tun hat. Es klingt aber alles netter im Französischen, es streichelt die Nerven, niemand bockt. Der Polizeikommissar auf dem Revier: «Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie Deutscher sind. Freilich: Sie haben nicht den Akzent der lateinischen Rassen . . .» Man stelle sich das in Schöneberg vor.

Aber dennoch: lieber dreimal abbrennen.

Nun ist beinahe alles eingeräumt, der Tischler ist aus dem Haus, der Maler auch, der Schlosser auch. Ich knie vor einem Koffer und weide ihn aus. Das hört nie auf, weil ich immer wieder innehalte und mir ansehe, was ich da gefischt habe. Die alten Sachen stehen herum und wundern sich. Das ist nicht sehr heiter, mitunter. Briefe sollte man ja keinesfalls aufbewahren. Worauf sie sorgfältig weggepackt (nicht etwa gelesen) werden. Und da sind also die Bücher.

Lichtenberg: «Er hatte seine Bibliothek verwachsen, so wie man eine Weste verwächst. Bibliotheken können überhaupt der Seele zu enge und zu weit werden.» Wie recht hat er! Wie sieht mich das an! Wie sehe ich das an! Mit ganz wenigen Ausnahmen hat die Tagesliteratur, die vor dem Jahre 1914 erschienen ist, ungefähr den Wert von Kindheitserinnerungen: man bewahrt das Schuhchen von Fritzchen auf, nicht, weil man es noch einmal tragen will, sondern eben als Erinnerung . . . Diese Schmerzen, diese Verse, diese Polemiken, diese Romane — ja, es ist alles sehr schön und gut, aber es geht einen gar nichts mehr an. Man soll nicht undankbar sein — aber wie tot ist das alles! Was ist geschehn?

Es ist geschehn, daß wir gelernt haben, wie unmöglich es ist, seelische Erlebnisse ohne Zurückführung auf gesellschaftliche Zustände anzusehen. Daß man ruhig und still die Einkommensziffern der Helden prüfen muß, um sie zur Hälfte zu verstehen: ihre Freuden, ihre Anschauungen, ihr Leben. Daß ein Sparkassenbuch, eine unrechtmäßig ausgenutzte Kokerei, das Privateigentum an Transportmitteln — daß dergleichen Villa und Park erst ermöglichen, mit allem, was danach kommt . . .

Mit dieser Kenntnis, zu deren Erwerbung unsereiner erst den Weltkrieg nötig gehabt hat, ist nicht alles erworben, aber viel. Wir haben viel gewonnen. Und mehr verloren. Geblieben ist wenig vom Alten, und viel Neues ist dazu gekommen. Balzac ist geblieben.

So weit wären wir also eingerichtet. Die im Prospekt garantierte ff. Morgenstille ist nicht geliefert worden. Ums Haus herum bellen die Hunde, unsre gefiederten Lieblinge. Da bellen sie, stumpfsinnig, aufgeregt, ununterbrochen; an den einzelnen Stimmen kann man die Größe der einzelnen Joujous veranschlagen. Hoch, tief, ein kleiner bellt ... wenn ein Stiefmütterchenbeet bellen könnte, würde es so bellen; einer hat Bronchitis, bellt aber doch, dafür ist er Hund. Es hört sich an, als ob sich die Rotte Korah meilenweit mit einemmal übergäbe — wenn morgens die Lieferanten an den Häusern klingeln, steht der ganze Horizont in Flammen. Sie reißen an den Stricken, sie springen gegen die Gitter, sie flöhen sich, belfern, quietschen, jaulen, in den Triefaugen Treue zum Futternapf und zum angestammten Herrscherhause, durchaus konservativ und gegen die landfremden Elemente. Wenn man genau hinhört, kann man aus dem Gebrüll eine getragene Hymne heraushören. Gott segne diesen Volksstamm!

Der letzte Lampenschirm ist angeschraubt, der Tisch wackelt nicht mehr, der letzte Nagel ist eingeschlagen. Wohlan! Von hier aus ist fröhlich Wohnung suchen.

## PROLET VOR GERICHT

Stehst du in dem Menschenschrack?  
Die da wolln dich strafen.  
Du bist müde, bleich und krank;  
die sind voller Tatendrang,  
satt und ausgeschlafen.

Zum Justizwerk, wohl vertraut,  
wird man sich vereinen:  
Junge! Wehr dich deiner Haut!  
Dreie gegen einen!

Der Direktor, fein mit Ei,  
hackt mit kurzen Fragen.  
Auf die schlimmste Pflaumerei  
darfst du gar nichts sagen.  
Spitzel kann mit Vorbehalt  
unter Schutz erscheinen.  
Protokoll und Staatsanwalt:  
Fünfe gegen einen!

Staatsanwalt und Plädoyer.  
Kommst du noch nach Hause?  
Antrag. Die Justiz-AG  
macht erst Frühstückspause.

Vier Jahr Zuchthaus.

«Abführn den . . .!»

Leis zwei Frauen weinen.

Wirst du je sie wiedersehn?

Alle gegen einen —!

In Zellen bricht man euer Leben  
für etwas, das ihr niemals saht:  
Für Freiheit müßt ihr Tüten kleben,  
ein jeglicher ein Volkssoldat.

Herauf ihr! Aus den Kohlenzechen!

Baut in Betrieben Stein auf Stein!

Es kommt der Tag, da wir uns rächen:

Da werdet ihr die Richter sein —!

## FAUST IN PARIS

Ein Brief an Emil Jannings

Paris, den heutigen

Lieber Emil!

Neulich, als Du auf dem hiesigen Film-Bankett der *«Erste Mann»* warst, während gerade der *«Letzte Mann»* über die Boulevards lief — da war Paris heiter und hell wie gewöhnlich, und es hat mir nur leid getan, daß ich Dir nicht zeigen konnte, wie es neben den Sensationsprozessen und Modevorführungen und dem *«faabelhaften Verkehr»* denn doch immerhin noch andere Sachen in Paris gibt. Wärst Du vier Wochen später gekommen, hätte ich Dich zum *«Faust»* mitgenommen.

«Gala Universitaire donné au Théâtre de l'Odéon sous le Haut Patronage de . . .» Na, diesen Zimt kennst Du ja vom Film her. Aber so eine Aufführung — die hast Du beim Film denn doch noch nicht gesehen.

Also denk Dir: ich und der Präsident Doumergue, wir beide hatten Karten zu dieser Galavorstellung, die so ungefähr einer öffentlichen Generalprobe entsprach. Doumerguen habe ich am Abend nicht gesehen — wahrscheinlich hatte man ihm den Besuch aus Gesundheitsrücksichten verboten; wäre er dagewesen, er hätte sicherlich zwei Wochen nicht regieren können. Aber ich war da.

Das Odéon liegt beim Jardin du Luxembourg, es ist von außen ein ganz wunderhübsches Theater. Rundherum hat es Wandelgänge mit Laternchen, und es sieht so altväterisch aus, so gemütlich, durchaus wie die *«Komische Geschichte»* von Anatole France, die da spielt. An diesem Abend ging es dortselbst furchtbar fein zu — galonierte Männer mit weißen Zwirnshandschuhen rissen einem die Türen vom Leibe, und

man sah viele Universitätsfräcke, ein auf der ganzen Erde gleiches Kleidungsstück. Die Aufführung fand zugunsten einer Studentenkasse statt, die halbe Sorbonne war anwesend. (Aber ganz voll wars nicht.)

Lieber Emil, Du hast mir oft erzählt, wie Du noch in Kalbe an der Saale als alter Moor und als Franz, die Kanaille, und als Karl Moor zugleich aufgetreten bist und wie Du in den Schlußakten bei Sudermann immer das bengalische Feuer auf einer Kohlenschippe in die Kulissen halten mußtest. Lieber Emil, erzähle mir nie wieder etwas von einer Schmiere — da kannst Du nicht mit.

Also denke Dir einen *«Faust»*, der brav und bieder Satz für Satz ins Französische übersetzt ist; das haben zwei Herren besorgt, die heißen Forst und Robert-Dumas. Warum sie den Fooht neu übersetzt haben, da es doch hier eine immerhin gute Übersetzung gibt, weiß niemand. Aber über die Übersetzung will ich nicht rechten — das mag schwer sein. Doppelt schwer, weil, erstens, das ganze Stück uns heute nicht mehr das bedeutet, was es einmal gewesen ist, weil wir uns mit anderen Dingen herumquälen, weil es keine Ewigkeitswerte in der Literatur gibt — und, zweitens, weil Verpflanzungen von nationalen Stücken immer eine knifflische Sache sind. Sehen Franzosen einen deutschen Molière — dann werden sie das nicht immer für Molière halten, sondern für etwas anderes. Aber auch dieses andere kann gut und schön sein. Daß unsere deutschen Theater Racine jemals so spielen wie die Comédie Française, ist nicht anzunehmen — aber sie können ihn auf ihre Art auch gut spielen. Fooht aber . . .

Stelle Dir vor, daß das Stadttheater in Guben einen Regisseur nach Berlin entsandt hat, der dort durch die Regisseure Jeßner, Fehling, Erich Engel und alle die andern völlig verdreht wird. In seinem Kopfe geht das alles herum: Faltenvorhänge, die Treppe, Getümmel, Scheinwerferkegel und stilisierte Einfachheit . . . Und so, wirr und wilden Taten-dranges voll, kommt er zurück nach Guben, und was er dann da anrichten würde, das kannst Du jetzt hier in Paris sehen.

Über die Ausstattung ist nicht viel zu sagen — sie ist nicht gut. Das wäre nun an sich kein Unglück — obgleich diese kindlichen Späßchen eines mißverstandenen Kunstgewerbes heute nicht mehr aktuell sein dürften. Aber was an Schauspielern (frei!) herumliief — lieber Emil, bitte alles ab, was Du je auf das Theater im Schützenhaus zu Wendrinchen gesagt hast.

Faust: Ein alter Umhängebart mit Geschrei, der nicht ein Wort seiner Rolle verstand. Nachher ein süßer Schokoladenjüngling, etwa der allseits beliebte Held am Stadttheater zu Stettin. (Vor zwanzig Jahren.) Gretchen: direkt vom Maskenverleiher. So etwas von Wergpuppenhaar, von Zopf, von völlig ausdruckslosem Verseaufsagen — gab Gretchen bei euch die Frau Direktorin mit einem Schmerbauch? Es muß eine noble Leistung gewesen sein, vergleichsweise. Drum herum die Schüler, die Bürger, der



Wagner-Mensch, das glaubst Du nicht. Wie sie johlten und blechern schrien, wie sie umherwankten, wie sie Kappen schwenkten, die man ihnen zum Schwenken in die Hand gesteckt hatte, wie sie leere Becher leerten, hei! Guter Emil, immer kommst Du zu spät nach Paris.

Das Publikum muß gedacht haben, die Deutschen seien doch ein recht merkwürdiges Volk. Nur bei der Schülerszene lachten sie so nett und naiv und freundlich über alle die bösen Anspielungen auf die Wissenschaften, deren Vertreter ja im Parkett saßen. Es war wie bei einer Kneipe, wo ein Gelegenheitsstück aufgeführt wird. (Das wird aber besser aufgeführt.) Und im großen und ganzen hatte ich so den Eindruck, daß die Leute es nicht wissen wollten. Es war so ein Beifall . . . kennst Du diesen Beifall —? Na, Du kennst ihn natürlich nicht — aber Du hast wohl mal von ihm gelesen.

Na, und Mephisto? Lieber Emil, hier wird die Sache ernst. Dieser Mephisto ist ein Schauspieler, den die Franzosen recht hoch halten — es ist Herr Gémier, der jüngst in Amerika war. O wär er dort geblieben —!

Hast Du nicht auch einmal den Mephisto gespielt? Dann weißt Du ja, daß wir in Deutschland schon viele Mephistos gehabt haben: animalische, dicke, fette, tierische, die das Gretchen nur so abschleckern möchten; feine, spanierhafte, diplomatische, die sich das Stäubchen vom Rockärmel abknipsen; singende und randalierende; bössartige und verkrochene — alle Sorten. Aber dieser hier! —

Denke Dir einen unangenehmen, gleichgültigen, aufgeblasenen Bur-schen, der in sehr unzünftigem Verhältnis zum Souffleur steht; einen, der «Ha-haha-haa—!» lacht, daß es die Bauern in Deinem Schützenhaus nur so kalt überlaufen hätte; einen, der keine Nuance bringt, keine versteht, alles verwaschen aufsagt, ein berühmter Mann — Emil! Ihr habt auch in Wittstock an der Dosse gastiert — nicht zum Zettelankleben hättet ihr den Kerl genommen!

Ja — also das war gar nichts. Und nun mußt Du hier den Gackerlärm lesen, der sich in den Literatenzeitschriften erhebt, das Geschrei für und dagegen, die ernsthafte Verteidigung der Herren Übersetzer, die gar nicht sehen, was sie da angerichtet haben. Aber da ist ja Pierre Mac Orlan in seiner Novelle von dem modernen Faust dem Ding viel näher gekommen! Nein, guter Emil: dieses ist ein Reinfall.

Du bist ja verständig genug, nun nicht zu sagen: «Natürlich . . . die Franzosen!» Das ist ja töricht. Schließlich ist Herr Antoine auch ein Franzose, und was der dem Theater gegeben hat, weißt Du ja. Und es gibt hundertundeine Vorstellung in Paris, die ganz reizend ist. Nur grade: Fooht — was hätte dazu der alte Goethe gesagt?

Es gibt eine schöne Geschichte, weißt Du, von Deinem guten, alten Kaiser Wilhelm dem Ersten. Der besah sich einmal eine Vorstellung am Gendarmenmarkt, und nach der Aufführung ließ er sich den übergläcklichen Autor rufen. Ja — alles sehr schön und nett, reizend, ein unter-

haltsamer Abend — nur, vielleicht die eine Szene da im zweiten Akt, das wäre doch wohl etwas übertrieben — aber sonst sehr, sehr nett... Der arme Kerl strahlt vor Glück und geht selig ins Bett. Am nächsten Morgen ist das Stück vom Spielplan abgesetzt. Er sofort auf die Intendantur — sehr kalte Schulter. Was ist? Ja? Ein Hoftheater hätte Rücksichten zu nehmen, er müsse doch begreifen... Aber wüßten sie denn nicht, was Majestät zu ihm gestern noch gesagt hätte...? «Ja, lieber Doktor — eben deswegen! Gröber wird Majestät nie!»

Lieber Emil, denk Dir, wir hätten in der Loge gesessen, gleich über den Sorbonne-Professoren. Wir sind feine Herren — nach dem zweiten Akt (wie ich uns kenne) wären wir herausgegangen, ganz, ganz leise, draußen wären wir auf je einem Bein zur Tür gehüpft, nun aber nichts wie raus, an die frische Luft, Hilfe! Wir hätten uns einen schönen Whisky eingefüllt chez Catherine oder im Bœuf sur le Toit oder sonstwo... und Du hättest herrliche Geschichten erzählt von dem Regisseur, der immer durchs Megaphon «Schau...schau...schau!» ruft und vom Schwarzen Adler zu Niederhainichen und von Berlin. Was Gémier angeht: wie sagen Deine geliebten Schlesier? «Nimm mersch oog nich iibel!» —

Grüß alle schön, Emil: Pinkus, den Waldspecht, und Maman und Deinen wilden Hund Greif, der immer wegläuft, wenn einer in der Nähe nur den Schlucken hat, und Dich selbst

vielmals von Deinem lieben Peter Panter

## EIN DEUTSCHER REICHSWEHRMINISTER

Mer wollen keenen Berjerkrieg,  
mer sinn ja alle eenig.  
Bei uns, da heests: Tod oder Sieg!  
Mer schweeren vor de Reubliëg  
Un unsern guden Geenij —!

Leipziger Barrikadenlied 1849

Der deutsche Kriegsminister Geßler hat im Reichstag eine Rede für seinen Etat gehalten, die nach den Zeitungsmeldungen demokratischer Blätter «den allergrößten Eindruck» auf die Parteien gemacht hat.

Wer das Listenwahlsystem kennt, weiß, daß dazu nicht viel gehört. Es ist aber immerhin lehrreich, einmal zu betrachten, wer heute, nach diesen Erfahrungen der letzten zehn Jahre, Eindruck auf ein deutsches Parlament macht und womit er das macht.

«Die von mehreren Rednern beanstandete Fülle der Chargen führte der Minister auch auf den ganzen Aufbau des heutigen deutschen Heeres zurück.» Um grade diesen Aufbau handelt sichs. In der

Reichswehr entfällt auf je 21 Mann ein Vorgesetzter mit Offiziersqualifikation, sie ähnelt also in dieser Beziehung gewissen Negerarmeen in Liberia und Haiti, wo ein vielköpfiges Offizierkorps auf dem Soldaten herumregiert. Es gibt keine Armee der Welt, die ernsthaft einen solchen Aufbau verteidigen kann. Der deutsche Kriegsminister kann das auch nicht. Diese Offiziere dienen einem ganz bestimmten Zweck.

«Es handelt sich um rein soziale und kulturelle Dinge.» Eine Armee hat mit kulturellen Dingen überhaupt nichts zu tun. Sie ist — im besten Fall — ein notwendiges Übel und eine üble Notwendigkeit; keinesfalls ist der Kriegsminister irgend eines Landes berufen, den Zivilisten Manestugenden, Kultur oder Ethik zu predigen.

«Das Wort, daß nur ein Verrückter in dieser Zeit an Krieg denken könne, sei von ihm geprägt worden. Auch der gegenwärtige Reichspräsident, der doch ein militärischer Fachmann sei, hat erklärt, daß Deutschland an einen Krieg gar nicht denken könne. Unter diesen Umständen sei Deutschland gern bereit, internationalen Sicherheitsvereinbarungen . . .» «Unter diesen Umständen» enthüllt die ganze Zartheit eines Mannesherzens. Wir können leider die andern nicht totschiagen, könnten wirs, täten wirs; unter diesen (traurigen) Umständen aber sind wir gern bereit . . . Daß er die Mehrzahl seiner Landsleute als «Verrückte» bezeichnet, ist nicht hübsch von ihm. Natürlich haben alle Angehörigen der vaterländischen Verbände an Krieg gedacht, ihre Geldgeber, die Freunde, Anhänger, Offiziersbräute. Und wie steht es mit dem, der an Rüstung zu künftigen Kriegen denkt? Kein Verrückter wahrscheinlich: ein Patriot. Seit dem Jahre 1915 entschuldigen sich deutsche Minister, wenns nicht gut geht, gern mit Hindenburg — auch dieser. Mit dessen Fachmannschaft ist es so eine Sache . . . Maximilian Harden hat hier neulich unangreifbares Material darüber beigebracht. Immerhin: einen geschlagenen General, und wie geschlagen! als Fachmann beizubringen und damit auch noch Erfolg zu haben —: man muß wohl an die Spree fahren, um das zu erleben.

«Der Reichswehrminister hat mit der Reichswehr dafür zu sorgen, daß Deutschland nicht zum Kampfplatz oder zur Etappe fremder Heere werde.» (Beifall.) Das kann der Reichswehrminister gar nicht. Ob Deutschland einmal der Kampfplatz fremder Heere wird oder nicht, hängt in erster Reihe von seiner Politik ab. Besonders in einem Zukunftskrieg, der ganz anders aussehen wird, als man diesem «Fachmann» da zu erzählen für gut befunden hat.

Das Gerede von «geheimen deutschen Rüstungen ist lächerlich. Ein Volk, wie Deutschland, das einerseits viel zu arm ist, dessen Bewohner andererseits das Herz auf der Zunge tragen, ist für heimliche Rüstungen nicht geeignet.» Und da steht niemand auf und hält diesem mittleren Verwaltungsbeamten vor, wie gerüstet worden ist, wer gerüstet hat und

mit wessen Unterstützung das vor sich gegangen ist — niemand. Das Gerede vom Deutschland, das zu arm ist, ist lächerlich. Ein Land, das die schlechtesten Arbeitslöhne Mitteleuropas zahlt, dessen Finanzsanierung nur mit einem der allerübelsten Bankrotte ermöglicht worden ist, ein Land, dessen Industrie Milliarden von der Regierung und von einer gänzlich ruinierten Konsumentenschicht geschluckt hat, ist ungesund, schlecht ausbalanciert — aber nicht arm. Tragen die biedern Deutschen das Herz auf der Zunge? Vielleicht die Unzähligen, Verärgerten, Bezahlten, die Patrioten, die am Potsdamer Platz zu Berlin in das Hotel Bellevue zu den französischen Kommissionen kamen, die sich vor Denunziationen nicht zu retten wußten . . . Das mag sein. Nein, das Land ist für «geheime» Rüstungen wirklich nicht geeignet. Aber es hat gerüstet. Und es wird weiter rüsten.

«Wir sind dazu gekommen, Zeitfreiwillige einzustellen, wegen der Unruhen, die damals in Thüringen und Sachsen ausgebrochen waren.» Herr Geßler, in dessen Verwaltungszeit Hans Paasche ermordet worden ist, braucht nicht zu wissen, wer in Sachsen und Thüringen den öffentlichen Frieden in der schlimmsten Weise gestört hat, wie und von wem da gehaust worden ist. Und schließlich gibt ihm die Nachgiebigkeit seiner Landsleute recht, die sich die Versetzung des Offiziers nach Weimar gefallen lassen, der den charakterlosesten politischen Fehler Fritz Eberts exekutieren half.

«Ich verweise in dieser Beziehung auf eine Schrift eines schweizerischen Generalstabsoffiziers, der alle auf ganz kurze Dienstzeit eingestellte Soldaten für militärisch wertlos erklärt.» Dann hat dieser Offizier den Weltkrieg verschlafen.

«Ich bin auch gar nicht gegen einen gesunden Pazifismus.» Es ist ziemlich gleichgültig, wogegen Herr Geßler ist und was er unter einem gesunden Pazifismus versteht. Wahrscheinlich einen solchen, der ebenbürtig dem Sozialismus dieser Sozialdemokraten, dem Republikanismus dieser Republikaner ist: wenns zum Klappen kommt, wird nachgegeben.

«Deutschland ist friedlich, braucht aber deshalb nicht defaitistisch zu sein.» Deutschland ist nicht friedlich, sondern vom ersten bis zum vorletzten Mann streng imperialistisch; die Hervorholung der dümmsten französischen Vokabel, von allen verständigen Franzosen heute verlacht, zeigt diesen echt teutschen Mann im eigenen Lichte.

«Die größte Heeresvorlage, die je einem Volk zugemutet worden ist, ist diejenige, die Herriot dem französischen Volke angesonnen hat.» Welch freundliche Besorgnis um den Steuerzahler aus Lyon! Aber die Franzosen, deren tiefe Friedlichkeit grade in allen mittleren und unteren Schichten einer, der kaum über Nürnberg und Berlin herausgekommen ist, nicht kennt, die Franzosen haben Angst! Man hat sie angegriffen — und sie haben den Krieg im Lande gehabt; sie kennen den Krieg. Der da kennt ihn nicht.

«Er kommt auf eine Broschüre der Liga für Menschenrechte zu sprechen und erklärt, daß sie sehr schädlich für Deutschland sei, daß er aber in ihr keinen Landesverrat sehe.» Glück muß der Mensch haben. Und dann diese uralte, ausgeleierte Walze: «Das Verhängnisvolle sei, daß das in der Broschüre niedergelegte Material von der uns feindlichen Propaganda aufgegriffen werde und uns unendlichen Schaden bringe.»

Auf den Gedanken, daß sie *wahr* sein könne, kommt der Mann gar nicht. Es gibt doch nur zwei Möglichkeiten: entweder die Verfasser der Broschüre haben die Unwahrheit gesagt — dann soll man es ihnen nachweisen oder aber: der Inhalt ist wahr. Dann muß dieser Inhalt gesagt und veröffentlicht werden, auch dann, wenn er von irgendwelchen andern Imperialisten aufgegriffen werden kann. Daß ein Beamter nominell an der Spitze der Reichswehr steht, der das nicht versteht, der noch nicht eingesehen hat, daß dieses lächerliche Spiel der Geheimnistuerei eine Sache von vorgestern ist, beweist, daß Deutschland nichts gelernt hat.

«Auch den Vorwurf, daß die Reichswehr intime Beziehungen zu den sogenannten vaterländischen rechtsradikalen Verbänden unterhalte, wies der Minister zurück. Er erinnerte an den Fall Zeigner.» Wir erinnern an den Fall Stahlhelm, Werwolf, an hundert andere, in deren Tätigkeitsberichten das Wort «Reichswehr» immer wieder auftaucht. Intime Beziehungen? Aber sie haben ja längst Kinder.

«Man wirft mir vor, ich hätte zu viel monarchisch gesinnte Offiziere im Heer. Womit soll ich denn das Heer aufbauen?» Mit Republikanern, wenn denn schon aufgebaut werden muß. Die gabs nicht? Aber ihr hattet ja die Gewerkschaften, die sich im Jahre 1918, als die Sozialdemokratie ihren großen weltgeschichtlichen Augenblick verschlief und unentwegt wie hypnotisiert nach links stierte, der Republik Mann für Mann zur Verfügung gestellt hätten. Dann wäre eben euer Heer nicht militaristisch, sondern modern geworden. Weiß dieser Minister nicht, womit die Franzosen den Krieg gewonnen haben? Mit Foch? Nein: mit dem gesunden Menschenverstand der Zivilisten — gegen die Militärs.

«Ihr Mißtrauen nehme ich nicht sehr tragisch. Ich trage als Wehrminister das Los Trotzki gern mit.» Daß ein deutscher Minister ein Mißtrauensvotum des Parlaments tragisch nehmen sollte, wäre auch übertrieben. Aber welch ein geistiges Niveau! Was weiß der ehemalige Oberbürgermeister von Trotzki, von russischen Verhältnissen, wie kann sich dieser Untergebene Seeckts mit einem Kopf und einer Persönlichkeit messen?!

«Die Republikaner müssen dafür sorgen, daß ihre Staatsform Gemütswerte erhält, wie sie die Monarchie unbestritten in sehr großem Ausmaße gehabt hat.»

Bis hierher war die Sache leicht komisch. Dies aber geht zu weit.

Weil sich in Deutschland kein demokratisches Blatt finden wird, das



den Mut und die Überzeugungstreue hat, dem Minister zu erwidern, weil die Sozialdemokraten vor lauter Taktik keinen Schritt gehen können, nachgeben, wo sie etwas erreichen könnten, Gemeinplätze schreien, wo es sich nicht lohnt, von Niederlage zu Niederlage taumeln, und es nicht einmal merken, weil ein Teil der Pazifistenführer ihnen in diesem edeln Beispiel folgen, hochbeglückt, wenn sie in Frankreich reden dürfen, während sie doch in Deutschland zu schweigen haben — deshalb mag hier gesagt werden:

Die deutsche Monarchie war schließlich unbestritten das am tiefsten stehende und seelenloseste Gebilde Europas. Seine Gemütswerte waren die Leierkastentöne eines besoffenen Feldwebels, der belgische Frauen gequält und abends das *«Elterngrab»* gegrölt hat. Diese Gemütswerte waren in einem Ausmaß vorhanden, die etwa dem Umfang des kaiserlichen Mundwerks entsprachen, und sie und nur sie haben den besten Teil der deutschen Seele in Grund und Boden ruiniert. Es gibt keine Brücke — es gibt nur ein: Entweder-Oder.

Die Reichswehr hat Traditionskompanien, und sie hat einen Traditionsminister, damit eine Tradition nicht verloren geht, deren Unwert erwiesen ist. Davon weiß Herr Geßler nichts und kann nichts davon wissen. Eingeschlossen von Generalstabsjesuiten, deren höchste geistige Blüte die *«Pflaume»* ist (so heißt das berliner Jargonwort für eine unfaßbare spottende Ungezogenheit), völlig infiziert von einer soi-disant Geistigkeit, die die letzte Klugheit in der Falschheit sieht — so hat jüngst jemand Herrn Geßler als Lob angekreidet, daß er auf die arglose Frage: *«Wie denken Sie darüber, Herr Minister?»* geantwortet habe: *«Das wollte ich Sie gerade fragen —»* eingefangen von einem Gesellschaftsbetrieb, dessen korrekten Stumpfsinn man kennen muß, um seine ganze Tiefe zu ermessen, ist dieser Mann nicht legitimiert, der deutschen Entwicklung die Wege zu weisen. Der nicht.

Vielleicht sieht er sich in seinen nächsten Ferien einmal in Frankreich um. Da wird er sehen, wie dieses durch und durch geistige Volk seine Offiziere grade noch gelten läßt, mit einem ganz leisen Anflug von Verachtung, *«parce que ces gens-là ne sont pas très instruits!»* Herr Geßler wird sich übersetzen können, ob ers verstehen wird, ist eine andere Frage.

Die Sozialdemokraten haben Herrn Geßler das Gehalt verweigert. Sie haben gleich hinzugefügt: *«Wir bewilligen aber den Etat der Reichswehr, um damit erkennen zu geben, daß wir sie für nötig halten und damit es im Ausland kein Mißverständnis gibt.»* Keine Sorgen: es wird kein Mißverständnis geben. Die kindische Angst der sozialdemokratischen Führer, ja nicht etwa den Gegnern unliebsam aufzufallen, die kleinbürgerliche Sucht, es den aus Romanen und Salons angestaunten *«Diplomaten»* gleich zu tun, ölig zu reden wie ein Attaché und unverbindliches Zeug zu schwätzen wie ein Gesandter und so die Auftraggeber

der Wahl zu betrügen — das sichert dieser Reichswehr den Bestand. Von dieser Seite her droht keine Gefahr. In Deutschland halten sich die einen für Realpolitiker, und die andern leben von diesem Irrtum. Herr Geßler auch.

An ihn habe ich mich hier nicht gewandt. Weil ich aber weiß, daß diese Zeilen im Ausland gelesen werden, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, darzutun, daß es auch andere Deutsche gibt, als solche mit den Gemütswerten.

Der Pressestelle der Reichswehr aber empfehle ich, nunmehr den üblichen Prozeß in die Wege zu leiten. Ein System, das auf der Lüge aufgebaut ist, hat einen neuen Namen für die Wahrheit erfunden: Landesverrat.

## ERINNERUNG

«Leg die Hände an die Hosennaht —  
wie du es gelernt hast!»

Deutsches Rechtsprechungsorgan  
zu einem zwölfjährigen Kinde

Dorfrichter Adam:

«— — — — — — — — — —!»

Kleist: *«Der zerbrochene Krug»*

Das ist jetzt gut und gern seine zwei Jahre her, da standen wir, der Herausgeber der *«Weltbühne»* und ich, vor Gericht. Die Sache lag nicht gut —: wir waren im Unrecht.

In einem Aufsatz über das deutsche Militär hatte ich zwei Namen durcheinandergeworfen und eine Mißhandlung, die nach dem Reichstagsbericht ein Offizier begangen haben sollte, seinem Kommandeur in die Reiterstiefel geschoben. Aus einer Fülle von Zeitungsausschnitten, Broschüren, Heften, Aufzeichnungen, Büchern diese Arbeit diktierend, hatte ich die Namen verwechselt, zweifellos eine Nachlässigkeit begangen — ich war schuldig. Die Presseabteilung der Reichswehr fragte nicht vorher bei der *«Weltbühne»* an, verlangte auch keine Berichtigung, sondern ergriff mit Freuden die Gelegenheit, die sich bot. Als ich von dem Verfahren erfuhr, tat ich folgendes:

Ich veröffentlichte eine Berichtigung; ich schickte diese Berichtigung an den zu Unrecht beleidigten Obersten und entschuldigte mich bei ihm; ich sandte die Berichtigung und eine Kopie des Entschuldigungsbriefes an die Reichswehr. Der Oberst antwortete nicht, die Reichswehr nahm die Klage nicht zurück, und ich war das letzte Mal loyal zu den Preußen gewesen.

Als wir nach Moabit hinausfuhren, waren wir auf unsre Verurteilung

gefaßt. Wir dachten uns: Der Richter wird uns anhören, die Berichtigung zur Kenntnis nehmen, den vorgeladenen Obersten vernehmen, feststellen, daß hier ein Irrtum vorgekommen, und uns dennoch die Verantwortung aufbürden. Hier war eine Fahrlässigkeit geschehen — ich hatte den Nacken hinzuhalten.

Vor der Tür des Verhandlungszimmers stand der Gerichtsdiener. Er sah nach der Uhr, es war fünf Minuten vor Beginn unserer Sache. «Ihr Anwalt noch nicht da?» fragte er uns. Nein, der war noch nicht da. «Na, is ejal!» sagte der Engel des Gerichts. «Der kann Ihnen ooch nicht helfen!» Der Mann war Kummer und Elend gewöhnt, er mußte seine Pappenheimer kennen. Er kannte sie.

Aufruf, Eintritt, Anklagebank.

Auf dem Platz des Vorsitzenden saß ein Greis, mit unangenehm grünlichen Augen, die Hände fielen mir auf, weiche, mißgestaltete, kellerkartoffelweiße Greisenfinger. Wir kramten in unsern Papieren, die wir mitgebracht hatten, der Anwalt war inzwischen erschienen. Im Zuhörerraum saß mein Leibspitzel: fürchterlich, wie immer, anzusehen, in Räuberzivil, mit einer außeretatsmäßigen Dame. Der Anklagebeschluß wurde verlesen.

Der vorsitzende Greis hob das Haupt. «Sie sind also...» Er stellte die Personalfragen, wir antworteten. Dann begann das Verhör.

Nein, es begann gar nicht. Dieser Richter redete ohne Aufhören anderthalb Stunden. Ich hatte so etwas noch nie in Moabit gesehen: ich kannte den ironischen Richter, den bösen Richter, den gleichgültigen Richter (dieser kam am häufigsten vor), den gereizten Richter, den ritterlichen Richter (dieser am seltensten) — hier war der redende Richter. Er redete, redete und redete. Zu Beginn seiner Rede, die abwechselnd ein Plädoyer, ein politischer Leitartikel und ein Monolog war, rügte er die Handhaltung des Herausgebers. Der hatte, weil er seit einer Scharlacherkrankung in der Kindheit auf einem Ohr schwerhörig ist, und weil der alte Mann nicht sehr deutlich sprach, die Hand am Ohr. Das schien durch die Strafprozeßordnung verboten. Er verbot es. Hierauf ließ er uns vor die Anklagebank treten — als ob es eine Schande wäre, auf einer deutschen Anklagebank zu erscheinen! — und rügte nun der Reihe nach: Blickrichtung, Gesichtsausdruck und, am schärfsten, daß ich hier und da Stichworte seiner Riesenrede notierte. Ich: «In einem Presseprozeß wird es sich wohl nicht ganz vermeiden lassen, Notizen zu machen.» Er: «Ich weiß, was Sie damit sagen wollen. Dies ist aber kein Presseprozeß — dies ist ein ganz gewöhnlicher Beleidigungsprozeß!» Es war weder das eine noch das andre, sondern ein Strafprozeß. Nein es war kein Strafprozeß. Es war eine Richterrede.

Es war ganz klar, worauf der Mann hinauswollte: auf eine Ordnungsstrafe. Durch unsere Unempfindlichkeit gereizt, provozierte er

unaufhörlich, ohne Ermatten, stichelte, schlug, kritisierte, nadelte mit mäßig stilisierten Bosheiten. Hätte da ein Proletarier gestanden, müßte gemacht durch Untersuchungshaft, hätte da einer gestanden, der den Rummel nicht kannte —: er hätte sich sicherlich zu irgendeiner guten und treffenden Bemerkung hinreißen lassen. Das wäre eine Freude gewesen . . . ! Wir konnten dem Mann diese Freude leider nicht machen.

Der Vor- und Nachredner ließ nun den inkriminierten Artikel von mir vor Gericht verlesen. Das ist immer ein ganz besonderer Spaß. Ich habe schon viele Artikel von mir vor Gericht verlesen hören: immer bewunderte ich bei den Rezipienten den Schmelz der Diktion, den vollendeten Stumpfsinn, mit dem sie über wichtige und unwichtige Stellen stolperten und vor allem den stets erneuten Anlauf, den sie vor einem Fremdwort nahmen. Die Augen kugeln langsam aus dem Kopf: was war denn jetzt dös? hö — ruck! «Die . . . die psych . . . psych . . . Psychanalyse . . .» — da wären wir glücklich drüber weg. So auch dieses Mal.

Als der Protokollbarde geendet hatte, holte der Vorsitzende tief Atem und begann. Er sagte einen Artikel auf, der ungefähr dreimal so lang war wie der, den wir soeben gehört hatten, einen Artikel, der deutlich kundtat, daß der Mann auf den *«Berliner Lokalanzeiger»* abonniert war, und daß die Zeitung ihre Leser nicht überschätzen soll. Er sprach und sprach und sprach. Ich habe längst wieder vergessen, was er uns alles erzählte — behalten habe ich nur noch: daß wir nicht berechtigt wären, über so große Männer wie Ludendorff zu urteilen, das werde in hundert Jahren die Geschichte für uns tun, wir stünden den Ereignissen viel zu nahe, um über sie aussagen zu können. (Ich beschloß, fortan nur noch Artikel über die viehischen Roheiten der Hexenrichter zu verfassen.) Und er redete und redete. Der Herausgeber sah mich an, ich sah den Herausgeber an, unsre Augen wurden vom Nichtzuhören trübe, er redete und redete.

Einmal horchte ich auf. Da kam etwas von einer Berichtigung vor, die wir ja allerdings veröffentlicht hätten — aber die zähle nicht. Der Anwalt wollte etwas sagen, es gelang ihm nicht. Einer der Beisitzer wagte eine schüchterne Frage, gleich verschlang sie der Redestrom des unermüdlichen Greises. Nur einer schwieg fast völlig: das war der Staatsanwalt, der still und bescheiden alte Akten aufarbeitete. Er wußte: Hier brauche ich nichts zu sagen, nichts Belastendes und nichts Angreifendes — dafür habe ich meinen Vorsitzenden. Der arbeitete in der Tat für drei: für sich und für zwei Staatsanwälte.

Ich habe für diese Art Amtshandlungen ein schlechtes Gedächtnis. Gott weiß, wie die Sache ausging — kurz: wir wurden vertagt. Vorher war der Oberst erschienen, der Vorsitzende war von öligter Höflichkeit, er sprach noch sechs bis acht Druckseiten, dann schloß er die Verhandlung.

Als wir in der Anklagebank unsre Mäntel zusammensuchten, fragte

mich der Herausgeber leise nach einer Korrektur, die für die nächste Nummer noch ausstand. Der Greis rief herüber: «Ich hoffe, da wird nichts über mich gesprochen!» Wir sahen ihn nicht einmal an.

An dem Vormittag muß er sich einen Wolf geredet haben.

Wenn man in Deutschland etwas gegen die Justiz sagt, kommt gewöhnlich ein Hörer oder ein Leser und spricht: «Jawoll. Das ist ganz richtig. Da habe ich zum Beispiel einen Prozeß um die Erbschaft meiner Tante, und da ham sie mir doch . . .» Persönliche Klagen haben meist etwas Verdächtiges.

Aber dieses ist keine persönliche Klage. In der Sache selbst fühlten wir uns schuldig, vor allem ich fühlte mich schuldig, doppelt: weil ich einen unschuldigen Mann beschimpft hatte, und weil ich dem Herausgeber Geld und — was für ihn viel schlimmer ist — Zeit gekostet hatte. Er hat es mir nie vorgeworfen. Nein, zur Sache habe ich nichts zu bemerken.

Aber alles zur Person.

So etwas richtet nun vielleicht schon seit dreißig Jahren — so wehrlos werden die Angeklagten gemacht, die gar nicht dazu kommen, sich überhaupt zu besinnen, wozu sie eigentlich an Gerichtsstelle erschienen sind. Während die Hauptverhandlung ja grade dazu dienen soll, den Sachverhalt erst aufzuklären, dem Angeklagten Gelegenheit zur Äußerung und Rechtfertigung zu geben — war hier alles fix und fertig. Welch umständliches Verfahren! Wieder fiel mir das von mir so oft vorgeschlagene Postkartensystem ein. Die Kammer schreibt dem Angeklagten eine Postkarte, ungefähr folgenden Inhalts:

«Sehr geehrter Herr, wir haben Sie heute wegen Diebstahls zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Hochachtend Die Strafkammer.» Da weiß man doch. Der andre Modus lohnt kaum das Fahrgeld.

Nachdem wir aber dies erlebt haben, zum so und so vielen Mal erlebt haben, nachdem wir Jahre und Jahre hindurch die soi-disant Verhandlungen in Moabit mitangesehen haben, Verhandlungen, in denen kaum ein Unschuldiger verurteilt wurde, aber Hunderttausende von Schuldigen zu hart, falsch, unter verkehrten Begründungen, unter Zugrundelegung von Sittengesetzen, die es nur in einer bestimmten Klasse gibt, und auch da nur sonntags — nachdem wir Hunderte von Fehlurteilen in politischen Strafprozessen miterlebt haben, und während wir vor unserm geistigen Auge sehen, wie diese Zeilen von einem jungen Staatsanwaltschaftsvertreter gelesen werden mit geputztem Monokel und äußerster Anspannung der Geisteskräfte, müssen wir doch sagen —:

Diese deutsche Justiz scheint uns nicht ganz die richtige zu sein.



## DIE FREIEN DEUTSCHEN

Wenn der Papst abends durch seine Gemächer geht,  
 leise, vorsichtig wandelnd, es ist schon spät,  
 bleibt er am Bücherbord ein bißchen stehn,  
 läßt den Blick über mattschimmernde Titel gehn . . .  
 Herders Werke — ist da zu lesen . . .

«Ah — Deutschland —» denkt er, «ein gutes Land.  
 Das ist uns sicher. Das haben wir fest in der Hand.  
 Da ist nichts zu fürchten . . . Übrigens ist das sein Glück —!»  
 Und dann geht er ein Stück  
 und zieht sich gänzlich in seine Gemächer zurück.

Wenn ein Bankdirektor am Adriatischen Meer  
 badet — frischen Wind bringt die Luft von Süden her,  
 die Wellen glitzern . . . draußen treibt ein Boot . . .  
 Der Bankmann frottiert sich mit seinem Bademantel, der ist weiß und rot . . .  
 «Übrigens», sagt er zu seinem Schwager, der neben ihm sitzt  
 und dumpfbrütend schwitzt,  
 «diesmal bin ich direkt ruhig auf Urlaub gefahren.  
 Alles ist still. Im Reichstag liegen se sich in den Haaren.  
 Laß se liegen. Kein Bolschewismus. Kein Experiment.  
 Unberufen . . . Bei so einem Präsident —!»  
 Und der Schwäger schwitzt und hockt kalbsdämlich da.  
 Schöner Sonnenfriede liegt über der Adria.

Gutsbesitzer. Militärs. Stahlhelmkommis. Richter. Polizei.  
 Eine himmlische Ruhe und Gewißheit ist in ihnen.  
 Die Revolution ist endgültig vorbei.

Aber im ganzen Lande — das hätte ich beinah vergessen —  
 klappen sich auf die gewaltigsten Schnurrbartfressen:  
 «Ein freies Deutschland! Anschluß an Österreich!  
 Frei von dem welschen Joch! Frei wolln wir sein! Aber gleich —!»  
 Innerlich stramm stehn. Versklavt von tausend Gewalten.  
 Im übrigen: «Weg mit Wersalch!»  
 Gott liebt es, sowas zu erhalten.

## PLÄDOYER GEGEN DIE UNSTERBLICHKEIT

Der felsenfeste Glaube, mit dem sich jeder Autor eines Durchfalls auf die Nachwelt beruft, hat etwas Rührendes: der Fuß stiefelt in dicken Pfützen, aber das Auge sieht mit kälbernem Ausdruck in die Sterne einer neuen Zeit. So ist es immer gewesen.

Nie wird es einem gesunden Menschen einfallen, sich etwa nach einer ausgezischten Premiere auf die Vorwelt zu berufen — und täte ers, so schämte er sich vor sich selbst. So unverrückbar ist in jeden Mitteleuropäer der Glaube an den Fortschritt eingehämmert. Immerhin hat die Rechnung doch ein Loch. Wir, wir selbst, sind Nachwelt, Nachkommen, achtzehnte Generation, nächstes Jahrhundert. Und was tun wir —?

Sind wir Calvinisten oder Anticalvinisten? Haben wir uns für Wallenstein oder gegen ihn entschieden? Tobt bei uns ein erbitterter Streit über Lavaters Physiognomik?

Weltfragen werden nicht beantwortet, sondern vergessen. Große Probleme werden nicht entschieden, sondern liegengelassen. Für einen erwachenden Toten dürfte es schwierig sein, sich in der neuen Umwelt von heute herauszufinden: vergeblich suchte er die alten Parteien, das alte Feldgeschrei, die alten Gruppen. Wohl sieht er welche — aber es sind andere, er versteht sie nicht mehr.

Und wir können ihn auch nicht mehr verstehen — denn was wissen wir von seiner Zeit —? Was ist uns denn überkommen. Es ist ein schwerer Irrtum, zu glauben, daß sich das Wertvollste erhält oder daß das Wertvolle nach Jahrhunderten zu neuem Leben und endgültiger Wirkung auftaucht. Erhalten bleibt: wer am lautesten geschrien hat. Oder: was man später noch einmal gut brauchen kann, als Flicker, willkommenen Zeugen, neu aufzunehmendes Fridericus-Schlagwort. Erhalten bleibt alles durcheinander: ein Tagestrottel, ein Talent, vielleicht das Genie, viele gute Mittelstandsleute. Erhalten zu bleiben ist kein Zeichen von Wert.

Wir leben in einer günstigen Zeit: wir können genau kontrollieren, was «Unsterblichkeit» ist. Wir können kontrollieren, wie wir auf die Nachwelt kommen; die ersten Ansätze zur Geschichtsschreibung der Jahre 1914–1920 sind vorhanden. Man lese nun einmal diese verlogenen Schilderungen, diese parteilichen Fälschungen, die ganze würdige Statistik und Archivwissenschaft, die sechzig Jahre später unbesehen und fast ungeprüft übernommen werden wird. Wer hat von den Forschern Zeit, Gelegenheit, Möglichkeit und Geld, sich darum zu kümmern, wie solche offiziellen Berichte zustande gekommen sind? Wer Philologie und Geschichte studiert hat, weiß, wie da immer einer auf den andern aufgebaut hat, wie dieselbe Lüge, derselbe Fehler sich durch zehn Werke hindurchziehen — unabsetzbar, unverbesserbar, als «Material». Wir kommen würdig auf die Nachwelt, durch Retouchen derart zugerichtet, daß wir uns schon heute nicht mehr erkennen und dem bärtigen Geschichts- und

Geschichtenschreiber dauernd zurufen mögen: «Nein! So war es ja gar nicht! Schwindel!» schon heute ist das schwer. Wir sterben. Der Wälzer bleibt in den Bibliotheken liegen. Und lebt.

«Noch mit Schauer werden sich Generationen nach Ihnen erzählen . . .» Ach, erzähl uns doch nichts. Das Verhältnis der Nachwelt zur Vorwelt ist ziemlich respektlos: bei Parlamentseröffnungen, bei Denkmalsweihen und Schulaufsätzen erinnert sich der Gehrock wohl gern der «Unsterblichkeit» — im großen und ganzen ist jede Nachwelt viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie Zeit und Lust verspürte, nun auch die Sorgen der Gräberinsassen auf sich zu laden. Haben Sie einmal die alten Jahrgänge der «*Vossischen Zeitung*» gelesen? Sie sollten das nicht versäumen. Jede Zeit ist in sich befangen — die verständliche Gier, dieses eine Mal voll auszukosten, diese souveräne Verachtung der Vorwelt, die völlige Gleichgültigkeit gegen alles, was gewesen, — treiben wirs nicht geradeso —? Wir wären schön weise, wenn wirs anders machten. Nur manchmal, an Klassikerabenden oder zur Konfirmation oder bei der Einführung eines neuen Steuergesetzes, da haben wirs mit der Nachwelt, daß es nur so hallt. «Die Nachwelt wird. . .» — «Die Nachwelt hat . . .» Sie wird euch was blasen.

Es gibt noch fünfzig Schriftsteller vom Range Wielands — die sind vergessen. Es gibt noch zwanzig chinesische Napoleons — die kennen wir nicht. Noch acht Edisons — sie besaßen keinen Patentmusterschutz. Walther von der Vogelweide hatte neben allem andern: Glück. In dem großen Papierkorb der Vergangenheit kam er obenauf zu liegen, und da liegt er nun — bis auf weiteres.

Werke leben. Und zeugen Kinder. Und daß französische Emigranten einmal nach Berlin gekommen sind, zeigt heute noch manch Wohnungsschild, manches Buch, manche Frauengrazie (und der ganze Fontane). Ein Werk tun, die Welt ändern, mit den Beinen auf der Erde stehen und diesseitig sein — das kann eine anonyme Unsterblichkeit ergeben. Aber schiele nicht nach vorn — da ist für dich nichts zu holen. Als vielleicht ein bißchen Denkmalsstück oder eine Doktordissertation. In fünfzig Jahren ist alles vorbei — und spätestens in hundert. Unsterblichkeit . . .? Glaubs nicht. Schwör sie ab. Laß sie unsterblich werden, alle miteinander. Für dich gibt es nur ein Wort, wenn du weise bist, es richtig auszusprechen.

Heute.

## SPRECHEN SIE LATEINISCH?

Ich brauche einen vollständigen Anzug; Frack, Beinkleider und eine Weste.  
 Dhagla catha un; ek guft pathlun,  
 kamarband ekghora.

Polyglott Kuntze: «Hindostanisch»

Als ich durchs Abiturium fiel, hatte der kleine Teuber eine Bierzeitung gedichtet, in der stand ein Fortsetzungsroman im Feuilleton, geschrieben im Stil der lateinischen Extemporalien. «Der Jüngling, mit Liebe zu jenem Mädchen behaftet, begab sich auf das Landgut des Vaters, und obgleich er nicht gewiß war, die Zustimmung dieses zu erringen, warf er sich demselben zu Füßen (Partizipium) und rief: «O Vater! Laß mich der Hand deiner schönen Tochter teilhaftig werden!»» Fortsetzung folgt.

Daß im gelehrten Mittelalter in der Küche nur deutsch, im Salon aber Küchenlatein gesprochen wurde, ist bekannt. Das Latein von heute ist das Cockney-Englisch, in manchen Kontinenten spanisch, aber trotzdem hat ein offenbar wieder auferstandener Mönch einen für Schüler und Humanisten gleich amüsanten Versuch gemacht: er hat ein Konversationsbuch in lateinischer Sprache herausgegeben. «*Sprechen Sie Lateinisch?*» Von Dr. Georg Capellanus. (Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin.)

Für unsre Ohren, die die Profanierung dieses Unterrichtsgegenstandes nicht gewöhnt sind, klingt so ein Latein unsäglich komisch. (Das Buch ist es gar nicht, sondern es ist eine sehr lustige und mühelose Übung für die Herren Lateiner.) Es gibt Leute, die können es gar nicht — von einem aber heißt es gar verächtlich: «Er spricht Küchenlatein. Sermo eius latinus culinam redolet.» Pfui!

Besonders schön ist es, wenn so die alltäglichen Sätze in silberner Latinität auftauchen. Einer will spazieren gehen, aber er weiß noch nicht, wen er mitnehmen soll. Quid si Hugonem? Wie wäre es mit Hugo? Was lebhaft an die ostpreußische Wendung erinnert, die da in der Analogie die zweite Frage an die erste mit der Silbe «Ei» knüpft. «Wie gehts der Mutter?» — «Danke, gut.» — «Ei dem Vata —?» Das heißt: Und wie geht es dem Vater? So auch: Quid si Hugonem.

Mulmig wirds, wenn der Togabewehrte sich mit modernen Gegenständen zu befassen hat. Ein lateinisches Frühstück . . . das habe ich mir immer mal gewünscht. Bitte, bedienen Sie sich: Velim tu ipse sumas! Aber was? Socolada, ut vocant. Schokolade, wie sie es nennen, sie, das profanum vulgus. Aber auch der Lateiner ist der Erde unterworfen. Vacuus mihi venter crepitat — mein leerer Magen knurrt, obgleich doch elixa, assa, frixa da sind: gekochte Eier, Spiegeleier und Rühreier. Nur nicht schämen! Proinde agito, ac si domi sis tuae! Tun Sie gerade, als

wenn Sie zu Hause wären! Und was ein feiner Lateiner ist, so rühmt er, der Hausfrau zu Gefallen, die Speisen. Ius est non inelegans! Die Soße (der Schüh) ist nicht unübel. Das Latein auch nicht. Und was tut Jannings derweilen? Ach, Emil ... Aemilii, inter cenam tu non quod te dignum est facis! Emil, du benimmst dich bei Tisch nicht so, wie es sich für dich gehört!

Man muß sich überhaupt viel ärgern. Kellner! Wo bleiben Sie! Sie kümmern sich ja gar nicht um uns hier! Heus, puer, ubi cessas! nos hie plane negligis! (Das müßte man einmal zu einem Kellner in Weimar donnernd sagen — mit einem Ruck erhöbe sich das gesamte Lokal und donnerte dagegen: «Juden raus!») Aber auch hygienische Maßregeln finden sich in dem Führer durch Latinien: Ubi in lectum inscenderis, ita te compone, ut neque pronus cubes neque supinus. Wenn du ins Bett gestiegen bist, so lege dich so, daß du weder auf dem Bauche, noch auf dem Rücken liegst! Und das erinnert mich an ein nicht im Lehrplan stehendes Gedicht, das wir in Sekunda in den Pausen auswendig lernten, und das da sicher einen Ausweg gefunden hätte. Ich weiß noch den Schluß: «... hymen semel perforatum — numquam reparabile.» Na, lassen wir das.

Morgentoilette. Ein bißchen schmuddlig, die Herren Lateiner, wie? Haec sordida summoveto ab oculis, invisent me fortasse quidam. Hänge die schmutzigen Dinger hier weg, daß man sie nicht sieht; ich bekomme vielleicht Besuch! Der Besuch kommt und ist sehr höflich. Wie gehts Ihrer Frau Gemahlin? Quid agis uxor tua? und dann die üblichen Gespräche. Nichts Neues? Nein? Die Politik ... Gallia plura ceteris habet tormenta et milites plurimos. Frankreich hat die meiste Artillerie und sehr viele Soldaten. Und der andere, weil ihm nichts anderes übrigbleibt, ist ein tiefer Pazifist: Bombardis obicientur. Sie sollen als Kanonenfutter dienen. Ja, das soll vorgekommen sein.

Ein Kapitel heißt *«Gespräche mit dem Echo»*, und da sind alle diese alten, hübschen lateinischen Echoscherze aufgezeichnet, aufgebaut nach dem Prinzip: «Wat is Jochen Peeesel—?» Echo: «Eeesel...!» Der Rufer: «Non me delectant sermones tui disyllabi! Deine zweisilbigen Gespräche gefallen mir nicht!» Das Echo: «Abi! Schieb ab!»

Eine lateinische Lokomotive gibt es, auch Kegel, ja sogar: Modo mihi nuntiatum est filo aëno sororem esse desponsam. Eben habe ich ein Telegramm bekommen: meine Schwester hat sich verlobt. Precor, 'ut bene vertat! Herzlichen Glückwunsch!

Und der Lehrer ermahnt den Knaben: Noli arrodere ungues! Knabbere nicht an den Nägeln, du Ferkel! — Und die Mama erkundigt sich beim Herrn Lehrer ungefähr so: «Sage, ich beschwöre dich, du sehr gelehrter Mann, billigst du meinen Sohn?» und jener: «Du, ich bitte dich, übe ihn!» So gehts zu im lateinischen Leben.

Und als Anhang die alten schönen Verse und Hexameterspässe — es ist



gar kein schlechtes Mittel, junge Leute so im Unterricht anzuregen. Denn außer Schulpforta und dem Grauen Kloster und noch einigen wenigen werden es wahrscheinlich nicht eben viele Anstalten in Deutschland sein, die ihre Abiturienten als Leser des Lateinischen entlassen.

Nur eines möchte ich nicht mitansehn. Wenn sich der Verfasser des Werkchens, in Toga und Zylinder, zum Hades begibt, *hinc longule est*, es ist ein hübsches Stückchen Weg, und dort mit den alten, ehrwürdigen Original-Lateinern ins Gespräch kommt, was wird dann anheben? Lateinisch war eine südliche Sprache, bewegt und beweglich, mit sicherlich merkwürdigen Konsonantenbildungen, und weil heute keiner mehr weiß, wie sie ausgesprochen wurde, spricht sie jede Nation anders aus, bis zum englischen «Weneih — Weideih — Weissei» — *veni, vidi, vici* . . . Der Verfasser, Dr. Capellanus, also hin zu dem ersten besten toten Römer, den Hut abgenommen und nach dem Weg gefragt. Die Seele blickt entgeistert. Er, nochmals lauter: «*Salvete pariter omnes!*» Guten Abend, alle zusammen! Nichts. Die Römer haben die Togen fester gefaßt und sehen den Eindringling stumm an. Und schließlich hebt einer von ihnen — es ist der Barbier des Pompejus, ein fetter, beweglicher Mann mit flinken schwarzen Äuglein und klassischem, imperialem Bauch — die ringgeschmückte Rechte und gibt der Meinung des ganzen Haufens gemessen Ausdruck. Er sagt: «*Loquerisne lingua latina?* Ja, Mensch, sprichst du denn kein Latein —?»

### BESETZT! BITTE, SPÄTER RUFEN—!

Die weißen, weiten Gletscherfelder, wo die Luft  
kühl anhaucht und das Eis grünlich schimmert —  
Wem gehören die?

Der helle kilometerlange Strand, die halbfeuchte Strecke zwischen dem  
Wasser und dem trocknen Seesand, Muscheln liegen da vergraben,  
Möwen hüpfen auf und ab, reingefegt vom Wind sind die Dünen —  
Wem gehören die?

Die zitternde Blumenwiese mit den hohen saftigen Stengeln,  
die Käfer, die summsen, die Berge, die herüberdämmern,  
an der Waldlichtung mäht ein Mäher, die Felder liegen satt —  
Wem gehören die?

Die Erde über tausend Meter  
ist reserviert.

Das Meer, die frische Luft, der Äther  
sind reserviert.

Den andern mahnen: Voll Geduld sein!  
 Und noch an allem Elend schuld sein  
 und alles Beste für sich nehmen,  
 den Armen, weil er riecht, verfemen,  
 ihn schuften lassen, bis er sanft kriecht —:  
 Dir, Proletarier, ist der Himmel reserviert.  
 Das Himmelreich bleibt dir zuletzt ...  
 Die schöne Erde —?  
 Leider schon besetzt.

## WO

sind eigentlich die Herren Kurt Wolff, Ernst Rowohlt, S. Fischer und viele andre Verleger, wenn die Buchhändler Feste feiern? Da gehts ja hoch her — nationale Reden und schwarz-weiß-rote Fahnen werden geschwungen, bärtige Teutsche reden und schreiben einen Schwafel, wie er etwa einem Stiftungsfest des Uhrmachervereins in Glauchau durchaus angemessen wäre — und das alles im Namen der deutschen Buchhändler.

Wenn man das *«Buchhändler-Börsenblatt»* liest, kann man durchaus der Meinung sein, daß der deutsche Durchschnittsbuchhändler tatsächlich von solcher Beschaffenheit sei: wie da der Mord an Hugo Bettauer glossiert wurde, wie da leise und fast unmerklich und mitunter auch recht grob die Kriegsunschuldflüge propagiert wird, wie da die Welschen und die Tschechen angeflegelt werden, und wie da vorsichtig auch eine Art Zensur über die unbequemen deutschen Oppositionellen verfügt wird — das ist ganz munter. Wenn aber selbst der Durchschnitt auf so völkische Art Bücher verkauft — wo sind die andern? Es wird ja niemand von Paul Steegemann verlangen, daß er mit einer roten Fahne durch Leipzig zieht, noch auch soll Frau Malik auf dem Augustusplatz zur Ostermesse die Carmagnole tanzen —: aber immerhin haben doch auch diese Sitz und Stimme in den buchhändlerischen Organisationen. Rühren sie sich da gar nicht? Warum hören wir nicht zum mindesten von einem wenn auch nur papiernen Protest dagegen, daß diese Festbarden sich anmaßen, für den gesamten deutschen Buchhandel eine solche üble nationale Hetze zu treiben? Warum ruft niemand in diesen Jahrmarkt zu Plundersweilen hinein: «Nein! Ohne mich!»

Opposition steht bei uns in den Büchern, broschiert, gebunden und auf Bütten. Treten aber drei Männerchen auf öffentlichem Markt zusammen und beschließen etwas Praktisches: Ihr könnt darauf schwören, daß es die Mannen der Rotte Tirpitz oder die alten Weiber der Firma Stresemann sind. Mut und Maul stehen in einem für Buchhändler durchaus ungewöhnlichen Rabattsatz:  $\frac{1}{6}$ .

## LEBENSGESCHICHTE EINES REBELLEN

Habe des Süßen und Sauren viel ge-  
nossen — aber des Sauren war mehr.  
Der Alte Dessauer

Arthur Holitscher hat seine Erinnerungen geschrieben, und sechsundfünfzig Jahre Mitteleuropa ziehen an uns vorüber. (*Lebensgeschichte eines Rebellen*. Im Verlag S. Fischer.) Ein Rebell —?

«*Schonungslose Lebenschronik*» könnte das Buch heißen, nach dem Titel einer Autobiographie von Kurt Martens, eines zu gleicher Zeit dummen, vernünftigen, unappetitlichen, kleinlichen und eigentümlichen Buches. Holitschers Erinnerungen sind Abrechnung mit sich selbst, Zeitzeichnung, Kunstgeschichte und Rückblick.

Memoiren haben für den Unbeteiligten meist etwas Rührend-Komisches: mit welcher Wichtigkeit Ereignisse aufgeplustert werden, nur, weil der Erzählende zufällig oder schicksalsbestimmt an ihnen mitgewirkt hat, die Weltkarte sieht aus, wie sie Lichtenberg einmal skizziert hat: die umliegenden kleinen Dörfer riesig, exakt, durchbeobachtet bis in alle Einzelheiten, weiterhin wird es immer verschwommener, und «là-bas» liegen dann Asien, Afrika, Amerika, Australien. Holitscher sagt immer: Seht, dieses war meine Welt; nirgends: Es ist die Welt.

In Ungarn beginnts. In Ungarn, wo Deutsche, Juden, Ungarn zusammenwohnen, und wo das versprengte Deutschtum doch ein bißchen anders ausgesehen hat und aussieht, als es uns die germanischen Irredentisten erzählen wollen. Das Getto wird leidenschaftslos geschildert, mit seiner lächerlichen Unterschätzung der «Gojim», wie sich ja überhaupt der deutsche Jude nur deshalb für klüger hält, weil die andern dümmer sind. Hier erlebt der Junge seine Jugend, die keine ist.

Bis zur Mitte ist dieses Leben in Schwermut getaucht, weil es eine solche Jugend gehabt hat; oder hat es eine solche Jugend gehabt, weil es in Schwermut beinah versinkt? Noch in den lustigen kleinen Erlebnissen wird gelächelt, so: Ja — recht heiter: aber es ist ja nur eine Unterbrechung, das Eigentliche wird gleich wieder einsetzen. Und dieses Eigentliche ist Trauer. Holitscher empfindet selbst, wie nahe er dem Schlemihl gewesen ist; schließlich ist man selbst schuld, wenn einem grade immer die letzte Bahn vor der Nase wegfährt. Es gibt Glückspilze und Unglücksrabben — Unglück ist dauerhafter.

Nach der Schulzeit, dem Ritualmord von Tisza-Eszlar: Bankbeamter in Budapest, in Fiume und in Wien. Dies ist das schönste Kapitel des Buches: Die verlorenen Jahre. Wer kann sagen, ob sie verloren gewesen sind? Aber er empfand sie doch so, und das ist die Hauptsache. Sie werden eingeleitet mit einer ausgezeichneten Beschreibung der Bankbeamtenseele — wie wenig hat sich das geändert! —, und da sitzt

er nun, eingeengt von Beruf und einer andern Elementarkraft des Judentums: der Familie.

In der Berufsschilderung steht an keiner einzigen Stelle: Nur ich hatte recht, und alle andern waren Trottel. Es ist auch schon jene leise Trauer darin, daß diese «verlorenen Jahre» für die meisten ein Leben bedeuten, und wie schrecklich ist es, daß sie dergleichen eben nicht als verloren empfinden! Eingefangen ist er — es geht nicht mehr weiter.

Die Familie umschließt ihn wie ein Käfig. Diese Brutwärme der Liebe, die das gehegte Wesen zu Tode drückt, aber keineswegs gestatten will, daß es in der Freiheit aufblüht, dieser Backofen des Egoismus mit dem falschen Vorzeichen . . . es geht auch hier nicht mehr weiter.

Ungemein bezeichnend, womit der junge Holitscher aufgeweckt wird. Hamsun ist es, dieser Ausländer des Daseins, Hamsun, der den großen Ruf ungekannt an einen Ungekannten ergehen läßt. Der vernimmt ihn, reibt sich die Augen und entflieht. Nach Paris.

Beneidenswert, wer so Paris erlebt hat. Da mag viel zusammengekommen sein: der Kontrast von Sklaverei und Freiheit, die Jugend, ein Paris, das der Welt damals mehr zu geben hatte als heute — die grünen Tage des Luxembourg-Gartens leuchten durch das ganze Buch, sie kommen immer wieder, weil sie unwiederbringlich dahin sind. Hier setzen die literarischen Erinnerungen ein, die höchst reizvoll sind, lehrreich und frisch. Hamsun erscheint, er wohnt in der langen rue de Vaugirard, ein kleiner Ausländer, um den sich niemand kümmert, Albert Langen wirtschaftet schon in Paris umher, und nun wird ein Literaturpanoptikum vorgeführt, worin jede Nummer ihre Meriten hat. Der hat wirklich halb Europa kennen gelernt und keine Bücher-verfasser erlebt, sondern Menschen. Erzählt ist alles das sehr leise, still, niemals mit diesem unerträglichen Augenschlag: «Das ist nämlich der, von dem so viel in den Zeitungen stand, und ich, ich, ich habe ihn gekannt.» Er ist selbstverständlich und natürlich — und das will schon etwas heißen in Deutschland.

Auch die pariser Anarchisten hat Holitscher aufgesucht, mit ihnen gelebt, gehorcht, gesucht. Dem Schriftsteller ist in diesen Schilderungen einmal das Schwierigste geglückt: er erzählt von einem homosexuellen Freund, der ihn besitzen möchte, eine Szene, bei der sich einem der Magen umdrehen würde, stammte sie nicht eben von Holitscher. Bei dem zeigt einem diese Episode nichts weiter als: Auch dies' gibt es — so sind die Menschen.

Sein Stil ist gepflegt, aber niemals literarisch. Der französische Einfluß ist unverkennbar. Einmal entwickelt ein pariser Graf recht böseartige Theorien über die Frauen, mit deren einer, einem finstern Exemplar, er zusammenlebt. Weiber! Weiber! Weiber...! «Die verheirateten Herren stimmten ihm zu hinter den Wolken der ziemlich mittelmäßigen Zigarren.» Und so zieht das vorüber, die pariser Plätze, der fran-

zösisch-chinesische Literaturbetrieb, die Radaupremieren, wo einmal dem alten Sarcey, dem Rudolf v. Gottschall von Paris, ein Überzieher auf den Kopf fällt, aus tiefem Theaterschlaf fährt er auf . . . eine Welt wird lebendig.

Folgt München. Das ist uns nun auch den Jahren nach näher, der verstorbene Keyserling taucht noch einmal auf, der ein wertvoller Mensch war und so gar keine Ähnlichkeit mit seinem Namensvetter hatte; der ganze *«Simplicissimus»*-Verband, mit Wassermann, Wedekind, Dauthendey und Thomas Mann. Der spielt keine sehr angenehme Rolle in dem Buch, wahrscheinlich mit Recht. Holitscher hat einmal das Modell zu einer amüsanten Figur in Manns Novelle *«Tristan»* abgegeben, und wie es dazu kam, erzählt er, ohne Bitterkeit, aber enttäuscht von der Unzulänglichkeit einer so korrekten Erscheinung. «So waren wir, ich fühlte es, in diesen Nachmittagsstunden einander nahe gekommen, und ich ging mit dem frohen Bewußtsein die Straße entlang, daß ich einen Freund habe. Durch irgendeinen Umstand wurde ich beim Weitergehen gezwungen, stehen zu bleiben und mich umzudrehen. Da sah ich oben im Fenster der Wohnung, die ich soeben verlassen hatte, Mann, mit einem Opernglas bewaffnet, mir nachblicken. Es dauerte nur einen Augenblick, im nächsten verschwand der Kopf blitzschnell aus dem Fenster.» Dann erscheint die Novelle, durch die jene Figur geht, «mit den Schritten eines, der innerlich davonläuft» . . . Wer hat hier davonzulaufen? In eben jener Lebenschronik von Kurt Martens steht ein Brief, den Thomas Mann in seiner Militärzeit geschrieben hat. Darin heißt es: «Schreiben Sie einmal wieder — hierher. Aber besuchen Sie mich nicht. Das mag ich nicht. Hoffentlich bekommen Sie mich in Uniform überhaupt nicht zu sehen.» Aber die Ruhe und Ordnung mancher Staatsbürger beruht eben auf dieser Uniform. Betrachtet man alles das unpolitisch, so gefällt's einem nicht.

Figuren kommen und gehen — man versteht zunächst nicht, wie sich dieses bunte Wirrsal zu einem Ganzen geeint haben kann; man versteht auch nach dieser braungetönten Traurigkeit nicht, wie einer sich so jung erhalten kann, mit sechsundfünfzig Jahren. Aber dieser erste Band der Alterserinnerungen eines jungen Mannes zeigt noch nicht die große Wandlung, nur ihre Vorbereitung. Diese Wandlung in Holitschers Leben ist der Kommunismus.

So, wie ein wahrhaft frommer Mensch ein Zentrum in sich hat, um das alles tendiert, so, wie ihm nichts geschehen kann, weil alles einen Sinn hat — so hat sich dieser gefunden. Ergreifend sind die letzten Seiten, auf denen das Bekenntnis zur Güte, zur Menschlichkeit, zum Menschen zu lesen ist. Das Dogma des Kommunismus ist ihm viel — der Mensch mehr und alles. Man hat ob seiner jugendlichen Begeisterung manchmal gelächelt, und ich weiß nicht, ob er seine Werke über Rußland und Palästina als statistische Werke gewertet haben will.



Wahrscheinlich sind sie es nicht. Aber sie sind, wie dieses Buch, das Bekenntnis eines lauteren Charakters, eines überzeugungsfesten Mannes, der als Dichter ersehnt und als politischer Bekenner gefunden hat, was in ihm ist: Treue zu einer großen Idee.

Ein Rebell —? Ein gequälter, sich quälender, erlöster und tapferer Mensch.

## HERR WENDRINER NIMMT EIN BAD

«Bademeister! Bademeister! Unerhört! Ist die Ostsee für die Kundschaft da, oder sind Sie für die Ostsee da? Was sich diese Leute erlauben! Nu geben Sie schon her den Bademantel! Hier! Nein, da! Herrgott . . . Nächstes Jahr gehn wir ins Gebirge — ich wer Ihnen das schon zeigen. Nein, die Zelle da will ich nicht — die andre. Morgen, Gumpel! Na, Sie auch hier? Ja? Nehm Se doch die Zelle nebenan, können wir uns 'n bißchen unterhalten. Meine Tür schließt nich. Habn Se sowas schon gesehn? Vaflucht — so — jetzt is se zu. Eine Hitze is das heute . . . Is das Wasser warm? Sechzehn Grad? Das Thermometer geht sicher nach. Wo wohnen Sie? Wir wohnen im Pallaß. Mit Bad — natürlich. Gott, man brauchts hier eigentlich gahnich, aber meine Frau . . . Gumpel, is bei Ihnen auch so ein Sand in der Zelle? Ekelhaft — überall is Sand. Wie? Wie? Wer ist hier? Gutenberg? Hab ich nicht gesehn. Nein. Wie? Nein, ich kenne ihn bloß oberflächlich: er war bei mir zur Geschäftsaufsicht. Gumpel — haben Sie die Abendzeitung? Wie stehn Ufa? Wie? Und Höchster? Und Oberbedarf? Nischt los jetzt — ich mach auch fast gar nichts mehr. Was tut sich noch? Entwaffnungsnote? Meine Badehose is mir zu klein. Sehn Se mal unter Familienanzeigen nach, ob Georg Wertheimer drin steht. Steht nich drin? Komisch. Sind Sie fertig? Ich bin auch fertig.

Menge Leute hier. Das muß ne Goldgrube sein, son Bad. Na — wie wärs: wir pachten den Strand da unten an der Insel, bauen einen kleinen Badeort auf, machen ne A.-G. — wenn man da die Börsenzulassung kriegt, stehn die Aktien sofort mindestens . . . Nehm Sie doch Ihre Beine weg! Frechheit! Komm Se, ich leg mich erst noch 'n bißchen in den Sand. Volle Pension haben Sie? Ich weiß nicht: ich bin nich für volle Pension. Man hat lange nicht so viel fürs Geld. Sehn schlecht aus, Gumpel — fehlt Ihn was? Heute abend ist Nelson-Gastspiel — Gott, siss mal ne Abwechslung . . . Was halten Sie von der Aufwertung? Meschugge — sag ich Ihnen. Manche warten schon drauf. Bloch wär 'n gemachter Mann. Was meinen Sie — ich habe gestern schon zu meim Schwager gesagt: man sollte bei den Auslandsverkäufen wieder das Skonto erhöhen. Wegen der Konkurrenzfähigkeit. Hab ich Ihnen eigentlich schon erzählt, wie die letzte Generalversammlung verlaufen ist? Ja, Dienstag war se — die hab ich noch mitgenommen. Der Löwen-

stein war da, ein ganz frecher Patron! Steht da auf und hält da eine Rede — «im Namen der Opposition» —, und er ist gegen die Ausgabe von Vorzugsaktien an die Aufsichtsratsmitglieder! Wir ham ihn ruhig reden lassen, und dann ist der Justizrat Goldscheider aufgestanden, der junge, nicht der alte — nein, der Bruder, der, der immer Sodbrennen hat, und hat ihn sehr ernst zurückgewiesen. Außerdem hatten wir die Majorität. Sehn Se mal, das Schiff da hinten. Ein Kriegsschiff? Glaub ich nicht! Na, wenn schon. Was meinen Sie, wie nötig braucht Deutschland eine Kriegsflotte. Der Wilhelm war gar nicht so schlecht, wie se ihn jetzt immer machen. Na ja — ein Goi . . . aber doch ganz gut. Rasieren müßt ich mich heute lassen. Sie wern auch schon ganz hübsch dick, Gumpel. Sie sollten mal was für Ihre Gesundheit tun. Man kriegt leicht 'n Schlag, wenn man so dick ist wie Sie. Sahrnsema: was ham Sie eigentlich mit dem Grundstück in der Königstraße gemacht? Verkauft? Hätt ich nicht getan. Heutzutage . . . ne alte Baracke? Na, wenn auch. Ich geh 'n bißchen ins Wasser. Gehn Sie auch ins Wasser? Ich geh 'n bißchen ins Wasser. Erst die Brust kalt machen — hat mir der Arzt geraten. Gumpel — nehm Se sich in acht! da kommt ne Welle! Sehn Se! Sehn Se! Da hinten steht mein Schwager mit Ihrer Frau und meinem Ältesten! Huhu! Huhuhuhu! Jaa! Nachher! Ins Strandrestaurant! Bringt die Stullen mit! Gumpel — Sie sind ein kühner Schwimmer. Wo haben Sie das gelernt? Äh — mir die Welle übern ganzen Kopp. Ich geh raus. Gumpel — hatten Sie nich noch 'n Grundstück neben dem andern? Das wollen Sie behalten? Ich würde heute keine Grundstücke behalten. Für 365 Mille . . . nu, ich meine, man kann doch mal drüber reden. Der Sand zwischen den Zehen geht so schwer raus — bei Ihnen auch? Jedenfalls sag ich Ihnen: wenn die die Grundsteuerumlage wieder so erhöhen, wern Se schön dasitzen mit Ihren Grundstück. Nu — Se wern ja sehn. Wieviel Quadratmeter sind das? Vierunddreißig mal zehn — plus hundertachtzig . . . Hören Sie auf mich. Ich wer auf die Sache zurückkommen. Wie? Uralt der Witz, ich weiß schon: «Und da nimmt die Krankenschwester das Bettdeck hoch und sagt: Sie vielleicht?» Ich bin fertig. Sind Sie auch fertig? Bademeister!

Wissen Se, Gumpel — son Bad — das ist direkt was Erfrischendes. Das bringt einen doch wieder mal auf andre Gedanken —!»

## DAS GEISTIGE NIVEAU

Die Philosophische Fakultät der Universität Heidelberg hat den tapfern Vorkämpfer des Rechts, Dr. E. J. Gumbel, in seinem Amt als Privatdozent belassen. Diese Entscheidung ist von der Fakultät in einem längern Gutachten vor ihren nationalistischen Anhängern entschuldigt worden. Darin heißt es:

Gumbel sei ein politischer Fanatiker, dem der persönliche Mut und die ideologischen Unterlagen nicht abgesprochen werden können. Jedoch sei in seiner politischen Tätigkeit nicht der leiseste Einfluß wissenschaftlicher Qualitäten zu spüren, vielmehr sei ein Tiefstand des geistigen Niveaus und ein vollkommener Mangel an Objektivität der hervorstechendste Zug. So sehr die Fakultät die Empfindungen der durch Gumbels Handlungsweise Betroffenen teile . . .

Selbstverständlich hat die Philosophische Fakultät der Universität Heidelberg das Recht, über Privatdozenten ihres Lehrkörpers Urteile abzugeben; diese Urteile dürfen, wenn sie sachlich wie dieses hier sind, scharf und abfällig sein. Nur sei eine kleine Anmerkung erlaubt.

Wo sich heute das geistige Leben abspielt, ist schwer zu sagen. Welche Bedeutung ihm in der Blüte des kapitalistischen Zeitalters zukommt, ist wieder eine andre Frage. Sicherlich aber sind die deutschen Universitäten nicht mehr das, was sie einmal gewesen sind: das Zentrum der geistigen Kräfte des Landes. Was sich im Rahmen dieses öden Beamtenbetriebes da heute abspielt, ist völlig unerheblich und für die geistige Struktur der wertvollen Geister gleichgültig. Unter gar keinen Umständen aber kann einem Werturteil einer Universitätsbehörde irgendwelcher Wert beigemessen werden, wenn es sich um moralische Dinge handelt. Einen Mann, der den Mord im politischen Leben verfolgt, moralisch zu verurteilen, mag einem Heiligen erlaubt sein; nicht aber Leuten, die jeden Wachtmeister im Kriege zum Ehrendoktor gestempelt, und die das Schlimmste in gemeiner Kriegshetze geleistet haben. Die Blamage der 93 Intellektuellen war zu klein: es hätten auch 930 sein können, und es wären nicht zu wenig gewesen. Die Theologen, die den lieben Gott zum Bezirkskommandeur machten; die Juristen, die nachwiesen, daß der deutsche Rechtsbruch in Belgien kein Rechtsbruch sei; die Mediziner, die dem Volk vorlogen, Hungern (der andern) sei gesund, und die ihre Lungenschwindsüchtigen in den gesunden Freiluftkurort am Chemin des Dames schickten; die Philosophen, die ihre lächerlichen Philosopheme nicht erst zu schütteln brauchten, bis die Moral dieser Staaten herausfiel —: sie sind wohl nicht ganz berufen, zu richten.

Die von Gumbel «Betroffenen» sind Mörder und Mordgesellen. Daß die Fakultät deren Empfindungen versteht, ist begreiflich. Daß sie aber wagt, von einem geistigen Niveau zu sprechen, unter dem sie seit etwa hundert Jahren ihrem Kärnerbetrieb nachgeht, muß doch wohl zurückgewiesen werden.

Dr. Gumbel darf stolz auf sein Werk sein — was die Gutachten der Beamten angeht, so steht er über ihnen.

Er soll gesagt haben: «Die Soldaten sind — ich will nicht sagen: auf dem Felde der Unehre gefallen», und deshalb ist gegen ihn eingeschritten worden.

Den Denunzianten unter seinen Kollegen und unter den Studenten sei gesagt: Das moderne Schlachtfeld ist weder ein Feld der Ehre noch ein Feld der Unehre. Es ist die Abdeckerei der Kaufleute, wo Sadisten, Ruhmbesoffene, wertloses Gesindel und Unschuldige, Unschuldige, Unschuldige ermordet werden.

## SUOMI-FINNLAND

Da ist ein wunderschönes Bilderbuch erschienen: *«Suomi-Finnland. Das Land der Tausend Seen»*. Von Franz Thierfelder. (Der Verlag steht auf der Schwarzen Liste des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller; ich bedaure, daß ich aus sachlichen Gründen gezwungen bin, sein Buch anzuzeigen.) Das Buch entspricht in Ausstattung und Inhalt ungefähr den Bänden, die früher im Verlag R. Piper & Cie zu München unter dem Titel *«Die schöne Stadt»* erschienen sind. Der Text, der unter Mitwirkung von Johannes Oehquist, einem Attaché der Finnischen Botschaft zu Berlin, zustande gekommen ist, behandelt die finnische Literatur, Kunst, Geschichte und Politik und ist — mit Ausnahme eines Abschnitts — sachlich und nüchtern gehalten. Die Bilder zeigen Stadt und Land, Seen und Berge, Tiere und Menschen und enthalten prachtvolle Landschaftsaufnahmen; sie sind — mit einigen Ausnahmen — belehrend und gut gemacht.

So weit wäre über das Buch, das jeden Freund fremder Landschaft sicherlich fesseln wird, weiter nichts zu bemerken — wenn nicht der begreifliche Wunsch der Finnen, dem Ausland die Bekanntschaft mit ihrer Heimat zu vermitteln, die Herren zu einem peinlichen Schwupper verführt hätte.

Auf Seite 73 fiel mir ein Gedicht auf, formal etwa wie von einem unbegabten Geibel-Epigonen und *«Die Wacht am Rhein»* betitelt. Darin ist zu lesen:

Wie hat, o Deutschland, alles, was verworfen,  
Sich aufgetürmt auf deinem Golgatha;  
Jetzt, wo der Riese endlich umgeworfen,  
Sind vielgeschäftig auch die Zwerge da.

O Deutschland, deine Schmach wird bald sich wenden . . .

Aber ich hatte doch ein Buch über Finnland bestellt und bekomme nun patriotisches Grünzeug serviert . . . was geht hier vor —? Unter den Fotografien sind zehn dem Grafen v. d. Goltz und seinem *«Befreiungswerk»* gewidmet. Das schlechte Gedicht ist eine bescheidene Quidung.

Der Randstaaten-Wahnsinn des Versailler Vertrags, der Volksangehörige großer Nationen nicht von ihnen befreite, sondern sie dem

Knebel eines kleinern, also um so staatswütigern Gebildes überantwortete, hat an der Ostsee eine Reihe politischer Formationen entstehen lassen, die mit viel Reklame und Tamtam ihre Existenzberechtigung und mit allen Fehlern moderner Staatswesen ihre Reife im Staatenspiel dartun. Bebürdet mit Administration, überladen mit politischen Verrichtungen, ahmen sie die Gebärden ihrer größeren Brüder aufs unglücklichste nach, können schon wie jene «Kommunist und Gendarm» spielen, «Anschlußpolitik», «Minoritätenfrage», und womit sich sonst noch so Staaten ihre Zeit vertreiben und die ihrer Zwangsangehörigen nutzlos in Anspruch nehmen.

Nicht, daß diese neuen Gebilde selbständig sind, ist der staatsrechtliche Skandal, sondern wie sie es sind. Es ist, als ob tausend ungehemmte Lokalwichtigmacher frei würden: endlich, endlich dürfen wir auch! Nichts gelernt; nicht gesehen, wie der Staatenunfug den Kontinent sicher, aber stetig von einer Katastrophe in die andre reißt, weit entfernt, ein Pan-Europa auch nur zu wünschen, tobt sich das in den schlimmsten Evolutionen ethosfeindlicher Staatsreligion aus. Man hat den Eindruck, als gäbe es Warenhäuser für kleine neue Staaten: alle haben sich wunderschöne Fahnen angeschafft, Militäruniformen, Titel, Briefmarken, eine uralte Literatur, prima Geschichtsunfälle, Gedenktage und — selbstverständlich — einen bösen Feind.

Jeder dieser Staaten hat etwa so viel Einwohner wie zwei europäische Großstädte zusammen, mancher nur so viel wie eine — und daß die Angelegenheiten dieser wenigen Leute minder wichtig wären als etwa die Interessen Londons, wäre ja töricht zu behaupten. Aber die Form, in der sie ihre Sache führen, ist derart vollgepackt mit falschem Gepränge, mit Bombast, mit Staatspomp, daß mitunter die Kosten für eine pariser Legation einen erheblichen Teil des Staatsbudgets verschlingen dürften. Sie haben alles im Schaufenster.

Auch ihre Propaganda.

Die Komik, die darin steckt, daß ein ganzes Land wie eine Zahnbürstenfabrik inseriert, Reklame trommelt, Statistiken schminkt, piekfeine Protzprospekte auf Glanzpapier drucken läßt, geht ihnen nicht ein. «Hier noch der garantiert unabhängige Staat! Universität! Militär! Schutz des Mittelstandes! Gesundes Trinkwasser! Eigne Nationalheilige in der Geschichte!» Wie steht bei Walter Mehring? «Trete Sie ein! Trete Sie ein! Hier isse gutt! Hier isse fein!» Sehr fein sogar. Und einen Programmpunkt des Plakats bei allen hätte ich beinahe vergessen: «Kein Bolschewismus!»

Die Niederwerfung des «roten Terrors» in Finnland anno 1918 ist Sache der Finnen und der Kommunisten. Eine politische Affäre, die die Parteien unter sich auszumachen haben. Ich werde allerdings immer ein bißchen mißtrauisch, wenn ich die Worte «roter Terror» höre. Von dem hysterischen Gekreisch des Renaissance-Helden Mereschkowski



sehe ich ganz ab. Aber die Mittel, wie dieser <Terror> niedergeworfen wird . . .

«Wie alt bist du?» — «Sechzehn Jahre . . .» antwortete gleichgültig der Gefangene. «Du hast dich freiwillig gemeldet? du Hundeblut!» schrie kalt und schneidend der Leutnant, und sein Russisch war mangelhaft. «Ja, freiwillig», antwortete gleichgültig der Gefangene, und der Stiefel des Leutnants zertrat ihm die Nase. «So, und warum hast du dich freiwillig gemeldet?» — «Ich bin Kommunist.» — «Was bist du?» und wieder zuckte dem Gefangenen der Stiefel ins Gesicht. Der spuckte ein paar Blutfetzen und antwortete gleichgültig: «Kommunist.» — «Was bist du, du Aas?» und der Stiefel brach ihm die obere Schneidezähne heraus. Eine Blutwelle quoll über sein Kinn, er wischte mit dem Ärmel über das Gesicht und antwortete gleichgültig: «Kommunist.» — «Hast du dir noch nicht anders überlegt? Na warte, du —! Wenn du nicht mehr Kommunist bist, dann sagst dus.» Und nun klatschte des deutschen Leutnants Reitpeitsche über den Kopf des Gefangenen. Zehnmal. Zwanzigmal. Immer noch. Ein formloser blutiger Klumpen war der Kopf. Und immer noch. Bis der junge Kommunist genug hatte. Der Leutnant schoß ein paarmal auf ihn, ein Schuß trieb aus dem Blutkloß die eine Gehirnhälfte, wie eine runzlige Kröte aus Elfenbein blieb sie daneben sitzen, als wollte sie dort Wache halten. Als dann die fünf Reiter, die den Bolschewiken gefangen und beim Verhör festgehalten hatten, über ihn herfielen, um Rubel in den Taschen zu finden, da wurde sie freilich ganz breit getreten. (Aus der gar nicht genug zu empfehlenden Schrift: *«Es lebe der Krieg!»* von Bruno Vogel — wohl das wahrste, was über die Schandzeit geschrieben worden ist, dem Reichsarchiv angelegentlichst zum Studium empfohlen. Erschienen im Verlag Die Wölfe zu Leipzig-Plagwitz, Ernst-Kly-Straße 16.

Wie sich Finnland die Politik vorstellt, lerne ich aus dem Abschnitt VIII. «Das bolschewistische Rußland hat noch immer nicht aufgehört, Finnland als Brücke zur Weltrevolution zu betrachten, deshalb ist auch heute die kommunistische Wühlarbeit im Lande sehr rege, und die Massenverhaftungen kommunistischer Führer vor den letzten Wahlen haben wohl nur vorübergehende Erleichterung gebracht.» Das müssen ja hübsche Wahlen gewesen sein. Nun, das soll nicht nur in Finnland vorkommen.

Dank und Preis aber singt die herrschende Klasse Finnlands dem Befreiungs-General v. d. Goltz. Unter den Bildern, die immer wieder seine Truppen, den berüchtigten Mannerheim, weiße Gardisten und Schutzwehr zeigen, ist eines: *«Begrüßung des Grafen v. d. Goltz durch den Magistrat»*, (der Stadt Helsingfors). Das Bild gehörte so, wie es da ist, in unser Witzblatt der Zukunft. Das muß man gesehen haben. Das frech-bescheidene Gesicht des Offiziers, seine <Herren>, die echten Kasinotypen, die demütigen Zivilisten, wie aus dem Bilderbuch: einer

sieht aus wie Herr Permaneder aus den *«Buddenbrooks»*, einer ist ein Zylinder auf Beinen, einer ist ja so stolz, daß er um den Arm und um den weichen Hut Bänder geschlungen hat und innerhalb der Absper- rung stehen darf, stramm, bleich, ein gottesfürchtiger Pfingstochse. Hinten die Landsknechte mit umgehängtem Gewehr. Und ein paar Seiten vorher die schurkischen Rotgardisten, bewaffnete Bauern auf der Chaussee. Wenn man aber schon Bilder fälscht, dann muß man das intelligenter anstellen. Der Leichnam im Vordergrund ist etwas blaß geraten und in der Perspektive verfehlt: er ist aus einem andern Bild herausgeschnitten und in dieses hineingeklebt worden. Aber wie sollte man sonst den *«Terror»* zeigen? Gegen ihn hat Goltz, den das Ganze einen Schmarrn anging, *«scharf durchgegriffen»*.

Sein Wirken wird anderswo weniger günstig beurteilt. Die Konkur- renz — Lettland — urteilt so: *«Man ist glücklich, über die Kultur- periode des Grafen Goltz hinweggekommen zu sein . . . Wenn Graf Goltz trotzdem bei seinen gefühlsbetonten, geringschätzigen Äuße- rungen (gegenüber Lettland) bleibt, so ist eben hierin nicht eine vorurteilslose Erkenntnis maßgebend gewesen, sondern die blinde, verärgerte Leidenschaft.»* (M. Walters: *«Lettland»*, 1923.) Aber der Condottiere behauptet in seinem Buch, eine *«Sendung in Finnland und im Baltikum»* gehabt zu haben . . . Die Urheber der Armenier-Morde hatten auch eine.

Wir haben kein Glück mit unsern deutschen Freunden im Ausland. Es gibt wirklich gute und anständige Leute darunter: Menschen, die immer noch auf Deutschland hoffen, auf jenes andre Deutschland; Menschen, die das Volk bedauern, die Opfer der Generale, der Natio- nalen, der Rotte Tirpitz. Der Rest bedauert nur, daß das schlechte Deutschland nicht gesiegt hat, weil sie sich ihm blutsverwandt fühlen.

Herr Oehquist, der die kitschige *«Wacht am Rhein»* ins Deutsche übertragen hat, hats gut gemeint. Die Wacht am Rhein . . .

Vom Berg der Zeiten blickt sie in die Lande

Zum Henker, der sein schmachvoll Werk bestellt . . .

Man muß diesen übereifrigen Freunden Deutschlands sagen: Danke. Legen Sies inzwischen dahin. Wir kaufen nichts.

Es gibt eine andre deutsche Jugend. Es gibt eine militärfeindliche Schicht. Es gibt — in den dünnsten Keimen — ein andres Deutschland.

## FARBENKLAVIER

Rot ist die Leidenschaft,  
blau ist das Meer,  
grün der Chef vom Hakenkreuz,  
schwarz-weiß-rot das Heer.

Rosa ist die Heckenros,  
 blausa mancher Kreis;  
 Oberst Nicolai seine  
 Weste — ist sie weiß?

Grünblau ist der Arrestant  
 bei der Polizei,  
 reisgelb Fritz von Unruhs  
 Bücherschreiberei.

Blauweiß ist bayerisch,  
 grün macht die Gans,  
 gelb färbt der Wasserstoff . . .

Wenn Sie meinen, daß das stundenlang so weitergeht . . .

### ALTER KÜMMEL

Im Mauritius-Verlag zu Berlin ist vor drei Jahren ein merkwürdiges Buch erschienen, das man, hat man es sich einmal angeschafft, jedes Jahr gern wiederansieht. Es sind dies: *«Die Schwänke des Rheinländischen Hausfreundes»* von J. P. Hebel, mit 32 Originallithographien von Dambacher.

An Hebel haben sich ja schon alle germanischen Schmierer der nationalen Zeitungen die Finger abgewischt, was ihm aber nichts geschadet hat. Er ist bestes Deutschtum und so himmelweit verschieden von dem bramsigen Geschwätz dieser Promenadenmischung wie etwa Klaus Groth von Gorch Fock. Ihr wißt ja alle, wie Hebel bewußt für minder Studierte geschrieben hat: mit dem ganzen Gefühl, das der Rheinländer für den Humor hat, klar, sauber und in fast jeder dritten Erzählung an die höchsten epischen Leistungen, ja, an Kleist, streifend. Dieser Band enthält ausgewählte Schwänke. Aber wer ist Dambacher —? Ich bin ein harmloser Kunde und habe nie gefälschten Kaffee verkauft und auch keine Kunstgeschichte studiert. Wenn man diese eigentümlichen Zeichnungen sieht, zu denen ich keinen Parallelfall weiß, so wäre da etwas zu sagen von: atmosphärische Mosaiks, malerische Werte der gefühlten Natur, Sensibilität einer visionären Maurerkelle, und was man sonst noch so fürs Haus braucht. Hebel hat deutsch geschrieben — versuchen wirs auch.

Diese Lithographien sind von einem Maler gemacht, der nicht ordentlich hat zeichnen können. Seine Kinder sehen zum Beispiel alle aus, wie Erwachsene von fern gesehen — für die Jugend hat Herr Dambacher eine eigne Kinder-Perspektive. Und fast alle handelnden Per-

sonen sind, fratzenhaft gesehen, etwas böse, der Zeichner hat sich darin gefallen, die ganze Vermurkstheit eines Ochsenknechts, eines Amtsdieners, eines Chirurgus aufzuzeigen. Es ist etwas ganz Seltsames.

Aber Dambacher hat nicht nur illustriert, sondern er hat zu fast jeder Geschichte noch etwas Eignes hinzugetan. Beim Herrn Magister sitzt noch die Frau Magister, von der Hebel nichts sagt, eine ganz entfernte Großtante des jungen Beardsley; Wirtshaushäuser wimmeln auf allen einschlägigen Blättern herum, die unglaublichsten Pflanzen, wie sie nur ein sehr einsamer Mensch zeichnen kann — sicherlich war Dambacher ein Wirtshausbesucher, der jeden Abend kümmelgeschlagenvoll nach Hause ging, mit sechs Kumpanen, so sind wir Psychologen —; ein Hatschier steht und sieht zu, «wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist», und hat in seinem Gesicht die ganze Stur- und Stumpfheit einer gehorchenden Amtsperson, die sich für ihren bezahlten Gehorsam an den Untertanen rächt; die Verbrecher sind Korb- als sich zwei Schlafkameraden, Herr und Diener, gegenseitig in der dunklen Angst der Nacht packen und prügeln, hat er sie gezeichnet, als just der Wirt (Oscar Sabo) hereinkommt und sie grinsend beleuchtet: sie sehen sich an, doof, mit aufgerissenen Augen — und der Diener macht eine enttäuschte Schnute; viele Leute haben keine untere Gesichtshälfte mehr geliefert bekommen, fühlen sich aber auch so ganz wohl, und überall ist der Himmel weißblau; hart und scharf stehen die Gebäude wie etwa in einer Stadt der Ostsee an einem schönen Sommertag. Und seltsam, wie sich Hebels Thema beim Zeichner wiederholt, er schlägt es irgendwo in einer Ecke als Stimme der linken Hand noch einmal an: über dem Mann, der sich einen Drachen in den Bauch hypochondert hat, fliegt der Papierdrache eines Knaben; da, wo im Wirtshaus der Offizier den Löffeldieb abführt, richtet ein Kind einen Hund ab, der macht schön, mit einem Löffel im Munde . . . ich habe solche Bilder noch niemals gesehen.

Übrigens kann man — wie sich das für ordentliche Illustrationen gehört — mit dem Finger auf ihnen herumfahren und sich alle Einzelheiten der Geschichte beaugucken: der ist der Zundelfrieder, und das ist der betrogene Goldschmied, und das sind die Gerichtspersonen . . . Die Blätter sind viel besser als die Holzschnitte der Zeitschrift, in der Hebels Geschichten erschienen sind. Diese himmlischen Erzählungen, die die Moral mit «Merk» gleich angehängt bekommen, und deren eine zum Beispiel so schließt: «Dies Stücklein ist noch ein Vermächtnis von dem Adjunkt, der jetzt in Dresden ist. Hat er nicht dem Hausfreund einen schönen Pfeifenkopf von Dresden zum Andenken geschickt, und ist ein geflügelter Knabe darauf und ein Mädglein, und machen etwas miteinander. Aber er kommt wieder, der Adjunkt.»

Merk: Man sollte sich das Buch anschaffen.

## FRAUEN VON FREUNDEN

Frauen von Freunden zerstören die Freundschaft.  
 Schüchtern erst besetzen sie einen Teil des Freundes,  
 nisten sich in ihm ein,  
 warten,  
 beobachten,  
 und nehmen scheinbar teil am Freundesbund.

Dies Stück des Freundes hat uns nie gehört —  
 wir merken nichts.  
 Aber bald ändert sich das:  
 Sie nehmen einen Hausflügel nach dem andern,  
 dringen tiefer ein,  
 haben bald den ganzen Freund.

Der ist verändert; es ist, als schäme er sich seiner Freundschaft.  
 So, wie er sich früher der Liebe vor uns geschämt hat,  
 schämt er sich jetzt der Freundschaft vor ihr.  
 Er gehört uns nicht mehr.  
 Sie steht nicht zwischen uns — sie hat ihn weggezogen.

Er ist nicht mehr unser Freund:  
 er ist ihr Mann.

Eine leise Verletzlichkeit bleibt übrig.  
 Traurig blicken wir ihm nach.

Die im Bett behält immer recht.

## DER 14. JULI

Eine Stadt, die tanzt —! Eine ganze Stadt, die tanzt —!

Nun, ganz so happig ist es damit nicht. Die Elektrischen tanzen nicht, die Untergrundbahn fährt und ist denn doch so voll, daß es — Zeichen und Wunder! — ganz kleine Ansätze von Krachs gibt, lange Straßenzüge liegen leer und undurchrumpelt. Aber man darf doch sagen, daß ganz Paris auf den Beinen ist.

Die Nachricht von der Erstürmung der Bastille, deren sich ältere Abonnenten noch aus dem Jahrgang 1789 der *«Vossischen Zeitung»* entsinnen, wird in Paris alle Jahre einmal aktuell.

Dieses Mal gab es richtige kleine Sommerferien: Sonnabend, den 11., fing die semaine anglaise an, Sonntag war Sonntag, und weil Dienstag



der Nationalfeiertag war, so bildete Montag einen «pont», der für viele Berufe ein freier Tag war. Und Mittwoch . . . es gibt auch blaue Mittwoche.

Vier Tage, vier freie Tage! — Eine Völkerwanderung in die Umgebung begann, hier hat fast jeder ein Häuschen, ein Grundstückchen, eine Holzhütte — und wenn nicht er sie hat, so gibt es jemand in der Familie, der Eigentümer ist. Und auch draußen die kleinen Kommunen hatten ihr Feuerwerk, ihre Illumination, ihr Clairon- oder Harmonika-Orchester . . . Das Zentrum der Feier aber war Paris.

Sonnabend abend schon fing es an. Da waren an vielen Ecken Tanzplätze freigemacht oder ganz einfach improvisiert, die Kapellen saßen in Holzpavillons oder in den Cafés oder auf der Straße. Nun löst sich alles in Paris in Quartiers auf, Generalparolen sind selten, und wenn man sie gibt, werden sie kaum befolgt. Der Franzose ist ein Frondeur. Und die Quartiers sind untereinander verschieden wie Kleinstädte. Im vierzehnten tanzen die Fabrikarbeiter und ihre Mädchen, im dreizehnten ganz kleine Leute, Handlanger und Krämer, in einem Teil des fünften Provinzler, sie tanzen ihre heimischen Tänze, in Tracht und nach ihrer Musik, im zwanzigsten eine brodelnde Kleinbürgerlichkeit, im achtzehnten allerhand Straßenhändler und auch Leute mit dunkler Hautfarbe. Im sechzehnten tanzen die Mädchen der feinen Leute, im siebenten sind viele Fensterläden heruntergelassen, die Herrschaft ist auf dem Land, am Strand, in den Bergen . . . adlige Damen und pensionierte Herren tanzen selten auf der Straße.

In der rue Montagne-Sainte-Genève tanzen sie. Es sind Leute darunter, die nicht übermäßig vertrauenerweckend aussehen, aber es geht — wie überall — sehr anständig zu. Wer hier «Romantik» erwartet, wäre heftig enttäuscht. Nichts verkehrter, als die Pariser für einen Haufen romanisch zappelnder, ungebärdig lärmender und schießender Kinder zu halten. Ein tiefer Zug von Bürgerlichkeit geht durch diese Stadt, bis hinunter in die tiefsten Schichten. Und noch ein anderer Zug: der von Fröhlichkeit.

Da haben sie nun die Fahrpreise erhöht, und das Gas, das Wasser, das Licht, die Posttarife . . . die Arbeiter, deren Gehälter noch nicht mitgehen, merken das. Aber niemand ist verzweifelt, das Gleichgewicht ist überall da, die Freude, am Leben zu sein und diese Spanne, die gegeben ist, auszunutzen. Diese kleinen Volksfeste da bestehen äußerlich in nichts weiter als in ein bißchen Musik, ein paar Glas Wein (man sieht sehr wenig Betrunkene), Tanz und eben jener Atmosphäre, die nicht zu exportieren ist. Sie erinnert etwa an die Luft mittlerer deutscher Kurorte vor dem Kriege, wenn abends Réunion war: durchaus nicht der ganze Ort nahm daran teil, friedlich schlenderte man durch die halbdunkeln Straßen, aus einem Saal klang Tanzmusik, das berührte aber keinen sehr, es war eine große, stille, ruheliebende

Gemeinschaft. So gehen hier feiertags die Leute herum. Und alle ohne Ausnahme, bis zum letzten Bettler herunter, sind nicht unglücklich. Das ist die Grundstimmung.

Paris tanzt also. Befreit tanzen die jungen Gymnasiasten, die *«distribution des prix»* ist vorüber, jene feierliche Schulhandlung zum Schluß des Semesters, wo irgendein Abgeordneter, ein Minister, ein politischer Beamter eine Rede redet. (So sprachen der ehemalige Unterrichtsminister François-Albert und Herr Herriot; beim Vortrag dieses mußten erst ein paar reaktionäre Lärmmacher an die frische Luft gesetzt werden.) Um die kleinen Orchesterchen drehen sich die Paare (hier wird nicht so gut wie in Berlin, aber vergnügter getanzt, unsachlich, freundliche Dilettanten) — die halbe Straße guckt vergnügt zu. Es tanzen die Feuerwehrleute auf ihrem Hof in der Nähe der Place de la Nation, man kann hereinspazieren und zusehen, es tanzen Soldaten, Ladenmädchen, Bäckerfrauen und — auf dem Montparnasse — Schweden, Norweger, Polen und Amerikaner aller Couleuren.

Nach den Vorstädten zu werden die Damenbeine krummer, die Farben bunter, die Eleganz ist — wenn es welche gibt — aus zweiter Hand. In Montrouge begießen die alten Laubenkolonisten friedlich ihren Kohl und s'en fichent um den vierzehnten Juli, auf Gartenplätzen drehen andere auch hier ein Tänzchen.

Im Viertel von La Villette spielen die Musiker: *«On fait une petite bellote»*, den Schlager der Mistinguett, einen Java, den sich die Leute zum gemütlichen Walzer gemodelt haben, und alle Fenster sind besetzt: im ersten Stock viele Kinderköpfe, im zweiten ein hemdärmliger Mann, der die kräftigen Unterarme auf das kleine Eisengitter stützt, im dritten eine dicke Frau mit ungemachten Haaren.

Die Champs Elysées brodeln. Der *«Cours de Flambeau»* ist eben vorüber: schweißstriefend, eine Fackel in der Hand, ist der siegreiche Läufer einpassiert; die Staffeln sind in der Nacht von Verdun aufgebrochen, wo ein Kriegsverletzter ihnen die Fackeln angezündet hat, nun bringen sie das Feuer, von Staffel zu Staffel, über die zweihundertvierzig Kilometer nach Paris, zum Grab des unbekannten Soldaten. Die lange Prachtstraße herauf rast der Sieger, hinter ihm, zweihundert Meter hinter ihm, der Zweite. Feuer? Neues Feuer zum alten? Hoffentlich nur eine Erinnerung.

Da gehen sie spazieren. Alte Herren, mit einem steifen Hütchen und selbstverständlich — einem Bändchen im Knopfloch, man vermißt die Jahreszahl an ihnen: 1890; kleine verschmierte Kinder, die Blumen verkaufen; Mehlwürmer mit kleinen Täschchen und blitzenden Blicken; Fremde; pariser Kleinbürger; langsam wandelnde Ehepaare. Manche stehen um ein Kasperletheater herum, und da, am Straßenrand, paukt ein Mann auf einer Trommel, ganz allein auf einer Trommel ohne Orchester. Der Mann hat nur einen Arm, am Stumpf des

andern ist ein Schlegel angebunden und der trommelt nun, unermüdlich, auf das Kalbfell, welch ein herzerweckendes Symbol! Am Etoile stauen sich die Menschen.

Abends flammt die Stadt auf. In der Ausstellung strömt es hin und her, Lichter spiegeln sich im Wasser, ein Feuerwerk steigt auf, noch eines, noch eines, Scheinwerfer spielen. Oben, vom Montmartre aus gesehen, erscheint der riesige Häuserhaufen wie in Zauberlichter getaucht: Brennpunkte, Flammen, weiße Lichtbögen, Flammenstraßen . . .

Vor dem Parlament zittern die Flämmchen der Gasillumination: <R. F.> — der Wind spielt in den Emblemen der französischen Republik. Sogar der Eiffelturm leuchtet auf, und weil man seine Stahlkonturen nicht sieht, so stehen die Lichter auf dem Hintergrund der schwarzen Nacht.

Ein ganzes Volk ist fröhlich und guter Dinge, quand-même. Und alle Leute sind nett zueinander, nirgends ein böses Wort, fast nirgends Spektakel. Nie auch nur die leiseste Bewegung gegen die Fremden, niemals ein auch nur passiver Widerstand gegen deutsche Laute. Das interessiert sie gar nicht. Sie wollen in Frieden leben.

Die Feier des vierzehnten Juli in Paris ist nicht militaristisch, nicht imperialistisch, nicht ruhmredig.

Zu Feiertagen darf man Nationen etwas wünschen.

Ich für mein Teil wünsche dem französischen Volk Frieden mit Deutschland, Frieden, Zusammenarbeit und Verständigung.

## ZWEI LÄRME

Ich möchte einmal da leben, wo es kein Hundegebell und kein Klavierspiel gibt.

Auf jedem Quadratmeter menschlicher Niederlassung schlägt ein Achtel menschliches Wesen auf ein Klavier, macht: ein Stück auf acht Quadratmeter. Sie kennen Laforgues *«Complainte des Pianos qu'on entend dans les quartiers aisés»*? Hören Sie.

Ces enfants, à quoi rêvent-elles  
Dans les ennuis des ritournelles?

«Préaux des soirs,  
Christs des dortoirs!

Tu t'en vas et tu nous laisses,  
Tu nous laiss's et tu t'en vas,  
Défaire et refaire ses tresses,  
Broder d'éternels canevas.»

Max Brod und Franz Blei haben das so übersetzt:

Die Mädchen, wovon träumen sie  
Zu ihrer faden Melodie?

«Mein Heiland ach  
Im Schlafgemach!

Du gehst weg und läßt uns da,  
Läßt uns da und gehst vom Haus,  
Und wir flechten unser Haar,  
Sticken ewig Deckchen aus.»

So singt das Klavier, das Pianino, der Flügel. Es singt aber auch:

«Humtarumtatumta — das habe ich gestern im Varieté gehört, mit Max, und es macht mir Spaß, das noch einmal aufzuwärmen, den holden Rotkohl der Erinnerung! Humtarumta — da hat die Schulleiterin Maxn angelacht, und ich habe ihn geneckt und ihn gefragt: Willst du die? Da hat er mich gekniffen — mich mochte er, aber nicht sie! Humtarumtatumta — nachher waren wir in einer Bar, wir sind vor Schluß des Programms weggegangen, damit Mama nichts merkt, und dann war ich bei ihm. Und niemand weiß es. Humtarumtatumta . . .» So singt der Flügel, so spielt das Mädchen.

Und der brennende Ehrgeiz rast auf den Tasten, dreihundertmal dasselbe, und es wird nicht besser und wird nicht besser, es soll aber besser werden. Ich bin versucht, der Dame ein Pfefferkuchenverschen durch das stets geöffnete Fenster zu schleudern:

Zwei Mädchen spielten am Klavier.  
Da sagt die eine: «Denke dir,  
was ich nicht alles spielen kann.»  
Die andre nahm sich einen Mann.

Diese nahm sich keinen Mann. «Ich will im Salon eine Rolle spielen und diese Sonate; sie ist so modern, daß ich mir alles und nichts dabei denken kann, und das ist grade das schöne dabei. So gut wie die Grigorjewa spiele ich schon alle Tage, und wenn sie das eben mit dem Geld und mit den Beziehungen — von vorn die Passage! — macht, dann mache ich das mit der Begabung. Ich bin sehr begabt. Der Professor hat es mir noch gestern gesagt. Ich darf die Stunden bei ihm fortsetzen, und wenn ich mir das Geld dazu absparen sollte — ich bin sehr begabt. Jetzt noch ein paar Tonleitern! Das Armband stört mich, ich wills ablegen. Die Grigorjewa legt nie ihre Armbänder ab, die Protzin. Das Cis klingt nicht mehr, die Taste ist entzwei — wovon mag das kommen?»

Ich weiß es. Und bin nur froh, daß sie nicht auch noch heult. Singende Frauen sind um eine Oktave selbstbewußter, dümmere und anmaßender als Tenöre. Und singen dasselbe.

Kinder üben und trainieren sich auf Beethoven. Weiber, die der Himmel ernährt, oder die gar für die Kunst hungern — ein ganz besonderer Fall von Derwischismus —, hacken Musik. Und ich habe die Musik bei mir, über mir, unter mir, bei mir. Darf jemand zu mir herkommen und mir Schuberts *«Sang an Ägir»* und Schrekers *«Hakenkreuz am Stahlhelm»* vorsingen? Nein. Aber durch Rabitz, Stein und Luftraum klingt es und singt es. Das darf er.

Duette sind hübscher. Und darum bellen die Hunde.

«Ausschlaggebend ist aber das Bellen des Hundes: die absolut verneinende Ausdrucksbewegung. Sie beweist, daß der Hund ein Symbol des Verbrechers ist. Goethe hat dies, wenn es ihm vielleicht auch nicht ganz klar geworden ist, doch sehr deutlich empfunden. Der Teufel wählt bei ihm den Leib eines Hundes. Während Faust im Evangelium laut liest, bellt der Hund immer heftiger: der Haß gegen Christus, gegen das Gute und Wahre.» Und: «Interessant ist es, wen der Hund anbellt: es sind im allgemeinen gute Menschen, die er anbellt, gemeine, hündische Naturen nicht.» Aber das hat einer gesagt, der schon mit zweiundzwanzig Jahren nicht mehr wollte, so nicht mehr wollte.

Was am dauernden Hundegebell aufreizt, ist das völlig Sinnlose. Wenn die armen Luder, die der Mensch anbindet, bellen, so ist das Hilferuf und Aufschrei eines gequälten Tiers. Ein Kettenhund ist etwas beinah so Naturwidriges wie ein Ziehhund oder ein dressierter Varieté-Affe. Aber das stundenlange, nicht ablassende, immer auf einen Ton gestellte Gebell — das ist bitter. Es zerhackt die Zeit. Es ist wie eine unablässig schlagende Uhr: wieder eine Sekunde ist herum, du mußt sterben, erhebe dich ja nicht in irgendwelche Höhen, bleibe mit den Sohlen auf der Erde, sterben mußt du, du bist aus demselben Staub wie ich Hund, du gehörst zu uns, zu mir, zur Erde, bau-wau-hau!

Und dann sieh hinaus und betrachte dir den da. Wen er anbellt. Was ihm nicht paßt. Wie ers nicht will. Der Wagen soll nicht fahren. Das Pferd soll nicht laufen. Das Kind soll nicht rufen. Er hat Angst, und darum ist er frech. Er ist auch noch da, will er dir mitteilen. Du willst es gar nicht wissen? Dann teilt er dirs noch mal mit. Er schaltet sich in alle Vorgänge ein; er spektakelt, wenn er allein ist, weil er allein ist, und wenn Leute da sind, weil Leute da sind; er muß sich bellen hören, um an sich zu glauben. Er bewacht, was gestohlen ist, verteidigt den, der gemordet hat, er ist treu um der Treue willen und weil er Futter bekommt. Hat nicht ein Philosoph die Empfindungen eines Wachhundes bei Nacht zerlegt? Sie sind so simpel und machen so viel Lärm. Im Grunde um nichts. Und so habe ich auch die Hunde bei mir.



Das Ohr transponiert. Allmorgendlich versammeln sich zwei singende Klavierspielerinnen und sechs Hunde in meinem Zimmer, treffen dort zusammen, die Hunde heulen Symphonien, die Klaviere bellen, die Sängerinnen jaulen. Sie zerstören das Beste: die Ruhe.

Was wächst nicht alles in der Ruhe! Was kommt nicht alles zur Blüte in der Ruhe! Alexander von Villers sagts in den *«Briefen eines Unbekannten»*: «Ich liege im Bett und spüre die zitternde Succession der Sekunden . . .» Stille. Ich sehne mich nach Stille. Schweigen heißt ja nicht: stumm sein. Wenn man Pflanzen spazieren fährt, wachsen sie wohl nicht recht. Sechs Stunden tiefe Ruhe machen satt und schwer, der Atem geht gleichmäßig, die Pulse bewegen sich ganz leise. Der Tribut an das körperliche Leben ist gering. In Stille kann man hineinhorchen, sie durchzieht dich, du verlierst dich an sie und kommst gekräftigt zurück.

Horch! Hektor brüllt, und Fräulein Wegemann macht Musik, nach Noten.

Es gibt vielerlei Lärme. Aber es gibt nur eine Stille.

Wo es kein Hundegebell und kein Klavierspiel gibt — da möchte ich leben.

## DEUTSCHE PLEITE

«Die Geschäfte gehn nicht. Kein Mensch hat Geld.  
Es ist ein Elend auf der Welt!  
Keine Kredite und keine Kunden!  
Wie soll Deutschland dabei gesunden?  
Geschäfte machen hat gar keinen Sinn.  
Herzliche Grüße! Wir sitzen hier in  
Lugano.»

«Heut habe ich wieder welche entlassen.  
Wissen Sie, eins kann ich gar nicht fassen,  
ununterbrochen frage ich mich:  
Wovon leben die Leute eigentlich?  
Kredite . . . Aufwertung . . . Großindustrie . . .  
Agrarpolitik . . . Wo wohnen Sie?  
Ich im Palace.»

Alle klagen und alle stöhnen;  
keiner kann sich an Friede gewöhnen.  
Alle stöhnen und alle klagen  
und jammern nach alten Dollartagen.  
Manche hört man aber nicht jammern.  
Zu sechsen und zehnen in engen Kammern.

Ausgesperrr. Arbeitslos. Ohne Zeitung,  
ohne Leitartikel zur Klagenverbreitung.  
Die Tuberkulose sei ihnen gnädig . . .

Die andern jammern in Rom und Venedig.

«Kein Geld!» in den Bergen. «Kein Kredit!» am Strand.  
Armes Land.

Armes Land.

## DAS SPRACHWUNDER

Der seltsamste Mensch, dem ich in meinem Leben begegnet bin, ist ein Bankangestellter aus der Provinz Brandenburg gewesen, ein geborener Berliner. Dieser Mann war ein Dichter, ohne ein Wort schreiben zu können.

Schon die Fähigkeit, eine Figur auf die Beine zu stellen und sie ihre Sprache sprechen zu lassen, ist nicht sehr verbreitet. Dieser rätselhafte Bursche aber entwickelte seine Figuren aus der Sprache, und zwar aus der berlinischen. Die Bank hatte kleine Leute zu Kunden, vielleicht hatte von da sein Ohr die letzten Schwingungen des Tones aufgefangen, jene feinsten Nuancen, die nie ein Fremder trifft — aber er erzählte keine berliner Witze, er erfand Leute, ließ sie ein paar Minuten leben und sprach dann von etwas anderem, als seien sie nie gewesen.

Vor allem konnte er sich in den gehobenen, organisierten, etwas kleinbürgerlichen berliner Arbeiter verwandeln. So stand er etwa an einem imaginären Telefon und war der Telegrafenaarbeiter, der den Apparat kontrollierte. Das Gemisch von technischem und privatem Gerede war kostbar. «Jehm Se mah die Leitung B, Frollein!» Pause. «Ja, hier Schmorrke, Baurupp III. Frollein, wie is die Vaständjung? Nein. Ja. Franz, bist du da?» (Jetzt sprach er mit einem Kollegen und riskierte eine kleine Privatunterhaltung, übrigens ohne den Ton zu wechseln, diesen etwas mürrischen, trockenen, dußligen Ton.) «Ick jehe von hier direkt in de Bamberjer Straße. Nein — is aledicht. Hast du mit Rabener jesprochen, wejn die Picke? Wir wahn jestern in seine Laube — die Bohnen komm janz jut. Ick weeß nich, meine wolln nich wern. Nein, hier Störungssucher. Leitung A, Frollein . . .» Auf diese Art.

Er hatte das berliner Tempo weg, aber nicht jenes falsch-amerikanische, mit dem so viel Unfug getrieben wird, sondern dieses ruhige, fast behäbige in aller Hast, das Pathoslose, er war der Mann mit dem hängenden Hosenboden, der mit zwei Kameraden an der Ecke steht, einer erzählt eine endlose Geschichte, die nie aufhört, und kein Aas hört zu. Und er saß um einen runden Stammtisch herum, wieder erzählte einer, und mitten drin, grade an der Stelle, auf die der Erzähler den größten Wert legte, zog jener sein Zigaretten-Etui heraus und

sprach: «Paul hat welche ohne Banderole . . .», was gleichermaßen die ganze Umwelt ignorierte und eine gewisse neidische Bewunderung für Paulen ausdrückte.

Einmal, im Winter, stand er nachdenklich vor dem Haus, in dem ich damals wohnte, es war spät abends, und er sah an der Fassade empor und sagte langsam, ohne jeden Zusammenhang und völlig aus einem unterirdischen Gedankengang heraus: «Machen laßt er nischt, der olle Jude. Aber Miete nehm, det kann er.» (Wobei zu bemerken wäre, daß der Wirt ein wilder Völkischer war.) Und dann fiel sein unzufriedenes Auge auf die großen Schneehaufen, die dort aufgehäuft waren. «Ick frahre nur: wo bleiben da die Arbeitslosen, frahre ick!» Und dann ging er zu etwas anderm über.

Einmal machte ich die Probe und bat ihn, alles zu sagen, was ihm zu dem Thema «berliner Chauffeur» einfiele. Er sprach, und ich steno-graphierte; die Bogen liegen noch vor mir.

«Wenn se schon so uff die Uhr gucken, denn weiß ick, det sie sinn ausjemist! — Die sagen, ick hätte mir mit jestohlnen Benzin bereichert — det war aber meine Schwester ihre Beßiehung!» (Hierbei wie im folgenden ist besonders das schöne Schriftdeutsch zu beachten, das man im Berlinischen sehr häufig antrifft.) — «Nee, eene Person — det jeht heite nich. Da hab ick ja mehr Polster als Fahrjeste! Mein Motor is doch keen Badeofen!» — «Wenn ick stehe, und wart, denn will mir keener ham. Aber kaum det ick mal ne Bockwurst essen due, denn kommse an!» — Und nun, mit dem ganzen Berufsstolz des alten Fahrers: «Der Mann hat auf Doktor studiert, die Eltern ham sich was zusammenjescharrt, und nu denkt der Mann, er kann mir belehren. Auf keine Art kann er das. Niemals! sage ich zu den Herrn. Ick unterstelle mir, das frühestens zu konschtatiern. Die Herrnfahrer, wo nie jaarbeitet ham — mitn Anlasser fahrn se, die feinen Herrn; watn richtcher Schofföhr is, der braucht seine Bremse nich — der richt sich ein! Man muß ehmt mit Jefühl schalten! Sone Maschine, det isn Orjanismus. Aber der — hat mal rumjespielt an de Klingelleitung . . . nu meint der, er kann faahn . . .!» Und dann kam eine ganz wilde Geschichte aus dem intimsten Familienleben. «Wenn ick ahms nach Hause komme, denn stellt mir meine Braut imma die Milch ant Fensta — da is son kleenet Jitta. Der Wirt hat jesacht, sie hätt 'n Vahältnis mit Athua.» Entrüstetes Schnaufen. «Det is ja nischt wie Neid von den Mann!» Und das alles ganz langsam und ruhig, ohne die leiseste Überlegung, mühelos.

Das Allermerkwürdigste aber war, daß der Mensch noch etwas anderes sprechen konnte, bis zur Täuschung genau; wenn man die Augen schloß, sah man sie vor sich: die dicke, bewegliche, geschwätzige Frau aus dem Mittelstand des berliner Westens. Dann nahm seine Stimme eine etwas kreischende Färbung an, er plapperte wie ein Papagei, der Redestrom floß über alle Ufer, hemmungslos, wie die Sintflut.

«Meine hat gestern wieder zwei Teller zerschlagen, von den guten. Nimmst du Eier in die Bouillon? Ich lasse sie nie allein mit den Eiern wirtschaften. Neulich . . .» Aber nun kam wirklich ein Dienstmädchen ins Zimmer, durchaus real und gleichgültig. Der Satz war wie mit der Schere abgeschnitten. In einem lächerlich gezierten und unnatürlichen Ton: «Die Butter wird ja jetzt auch immer teurer. Wir zahlen . . . Was zahlst du . . .?» Und, kaum war das Mädchen heraus: «Stiehlt deine —?»

Ich besinne mich noch sehr genau, wie wir einmal einen Kranken besuchten, der lag am Blinddarm danieder und hatte eine große Eisblase auf dem Bauch, er mußte ganz still liegen. Das erste Wort beim Entree lautete so: «Guten Tag! Hast du dir nicht den Blinddarm rausnehmen lassen? Jenny hat gesagt, sie läßt bei ihren Kindern sofort den Blinddarm rausnehmen! Bei Israel . . .!» Der Kranke fiel fast aus dem Bett, die Eisblase verrutschte, und wir mußten jenen hinaustun. Noch im Korridor hörten wir ihn schwabbern: «Wenn du mal ne billige Quelle für Krepteschiehn hast . . .»

Ich habe so etwas niemals wiedergesehn. Es gibt in der gesamten deutschen Literatur eine einzige Figur, die so berlinisch ist: das ist der Portier Quaquaro aus Hauptmanns *«Ratten»*, diesem berlinischsten Stück, das in einem völlig verfehlten Dialekt geschrieben ist, in einem Jargon, den es überhaupt nicht gibt, und in dem doch das ganze Herz dieser Stadt schlägt. Der hat das auch: die filzenen Schuhe, den Bauch, die Mischung von Roheit, Sentimentalität und Kleinbürgertum, die Ruhe weg . . . «Immer anzeijn, Herr Doktor, immer anzeijn . . .» Man riecht den Burschen.

Der Bankbeamte ist nicht imstande, einen guten Brief zu verfassen. Er «labert» das so vor sich hin, wie die Schlesier sagen, denkt sich vielleicht sein Teil dabei . . .

Und ich höre immer noch die rauhe, etwas kehlige Stimme, mit der er einmal in der Siegesallee sagte: «Ick bin jewiß in meine Jewerschaft als radikaler Mann bekannt. Aber wenn ick det hier allens so ansehe, da muß ick doch sahrn: Ordnung muß sein, Herr Doktor! Ordnung muß sein —!»

## DER TELEGRAMMBLOCK

Vor mir liegt ein Pack Blätter, durch zwei Kartonstücke zusammengehalten und auf sonderbare Weise geheftet: statt des dünnen Heftdrahtes hat man dicken Eisendraht genommen, etwa von der Art, wie er an den Kochgeschirren der Soldaten befestigt war.

Es sind blau gedruckte Formulare: «Station . . . angenommen am . . . aufgenommen am . . . befördert am . . .» Telegrammformulare. Tele-

gramme der Station Neufglise, Fernsprüche vom 30. 9. 1918, 11.56 vormittags, bis 30. 9. 1918, 11.50 nachmittags.

Am 1. Oktober des Jahres 1918, nachmittags um fünf Uhr, erhielt ein französischer Offizier in der Gegend des Chemin des Dames den Befehl, zu erkunden, was sich in der Strohmiere zwischen den beiderseitigen Horchposten im Niemandslande befände. Die Horchposten lagen an dieser Stelle ungefähr dreißig Meter auseinander. Die Gräben an hundert. Es war schon dunkel, als die Patrouille ihren Weg antrat.

In der Miete stak ein deutscher Telegrafist. Er hob, als er der Fremden ansichtig wurde, den Revolver — der Franzose war schneller und schoß zuerst. «Es war ein großer, rothaariger Mensch», sagt der Offizier, der neben mir sitzt, «er trug eine Brille und war gleich tot. Diesen Block habe ich ihm abgenommen.»

Der Block enthielt keine militärischen Geheimnisse — man hat ihn dem Franzosen als Andenken gelassen. Urlaubsgesuche, Ablehnung und Bewilligung von Urlaubsgesuchen, in der Mitte einer jener verlogenen Berichte der deutschen Obersten Heeresleitung, die durch vier- einhalb Jahre unentwegt siegte, ununterbrochen, von der Marne-Schlacht an bis zum letzten Tage: bis zur Desertion ihres obersten Kriegsherrn und seines Sohnes. «Örtliche Einbruchsstellen wurden im Gegenstoß wieder gesäubert . . .» Welche Reinmachefrauen —!

Dieser ganze Dienstkram ist, mit Ausnahme der mit Fernschreiber aufgenommenen Münchhauseniade des Hauptquartiers, fein säuberlich mit der Hand geschrieben.

«gefreiter brannhalter erbittet nachurlaub wegen todesfall bruder bürgermeister sprottau», steht da zu lesen. Irgend so ein uniformiertes Stück Unglück hatte zwar das Recht, seine Familie sterben zu sehen — aber zur Beerdigung hatte er doch erst auf ein Amtszimmer zu laufen und sich alles mögliche bescheinigen zu lassen: daß es ihn gab, daß es das Amtszimmer gab, daß Tote tot sind und auch mitunter beerdigt werden . . . Laufende Nummer, Name, Dienstgrad — es war alles in schönster Ordnung. Der Block ist musterhaft geführt: da fehlt kein Vermerk der Aufsicht, der Vorgesetzten . . . Sogar der Gummistempel ist da, ohne den man heute keinen Krieg führen kann: 1. Batterie Fuß-Artl. Batl. 124. Und soweit wäre alles gut, wenn die letzte Seite nicht wäre.

Auf der letzten Seite sind noch alle Spalten genau ausgefüllt: die Zeit- und Ortsangaben, die Namen des Telefonisten, das Datum — unten steht noch: «An Absender zurück, mit Angabe, welches Wer-now . . .» Aber da ist kein Text mehr.

An Stelle des Textes finde ich viele mißgestaltete braune Flecke, Spuren einer Flüssigkeit, die auf das Blatt gespritzt sein muß. «Was ist das?» frage ich den Offizier. Er sagt es. Der Telegrafist muß den



Block gerade in der Hand gehalten haben. Er fiel offenbar auf den Block. Da, wo der Text stehen müßte, sind nun die Flecke. Weiter hatte er an diesem Tage nichts mehr zu bemerken.

Der Mörder sitzt neben mir. Es ist ein honetter Mann, Leiter eines Textilunternehmens, ein anständiger Kaufmann von reputierlichem Äußern, ein Mann, dem niemand einen Mord zutraute. Er sich auch nicht. Er erzählt die Ereignisse des ersten Oktober durchaus nicht ruhmredig. «Es war einfach Notwehr», sagt er. «Er oder ich — einer war geliefert. Sie hätten an meiner Stelle geradeso gehandelt.» Ja.

Es war ein anonym Mord, ein Mord in der Kollektivität. Ein Massenmörder hat, wenn er acht Personen mordet, eine Idee — wahrscheinlich eine irrsinnige. Dies hier war die irrsinnig gewordene Ideenlosigkeit. Man kommt von der Patrouille zurück, bekommt ein Bändchen angeheftet, läßt sich entlausen und hat eine etwas trübe Erinnerung. Er oder ich.

Und wenn ich nun den Ermordeten kannte, wenn er vielleicht mein Freund gewesen wäre, so stände ich neben einem Mörder, dem ich nichts tun dürfte. Denn jetzt ist Friede — «der Mann hat seine Pflicht getan» —, und es hätte nur einer kleinen Wendung durch Gottes Fügung bedurft, so säße ich jetzt vielleicht in Sprottau neben einem rotblonden, großen Burschen mit Brille, der mir erzählte: «Also — am 1. Oktober — nachmittags — da kommen drei Franzosen in die Strohmiete...» Und eine Frau schleppte in Paris ihr zerbrochenes Leben weiter wie jetzt eine in Sprottau.

Vor vierzehn Jahren fing es an und ist doch schon halbvergessen. Nicht ganz: denn emsig probieren auf allen Seiten die Kommis des Krieges neue Apparate und schmieren die alte Gesinnung mit dem schmutzigen Öl des Patriotismus. Paraden, Orden, Gas, Wachtmeister mit den Generalsabzeichen: gefährliche, in Freiheit lebende Irre. Und so, wie sich ein Hexengericht im tiefsten verletzt gefühlt haben mag, als Friedrich von Spee jene Blutorgien bekämpfte, damit an den Grundlagen des Staates rüttelnd, so glauben heute nicht nur die Nutznießer der Abdeckereien, sondern Philosophen, Zeitungsleute, Dichter, Kaufleute, daß das so sein muß. Und es muß so sein, weil die Geschäfte daran hängen.

Keine illustrierte Zeitung, kein großes Blatt, kein Verlag wagt, gegen die Interessenten dieser Industrien zu sprechen: was weiß die junge Generation von den Schrecken des Krieges — wer sagts ihr so oft, wies nötig ist: also immer wieder? Wunderschön ausgeklügelte Resolutionen bezeugen das taktische Verständnis der Klugschnacker — das Triviale, das Wirksam-Banale ist fast nur auf der andern Seite.

Es gibt ein geistiges Mittel, es ist das Rezept Victor Hugos: «*Dés-honorons la guerre!*»

## AUF EIN SOLDATENBILD

Hoher Kragen, eingezwängt  
 in die Affenjacke;  
 der Zivilleib, angestrengt,  
 weicht dem Zeitgeschmacke.  
     Fremd und leer blickt dein Gesicht.  
     Du verstehst das Ganze nicht.

Letztes Bild und letzter Klang —  
 du bist weggegangen.  
 Und ich muß nun lebenslang  
 mich nach beiden bängen.  
     Um dich pflügt der Bauernpflug.  
     Du bist Lehm und hast genug.

Lieber, seh ich heut dich an,  
 häßlich und verkleidet,  
 hab ich oft dich toten Mann  
 grüßend sehr beneidet.  
     Läuse, Leutnant, blutiges Gras —  
     Sage, wofür tatest du das?

Auf uns sieht derselbe Mond,  
 sehn dieselben Sterne —  
 Deutschland, ewig knechtgewohnt,  
 lechzt nach der Kaserne.  
     Qual, vier Jahr, gestohl'nes Fressen  
     sind vergessen — sind vergessen . . .  
     Brüllend rufen Rottenlieder:  
     «Morgen wieder! Morgen wieder!»  
 Gruß dir —!  
     Du bist dran zerschellt:  
 an dem letzten Dreck der Welt.

AH — ÇA . . . !

«Sagen Sie bitte: bei dem gelieferten Kleiderschrank wackelt ein Bein. Das Bein hat vom ersten Tag an gewackelt. Das Modell, das Sie mir gezeigt haben, hat nicht gewackelt. Können Sie mir ein andres Bein nachliefern?»

Deutsche Ablehnung: «Ausgeschlossen. Wir haben den Schrank in einwandfreiem Zustand geliefert — Sie hätten sofort nachprüfen

müssen, dann wäre Ihre Reklamation eventuell geprüft worden. Wahrscheinlich haben Sie Mäuse, und die haben das Bein angeknabbert. Oder Ihre Kinder haben damit gespielt. Jedenfalls muß meine Firma die Haftung ablehnen.»

«Sagen Sie bitte: bei dem gelieferten Kleiderschrank . . .» (wie oben).

Französische Ablehnung: «Ah — ça . . .!»

Bei «Ah» werden die Schultern leicht angehoben, es ist kein Zucken, sondern nur der leichte Ansatz dazu. Bei «ça» ist der Hals eingezogen, die Augenbrauen flattern empor, das Gesicht ist recht nachdenklich. Wenn der Franzose «Ah — ça» sagt, ist der Punkt erreicht, wo gewöhnlich nichts mehr zu machen ist. «Ah — ça» heißt: Force majeure. «Ah — ça» heißt: Auch dem menschlichen Wirken, mein Lieber, sind von den vernünftigen Mächten Schranken gesetzt. Hier ist eine solche. Bescheide dich.

Es gibt auch eine pantomimische Abkürzung des «Ah — ça». Sie besteht darin, daß die Unterlippe ganz leicht vorgezogen wird, die so entstehende Schippe läßt Luft ab. Hals und Schultern wie bei «Ah — ça . . .» Auch dieses populäre Pusten bedeutet: Aus. Nichts mehr zu machen.

«Ah — ça» ist allemal erreicht, wenn man in Frankreich zum Beispiel auf haarscharf exakte Einhaltung von Bedingungen hält. Das ist des Landes nicht der Brauch. (Übrigens lebt das Land damit weitaus glücklicher als die Korrekten.) «Ah — ça» ist der Stoßseufzer des indirekten Steuerzahlers, auf dem die Gewalten regieren. Er erkennt sie nicht an — jeder Franzose ist Frondeur —, aber er unterwirft sich, solange es nicht lohnt, sich aufzulehnen. Meist lohnt es nicht. So haben auch im Kriege neben den rigorosesten Strafen die Offiziere mit Überredung viel mehr ausgerichtet als mit: «Ich fordere Sie dienstlich auf . . .»

«Ah — ça» ist viel leichter und graziler als die deutsche Ablehnung. Aber man muß Ohren haben zu hören — der französische Mensch reagiert viel feiner, sein Seismograph schlägt bei der leichtesten Erschütterung haargenau aus. Ich habe immer gefunden, daß der Deutsche — ich auch — viel zu grob mit den Franzosen spricht; nicht etwa, daß er sich rüplig benimmt, sondern er ist grob, so wie ein Raster, ein Sieb zu grob ist — man braucht einfach eine Nummer feiner. Sie genügt auch. Ja: die grobe wird gar nicht verstanden. Die Franzosen fühlen auf dreihundert Meter gegen den Wind, daß jemand unzufrieden, entschlossen, unnachgiebig ist — man braucht ihn das gar nicht erst ausdrücklich mitzuteilen. Es genügt, ganz leise anzuspielen . . . Ball, Bande, Ball — es kommt an.

Und er wird, umgekehrt, genau so reagieren. Sein «Ja» ist kein rocher de bronze, sein «Nein» kein wilder Entrüstungsschrei. Da, wo es nicht mehr weiter geht, sagt er es, aber leise, ohne Geschrei, ohne Anrufung der Gesetzbücher und anderer Polizeiheiligen. «Ah — ça . . . je ne peux pas vous le garantir . . .» Dann weiß man: Es ist aus.

«Wir möchten gern eine Republik machen, eine pazifistische, solange wir nicht schießen, eine zurückhaltende, solange wir noch nicht ganz fertig sind; leben Sie doch mit uns in Frieden, solange es uns gefällt; lassen Sie uns doch unsere Würde, die darin besteht, daß wir zu allem Ja sagen, was Sie fordern, aber im Innern den Vertragsgegner wüst beschimpfen, wir sind uns das schuldig — bitte sagen Sie uns: können wir so zusammenleben . . .?»

«Ah — ça . . .!»

## PARIS, DEN 14. JULI

Ludwig Fulda, dieser — wie ihn Efraim Frisch einmal genannt hat — «Seiltänzer auf dem Parkett», weist unter seinen gedichteten Schriften auch das Drama eines dicken Seeräubers auf, der alt geworden ist und keineswegs mehr so romantisch kann, wie die Frauen das von ihm erwarten. Ich habe das Stück nicht gelesen, aber ich bin davon überzeugt, daß dieses schöne Thema rettungslos verpfuscht und verniedlicht ist. Ein dick gewordener Cäsar . . . nein, mehr: ein bürgerlich gewordener Held, einer, der morgens beim Kaffee die Zeitung liest, hier und da einmal nachsieht, wie denn das damals in dem Seegefecht bei den Azoren war, und grundsätzlich auf keinen Dampfer mehr geht, weil es nun genug ist . . . Aber er erinnert sich doch gern.

Nun haben sie also hier in Paris — wie alljährlich — den 14. Juli gefeiert. Vor 136 Jahren stürmten die wahrhaftigsten Revolutionäre der alten Welt das dicktürmige Gebäude, das heute nicht mehr da ist. Ein paar Steine stehen noch in Paris herum, einige davon stecken in der Concorde-Brücke, graue Linien bezeichnen auf dem Platz der Bastille das Ausmaß eines der Türme — das ist alles.

Feste pflegen sich lange zu halten — ihre Motive weniger. (Die Komik deutscher Tannenbergs-Feiern, die ein gewonnenes Gefecht hochbrüllen und einen verlorenen Krieg darüber vergessen, macht eine Ausnahme.) Der 14. Juli ist ein französischer Nationalfeiertag, mit allem Brimborium eines solchen: mit behördlichen Feuerwerken, offiziellen Gratisvorstellungen, amtlichen Feiern, militärischen Paraden — in Paris hatte Painlevé übrigens auf eine Parade verzichtet —, mit einem freien Tag, wo die Leute ausruhen können. Der 14. Juli wird in Frankreich traditionell gefeiert: bunt, laut, vergnügt, ohne Drohungen gegen andre Völker, genügsam. Aber warum er gefeiert wird, und was da gefeiert wird, das verdickt sich doch langsam in den Gemütern, weil es schon so oft gesagt worden ist, als sei es nie gesagt worden, die Lorbeeren sind platt gegessen, sie stehen nicht mehr.

«Diese gemeinen Menschen, die, ohne zu arbeiten, die Früchte des Schweißes der Handarbeiter verschlingen, die der Nation nie irgend-

einen Dienst erwiesen haben, hatten sich in den Kellern versteckt. Als sie sahen, daß die besitzlosen Klassen allein die Revolution machten, sind sie aus ihren Schlupflöchern gekrochen und haben uns wie Straßenräuber behandelt, denn als die Gefahr vorüber war, haben sie in den Distrikten intrigiert, um ihre Stellen wiederzubekommen, sie haben Uniformen und Achselstücke angelegt; heute, wo sie sich für die Stärkeren halten, möchten sie uns unter das härteste Joch beugen: sie vernichten uns ohne Mitleid und Gewissen.»

Das hat nicht etwa ein verzweifelter Kommunist in Deutschland oder sonstwo im Jahre 1925 gesprochen, sondern Marat drei Jahre nach dem Bastille-Sturm. Inzwischen ist die Revolution in ihren Gedanken siegreich gewesen und für die heute Regierenden zurechtgebogen, ihr sterbliches Teil ist voll konsumiert. Und so feiert man noch, aus alter Gewohnheit, jenen Tag.

Man stürmt heute keine Bastillen mehr. Das äußerlich greifbare Symbol ist seltener geworden, und man muß schon ein bißchen künstlich nachhelfen, wenn man einer modernen revolutionären Bewegung zu Gedenktagen verhelfen will. Die Unterdrücker sitzen nicht mehr in einem einzigen Palast der Stadt, der zu stürmen wäre, Banken stehen an jeder Ecke, selten gerinnen Reaktion, Nutznießertum und die Pest der Unterdrückung zu einem Mann, zu einem Haus, zu einer Fahne. Das Leben spielt sich heute auf dem Papier ab, in Telefondrähten, an der Börse. Schwer, das zu stürmen und den Sturm kenntlich zu machen.

Fröhlich tanzen die freundlichen französischen Kleinbürger auf den öffentlichen Plätzen. Sie denken sich nichts weiter dabei, als daß eben frei ist, und diese Freiheit heißt: einmal nicht arbeiten müssen. Und weil fast niemand in Frankreich so erbarmungslos proletarisiert ist wie die gleichen Schichten in Deutschland, weil es wenig Arbeitslose und viele zufriedene Menschen gibt, so wird dieser Tanz nicht mehr als Erinnerung an die Befreiung von einem Joch empfunden, das es nicht mehr gibt, und noch nicht als Ausdruck von Bestrebungen, von einem Joch loszukommen, das kräftig wächst. Es ist wie ein religiöser Feiertag für Leute, die nie in die Kirche gehen. Es ist eben heute frei.

Die Kleinbürger tanzen. Der dritte Stand, der sich sein geschichtliches Recht erkämpft hat, tanzt. Auf wem —? In Frankreich sicherlich noch nicht auf dem vierten. Aber der Steuerpächter Ludwigs XIV. wäre schön erstaunt gewesen, wenn man ihn, den honetten, mitunter gebildeten Mann, den Plauderer im Salon und den guten Gastgeber auf dem Schloß, eine «Pestbeule der menschlichen Gesellschaft» genannt hätte. Der Noble spottete damals über den Citoyen; der Citoyen macht sich heute über den Camarade lustig. Das ist der Lauf der Welt.

Der unverwelkliche Ruhm der französischen Revolution lebt. Solange Revolutionen entstehen und zur Vollendung getrieben werden, wird man sich dieser Männer erinnern, die gegen ihre Zeit für die Zu-



kunft eine schlimme Vergangenheit in den Staub gestürzt haben. Nun sieht sich der dick gewordene Romantiker seine ehemaligen Erfolge gemächlich mit an und macht ein Tänzchen.

Wo stünden heute Robespierre, Marat, Danton? Was täten sie heute?

Henri Barbusse hat einen Protest der intellektuellen Arbeiter Frankreichs herausgeschleudert, der sich gegen den Kolonialkrieg in Marokko wendet. Die Reaktion der Geistigen hat wütend geantwortet, er sei nicht der Repräsentant der französischen Geisteswelt und habe nicht das Recht, allein für sie zu sprechen. Das ist richtig, denn eine homogene intellektuelle Schicht gibt es weder in Frankreich noch anderswo. André Germain hat ihm geantwortet, Victor Basch . . . schonend, voll Anstrengung, zu verstehen, zu vermitteln, etwas zu überbrücken . . .

Die französischen Sozialisten und das Kartell — sie haben sich noch nicht strikt und klar gegen diesen Krieg ausgesprochen. Er ist nicht populär, dieser Krieg, man mag ihn nicht, und niemand — mit Ausnahme des interessierten Militärs und eines Kerns der Reaktion — empfindet ihn als glorios. Das aktive Heer genügt zunächst. Freiwillige gibt es immer und überall, das Land geht seinen Geschäften nach und liest von diesen Dingen wie die Preußen von den Kriegen Friedrichs des Zweiten. Là-bas . . .

Victor Basch entschuldigt und begründet das damit, daß er sagt: «Wir wissen nicht. Wir sind nicht unterrichtet.» Nun kann in der Tat niemand in dieses trübe Gemisch von Geschäften der Kolonialgesellschaften, Militärs, Abenteurer hineinsehen; sicher ist, daß bei beiden Parteien das Wasser, mit dem da gekocht wird, nicht das klarste ist, und daß wohl auch auf Seiten Abd el-Krims englische Kaufleute und deutsche Landsknechte mithelfen, das Land ja nicht zur Ruhe kommen zu lassen . . . Und niemand weiß, ob der Vorwurf, den die Radikalen dem Marschall Lyautey machen, richtig ist — der Vorwurf, er, dessen Stellung heute erschüttert ist, habe diesen Einfall der Rifleute vorhergewußt, wenn nicht gar indirekt begünstigt . . . Die Niederlage der Spanier gab das Signal. Es geht gar nicht gegen Frankreich. Es geht gegen die Kolonialmächte Europas überhaupt.

Die Franzosen spielen ein schweres Spiel. Sie haben den Sozialisten Malvy, den Schicksalsgenossen von Caillaux, nach Madrid geschickt, zu großem Mißvergnügen übrigens der spanischen Emigranten in Paris, die darin eine Anerkennung der Diktatur durch die Demokratie sehen. (Recht fraglich, ob beide Vokabeln glücklich gewählt sind.) Malvy hat dort verhandelt, und man hat sich zu einigen versucht, wie man heil aus dem Abenteuer herauskommen kann: der eine böse angestoßen, der andre nicht sehr glücklich.

Spanien, Abd el-Krim — und noch eine Front: die Kommunisten. Ich will nicht untersuchen, ob ihre Taktik in Frankreich bisher jemals geschickt gewesen ist. Immerhin ergibt sich aus ihrer durchaus diskutier-

baren Anschauung über Kolonialreiche der merkwürdige Widerspruch, daß Arbeiterdeputierte Farbige — gegen wen unterstützen? Gegen den Kapitalismus? Aber zunächst gegen uniformierte Arbeiter, die da unten ihr «régiment» abdienen — kein sehr erfreulicher Anblick. Das Geschrei mit dem Hochverrat wollen wir ja nun beiseite lassen — aber selbst vom kommunistischen Standpunkt aus wirkt hier manches fatal. Denn darin haben noch die unmodernsten Liberalen Frankreichs recht: nur mit einer Förderung der Kabylen ist die Sache ja nicht abgetan.

Das Beispiel Englands, dieses kleinen Venedig mit der riesigen Seemacht und dem noch größern Kolonialbesitz, gibt für alle den Ausschlag. «Geben wir jetzt Afrika preis», sagt Victor Basch ungefähr, «dann nehmen es die andern. Wir geben es also gar nicht den Eigentümern zurück, sondern schaffen eine gewissermaßen herrenlose Sache, die sofort aufgegriffen werden wird.» André Germain zögert; er weiß keinen Ausweg. Paul Painlevé hält einige maßvolle Reden, aus denen doch deutlich genug etwas klingt, was einer Militärmusik nicht unähnlich ist . . . Niemand weiß Rat. Die alten Dreyfusards nicht und die neuen Sozialisten schon gar nicht. Die Kontrolle durch das Parlament — wie überall — eine Farce.

Wo steht heute die Bastille —?

Sie tanzen.

So haben sie, beispielsweise, auch vor elf Jahren getanzt, zum Andenken und zu Ehren einer Freiheitstat, die ihnen wirklich etwas gegeben und bedeutet hat. Damals, im Jahre 1914, ahnten die Tänzer noch nichts . . . Was heute Staub und Mergel und verdickte Erde in den Kalkgruben um Verdun ist, tanzte damals, fröhlich, sorglos, vergnügt . . . Tränen sind getrocknet, Spuren verweht, Menschen zerbrochen an dem, was damals geschah. Die meisten trösteten sich, denn es geht ja immer weiter, auch Trauer verwächst, das ist schrecklich und gesund. «Dies aber kann ich nicht ertragen, daß so wie sonst die Stunden gehn . . .» Doch, sie gehn.

Wo steht heute die Bastille —?

Wo —?

Der Eiffelturm ist illuminiert. Um im Stil seiner Erbauungszeit zu bleiben: mit bleichen Sternen und Figürchen und Schlangenlinien und blitzenden Punkten, und nur, wenn die feine Figur der schlanken Nadel, durch tausend Glühlampen nachgezogen, aufleuchtet, ist er hübsch anzusehen. Heute leuchtet und jubiliert er besonders in Farbe und Licht.

An Wochentagen aber strahlt er als Reklame. Herr Citroën hat sich das Recht gekauft, die Buchstaben seines Namens von oben nach unten auf den Turm zu malen, und nun flammen sie da in die Nacht hinaus, groß und deutlich und schreiend.

Heute, am 14. Juli, sieht man nur Figuren und Punkte und bleiche Sterne. Dazwischen aber, undeutlich, heute nicht voll geschaltet, Fetzen von Buchstaben, zu erratende Fragmente. Ein halbes C, vielleicht ein I, ein O . . .

Da ragt der Eiffelturm in die Nacht, in den hellen Lichtern seines republikanischen Freudenfeuers. Darunter, fast verdeckt, undeutlich und doch erkennbar, die Buchstaben eines Namens, eines Programms, einer Ursache.

## HERR WENDRINER HAT GESELLSCHAFT

«Auf Wiedersehn, Frau Doktor! Auf Wiedersehn, Herr Welsch! Kommen Sie gut nach Hause, guten Abend! Gunahmt . . . ! Uff.

Wieviel Uhr ist es? Herrgott, Viertel zwei! Mannheimers wollten um halb eins gehen, was hast du sie genötigt, noch zu bleiben . . . ? Der Rotwein muß zugekorkt werden, der ist noch sehr gut. Hua — bin ich müde! Hast du die Korridortür zugeschlossen? Wer kommt da? Ach so, Marie. Na, Marie? Sind Se zufrieden, ja? Mach mal die Tür zu. Ich bin überzeugt, daß Gerolds nicht zwei Mark gegeben haben, die Frau ist derartig knickrig . . . Vera sah heute abend sehr gut aus, fandst du nich? Bis auf die Pickel — daß das Mädchen gar nichts dafür tut! Den Schlüsselring? Hab ich nich gesehn. Immer verlegste den Schlüsselring! Sieh doch mal im Nachttisch nach oder im Herrenzimmer! Nein, ich hab ihn nicht! Wie oft soll ich noch . . . Halt deine Sachen zusammen! Übrigens: Tante Jenny lad ich zu so nem Abend nicht mehr ein. Was frißt diese Person! Das ist ja fürchterlich! Bitte, das ist deine Verwandtschaft. Meine Verwandtschaft frißt nicht, die macht bloß Pleite. Haste die Schlüssel? Na, Gott sei Dank. Paß doch bloß auf deine Sachen auf! Der Hasenbraten war ganz gut, findste nich? Das Eis war ein bißchen zerlaufen, das Mädchen muß besser aufpassen. Mit dem Likör hat mich der Marschall schön angeschmiert! Hat mir da erzählt, das wär eine Ausnahme und nur für mich — nicht zu trinken das Zeug. Nu ja — es muß ihnen doch geschmeckt haben, es ist fast gar nichts mehr drin in der Flasche. Schade. Wo ist denn mein Zigarrenetui? Hanne! Hanne! Haste mein Zigarrenetui nicht gesehn? Wo ist denn mein Zigarrenetui? Wahrscheinlich gestohlen. Natürlich, wo solls denn sonst sein — ich habs doch noch eben . . . mach mich nicht nervös! Such lieber. So ein gutes Etui! Vielleicht hats einer aus Versehen mitgenommen . . . ach, da ist es. Was packste denn noch so spät in der Nacht? Laß das das Mädchen morgen machen, nu komm zu Bett. Regierers scheinen übrigens di. Geschichte mit Oskar doch zu wissen, ich hab gehört, wie sie über den Tisch zu Lotte gesagt hat: «Alte Möbel sind noch keine Mitgift!»

Frechheit. Hast du übrigens den Doktor Landmann gefragt, was du für die Bronchien tun sollst? Hätt ich ruhig getan — lächerlich. Für was ist der Mann Arzt? Jack lad ich nicht mehr ein — das sag ich dir —, allen Leuten will er seine Versicherungspolice andrehn. Bei mir macht man keine Geschäfte, im Salon macht man keine Geschäfte. Ich hab übrigens vorhin mit Bräunling gesprochen: er sagt, Meyerhold will das Aktienpaket nicht nehmen, das, von dem ich dir erzählt habe. Nu hör doch schon mit dem Packen auf, es ist halb zwei. Haste das Tageblatt? Fritz sagt, der Artikel von T. W. wär heute so gut — ich wern mal lesen. Was sollen denn die ganzen Flaschen hier aufm Klosett? Laß doch mal die Flaschen rausnehmen . . . Nu ist das Mädchen schon zu Bett! Die Flaschen hätteste aber wirklich vorher rausnehmen lassen können — wo soll ich denn jetzt hier sitzen? Hanne! Wo ist der Kurszettel? Der Kurszettel liegt nicht dabei! Wie konntste übrigens zu Paul sagen, daß Meinicke uns Extrapreise macht! Du weißt doch, daß er morgen hinläuft, und mir macht Meinicke dann Vorwürfe! Nein, dir nicht! Mir. So —! Da stell die Flaschen nicht hierher! Nu heb schon mit auf — die ganze Badewanne ist grün, das geht nie wieder raus! Diese Gesellschaften! Es wird schon wieder rausgehn — stell dich nicht so an! Das hat alles in allem mindestens zweihundert Mark gekostet! Ich will gar nicht eingeladen werden — krieg ich dadurch mein teures Geld wieder? Außerdem revanchieren sich zum Beispiel Siegels nie — mal is ein Kind krank, mal haben sie kein Mädchen, soviel Ausreden möcht ich auch mal haben! Aber für die nächsten acht Wochen is nu Schluß mit Gesellschaft, das kann ich dir sagen! Nu mach, ich muß morgen früh aufstehen — komm schon, geh schon zu Bett. Ich komm gleich nach. Ich will bloß noch den Artikel lesen. Tritt da nicht rein. Ich bin froh, daß die Ferien kommen — ich kann sie schon alle gar nicht mehr sehn. Na — in Garmisch werden wir ja unsre Ruhe haben. Meyerholds kommen übrigens auch hin. Welschs auch, und der alte Regierer. Vielleicht bringt Lotte Greten mit. So ist man wenigstens nicht verraten und verkauft, da unten. Hanne! Hanne! Es ist wieder kein Papier da . . . ! Jetzt hat die Gesellschaft sogar das ganze Papier aufgebraucht! Na laß man — ich nehm die Zeitung . . . !»

## ALLE WELT SUCHT

An Walt Whitman

Von oben gesehen, sieht das ungefähr so aus:

Alle gehen um einander herum und suchen.

Fressen.

Der Bär tappt nachts durch den Wald und brummt, weil er hungrig ist — er sucht ein Bienenloch oder etwas andres zur Aufplusterung seiner Speckhülle;

der Arbeitslose wickelt mit frostzitternden Händen ein zerfetztes Zeitungspapier auseinander — vielleicht ist ein angebissenes Brot darin?

der Japaner rülpst höflich und nimmt noch ein hochwohlgebornes Schüsselchen Reis — mit den Augen sucht er das minder schöne, weil er wohlgezogen ist;

der Säugling stößt ungeduldig an der Mutter Brust.

Liebe.

Der Bankprokurist schwätzt schon zwei Stunden über Picasso und überhaupt die moderne Kunst — dabei zieht er sie mit den Augen aus;

Feldweibel greifen dem Bauernmädchen unter die Röcke;

ein Herr fragt zwinkernd den Hotelportier, wo man denn hier mal repunsieren könne;

ein Weicher sucht einen Weichen;

die harrende Lehrerin bestellt ihren inzwischen erwachsenen Schüler auf Dienstag abend;

die Tänzerin wirft während des Tanzes merkwürdige Blicke in die Loge, wo die Frau des Warenhausbesitzers geschmückt strahlt;

Hans sucht Grete;

Mätzchen, der Kanarienvogel, hüpfte aufgeregt auf der Stange hin und her und schlägt mit den kleinen Flügeln, er muß mal.

Geld.

Millionen strömen morgens aus den grauen, rußigen Vorortbahnhöfen in die Stadt, ihre Schritte schlurren, eine Wolke von Menschendunst liegt auf ihnen;

Freunde verraten ihre Freunde, während sie suchen;

der Rentier entfaltet die Gewinnliste;

der Bettler sucht einen, der ihm glaubt, daß er blind ist;

Spieler suchen, halbirr, einen Pump unterzubringen;

der Bankier sucht fremdes Geld.



Alle suchen.

Das vom Sessel herunterrutschende Geldstück und das abstürzende  
Flugzeug suchen die Erde — geliebte Schwerkraft!  
ein Mann sucht seinen Hund und der ihn;  
meine Mama sucht ihren Schlüsselkorb;  
Familien suchen eine Wohnung;  
ein Verzweifelter sucht einen Grund, weshalb er auf der Welt ist.

Von oben gesehen, sieht das ungefähr so aus:

Niemand hat das, was er eigentlich braucht.

Alle Welt sucht.

## EIN VORTRAGSBUCH

Vortragbücher rezitierender Virtuosen sind meist ein Scheul und ein Greul. Neckische Humoresken der zierlichen Schießbudenfigur Presber, Kindermünder und Dialektscherze in so falschem Sächsisch, daß Hans Reimann einschreiten müßte, Schauerballaden und Genrestücke — was man am besten deutsch ausspricht — und zum Schluß patriotische Verse, daß man dem Wort Parademarsch rechtens einen Reim anfügen sollte. Also das nicht.

Hingegen hat Ludwig Hardt ein *«Vortragsbuch»* (bei Gebrüder Enoch in Hamburg) zustande gebracht, das im Grunde ganz etwas anderes ist: nämlich ein wahres Schatzkästlein guter deutscher Literatur. Die Tatsache, daß Hardt diese vierhundert Seiten — und noch viele andre dazu — seit Jahren auswendig spricht, braucht für den Käufer nicht maßgebend zu sein: auch wer keinen hat, dem er etwas vorlesen will, findet hier eine wundervolle Anthologie dessen, was uns lieb und wert ist.

Ludwig Hardt, der Hunderttausenden die Kenntnis der schönsten deutschen Sätze vermittelt hat, liebt die Dichtung um der Dichtung willen — nicht, weil manche ihrer Stücke rollende Rrrs bergen, mit denen er etwa protzen wollte. Die Gleichzeitigkeit seiner Mittel ist selten: er ist ernst, hat Würde (ohne Vollbart), ein starkes Gefühl für echte Tragik und Humor. Und so ist auch das Buch.

Da manche Verleger ihre Mitwirkung versagt haben, ist es wohl nicht ganz so vollständig wie seine Programme: aber was da steht, ist doch noch schön genug.

Da finden sich: Jakob Michael Lenz und Matthias Claudius und Johann Peter Hebel und Kleist und Bürger und Mörike und Hebbel und Storm und Liliencron, Frank Wedekind, verblühte Verse von

Rilke und der einzige Kafka. Sowie der fast ganz vergessene große Lyriker Georg Heym, der mit acht Versen alles, was heute mit B anfängt, in die Westentasche steckt, und Wilhelm Busch und Verlaine — und es ist gar nicht so weit von einem zum andern: sie alle sind geeint durch die Zunge Hardts, die sich an ihnen und uns mit ihr delektiert.

Denn das ist das Geheimnis seines Erfolges, den ich ihm noch um vieles größer wünsche: er spricht gern und mit Liebe, was er spricht. Und wir lesens gern.

Er hat die Stücke oft mit Anmerkungen versehen, «Fußnoten» wie er sagt, «Worte zu Füßen der Dichtung», in einem merkwürdig verschnörkelten Stil, aber tiefer Liebe voll zu den Meistern am Wort. So hat er Claudius ganz verstanden, so hat er — nur durch seine Vortragskunst — Uhlands an sich gleichgültige *«Schwäbische Kunde»* lustig verdreht oder den ursprünglichen Sinn oder Unsinn wiederhergestellt, und er begründet das kleine Kunststück recht fein.

Hardts Humor ist niederdeutsch — plattdeutscher Humor ist wohl ein Pleonasmus. Der ist breit und behäbig, bei Hardt nie spießig, nie nach angerauchten Pfeifen und Kneipenluft duftend, aber echt. Und weil er auch im Humor Ehrfurcht hat und grade da — so ist er deutsch, nicht teutsch, deutsch, wie es Rudolf Rittner war.

Vor Franz Kafka verstummt Hardt. Dieser große Prosaiker spricht durch seinen Mund aus dem Grabe — jedes Wort eine Kostbarkeit, schwer, ganz und gar erdenfern, ein Weiser. Die kleine Seite, die Hardt dem Andenken des Toten geweiht hat, ist erschütternd wie die Widmung, die der Dichter dem Sprecher einst in ein Reisewerk vor einer verabredeten Reise schrieb: «Als Vorbereitung zu einer gemeinsamen Italienfahrt.» Das Buch handelte von Sibirien. Aus dieser Reise ist denn auch nichts geworden, wohl aber für Kafka aus einer andern.

Wir haben Ludwig Hardt unsern Dank zu sagen für dieses schöne Buch, das uns an die Stunden erinnert, wo wir ihn gehört haben. Man möchte sich ihn manchmal abends bestellen, so, wie man früher einen Geiger geholt haben mag. Sprich eins. Und weil das nicht möglich ist — aber einmal wars doch möglich, Ludwig Hardt, und Dank für den Abend in Kurland! —, darum soll ihm Christian Lichtenberg seinen Gruß anbieten: «Wer zwey Paar Hosen hat, mache eins zu Geld und schaffe sich dieses Buch an!» Die Aufforderung ist übrigens bisexuell.

## SCHNIPSEL

Ich gehe auf die Reise, alles wird noch einmal durchsucht, geordnet, hin- und hergelegt. Der quadratische Wahnsinn hat mich erfaßt: wozu soll es gut sein, daß auf einmal alle Mappen, Bogen und Brief

mit den Kanten aufeinanderliegen? — es ist wohl so eine Art Versuch, die leblose Materie zu beherrschen. Die Fensterläden werden verschlossen, die letzten Zettel fortgelegt. Auf dem Schreibtisch liegen Schnipsel, kleine Späne von Papier. Das soll der Abschied sein. Da sind sie.

Neulich las ich in einem deutschen Blatt, Herr Soundso (ein deutscher Schauspieler) sei in Paris eine sehr populäre Persönlichkeit. Du lieber Gott . . . ! Vor ein paar Tagen fuhr Dranem, der Operettenkomiker, über die Boulevards, in einem kleinen Automobil. Wenn er abends auf die Bühne kommt, wird es warm im Hause, die Leute setzen sich auf den Sitzen zurecht, stoßen sich an und flüstern: «Dranem —!» An der Madeleine blieb er mit seinem Wagen stecken und schimpfte. Kein Aas kümmerte sich um ihn.

Da wurde ein dicker Curé aus der Bretagne jüngst von einem seiner Beichtkinder vor einem recht zugänglichen Hause mit einer großen Hausnummer betroffen. «Aber Herr Curé», sagte der Gläubige, «Sie gehen in solche Häuser —?» — «Wie können Sie so etwas von mir denken!» erwiderte der fromme Mann. «Ich habe da nur meinen Regenschirm vergessen.»

Manchmal fahren zwei Eisenbahnzüge nebeneinander her, in derselben Richtung. Die Insassen des schnellern Zuges machen dann fröhliche Gesichter, sehen genau forschend hinüber, ein ganz klein wenig mitleidig. Die des langsamen Zuges schauen gleichgültig drein oder gucken gleichgültig fort. Schnellere Züge interessieren nicht sehr.

Früher wurden die Beamten von ihren Herren Eltern sorgsam mit der Hand hergestellt. Vater und Mutter zogen das so gewonnene Kind auf, ließen es ordentlich nichts lernen und brachten es dann in dem Beamtenkörper unter, wo es ein sauberes, wenn auch kärglich gebürstetes Dasein führte. Heute sind die Beamten Maschinenware geworden. Und weil jeder Mensch Beamter ist, auf irgendeine Weise, so sterben sie nicht aus, sondern regieren sich gegenseitig. Man sollte reine Untertanen züchten — bald wird es keine mehr geben.

Es gibt Menschen, die sind so rechthaberisch und haben eine solche Fähigkeit, sich alles, was ihnen begegnet, zu ihren Gunsten zurechtzubiegen, daß man versucht ist, sie zu fragen: «Lieber, ist Ihnen noch nie aufgefallen, daß Sie in Ihrem Leben niemals Unrecht hatten, niemals Unrecht —?» Und sie werden hitzig antworten: «Was fällt Ihnen ein! Ich habe überhaupt nur Unrecht —!» So dickköpfig sind manche Leute. Man kann sie leicht und sofort erkennen, denn sie gehören alle demselben Volksstamm an. Es sind die andern.

Am 1. August 1925 betrat die etatsmäßige Fee Anastasia den deutschen Schauplatz und bot den Günstlingen des Glücks von ihrem Kräutlein ›Vergiß mein‹ an. «Damit ihr die schreckliche Zeit vergesset, die hinter euch liegt!» sagte sie. Zuerst ging sie zu einem berühmten Filmschauspieler. «Ich mag dich nicht», sagte dieser, Emil geheißen, «ich vergesse sonst, wo ich morgen drehe, ob in Los Angeles, Rom oder Rüdersdorf. Hebe dich hinweg von mir!» Da ging die Fee zu einem berühmten Staatsmann, der seine Weisheit auf Bierflaschen zu ziehen pflegte. «Damit du die Schrecken der letzten Jahre vergessest!» sagte sie und bot das Kräutlein dar. «Menschenskind!» sagte Gustav, «ich habe sie ja schon alle vergessen!» Traurig ging die Fee zu einem Feldmarschall. «Damit du die Schrecken des Krieges vergißt, Exzellenz!» sagte sie. «Ich habe sie nie kennengelernt», sagte der alte Mann. Da fraß die Fee ihr Kräutlein selber und vergaß sich mit einem jungen Maler, einem Italiener, der hübsche Bilder malte, Alessandro hieß und sie prügelte, wenn er sie nicht liebte.

Manche kleinen Mädchen sehen aus wie ›Mammi als Kind‹. Es sind altkluge Fotografiergesichter, die später einmal von den Kindern dieser Kinder in die Hand genommen werden, und das suchende Auge entdeckt in dem kleinen Oval ›schon damals‹ die vertrauten Züge der Mutter. Und dann sagt das Kind verwundert-glücklich: «Das ist Mammi als Kind.»

Dies ist, glaube ich, die Fundamentalregel alles Seins: ›Das Leben ist gar nicht so. Es ist ganz anders.‹

Das sind die Schnipsel. Aber nun klopft der Diener an die Tür und meldet: «Herr Regierungsrat! Der Wagen!» Ich lasse den Butler bitten, die Wirtschafterin erscheint, der Silberdiener . . . Im Sommer ist nur das kleine Personal bei mir. Ich gebe Weisung, Aljoscha, die Hündin, sorgsamst zu pflegen, Piperkarka, den Papagei, zu füttern, Semmel, die rote Katze, gut zu betten und auch hier und da einmal bei der gnädigen Frau nach dem Rechten zu sehen. Die gnädige Frau heißt Alice und daher Yane — sie darf nicht mit und liegt oben und heult. Ihr Weinen bricht mir das Herz, die Hündin kläfft, der Papagei schnattert, die Katze miaut, das Personal murmelt fromme Segenswünsche. Vornehm den Hut lüftend, trete ich ins Freie. Und sage noch beim Herausgehen, den Kopf leicht nach hinten gewandt: «Fegen Sie die Schnipsel heraus —!»

## FRANZÖSISCHER WITZ

Der Sommer hat auf die französischen Bahnhofskioske einen Hagel von Anekdotenbüchern herunterprasseln lassen: Neuauflagen, Neuerscheinungen . . . Als da sind: *«T.S.V.P.»* von Bienstock und Curnonsky (Crès, 21 rue Hautefeuille, Paris). Von denselben Autoren im selben Verlag *«Le Wagon des Fumeurs»*. — *«Joyeuses Anecdotes»* von Max Frantel (Éditions Montaigne, Impasse de Conti 2, Paris VI). *«Histoires Marseillaises»* gesammelt von Edouard Ramond (Les Éditions de France, 20 Avenue Rapp, Paris). Im selben Verlag *«Histoires Gasconnes»* gesammelt von Edouard Dulac. — *«Histoires de Vacances»* gesammelt von Léon Treich (Librairie Gallimard, 3 rue de Grenelle, Paris VI) — uff!

Der Titel des ersten Buches *«T.S.V.P.»* ist gleichlautend mit der Inschrift an manchen Türknöpfen, an denen keine Klinken befestigt sind, und sie heißt ausgeschrieben: *«Tournez, s'il vous plaît!»* Nun, da laßt uns einmal an diesem Knopf drehn.

Der französische Witz und die französischen Witze sind nicht immer gleichbedeutend. Er ist stärker als sie, denn der Witz im Bühnendialog, in der Salonunterhaltung, in dem *«mot»*, das selbst der kleine Mann häufig blitzschnell und mit der äußersten Schlagfertigkeit in den Straßenlärm wirft, dieser Witz wird nicht immer in Witzen aufgefangen.

Daher denn auch die französischen Witzblätter nicht grade zwerchfellerschütternd sind: das Niveau der eingegangenen *«Assiette au Beurre»* ist bisher nie wieder erreicht worden, und man muß sich schon aus einem ganzen Wust von Scherzen die guten herauspicken. Das bezieht sich auf *«Le Rire»*, auf *«Canard Enchaîné»*, auf *«Le Merle Blanc»*, unterschiedlich an Wert, ungleich.

Die vorhin zitierten Sammlungen sind bedeutend besser, besonders *«T.S.V.P.»* und *«Le Wagon des Fumeurs»*. Wie sehn nun die französischen Witze von heute aus?

Zunächst muß man oft genug den Hut abnehmen, weil da so viel alte Bekannte vorüberziehn. Für den noch stattlichen Rest ergibt sich für den fremden Leser das Hemmnis, daß er die sachlichen Voraussetzungen des Witzes nicht in Fleisch und Blut hat. Ein Witz, den man erst erklären muß, ist keiner mehr, und es genügt auch nicht, jene Voraussetzungen zu wissen — man muß sie fühlen.

Das Spezifische des französischen Witzes sind seine Leichtigkeit, seine Delikatesse, seine Eleganz. Da schreibt etwa der zurückgetretene Minister an den Staatssekretär des Post- und Telegrafendienstes eine Stunde nach seinem Sturz: «Sehr verehrter Herr Kollege! Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern . . .» Die Handbewegung, mit der eine Formulierung herausgebracht wird, ist ganz locker. Es



wird von den Schrecknissen des Krieges gesprochen. Darauf sagt ein Diplomat vom Quai d'Orsay: «Der Krieg? Ich kann das nicht so schrecklich finden! Der Tod eines Menschen: das ist eine Katastrophe. Hunderttausend Tote: das ist eine Statistik!» Die Sprache der Diplomaten ist eben die französische, und die Definition des Berufes heißt so: «Ein Diplomat, mein liebes Kind, ist ein Mann, der das Geburtsdatum einer Frau kennt und ihr Alter vergessen hat!» Und so klingt in dieser Sprache vieles leiser und zarter als anderswo. Eine alte Dame empfängt den Besuch eines ihrer Freunde, der die vier Treppen zu ihrer Wohnung mit Mühe und Not heraufklettert. Noch pustend sagt er bei der Begrüßung: «Vier Treppen sind keine Kleinigkeit, gnädige Frau!» — «Lieber Freund», sagt die Dame, «das ist das einzige Mittel, das ich noch habe, um bei den Männern Herzklopfen hervorzurufen!»

Diese Sprache hat die feinsten Zahnräder, mit denen sie alles ergreift, was ihr zu nahe kommt. Albumeintragung von Jean Cocteau: «Italiener und Deutsche lieben es, wenn Musik gemacht wird. Die Franzosen haben nichts dagegen.»

Und selbst der leichte Tadel bekommt eine liebenswürdige Melodie, wenn er so ausgesprochen wird, wie es jener Curé tat, der am Weihbecken seiner Kirche eine bis zur Grenze der Unmöglichkeit dekolletierte Dame antraf. «Wenn Sie nur zwei Finger hineintauchen wollen, gnädige Frau», sagte er, «hätten Sie sich nicht auszuziehen brauchen!»

Selbst, wenn der Witz etwas delikat wird, bleibt er doch in dieser Form erträglich. Der Schaffner zum Reisenden, der aufgeregt auf der kleinen Station herumläuft: «Suchen Sie das Restaurant?» — «Nein, im Gegenteil», sagt der Reisende.

Wie konzis diese Sprache manchmal eine verworrene Situation erhellt, zeige dieses Beispiel: Gespräch durch die Tür. Die Männerstimme: «Ist Herr Paul da?» Die Frauenstimme von drinnen: «Nein, er ist nicht da. Sie können nicht hereinkommen, ich liege im Bett.» Die Männerstimme: «Das schadet doch nichts; machen Sie doch ein bißchen auf.» Die Frauenstimme: «Aber das geht nicht — es ist schon jemand bei mir!»

Es gibt unter diesen französischen Witzen natürlich viele, die überhaupt nicht zu übersetzen sind. So zum Beispiel der Ausspruch jener betagten Frau, der man Vorwürfe wegen der allzu großen Einfachheit ihrer Toilette gemacht hat. «A mon âge on ne s'habille plus, on se couvre.» Oder jener bezaubernd schöne Ausspruch eines marseiller Malers: «Quand on a mangé de l'ail (Knoblauch), il ne faut parler qu'à la troisième personne.»

Ich sprach vorhin von den vielen alten Bekannten, die man in diesen Anekdotensammlungen antrifft: «Der rechte Barbier» von Chamisso, der ja auch bei Hebel dem cholerischen Kunden um ein Barthaar den

Hals abgeschnitten hätte, ist da, und es gibt nicht nur Volkswitze, die durch alle Literaturen wandern, sondern sogar eine scheinbar sprachlich so begrenzte Geschichte, wie die von der telefonierenden Dame, die das Wort Fackel buchstabiert: «F wie Fioline, A wie Ankpir, C wie zum Beispiel . . .» selbst zu dieser Geschichte finden wir die französische Analogie. Es handelt sich um das Hôtel de l'Ourcq. «Was für ein Hotel?» — «L'Ourcq! L'Ourcq!

O comme Auguste

U comme Ugène (Eugen)

R comme Ernest

C comme Serge

et Q comme toi.»

Nun ist ja der französische Witz für die ganze Welt stofflich abgestempelt, und hier muß ich zu meinem großen Bedauern etwas bremsen, denn in dem Augenblick, wo man diese gewagten Scherze übersetzt, vergrößern sie sich meist unerträglich. Eine kleine Geschichte aber habe ich gefunden, die ist auf Deutsch möglich. Frida, geh mal solange raus!

Große Hochzeit in der Madeleine zu Paris. Vor der Kirchentür die übliche Schar der Gaffer: Midinettes, kleine Angestellte, Straßengungen, Neugierige aller Art. Der Hochzeitszug! Er: sehr feierlich, ernst, in bestem, allerbestem, aber schon aller-allerbestem Alter, offenbar sehr reich. Sie . . . allgemeines Ah! Eine entzückende kleine Brünnette, sehr pikant, mit vollen Lippen, temperamentvoll, ein reizendes Kind. Der Zug hält einen Augenblick. Die Herrschaften werden fotografiert. Als sich das Brautpaar wieder in Bewegung setzt, löst sich das Brautbukett und fällt auf den Teppich. Eine kleine Midinette, die das bemerkt hat, stürzt gefällig hinzu, hebt die Blumen auf und übergibt sie der jungen Braut. Dabei kann sie sich nicht verkneifen, ganz schnell und ganz leise zu flüstern: «So viel Klimbim habe ich bei meiner Premiere nicht gemacht . . .» Die beiden sehen sich einen Augenblick an und sind einen Augenblick Kameradinnen. Dann flüstert die Braut zurück: «Ich auch nicht!»

Frida, du kannst wieder reinkommen. Nächstes Mal erzählt der Onkel weiter.

Die französischen Witze haben viel mehr feststehende Figuren als die unseren. Da ist in erster Linie der «cocu».

Das Wort ist nicht zu übersetzen. «Hahnrei» ist ein Wort, für das selbst der alles wissende Doktor Wasserzieher in seinem «Ableitenden Wörterbuch der deutschen Sprache» keine Erklärung gibt und das ein gesunder Mensch wohl nur ausspricht, wenn man ihn fragt, was «cocu» auf deutsch heißt. Und «betrogener Ehemann» ist eine kriechende Schildkröte für einen Schwalbenflug. (Daß das Wort, der Begriff

und die Witzfigur die außerordentlich bürgerlich veranlagte Französin gänzlich verzerrt wiedergeben, sei nur nebenbei erwähnt.)

Da ist ferner der Geistliche, ein unerschöpfliches Thema französischer Witze, und wie jeder weiß, der einmal in katholischen Ländern gelebt hat, ist der Witz, der auf Kosten des Geistlichen gemacht wird, nur ganz selten eine Verhöhnung der Kirche: der Witz bemächtigt sich eben einfach aller zum täglichen Leben gehörenden Personen. Zunächst ist es sehr häufig der Mann der Kirche, der in dem Witz obsiegt, so zum Beispiel in dem gesalzenen Wort des Monseigneur Duchesne über den Tango: «Dieser Tanz ist wirklich sehr reizend anzusehen, mais je me demande, pourquoi elle se danse debout.» Manchmal geht es auch umgekehrt. Der Bischof hat Besuch vom Abt und bittet ihn zum Frühstück. «Nein, danke sehr.» — «Aber ich bitte Sie . . .» — «Monseigneur», sagt der Abt, «erstens habe ich schon zweimal gefrühstückt, und zweitens ist heute Fasttag.» Dann gibt es auch im Französischen jene Scherze, in denen die verschiedenen Konfessionen sich necken. So in der Morgenunterhaltung eines Rabbiners und eines Curés im Schlafwagen. «Ich habe heute nacht», sagt der Curé, «geträumt, ich sei im jüdischen Paradies. Ein Gestank! Und ein Schmutz! Und Lumpen in allen Ecken! Und ein Haufen Leute . . . entsetzlich!» — «Wie sich das trifft», sagt der Rabbiner. «Ich habe heute nacht geträumt, ich sei im christlichen Paradies. Wunderschöne Düfte umflossen mich, überall Blumen, herrliche Bäume — und kein Mensch.»

Auch hat der französische Witz selbstverständlich seine Berufswitze. Unvermeidlich die Ärzte. Der Doktor Z. begegnet auf dem Pont des Arts einem seiner Patienten. Kurzes Gespräch. «Nun, wie gehts . . .?» — «Aber, lieber Freund», sagt der Doktor, «Sie werden einen mächtigen Schnupfen bekommen; knöpfen Sie sich doch Ihren Mantel zu!» — «Da haben Sie eigentlich recht», sagte der andre. «Na und sonst . . . Kennen Sie schon die Geschichte von dem . . .» Sie plaudern noch eine Weile, der Doktor und sein Patient, dann gehn sie auseinander. Nach drei Tagen schickt der Doktor folgende Liquidation:

Eine Konsultation	20 Francs
Der Brückenpatient schickt auch eine:	
Herrn Doktor Z. einen Witz erzählt	20 Francs
Gewartet, bis er ihn verstanden hat	20 Francs
	Summe 40 Francs
Davon gehen ab für die Konsultation	20 Francs
Meine Restforderung an Herrn Doktor Z.	20 Francs

Einen ganz großen Raum in Frankreich nimmt der regionale Witz ein, und da ist es vor allem der Süden, Marseille und die Gascogne, die den Haupttribut bezahlen. Wer Gelegenheit gehabt hat, den für deutsche Ohren schauerlichen «*accent du midi*», den «*assent*», einmal zu hören, der wird verstehn, daß aus dem französischen Sächseln eine Fülle von Komik herauszuholen ist. Kommt dazu, daß die Leute aus dem Süden für kolossale Aufschneider gelten und wohl auch tatsächlich im Überschwang ihres Temperaments ganz heitere Dinge von sich geben — die Kette dieser Geschichten reißt jedenfalls nie ab. Der Lokaltön geht natürlich für uns verloren. «Vorigen Winter», erzählt der Mann aus Marseille, der immer Marius oder Olive heißt, «hat es bei uns geschneit, und da ist mehr als ein Meter Schnee gefallen.» — «Ein Meter breit?» fragt jemand.

«Est-ce que tu vois la mouche au sommet de la Tour d'Eiffel?» fragt ein Gascogner einen Marseiller. «Non! Mais je l'entends!» erwidert der. Es ist viel Bauernschlauheit in diesen Geschichten.

Eine Pflanze, die gar nicht im Französischen gedeihen will, ist der jüdische Witz. Es gibt sie alle, es gibt eine «*Collection d'Histoires Juives*» im Verlag der «*Nouvelle Revue Française*», sie fehlen in kaum einer Sammlung. Aber sie sind nicht nach Vorschrift zubereitet; so etwas wie das Jiddish im Englischen gibt es im Französischen nicht, und der elsässische Akzent, der übrigens in der jungen Generation vielfach schwindet, ist ein kümmerlicher Ersatz.

Aber die Franzosen brauchen keine Anleihen bei Fremden zu machen, sie haben eigne gute Witze genug. Ganz besonders drollig sind die Kindermünder. «Großpapa, kommen die Löwen in den Himmel?» — «Nein, mein Kind.» — «Großpapa, kommen die Curés in den Himmel?» — «Ja, natürlich, mein Kind.» — «Großpapa, wenn nun aber der Löwe einen Curé frißt . . .?»

Die folgende Geschichte hinwiederum muß man ins Berlinische übertragen, um ihre ganze Würze abzuschmecken. Da ist ein junger Rechtsanwalt, der seit vierzehn Tagen in seinem neuen Büro sitzt und auf seinen ersten Klienten wartet. Endlich, endlich klingelt es, das Mädchen öffnet. Der Rechtsanwalt hört eine Männerstimme und sagt zu dem Mädchen, ohne sie anzuhören: «Lassen Sie den Herrn warten!» Denn das ist er sich aus Prestigegründen schuldig. Nach zehn Minuten klingelt er, ergreift das Telefon, läßt den Besucher eintreten und sich in einer dringenden und hochwichtigen Unterhaltung überraschen. Er gestikuliert in den Hörer: «Selbstverständlich, Herr Oberregierungsrat! Das kann ich nicht versprechen, Herr Oberregierungsrat! Ich bin derartig beschäftigt . . . Unter neunhunderttausend Mark kann ich für meinen Klienten nicht abschließen! Gewiß. Also dann auf Wiedersehen, Herr Oberregierungsrat! — Was wünschen Sie?» sagt er dann zu dem Mann. Darauf der Besucher: «Ick komme wejen det Telefong. Det is kaputt.»

Ganz französisch ist auch diese kleine Geschichte, in der die kleine sechsjährige Tochter einer Femme entretenue das Wort «demi-mondaine» aufschnappt und nun ihre Mama fragt: «Mama, wenn ich groß werde, darf ich dann auch demi-mondaine werden?» — «Ja», sagt die Mama, «wenn du artig bist!»

Zahllos sind die Witze über den «Nepp» der Restaurants, allwelches Wort auf französisch «coup de fusil» heißt. In einem sehr eleganten Lokal in Vichy moniert ein Gast die Rechnung. «Sie haben mir da für Keks fünf Francs aufgeschrieben, ich habe aber gar keine gehabt!» — «Verzeihung!» sagt der Ober, «darf ich um die Rechnung bitten? Ich werde das gleich in Ordnung bringen.» Auf der verbesserten Rechnung steht: Keks vier Francs.

Etwas fehlt dem französischen Witz fast völlig. Das ist die exzentrische Überkugelung, wie wir sie in amerikanischen und irischen Witzen antreffen. Findet man in den Anekdotensammlungen dergleichen, so kann man darauf schwören, daß die Geschichte aus dem Englischen übersetzt ist. So diese von dem weltberühmten Zwerg Tom Puce, der eines Tages in London zufällig im selben Hotel abgestiegen war wie der berühmte französische Sänger Lablache, ein Hüne von etwa zwei Meter Höhe. Da war nun eine neugierige londoner Dame, die wollte die kleine Weltattraktion einmal besichtigen, ließ sich im Hotel die Zimmernummer geben, irrte sich in der Tür und stand nun fassungslos vor diesem Gaurisankar. «Ich . . . ich wollte den Zwerg Tom Puce sehen!» — «Der bin ich, gnädige Frau!» — «Sie? Sie sind der Zwerg Tom Puce?» — «Nur im Theater, gnädige Frau; zu Hause mach ich es mir bequem!»

Ein Kind beider Welten, der französischen und der englischen, scheint dieses Zwiegespräch zu sein: Der Kontrolleur: «Sie haben ein Billett dritter Klasse, werthe Dame, und hier ist erste Klasse!» — «Entschuldigen Sie», sagt die Dame, «ich dachte, ich wäre in der zweiten.»

So. Nun sind da noch viele schöne Geschichten, die ich nicht erzählt habe, wegen Unpassendlichkeit derselben. Aber es dürfte nun genug sein. Und wenn ich durch diese Zeilen nur das Repertoire einiger Conférenciers bereichert habe, so fühle ich mich für meine gesamte Arbeit reichlich belohnt.

## DER NEUE MORAND

Über dem neuen Novellenband Paul Morands: «*L'Europe Galante*» (bei Bernard Grasset in Paris) steht der Nebentitel: Chronik des zwanzigsten Jahrhunderts. Chronik des zwanzigsten Jahrhunderts? Cum grano cocaïni.

Der Liebesgott der reichen Leute ist mitunter ein Floh. Er sticht, und



wenn man lange genug zögert, gewährt juckendes Kratzen eine völlige Befriedigung. Nicht zu früh: dann wars keine Sensation. Nicht zu spät: dann brennts nicht mehr. Morand trifft genau den richtigen Zeitpunkt. Er juckt gut.

Von der französischen Leihbibliothek aus stofflichen Gründen verschlungen, ist aus dem Oeuvre des jungen Meisters hauptsächlich zu nennen: *«Ouvert la nuit»*, ein sehr amüsanter Geschichtenkranz; *«Fermé la nuit»*, ein amüsanter; und *«Lewis et Irène»*, eine Finanzgeschichte der Liebe.

Das technische Niveau der romanischen Erzählliteratur liegt höher als das deutsche; gemacht sind diese Geschichten aus dem Handgelenk. Morand flirtet sich durch den Kontinent, wobei «flirten» in der Bedeutung jener englischen Anekdote aufzufassen wäre, wo vom Sergeanten berichtet wird, der 's Mädchen ohne Umstände in die dunkle Ecke drückt und dort gar nicht mehr verhandelt. Das Mädchen: «Oh — Sie Flirt!»

Manche Geschichten spielen in Paris, viele in Rußland, eine besonders unanständige in Lissabon. Was die russischen angeht, so muß ich ja sagen, daß ich sie nicht mehr lesen mag. Diese grelle Bilderbuchbuntheit, dieses dem Westen unverständliche Rußland, vom Emigranten aus gesehen, dieses ratlose Ironisieren einer Welt, die für den Betrachter in Wahrheit außerhalb seiner Geographie liegt — ich mag nicht mehr. Nicht mehr die Bartmänner, die so schön unmotiviert dahereleben, wie wir das gelernt haben; nicht mehr die jüdisch-revolutionären Dichter, das beschneite Moskau und das nicht mehr oder doch schon wieder teilweise verlassene Petersburg, und schon gar nicht mehr die russischen Frauen mit ihren dreißig Epitheta. Rußland? Aber das ist so wenig Rußland wie diese gräßliche *«Cave Caucasienne»* in Paris, wo ein Harpyiengesindel von russischen Oberkellnern und die von elf bis drei Uhr schwermütigen Zigeuner englischen Vergnügungsreisenden und ihren Damen pariser Nachtleben vorgaukeln. Also das nicht. Aber weil Spiegelbilder meist mehr vom Spiegel als vom Gespiegelten aussagen, so ist am besten das eigne Milieu des Autors gelungen.

Morand ist Diplomat. Es sind ihrer mehrere, eine ganze Reihe, die da am Quai d'Orsay zu gleicher Zeit Akten und Bücher schreiben: der klug verspielte Giraudoux, Crémieux — daß noch bis vor kurzem Paul Claudel in Tokio als Gesandter saß, werden Sie wissen. (Bei uns könnte man sich Maximilian Harden, Thomas oder Heinrich Mann als Gesandte vorstellen — im übrigen passen Auswärtiges Amt und Literaten nicht zusammen, was auf beide kein gutes Licht wirft.) Ja, also Morand brilliert, wenn er Autotopographie gibt. Reiche Leute sind ein besonderer Volksstamm, über dessen Sitten und Gebräuche uns fast immer falsch berichtet wird. Die spöttische Kälte, die Sentimentalität mittags um zwölf Uhr in einem vollen Restaurant, die vollendete Routine in einem

ausverkauften Bett, die glatte Selbstverständlichkeit, mit der das Schach der Gesellschaft gespielt wird, die Spielregeln, die immer dieselben bleiben und nur dann nicht gelten, wenn der andre sie anwendet, der Haufe von Klatsch, Beziehungen, Wissen, Ahnen, der nur Vorwand für den Erzählenden ist . . . er hat seine kleine große Welt gut gesehn.

Eine Geschichte spielt an der Ruhr. Franzosen, die am Stadttheater in Halberstadt einen Possen-Marquis zu sehen bekommen, werden entweder lächeln oder böse sein: So etwas gibts in Frankreich nicht! Der Herr Walter v. Ruhm — merkwürdig, wie niemals ein Fremder fremde Namen erfinden kann! — existiert wahrscheinlich nicht, so nicht, nicht ganz so. Auch steht von ihm geschrieben: er habe eine reiche Heirat gemacht, weil er Geld brauchte, ruiniert durch den französischen Ruhr-Einfall. O ahnungsloser Engel du! Solch einen Ruhr-Einfall wünscht sich das Industriepack noch viele Male. Also ganz stimmts nicht. Aber es ist doch lustig zu sehen, wie sich dieser Industriellentypus in den Augen eines Franzosen darstellt, der die Deutschen nicht haßt (man haßt überhaupt keine Völker — sie sind einem unangenehm), wie sich der bewegt, mit dem Hakenkreuz im Manschettenknopf (unwahrscheinlich) und mit der leicht angesoffnen Erotik (wahrscheinlich). Die Geschichte ist ein wenig affenteuerlich, aber hübsch bunt. Die Gestalt der Francine sogar spitzendünn, reizend die kleinen Nebenbemerkungen. Das Heim v. Ruhms. «Picasso, Braque, niemals habe ich etwas von diesen Malern in Paris gehört.» Und: «Frauen sollten ihre Liebesbriefe nicht an das Objekt ihrer Liebe senden, sondern an Freundinnen, vielleicht an Zufallsvertraute; diese Briefe hätten mehr Chance, verstanden zu werden, oder: gelesen zu werden. So empfangе denn, Liebste, diese etwas plötzlichen Geständnisse; sie sind übrigens authentisch.» Es geht dann zwischen dem Hakenkreuzmann und der Francine hin beziehungsweise her — aber nichts weiter. Mit allen Fingerspitzen zugleich ist ein alkoholisierter Abend gefühlt, der Mann ist dabei. (Anmerkung für die *«Deutsche Allgemeine Zeitung»*: Welch eine degenerierte Nation!) Über den dreien schwebt eine Wolke von Spannung, eisgekühltem Alkohol, Kitzel, Zigarettluft und Nachtstunde. «Alles konnte eintreten. Nichts geschah.» Von solchen Stellen wimmelt das Buch.

Wie es ja denn überhaupt mühelos das ist, wozu sich in der deutschen Literatur die Herren Autoren immer erst einen Ruck geben: mon-dän. Selbst Sternheim schreibt, wenn er von Paris spricht, gern mit der frisierten Schnauze, redet spitz und glaubt, alle Welt verachten zu müssen, weil er irgendwelchen kleinen Käse gegessen hat. Und Fritze Unruh? Da lachen ja die Hühner. Wie in dem Dingsda, dem *«Flügel der Nike»*, Paris geschildert wird, das ist kaum zu glauben. Was mir da an Lakaien, Gobelins, feingeschliffenen Kristallen, edler Literatur, Grafen und Gräfinnen unter die Nase gerieben wird — hier! hier! siehst

dus? merkst dus? —, und wie dann nebenbei auch nicht ein Komma mit der Wirklichkeit übereinstimmt . . . das wird nur übertroffen von der Schilderung eines Diners beim deutschen Botschafter, einem Meisterstück ungewollten Humors. Wäre das pazifistische Wirken Unruhs nicht anständig und im Ausland nützlich gewesen: man wär versucht, ihn herzlich dumm zu nennen. «Neben meiner Tasse liegt ein langes Weißbrot . . . » «Warum», fragt Jacques und hilft es mir zerschneiden, «sprechen Ihre Landsleute so schlecht über Sie?» — «Wo?» stotterte ich, von dieser unmittelbaren Frage getroffen. — «Hier in Paris! Fast jeder Schriftsteller, der mich besucht, hat eine schlechte Meinung von Ihnen!»» Weil, Jacques, er kein Deutsch kann, kein Snob, sondern ein taktloser Schnopp ist, und weil bis auf die Seitenzahlen keine wahre Angabe in dem Buche zu finden ist. Sie halten es doch für Deutsch? In einer alten berliner Faschingszeitung war einmal vor Jahren das Verfahren der Schundromane parodiert, die statt der Zwischenbemerkung «sagte er» die Tätigkeit des Redenden setzten. Davon verspricht sich Unruh eine ganz besondere stilistische Feinheit. ««O Gott!» legt Victor die Stirn auf die Faust.» — ««Nein, nein!» rückt sich der Diplomat die Krawatte.» Und, am treffendsten: ««Vraiment», muß er mehrfach aufstoßen, «exzellent, was?»» Da kann man nichts tun, als heftig «Vraiment!» sagen. Übrigens können diese Weltreisenden nur zu Hause mit den ausländischen Verwandten protzen, die draußen gar nichts von ihnen wissen wollen. «Das Paris Herrn v. Unruhs» — schreibt Geneviève Bianquis in der Revue «*Les Langues Modernes*» — «besteht aus mehr oder minder beschäftigungslosen jungen Leuten, die sich hauptsächlich damit beschäftigen, Champagner zu trinken und durch die Nachtlokale zu ziehen.» Und eine deutsche Kollegin dieser Französin schreibt mir: «Ach, warum hat er nicht den Mut, so trivial zu sein, wie er wirklich ist —!»» Weil das gebildete Bürgertum seiner Zeitung weltmännische Marke haben will, Fräulein. Die pariser Zeitschrift «*Vient de paraître*» hat neulich eine ganze Reihe dieser Herren erheblich abgeführt. Eine Figur «Gavroche» zu nennen, stand da ungefähr, «mon petit chou» zu schreiben, genügt noch nicht, um als ein alter Bewohner von Montmartre zu gelten. Laßt das, junge Herren! Davon versteht ihr nichts und könnt ihr uns nichts erzählen. Erzählt uns von Berlin, von Deutschland, das ist eure Domäne. Unruh wurde in dem Blatt einfach ausgelacht. Aber, wenn man sonst nichts kann, was macht man da? Sich wichtig.

Entschuldigen Sie, Herr Morand, daß ich Sie habe warten lassen. Ja, am hübschsten ist die Confiserie in diesem Laden. «Rien ne l'atteint, mais tout le touche» — das ist wirklich ein Damenideal. Und die kleinen bösen Blinzler auf die Französinen . . . Bei einer zärtlichen Schlacht: «Elle ne s'écriait pas: «Qu'est-ce que je tiens!» comme les Françaises qui affectent de céder en délirant sous l'excès de la boisson et avec un oeil prudent.» Das schmeckt lecker.

Und fast jede Geschichte hat eine Spitze und tausend kleine Dächer, manche ist gruselig wie ein Buch aus der Frankfurter Societätsdruckerei, und auch hier fällt mir auf, wie einfach das Leben zu sein scheint. Man möchts fast nicht glauben. Da lernt einer Chauffeur, der es vorher nie gewesen, und das klappt! und er kennt alle Wege! und während das Patrons-Ehepaar mit einem andern Ehepaar im dunkeln Wald eine Quatuorle bildet — Annonce: Die Freuden des Landlebens —, sitzt der Chauffeur, ein rumänischer Student, am Steuer und lernt beim Schein seiner elektrischen Lampe das Pensum für das morgige Examen beim Professor Basch in der Sorbonne . . . Morand! Nichts verschweigen und nichts hinzusetzen —? Wir wollen Sie lieber unvereidigt lassen.

Nein, dieser Chauffeur ist so wenig ein Chauffeur, wie der Finanzmann Lewis ein Finanzmann war. Das telefoniert, macht ein paar Reisen, gibt ein paar Anweisungen . . . früher fragte man sich immer in den französischen Romanen: Wovon leben die Leute? Heute: Wie arbeiten diese Leute?

Es ist eine amüsante Welt. Manchmal von den Grenzen eines Arrondissements eingeschlossen, manchmal universell weit. Sehr selten spricht nicht der Mann, sondern das Männchen; sehr, sehr selten belauert mich ein rascher Blick, ob ich auch bemerkt habe, wie potent, wie international er ist . . . Ja, ich hab's bemerkt.

Aber die schönste Geschichte heißt: Madame Fredda. Eine ziemlich umfangreiche Dame spricht den jungen Herrn an der Madeleine an, man ißt abends zusammen, und sie entblättert sich als Blumenzüchterin aus Amsterdam, die da in Paris einkaufen will. Sie kauft ihn gleich mit. Sie ist für rasches Wachstum. Sie hat keine Zeit. Das hört, am Tisch, so auf: «Je vous ai abordé, monsieur le Joli, parce que je voudrais connaître l'amour avec un Français. Les Français ont, chez nous, une énorme réputation extraordinaire. Chambre 221. Garçon, payer.» Das sitzt. Vergleichbar mit jenem ausgezeichneten Aktschluß bei Georg Kaiser in *«Nebeneinander»*, jenem Aktschluß, den der Schauspieler Forster noch durch einen guten Zusatz gesteigert hat: «In Geschäften kenne ich keine Gefühle. Lützow 2601.»

Und sehr gut setzt Morand noch einen Schnörkel an den Schluß. Der junge Mann will erst aufbegehren, beleidigt sein . . . «Aber er gehörte zu jener Generation, die vor den Blumen die Waffen sinken läßt, vor den Blumen und vor diesem neuen Europa . . . und die nicht gelernt hat, jemals nein zu sagen.»

Kein Zweifel: der Herr Morand lebt nicht nur in Frankreich, sondern auch im Jahre 1925, was in seinem Lande nicht überall das gleiche ist. Er hat einen gut sitzenden Stil, die Ironie der letzten Monate, den Hut des Jahres und das Tempo seiner Zeit. Manchmal gehts kindlich zu, da wird gespielt: Verwechsel, verwechsel die Geschlechterchen, manchmal laufen die Nuancen wie (mit der Feder) geschmier\* — aber lustig ist's doch.

Hulle, bekommen Sie diese Zeilen zu Gesicht? Dann packen Sie sich das Buch auf den Nachttisch. Und an einem regnerischen Juli-Abend, wenn aus unerklärlichen Gründen niemand weiter da ist, zünden Sie sich eine schwere Zigarette an, legen sich auf die Seite und beginnen, zu blättern. Sie werden die Liebesparoxysmen von vielen Paaren und mehr erleben. Sie werden lächeln. Und weils ja wunderschön ist, am Kamin zu sitzen, wenn draußen der Regen prasselt, werden Sie fühlen: Endlich allein.

## MONOLOG MIT CHÖREN

Ich bin so menschenmüde und wie ohne Haut.

Die andern mag ich nicht — sie tun mir wehe.

Wenn ich nur fremde Menschen sehe,

lauf ich davon — wie sind sie derb und laut!

Ich bin so müde und wie ohne Haut!

(Chor der Arbeitslosen): Das ist ja hervorragend interessant, Herr Tiger!

Ich spinn mich selig in die Schönheit ein.

Schönheit ist Einsamkeit. Ein stiller Morgen

im feuchten Park, allein und ohne Sorgen,

durchs Blattgrün schimmert eine Mauer, grau im Stein.

Ich spinn mich selig in die Schönheit ein . . .

(Chor der Proletariermütter): Wir wüßten nicht, was uns mehr zu Herzen ginge, Herr Tiger!

Ich dichte leis und sachte vor mich hin.

Wie fein analysier ich Seelenfäden,

zart psychologisch schildere ich jeden

und leg in die Nuance letzten Sinn . . .

(Chor der Tuberkulösen): Sie glauben nicht, wie wohl Sie uns damit tun, Herr Tiger!

Ich dichte leis und sachte vor mich hin . . .

(Alle Chöre): Wir haben keine Zeit, Nuancen zu betrachten!

Wir müssen in muffigen Löchern und Gasröhren übernachten!

Wir haben keine Lust, zu warten und immer zu warten!

Unsre Not schafft erst deine Einsamkeit, deine Stille und deinen Garten!

Wir: Arbeitslose, welke Mütter, Tuberkelkranke wollen heraus

aus euerm Dreck in unser neues Haus!

Wir singen auch ein Lied. Das ist nicht fein.

Darauf kommts auch gar nicht an. Und wir stampfen es euch in die Ohren hinein:



Völker, hört die Signale!  
 Auf zum letzten Gefecht!  
 Die Internationale  
 Er kämpft das Menschenrecht —!

## MÄRTYRER

Für den Dr. S. in Paris

In der langen rue de Vaugirard, die so lang ist wie ein Darm, so lang wie die Geduld mancher deutscher Pazifisten mit dem Reichswehrminister, den sie ununterbrochen fragen, wann er denn nun endlich . . ., die Armen, in der rue de Vaugirard, die so lang ist, daß man stundenlang durch sie hindurchspazieren kann, man tut es aber nicht, weil sie häßlich ist, die lange Straße, die, nach Südwesten laufend, vom Jardin du Luxembourg ausgeht, welcher dort den Senat aufgebaut hat, dem gegenüber das altberühmte Restaurant Foyot, das frühere Hôtel de l'Empereur Joseph II., welcher Name aber im Kriege unterdrückt . . . also so lang ist die rue de Vaugirard.

In der langen rue de Vaugirard hätten wir die Nr. 70, die birgt ein katholisches Seminar, eine Kapelle . . . die Straßenfront läuft ja unverändert fort, man sieht an der dunkelgrauen Steinmauer kaum auf, da ist wohl nichts. Doch, da ist etwas.

Ein guter alter Mann, der zunächst von dem Vorrecht aller Concierges Gebrauch macht, nicht da zu sein, kommt über den Hof geschlurcht, ja, ja, er wird uns das alles zeigen, er nuckelt mit dem Kopf, scheppert mit den Schlüsseln, und dann lassen wir die wirklich nicht schöne Kapelle da liegen, wohin sie gehört, nämlich links — er führt uns einen engen Gang zwischen zwei Hausmauern hindurch, und dann steigen wir in die Krypta hinunter.

Die Konstituante der großen französischen Revolution hatte dem Klerus am 12. Juli 1790 eine neue Verfassung aufgebrummt und sie durch Dekrete des Jahres 1791 und 1792 dahingehend verschärft, daß die Priester, die im Amt bleiben wollten, einen Eid auf die neue Verfassung zu leisten hatten, bei Strafe der Deportation. Man trieb die widerständigen Kleriker zusammen, und diejenigen, die den Eid weigerten, wurden in das damalige Carmeliterkloster gesteckt, 70 rue de Vaugirard. Es war das ein Kloster der reformierten Carmeliter, ein altes Ding, mit einer kleinen Kirche, in die man die Gefangenen stopfte. Aus allen Ecken wurden sie zusammengeholt, schließlich kampierten da hundertundsechzig. Dann erleichterte sich ihr Los etwas, sie durften im Klostergarten spaziergehen. Das war Mitte August 1792.

Es ging dem neuen Frankreich nicht gut, damals. Die Preußen hatten Longwy und eine Stadt namens Verdun eingenommen, in Paris waren alle Leute nervös, die sich mit Politik befaßten. (Nicht: ganz Paris brannte in Aufregung. Auch damals haben die Frauen morgens ihre Milch geholt, und so pathetisch und opernhaft ist keine Zeit und keine Stadt auf Monate hinaus, wie sich die Geschichtsschreiber und andre Filmregisseure das oft einbilden.) Danton hatte eine heftige Rede gegen konterrevolutionäre Umtriebe gehalten . . . Es stand nicht gut um die Eingesperreten. Der Carmeliterorden war nicht unbeliebt und wurde auch im allgemeinen in Frieden gelassen — aber diese hatten starr und stark den Eid auf die neue Verfassung verweigert . . . Da war ein gewisser Manuel, der revolutionäre Staatsanwalt, der sich angelegentlichst mit dieser Sache befaßte. Am 1. September war er so weit. Am 2. September waren sie so weit.

Der 2. September war ein Sonntag, und die Gefangenen ahnten, was ihnen bevorstand. Man hatte sie in den Garten getrieben, und um halb vier nachmittags erschien ein Haufe bewaffneter Leute, die anfangen, in die hin- und herlaufenden Gefangenen hineinzuschießen. Als sie bei der Arbeit waren — schon hatten sie den Erzbischof von Arles angeschossen und dann erschlagen —, erschien Manuel am Fenster und gebot aufzuhören. Das Morden stoppte ab. Der Revolutionär ließ die Lebenden in ein Zimmer des Refektoriums treten, setzte sich hinter einen Tisch auf dem Gang und rief sie namentlich auf. Sie kamen, zwei und zwei. «Wollen Sie den Eid auf die Verfassung leisten —?» «Nein.» — «Sie können gehen.» Sie gingen, ins Freie, in den Garten, in den Tod. Rechts und links vor der Tür standen die Soldaten der Revolution und erschossen die Kleriker. Insgesamt hundertundvierzehn.

Als es vorbei war, beerdigte ein beauftragter Unternehmer die Leichen auf zwei Wagen, und weil ihm das zu viel wurde, warf er den Rest in den Klosterbrunnen.

Die Krypta hat elektrisches Licht. Der gute alte Mann erklärt, und ein Geistlicher hat sich angeschlossen, er trägt seinen niedrigen Hut in der Hand und hat ein Käppchen darunter auf den weißen Haaren, seine klugen Augen sehen durch die Brille. Auch er erklärt, wirft ein Wort ein, eine Ergänzung, ein Datum . . .

Die Kirche hat ihren Märtyrern eine Kapelle errichtet. Die Kirche hat die Gebeine aus dem Brunnen geholt, die Schädel, die Beinknochen, die Hölzer, Teller, Scherben; alles, was man damals hineingeworfen hat, ist sauber aufgebaut, in zwei großen Vertiefungen der Kapelle. Der Alte knipst das Licht an — da liegen zu Hunderten die Knochen, darunter eine Inschrift: «Ayant préféré la mort à la violence . . .» Manche Schädel liegen besonders, in zwei Wandschränken, jeder in seinem Kasten, man sieht die Kugelspuren, die Säbelhiebe . . . Die Namen sind in Marmor gegraben.

Im Nebenraum, unter Glas und Rahmen, ein großes Mauerstück mit einem braunen Widerschein: das ist von der alten Kapelle, vor der die Exekution vor sich ging. Das Braune ist Blut. Wir steigen wieder hinauf.

Da ist der Garten. Er ist ein kleines Stück Friede, zwischen Mietshäusern, damals mochte er fünfmal so groß gewesen sein. Da ist die kleine Treppe mit der Tür, aus der sie herauskamen, ein Holzschild hängt da:

Hic ceciderunt.

Hier sind sie gefallen. Da ist der Vorraum mit den alten Fliesen, auf denen der Tisch des Richters stand, hier der Raum, aus dem sie kamen, zwei und zwei, hier die Treppe mit dem Fenster, aus dem Manuel herausrief, sie sollten aufhören . . . Und oben ist noch ein Zimmer, darin feierten die Revolutionäre ihr Werk, die Säbel hatten sie an die Wand gelehnt, das Blut rieselte herunter, sorgfältig ist auch dies unter Glas gesetzt. An der Wand eine dünne Bleistiftspur, von bestrittener Authentizität: Vve. Beauharnais. Ja, das wäre alles.

Im Jahre 1792 hat man sie erschlagen; ob das hat sein müssen oder nicht . . . ? Waren es wirklich Konterrevolutionäre? Waren es Harmlose?

Im Jahre 1867, also fünfundsechzig Jahre später, hat die Kirche noch nichts vergessen und ihnen die Krypta gesetzt. Seit achtundfünfzig Jahren wird sie den Gläubigen, den Indifferenten, den Neugierigen gezeigt. Anschauungsunterricht: Sieh hier die Knochen, die Schädel — niemand, der nicht aufmerkte. Wenn du willst, kannst du die Inschriften lesen . . . Niemand, der sie nicht läse. Dieser Baum stand damals schon, er war Zeuge der Vorgänge, diese Fliesen, jene Tür . . . Ansichtskarten beim Pförtner.

Ganz leise, und daher um so eindringlicher, spricht hier eine Politik. Sie ist das beste Recht der Kirche.

Es sind aber zwölf Millionen gefallen, obgleich sie nicht wußten, wofür sie losmarschierten, zerfetzt, damit sich Herr Generaldirektor Bunkenhausen eine neue Villa bauen konnte, verstümmelt, weil sich Petroleumindustrien nicht einigen mochten, blind geschossen, weil der Massenwahnsinn sie faßte, wohlpräpariert von einer Presse, die schlimmer war als ein Geschäft: ein verkapptes Geschäft; angefeuert von Blasorchestern und Journalisten, die den Charakter nicht aufbrachten, einmal abseits zu stehen und die Vernunft zu bewahren.

Sorgfältig streicht die Kirche Blutspuren auf einer Steinmauer an — sie werden nicht verschwinden. Es kommt nicht auf die historische Wahrheit an, es kommt auf den Geist an, der nicht vergessen kann und nicht vergessen will. Die zwölf Millionen? Hier war die Schlacht bei Verdun, hier verblutete über eine Million Menschen. Da sind auch noch einige Gräber.

Zu Hause errichten die dankbaren Kommunen Denkmäler, auf bei-

den Seiten dankbar, weil auf beiden Seiten die armen Helden Haus und Herd gegen den Angreifer schützten. Aber was da auch an pratschigen Siegesgöttinnen, Poilus und Feldgrauen, segnenden Vaterländern und markig verreckenden Kriegern ausgemeißelt worden ist, modern, schlicht, klassisch, wilhelminisch, bramsig, kunstgewerblich — an keiner Stelle, die ich bisher zu Gesicht bekommen habe, steht:

Nie wieder!

An keiner Stelle auch nur ein Bedauern für die sittliche Minderwertigkeit der Idee, für die jene starben. An keiner Stelle ein Gelöbnis gegen das Morden. «Wir ehren die Toten ohne Politik . . .»

Das ist nicht wahr. Ihr ehrt sie mit einer tosenden Reklame für den Kasernenhofwahnsinn, mit bengalischer Beleuchtung des armen Luters, das nie gewußt hat, warum es so leiden mußte, mit Tam-Tam für das nächste Mal.

Racheschwurhände erheben sich aus deutschem Marmor, Fackeln lodern, steinerne Handgranaten werden abgezogen . . . Hic ceciderunt?

Hätten wir Pazifisten Märtyrer unsrer Sache so aufgebahrt, mit einem so niemals verlöschenden Gedächtnis, mit einer solchen Stärke unnachgiebiger und nie verzeihender Kraft, Grausen aufbewahrend, Mordtaten für die Jahrzehnte stempelnd, sinnliche Eindrücke mit der Moral so geschickt vermischend wie die katholische Kirche, die eine ungeheure sittliche Kraft sein könnte, befolgte sie ihre Evangelien —: es sähe anders um unsre Sache aus.

Was in der rue de Vaugirard steht, ist ein Beispiel.

Was wissen unsre Kinder vom Krieg? Daß man das Schlachtvieh ehrt, in Lesebüchern und Mausoleen, in Bürgermeisterreden und Denkmalseinweihungen. Ihr wollt Pazifisten sein? Ein Bedauern für die Opfer. Einen Fußtritt aber dem Andenken der Generale, Fürsten, Präsidenten, Minister und Journalisten, die das Leben der andern hingaben für die Ehre der Bilanz des Vaterlandes.

## HERR WENDRINER BEERDIGT EINEN

«Gräßlich, so 'n feuchter Regentag! Haben Sie Ihren Schirm? Ich nehm immer 'n Schirm mit. Schrecklich, die arme Frau. Ich hab ihn noch gekannt, wie er in der Alexanderstraße seinen kleinen Laden gehabt hat — ein grundanständiger Mann. Nu — die Frau ist versorgt, der Mann hinterläßt mindestens seine achtmalhunderttausend. Ich weiß nicht: ich hab ihn immer gern gehabt. Noch vor zwei Monaten haben wir über Gruschwitz Textil gesprochen, ich hab ihm den Tip gegeben, da hat er nebbich noch zweitausend dran verdient! Ich kann Weißensee schon nicht mehr sehn. Sehr gut hat der Doktor Schwarz gesprochen, ein ausgezeichnete Redner. Die? Das ist eine angeheiratete

Kusine von seiner Frau, näher kenn ich sie auch nicht. Nu drehn Sie sich doch bloß mal um! Eine Geschmacklosigkeit, so zur Beerdigung zu kommen. Das ist doch hier keine Premiere. Da ham Se recht — eigentlich is es ja doch eine . . . Hier weiter drüben liegt ein alter Onkel von mir, an den muß ich so oft denken, der hat immer gesagt: Ich wünsch dir, daß du nie so von der Börse kommst, wie du hingegangen bist! Recht hat der Mann gehabt. Diese Flaute ist was Fürchterliches. Ja. Haben Sie übrigens gehört, Esmarch und Ehrmann vergrößern ihr Kapital? Sehr gute Leute — können Sie sagen, was Se wolln. Entschuldigen Sie! Jetzt hab ich meinem Vordermann schon zweimal auf die Hacken getreten. Es ist aber auch eine kolossale Beteiligung. Kalt is. Ich wer mir noch wer weiß was holen. Aber ich habs mir nich nehmen lassen, zu kommen. Meine Frau hab ich zu Hause gelassen. Sie regt sich immer so auf. Beerdigungen sind nichts für Frauen. Außerdem hat sie heute Anprobe bei der Schneiderin. Sie waren doch neulich in Chemnitz? Sagen Sie mal, haben Sie da den kleinen Steinitz nicht gesehn? Der hat doch in eine Strumpffabrik reingeheiratet, sehr fixer Junge. Schade — ich hätt gern gewußt, was aus dem geworden ist. Ich arbeite gern mit Sachsen — die Leute gehn mit der Zeit mit. Ssss! Nicht so laut! Ach so, der Alte ist schwerhörig! Soll er nicht auf den Kirchhof gehn — es gehört sich nicht, so laut hier zu reden. Haben wir uns nicht schon mal hier getroffen? Komisch, immer treffen wir uns hier — das ganze Jahr sieht man sich nicht, und dann muß man sich hier treffen. Haben Sie Ihr Auto warten lassen? Ich hab mein Auto warten lassen — man kriegt hier draußen keins. Na, solls schon kosten. Meine Handschuhe sind ein bißchen kaputt — man merchts gar nicht, man trägt sie doch sonst nicht . . . Wissen Sie, ich hab immer zu meiner Frau gesagt: Bei meiner Beerdigung möcht ich am liebsten keine Beteiligung haben. Musik, ein schönes Quartett, und weiter gar nichts. Sie auch? Nein. Und so schnell, nicht wahr? Vorvorige Woche war er noch auf der Börse und hat Witze gemacht. Sie haben sofort einen Spezialisten zugezogen, aber es war nichts mehr zu machen. Vernachlässigt, wahrscheinlich. Man müßt mehr Diät halten. Ich hab ihn immer sehr gern gehabt. Auf mich hat er zählen können. Was ist da vorn? Warum geht das nicht weiter? Was warten die? Ach so, die Träger haben abgesetzt. Na — wissen Sie, von mir aus kanns nu weitergehn. Ich hab schließlich noch was andres zu tun, in der Stadt. Man hat doch seine Zeit nicht gestohlen. Skandal, diese Warterei! Na, endlich . . .! Mein Schwager hat übermorgen Geburtstag, wollen Sie ein Stündchen zu uns kommen? Ganz einfach, zum Butterbrot . . . Schefflers kommen auch. Da können Sie ja gleich mal die Sache wegen der Anilin mit ihm besprechen. Meines Erachtens liegt die Sache wesentlich günstiger, als Sie glauben. Es klärt sich wieder auf. Ich bin doch nicht warm genug angezogen. Wissen Sie, wenn



man das alles hier so sieht, die Steine und die Kränze — ich frag mich so oft: die Aufregungen und die Arbeit und die Kalkulationen — für wen ist das eigentlich alles? Man tuts doch nur für seine Familie. Zum Schluß liegt man hier und ist nicht mehr da. Meinen Zylinder hab ich schon zwölf Jahre. Fahren wir nachher zusammen zurück? Bezahlen Sie doch Ihren Wagen — natürlich kriegt der Mann hier eine neue Fuhre! Wir können uns ja teilen — das ist vorteilhafter. Gehen Sie nachher noch zu der Frau? Ich auch nicht. Da sind wir. Gehen Sie ans Grab? Man muß ans Grab gehn, glaub ich. Ziehn Sie Ihre Handschuhe an — man macht sich die Finger so schmutzig am Sand. Vor uns sind ja noch so viele — wir haben noch Zeit. Neulich, wie der Eisner gestorben ist, wissen Sie, der von Eisner & Eisner, hat seine Nichte drei Tage lang nichts gegessen. Ich finde das übertrieben. Erinnern Sie mich, daß ich Ihnen nachher den Witz mit dem Ochsen im Schaufenster erzähle — großartig. Ach, wissen Sie, wenn ich hier draußen bin und so manchmal dran denke in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann — ich kann manchmal nicht schlafen, ich nehm Brom, nehmen Sie auch Brom? —, dann sage ich mir immer das eine:

Nur lebendig soll man sein!»

## LES ABATTOIRS

Ein grüngrauer, stumpfer Himmel liegt über La Villette, dem Arbeiterviertel im Nordosten der Stadt. Ein Stückchen Kanal durchschneidet quer die Straßen, von hier fahren die Kähne mit dem Fleisch durch rußige Wiesen. Es ist sieben Uhr früh.

Gegenüber dem begitterten Eingang zu den dunkeln Gebäuden des Schlachthofes hocken, sitzen, bummeln vor den Caféhäusern merkwürdige Männer und Frauen. Viele haben blutbespritzte Hosen, blutgetränkte Stiefel, ein grauer Mantel bedeckt das ein wenig. Einer ist nur in Jacke und Hose, unten ist er rot, als habe er in Blut gewatet, auf dem Kopf trägt er eine kleine, runde, rote Mütze — er sieht genau aus wie ein Gehilfe von Samson. Er raucht. Eine Uhr schlägt.

Die Massen strömen durch die große Pforte, hinten sieht man eine Hammelherde durch eine schattige Allee trappeln, mit raschen Schritten rücken die Mörder an. Ich mit.

Über den großen Vorhof, flankiert von Wärter- und Bürohäuschen, an einer Uhssäule vorüber, hinein in die «carrés». Das sind lange Hallen, nach beiden zugigen Seiten hin offen, hoch, mit Stall-Löchern an den Seiten. Hier wird geschlachtet. Als ich in die erste Halle trete, ist alles schon in vollem Gange. Blut rieselt mir entgegen.

Da liegt ein riesiger Ochs, gefesselt an allen vieren, er hat eine schwarze Binde vor den Augen. Der Schlächter holt aus und jagt

ihm einen Dorn in den Kopf. Der Ochse zappelt. Der Dorn wird herausgezogen, ein neuer, längerer wird eingeführt, nun beginnt das Hinterteil des Tieres wild zu schlagen, als wehre es sich gegen diesen letzten, entsetzlichen Schmerz.

Eine Viertelminute später ist die Kehle durchschnitten, das Blut kocht heraus. Man sieht in eine dunkle, rote Höhle, in den Ochsen hinein, aus dem Hohlen kommt das Blut herausgeschossen, es kollert wie ein Strudel, der Kopf des Ochsen sieht von der Seite her zu. Dann wird er gehäutet. Der nächste.

Der nächste hat an der Stalltür angebunden gestanden mit seiner Binde. Die ist ihm jetzt abgenommen, er schnüffelt und wittert, mit geducktem Hals sieht er sich den Vorgänger an, der da hängt, und beriecht eine riesige weiße Sache: einen Magen, der, einer Meeresqualle gleich, vor ihm auf dem Steinboden umherschwimmt.

Auf einem Bock liegen drei Kälbchen mit durchschnittenen Kehlen, noch lange zucken die Körper, werfen sich immer wieder. Rasch fließt das Blut mit Wasser durchmischt in den Rinnsalen ab. Dort hinten schlachten sie die Hammel.

Zu acht und zehn liegen sie auf langen Böcken, auf dem Rücken liegen sie, den Kopf nach unten, die Beine nach oben. Und alle diese vierzig Beine schlagen ununterbrochen die Luft, wie eine einzige Maschine sieht das aus, als arbeiteten diese braunen und grauen Glieder geschäftig an etwas. Sie nähen an ihrem Tod. In der Ecke stehen die nächsten, sie sind schon gebunden, schnell nimmt der Schlächter eins nach dem andern hoch und legt es vor sich auf den Bock. Kein Schrei.

Drüben in der nächsten Halle wird à la juive geschlachtet. Der Mann, der schächtet, ist aus dem Bilderbuch, ein Jude: ein langes, vergrämes Gesicht mit einem Käppchen, in der Hand hat er einen riesigen Stahl, scharf wie ein Rasiermesser. Er probt die Schneide auf dem Nagel, er nimmt irgendeine religiöse Förmlichkeit mit ihr vor, seine Lippen bewegen sich. Die süddeutschen Gassenjungen übersetzten sich dies Gebet so: I schneid di nit, i metz di nit, i will di bloß mal schächte!

Hier wird das Tier nicht vorher getötet und dann zum Ausbluten gebracht, sondern durch einen Schnitt getötet, so daß es sich im Todeskampf ausblutet. Ich bin auf den Schnitt gespannt.

Der Ochse ist an den Vorderbeinen gefesselt, durch den Raum laufen über Rollen die Stricke, und zwei Kerls ziehen langsam an. Der Ochse strauchelt, schlägt mit den Beinen um sich, legt sich. Der Kopf hängt jetzt nach unten, die Gurgel strammt sich nach oben... Der Jude ist langsam nähergekommen, den Stahl in der Hand. Aber wann hat er den Schnitt getan —? Er ist schon wieder zwei Meter fort, und dem Ochsen hängt der Kopf nur noch an einem

fingerbreiten Streifen, das Blut brodelte heraus wie aus einer Wasserleitung. Das Tier bleibt so länger am Leben, unter der Rückenmuskulatur arbeitet es noch lange, fast zwei und eine halbe Minute. Ob es bei diesem System, wie behauptet wird, länger leidet, kann ich nicht beurteilen. Das Blut strömt. Erst dunkelrotes, später scharlachrotes, ein schreiendes Rot bildet seine Seen auf dem glitschigen Boden. Nun ist das Tier still, der Augenausdruck hat sich kaum verändert. Neben ihm hat sich jetzt ein Mann auf den Boden gekniet, der das Fell mit einer Maschine ablöst. Sauber trennt der Apparat die Haut vom Fleisch, die Maschine schreit, es hört sich etwa an, wie wenn ein Metall gesägt wird, es kreischt. Dann wird dem riesigen Leib ein Schlauch ins Fleisch gestoßen, langsam schwillt er an: es wird komprimierte Luft eingepumpt. Das geschieht, wird gesagt, um die Haut leichter zu lösen. Es hat aber den Nachteil, daß diese Luft nicht rein ist, und das Fleisch scheint so schneller dem Verderben ausgesetzt zu sein. Und es hat den Vorteil, daß sich die Ware, da die Luft nicht so schnell entweicht, im Schaufenster besser präsentiert.

Karrees und wieder Karrees — der Auftrieb auf dem benachbarten Viehmarkt, der zweimal wöchentlich stattfindet, ist stark genug: gestern waren es 13 000 Tiere. Paris ist eine große Stadt, und es gibt nur noch kleinere Abattoirs, wie das an der Porte de Vaugirard, und eines nur für Pferde in Aubervilliers. Jetzt ist das Pferdefleisch annähernd so teuer wie das reguläre — der Verbrauch hat wohl etwas nachgelassen. La Villette hat das größte Abattoir — keineswegs das modernste —, mit dem in Nancy und den großen Musterschlachthöfen in Amerika und Deutschland nicht zu vergleichen.

Stallungen und Stallungen. Viele Tiere sind unruhig, viele gleichgültig. An einer Stalltür ist ein Kalb angebunden, das bewegt unablässig die Nüstern, etwas gefällt ihm hier nicht. Zehn Uhr zwanzig, da ist nichts zu machen. Ein Ochse will nicht, er wird furchtbar auf die Beine geschlagen. Sonst geht alles glatt und sauber und sachlich vor sich. An einer Tür stehen zwanzig kurz abgeschnittene Rinderfüße, pars pro toto, eine kleine Herde. Hier liegt ein Schafbock und kaut zufrieden Heu. Es ist ein gewerkschaftlicher Gelber.

Der wird an die Spitze der kleinen Hammelherden gesetzt, die da einpassieren, er führt sie in den Tod; kurz vorher verkrümelt er sich und weiß von nichts mehr, der Anreißer. Er ist ganz zahm und kommt immer wieder zu seinem Futterplatz zurück. Dafür schenkt man ihm das Leben. Das soll in den letzten Jahren schon mal vorgekommen sein.

Hier im großen Stall ist ein Pferch ganz voll von Schafen. Sie werden wohl gleich abgeholt, sie stehen so eng aufeinander, daß sie sich überhaupt nicht bewegen können, und sie stehen ganz still. Sie sehen stumm auf, kein Laut, hundertzwanzig feuchte Augen sehen dich an. Sie warten.

Durch Stallstraßen, an Eisfabriken und Konservenfabriken vorüber, zu den Schweinen. Eine idyllische Hölle, eine höllische Idylle.

In dem riesigen, runden Raum brennen in den einzelnen Kojen, die durch Bretterwände abgeteilt sind, große Strohfeuer. Die Rotunde hat Oberlicht, und die Schlächter, die Männer und Frauen, die die Kadaver sengen, sehen aus wie Angestellte der Firma Hephästos & Co. Die Schweine rummeln in den Kojen, durchsuchen das Stroh — der Schlächter mit einem großen Krockethammer tritt näher, holt, heiliger Hodler! weit aus und schlägt das Tier vor den Kopf. Meist fällt es sofort lautlos um. Zappelt es noch, gibt er einen zweiten Schlag, dann liegt es still. Keine Panik unter den Mitschweinen, kein Laut, kein Schrecken. Draußen, in den Ställen drumherum, schreien sie, wie wenn sie abgestochen werden sollen — hier drinnen kein Laut. Dem toten Schwein werden von Frauen die Borsten ausgerupft, mit denen du dich später rasierst, dann wird es ans Feuer getragen und abgesengt. Die schwarzen Kadaver, auf kleinen Wägelchen hochaufgeschichtet, fahren sie in den Nebensaal, wo man sie weiterverarbeitet. Hier, wie bei den Rindern, stehen Leute mit Gefäßen, die fangen das Blut auf. Das Blut raucht, es ist ganz schaumig, sie rühren ununterbrochen darin, damit es nicht gerinnt.

Die Schlächter stehen sich nicht schlecht: sie verdienen etwa zweihundert Franken die Woche. (Eine Umrechnung ergäbe bei den verschiedenen Lebensbedingungen ein falsches Bild; der Reallohn ist für deutsche Verhältnisse hoch: der französische Arbeiter wohnt schlechter als sein deutscher Genosse, ißt bedeutend besser, kleidet sich fast ebenso gut.)

Da an der Ecke stehen vor großen Trögen Männer und Frauen und kochen die Kalbsköpfe aus. Blutig kommen sie hinein, weiß kommen sie heraus. Auf dem Boden rollen die abgeschnittenen Köpfe mit den noch geöffneten Augen — ein Mann ergreift sie und pumpt sie gleichfalls mit der Luftpumpe auf. Jedesmal bläht sich der Kopf, jedesmal schließt das tote Kalb langsam und wie nun erst verlöschend die Augen . . . dann werden sie gekocht.

Das einseitige Stiergefecht dauert noch an, bis elf wirds so weitergehen. An der Uhr, vorn am Eingang, hängen die Marktnotizen.

Da ist zunächst eine große erzene Tafel, den Toten des Krieges als Erinnerung gewidmet, aufgehängt von den vereinigten Großschlächtereien der Stadt Paris. Namen, eine Jahreszahl . . . Ich studiere die Markttafeln. Und beim Aufsehen bleiben mir Worte haften, ein paar Worte von der Inschrift, die die Gefallenen ehren soll. So:

La Boucherie en gros

1914—1918

Die Parallele ist vollständig.

## DAS SIEBENTE

Mit den Arrondissements in Paris ist das nicht so wie mit der 'Gegend' in Berlin. Wenn einer vor Hunger nicht krauchen kann, so zieht er um des Himmels willen nicht aus der Geisbergstraße hinter den Alexanderplatz, weil 'man in der Gegend doch nicht wohnen kann' — obgleich die Leute hinter dem Alexanderplatz mindestens so viele Vermögen aufzuweisen haben wie der Kurfürstendamm, nur besser fundierte. Mit einem Wort: pariser Arrondissements sind kleine Städte. Le quartier hat sein Kino, sein Theater, seine Stammeinwohnerschaft, seinen Charakter. Es gibt, zum Beispiel, auf dem linken Ufer, um die rue de la Convention, kleine Straßen und Plätze, die so nach Kleinstadt schmecken, nach Weltabgelegenheit, nach stillen Kleinbürgern . . . Wenn aber einer von uns beiden stirbt: ich zieh ins Siebente.

Das Siebente liegt auf dem linken Ufer. Es ist ein großes rechtwinkliges Dreieck, mit der gebogenen Hypotenuse an der Seine, vom Eiffelturm bis zur Gare d'Orléans, und mit den Katheten der Avenue Suffren und einer Linie, die etwa vom Quai Voltaire bis zur Untergrundbahnstation Sèvres—Lecourbe führt. Da ist die Spitze.

Es hat von allem etwas:

Das schöne Champ de Mars, mit den vornehmen Straßen; von den obern Stockwerken aus sieht man über die weiten buschigen Flächen und die hohen Bäume, die bunten Anlagen vor der École Militaire, daran stille Alleen entlang führen, abends klappert der Maschinist in der kleinen Elektrizitätsbude auf dem Turm die ganze Lichtreklame herunter, und die Mieter können stolz sagen: Eignen Eiffelturm im Hause . . . Hier wohnen auch feine Leute, Finanz, Beamte und sogar ein deutscher Legationsrat. Und dann ist da der Dôme des Invalides, der so still und weit auf die Seine hinausguckt, besonders, wenn nicht gerade Ausstellung gespielt wird, und östlich davon eine Menge kleiner Straßen, und die meisten sind still. Das war 'le noble faubourg', und heute liegt da noch ein Stück des Boulevard St.-Germain, in dessen Salons Proust so gut Bescheid wußte und so verdünnt darüber schrieb, und in dem die deutschen Schmöcke gar nicht Bescheid wissen und so verdickt darüber schreiben . . . Eine Fülle von alten Palais liegt in diesem Teil der Stadt, keines hat die Fassade auf die Straße, alle verbergen Fronten, Vornehmheit und Architektur; die lange Straßenmauer schließt die Welt ab, und jene andre beginnt erst hinter dem großen Einfahrtstor.

Gleich hinter der Chambres de Députés fängt die Stille an, und alles, was um die Kirche Ste.-Clotilde herum liegt, hats gut: es ist mitten in der Stadt, und doch gehts da leise zu.

Ein feiner grauer Steinton ist in diesem Arrondissement, alles



ist getönt, zart und doch kräftig. Wenn man schon in der großen Stadt wohnen muß, dann hier.

Du Unbekannte, die du mir einst dein ganzes Vermögen vermachen wirst, weil du dich seit zwölf Jahren allwöchentlich einmal mit der *Weltbühne* zurückgezogen hast, hör mich an. In Paris, wohin meine Sehnsucht mich ruft, kann man keine Wohnungen mieten. Man muß sie kaufen. Laß es so viel sein, daß ich im Sommer in Dänemark leben kann, an den grünen und blauen Seen, wo die Butter und die Damen so frisch sind, daß man nie mehr Margarine essen mag — im Winter will ich eine Stadtwohnung haben. Darin soll dein Name gesegnet werden für und für, denn du wirst eine bessere Wohltäterin sein als Hebbeln seine. Vergiß es nicht: in Paris. Im Siebenten.

## WAS WÄRE, WENN...

W.T.B.

Wilhelm der Zweite ist heute abend 7.15 Uhr in Doorn an den Folgen einer Lungenentzündung gestorben.

### *Demokratischer Leitartikel*

Der ehemalige Kaiser ist gestern in Doorn entschlafen, und wir drücken am Grabe eines Menschen selbstverständlich die anständige Trauer aus, die dem Menschen gebührt. «Et le combat cessa faute de combattants», heißt es in Corneilles *Cid*. Es ist heute nicht der Tag, um zu schildern, was dieser Kaiser hat geben wollen, aber vielleicht nicht hat geben können. Mochte seine Impulsivität auch vieles verursacht haben, was besser unterblieben wäre, so ist doch sein reiner Wille und die Liebe zu seinem Volke...

*«Deutsche Tageszeitung»*, achtundvierzig Stunden später  
Einzelheiten der Überführung stehen noch nicht fest. Doch kann heute schon so viel gesagt werden, daß der Trauerkondukt am Mittwoch, dem 17., abends gegen 9 Uhr, in Berlin ankommen wird, wo die Leiche im Schloß aufgebahrt werden wird. Der Reichspräsident Hindenburg hat Armeetrauer befohlen. Daß die Schulen schließen werden, halten wir für selbstverständlich. Näheres über den Trauerzug, der sich durch die Hauptstraßen Berlins bewegen wird, sowie die Absperrungen geben wir morgen bekannt.

### *Paul Warncke im «Kladderadatsch»*

... Dein harter Lebensfaden liegt zerschnitten.  
Du stiller Dulder hast nun ausgelitten,

Du, der du stets die Völker überragt,  
 Der Zahn der Zeit nur hat dich hohlgenagt.  
 In schwarzen Schleifen Trauerreiser,  
 Dies bringt dein Volk dir! — Deutscher Kaiser!

«Berliner Lokalanzeiger», schwarzer Trauerrand, Schlagzeile

Sämtliche Minister nehmen am Trauerzuge teil!

Wie wir hören, haben sich auch die sozialdemokratischen Minister bereit erklärt, am Trauerzuge teilzunehmen. Nur die Kommunisten haben sich ausgeschlossen. Ihre Verhaftung steht unmittelbar bevor.

Tagesbefehl des «Stahlhelm», Ortsgruppe Belgard in Pommern

Sämtliche Abteilungen stehen morgen früh acht Uhr an der Ecke der Stettiner Straße. Abmarsch zur Trauerfeier auf dem Exerzierplatz 8.05. Kleiner Anzug, große Hose, Stiefel in denselben; Stock, Totschläger, Handgranaten. Keine Waffen mitbringen!

«Vorwärts»

Die Massen Berlins, die gestern so ausgezeichnete Disziplin gehalten haben, konnten ein merkwürdiges Schauspiel beobachten. Während alle andern Regierungsstellen mit feinstem Takt die menschliche Rücksichtnahme mit der Achtung vor der Republik zu vereinigen wußten, hat das Reichswehrministerium, Dienststelle B, auf seinem Gebäude nur die Fahne in den preußischen Landesfarben gehißt. Hat man dort keine schwarzrotgoldenen Fahnen? Wir fragen den Reichswehrminister . . .

«Deutsche Zeitung»

Fortgesetzt laufen noch Beileidskundgebungen aus allen Teilen der Welt ein. Ein besonderes Zeichen für die Beliebtheit, deren sich Kaiser Wilhelm überall zu erfreuen hatte, ist der Gruß, den der Eskimo-Fußballklub «Nanuk» aus Grönland an Seine Exzellenz den Generalfeldmarschall Hindenburg gesandt hat. Wahrlich, das deutsche Volk kann stolz auf seinen Kaiser sein.

«Kreuzzeitung»

Die Nachricht, daß Kaiser Wilhelm hunderttausend Mark testamentarisch den deutschen Kriegskrüppeln vermacht hat, bewahrheitet sich nicht.

Gerichtskorrespondenz

Die Arbeiter Wilhelm Lawrentz, Heinrich Katschke, Fritz Demmert standen gestern wegen Landfriedensbruch, Körperverletzung, Beamtenbeleidigung, Widerstand gegen die Staatsgewalt und Vergehen

gegen die Gesetze zum Schutze der Republik vor der 12. Strafkammer des Landgerichts III. Sie waren beschuldigt, beim Vorbeiziehen des kaiserlichen Trauerkondukts die Hüte nicht abgenommen zu haben. Die unter Eid vernommenen Beamten gaben einstimmig an, von den Angeklagten mit schwerer Artillerie bedroht worden zu sein. Lawrentz wurde zu 8 Jahren, Katschke und Demmert nur zu 6 Jahren Zuchthaus verurteilt.

### *Bildunterschrift*

Der Kronprinz im Trauerzug. Rechts oben: Der Kronprinz bei den Ruderregatten in Grünau.

### *Radio-Dienst*

Die heutige Rundfunkstunde ist dem Andenken des verstorbenen Kaisers gewidmet. 7.15: Zeitangabe, Wirtschaftsnachrichten, Neueste Meldungen. 7.30: Vorspruch. Von Karl Rosner. Gesprochen von der Rundfunkprinzessin. 7.38: Was uns unser Kaiser war. Ansprache von Dr. Carl Diem, Generalsekretär der Hochschule für Leibesübungen. 8.05: Blasorchester . . .

### *Annonce*

Der Kaiser ist tot. Da hat wohl mancher sein Leben an sich vorbeipassieren lassen, angesichts dieser großen und klassischen Tragödie sowie dieses Stücks Geschichte, das er hier mit erleben durfte. Bei aller nationalen Verehrung aber sollte man auch sein leibliches Wohl nicht vergessen. Wenn Sie Hühneraugen haben . . .

### *Vermischtes*

Generaldirektor Dembitzer von der Misti hat Herrn Otto Gebühr für den demnächst fertigzustellenden Kaiser-Film *«Marsch-Marsch, Hurra!»* verpflichtet.

### *Lokales*

Der Rentenempfänger Jakob Krewald hat sich gestern abend mit Leuchtgas vergiftet. Krewald war Schwerkriegsbeschädigter und erhielt 45% Rente. Er hat im Kriege das Augenlicht, die Beine, die Arme und den Unterkiefer verloren. Was den alten Mann in den Tod getrieben hat, ist noch nicht geklärt.

## DIE FÜNF SINNE

Fünf Sinne hat mir Gott, der Herr, verliehen, mit denen ich mich  
zurechtfinden darf hienieden:

Fünf blanke Laternen, die mir den dunkeln Weg beleuchten;

bald leuchtet die eine, bald die andre —

niemals sind alle fünf auf dasselbe Ding gerichtet . . .

Gebt Licht, Laternen —!

Was siehst du, Walt Wrobel —?

Ich sehe die entsetzliche obere Häuserfront der berliner Straßen, unerbittlich, scharf liniiert, schwärzlich kasernenhaft;

ich sehe neben dem unfreundlichen Mann am Schalter die kleine schmutzige Kaffeekanne, aus der er ab und zu einen Zivilschluck genehmigt;

ich sehe das Skelett des Tauchers, ausgestreckt auf dem Meeresgrund, der Taucherhelm ist aufgeplatzt, und durch die Luken des untergegangenen Schiffs fliegt ein Schwarm Fische an die ehemalige Bar, sie rufen: «Sherry-Cobler —!»;

ich sehe den ehrenwerten Herrn Appleton aus Janesville (Wisconsin) auf der Terrasse des Boulevard-Cafés sitzen, lachende Kokotten bewerfen ihn mit Bällchen, er aber steckt seinen hölzernen Unterkiefer hart in die Luft;

ich sehe das blonde Gesicht des jungen Diplomaten, der mit nachlässigem Monokel erzählt: «Seinerzeit, während der sogenannten Revolution . . .»;

ich sehe den kleinen Jungen vor der Obsthandlung stehen und sein Pipichen machen, nachher stippt er den Finger hinein und malt Männerchen aufs Trottoir, das ist nicht hübsch von dem Kind —

Das sieht mein Gesicht.

Was hörst du, Walt Wrobel —?

Ich höre den Küchenchef in der französischen Restaurantküche rufen:

«Ils marchent: deux bifteks aux pommes! Une sole mœunière!»

Und vier Stimmen unter den hohen weißen Mützen antworten:

«Et c'est bon!»;

ich höre einen Ton in meinen Ohren klingen, mitten im Gespräch, wie eine Mahnung, wie eine Erinnerung, wie einen Trost;

ich höre vor den Fenstern des deutschen Stammtischlokals unterirdisch dumpf die Kegelbahnen donnern;

ich höre nachts die Lokomotiven pfeifen, sehnsüchtig schreit die Ferne, und ich drehe mich im Bett herum und denke: «Reisen . . .»;

ich höre, wie über mir die Hausfrau, die Megäre, trampelt, sie macht die Wohnung rein und sich schmutzig, sie führt Krieg mit den Polstern;  
 ich höre, wie in Mitau Claire Waldoff aus dem Grammophon herausknarrte:

Als das Pauline hörte,  
 da rief sie überlaut:  
 «Viktoria! Viktoria!  
 Meine Mutter ist schon Braut —!»

Das hört mein Gehör.

Was schmeckst du, Walt Wrobel —?

Ich schmecke die untere Kruste der Obsttorte, die meine Tante gebacken hat; was die Torte anbetrifft, so hat sie unten ein paar schwarze Plättchen, da ist der Teig angebrannt, das knirscht im Mund wie Sand;  
 ich schmecke den kalten Tabak der Zigarre, die ausgegangen ist, und an der ich herumzutsche, weil ich es nicht weiß — die Zigarre lacht sich einen;  
 ich schmecke den Satz des türkischen Kaffees, die pulverdünn gemahlene Körner bleiben zwischen den Zähnen sitzen;  
 ich schmecke den scharfen Geschmack von Kressenblättern; der preußische Kunstreferent im Ministerium kann das nicht schmecken, denn er hat keinen Geschmack;  
 ich schmecke die rauchige Würze alten Viktoria-Whiskys —  
 Das schmeckt mein Geschmack.

Was riechst du, Walt Wrobel —?

Ich rieche die warme, wassergeschwängerte Luft der öffentlichen Schwimmhallen, untermischt mit der Ausdünstung von nackten Leibern;  
 ich rieche an mir selbst und finde mich durchaus sympathisch riechend;  
 ich rieche die frische Stube im Gebirge, es riecht nach Sonne, Holz und Thymian;  
 ich rieche die kräftige Mannesatmosphäre des Kaufmanns, der es gut meint, mir aber zu nahe auf den Hals rückt;  
 ich rieche den Teer- und Wassergeruch im Hafen von Rostock, das Wasser steht still, und die Luft spricht plattdeutsch;  
 ich rieche den realpolitischen Redner in der Deutschen Demokratischen Gesellschaft, aber ich kann ihn nicht riechen —  
 Das riecht mein Geruch.



Was fühlst du, Walt Wrobel —?

Ich fühle in meinem Nabel eine kleine Wollkugel, die sich da weiß  
und dick aufhält, liebevoll grabe ich sie hervor;  
ich fühle ein neues Gefühl an ungeahnten Orten, wenn mir der witzige  
Nasenarzt mit einer Stricknadel ins Ohr fährt;  
ich fühle im Unterfutter einen Bleistift, den ich lange verloren wähnte,  
ein rundes Geldstück und ein unbekanntes Ding;  
ich fühle den vertrauten Widerstand einer alten, bekannten Klinke;  
ich fühle das harte Messingteil des Strumpfbandes meiner Geliebten  
auf meiner Backe, die ich daran gepreßt habe, als das Band auf  
dem Tisch lag;  
ich fühle die Wollust, aber ich kann sie nicht beschreiben, denn in  
meinem Konversationslexikon steht: <Wollust (siehe Zeugung),  
nicht näher zu beschreibendes Gefühl . . .> —  
Dies fühlt mein Gefühl.

Fünf Sinne hat mir Gott, der Herr, verliehen, mit denen ich mich  
zurechtfinden darf hienieden:

Gesicht, Gehör, Geschmack, Geruch, Gefühl.

Fünf Sinne für die Unermeßlichkeit aller Erscheinungen.

Unvollkommen ist diese Welt, unvollkommen ihre Beleuchtung.

Bei dem einen blakt die eine Laterne, bei dem andern die andere.

Sieht ein Maulwurf? Hört ein Dackel? Schmeckt ein Sachse?

Riecht eine Schlange? Fühlt ein preußischer Richter?

Gebt Licht, Laternen!

Stolpernd sucht mein Fuß den Weg, es blitzen die Laternen.

Mit allen fünf Sinnen nehme ich auf, sie können nichts dafür: meist  
ist es

Schmerz.

## HERR MAURRAS VOR GERICHT

«Pas de cannes!» Die Wachtsoldaten unten, am Eingang des Palais  
de Justice, lassen mich passieren, doch den Stock darf ich nicht mit-  
nehmen. Action Française, ja — aber nicht mit Stöcken. Ob es hier  
eine Garderobe gäbe —? Tödliche Beleidigung. Ein Gerichtssaal ist  
doch kein Museum! Na, ich weiß nicht, mitunter . . . Also wandert  
Stock mit Besitzer zu einer kleinen Kneipe, der Stock wird da in  
Pension gegeben, bekommt den Auftrag, sich recht ruhig zu verhalten,  
sieht mir schmerzlich nach . . . hinein.

Um halb eins wird vor der 10. Kammer Herr Charles Maurras er-

scheinen, der Mitstreiter und Leitartikler der *«Action Française»*, einer ihrer Begründer, Hauptträger, Fahنشwinger. Er hat den französischen Minister des Innern mit dem Tode bedroht. Es ist halb zwölf — warten wir.

«*L'Action Française*» heißt in der Übertragung etwa: Deutscher Wille — hier wie da die Verwendung des geographischen Adjektivs als wertspendendes Beiwort, die tönende Vokabel, die patriotische Kesselpauke. Aber welch ein Unterschied!

Was bei uns, vom Barbiergehilfen Hitler bis hinunter zu den Professoren, Volkstum bumbert, hat mit Geistigkeit kaum etwas zu tun. Mit wenigen Ausnahmen arme Luder, schwach im Geist, voll Angst vor der fixern Konkurrenz der Romanen und Juden, die «landfremden Elemente» tretend und selber als landfremde Elemente frech, anmaßend, kriecherisch und vereinsbrödlerisch, wie es grade trifft. In allen Fällen: unlesbar.

Die *«Action Française»*, als Organ sechsundzwanzig Jahre, als politische Bewegung zwanzig Jahre alt, ist dem Ursprung nach eine durchaus geistige Sache. Vaugois, Pujo, Maurras, der übrigens mit seinem Vatersnamen nicht so heißt, die Klerikalen und die Royalisten, die sich da, zum Teil schon in und während der Dreyfus-Affäre, vereinigten, sind Denker, Philosophen, ernsthafte Menschen, oder waren es doch zum mindesten. Sie bekannten sich von jeher offen gegen die Republik, sind ausgesprochene Legitimisten; mit der Kirche, die sie benutzt, aber nicht voll billigt, innigst verbunden.

Ihr Einfluß darf nicht unterschätzt werden, darf nicht überschätzt werden. Die Camelots du Roy sind heute nicht mehr die Herren der Straße, aber sie sind doch mächtig genug; das Feuer flammt unter der Asche des Kartells weiter, und an Geld mangelt es nicht: in langen Listen quittiert Daudets Blatt den Monseigneurs, Vicomtes, Marquis ansehnliche Beträge. Und es mögen noch ansehnlichere sein, über die es nicht quittiert. Dieser Daudet . . .

Eine seltsame Nummer. Ein dicker, kurzer Mann mit jüdischen Zügen, nach den Zertifikaten der Ärzte erblich belastet, vom Vater Alphonse her, der auf den letzten Fotografien jenen müden, zerbrochenen Ausdruck des Tabetikers zeigt. Der Sohn ein Talent, eine Mordsfresse in seinen Pamphleten, keinen guten Geruch um sich verbreitend. Lebt in und von Affären. Die letzte war der geheimnisvolle Tod seines Sohnes Philippe, dessen Sarg der Alte an alle Straßenecken malte. Liest man ihn, über ihn, von ihm, so wird man ein unbehagliches Gefühl nicht los. Es ist wie die Vorahnung eines Juckens, irgend etwas kriecht über die Haut, reizt die Härchen . . . kein angenehmes Fluidum. Die Zusammenhänge zwischen der Finanzpolitik des Blattes und seinen Überzeugungen sind etwas duster, der ganze Kerl immer in Ekstase, spionewitternd, weltuntergangsprophetisierend, herumspekta-

kelnd. Ist jüngst bei der Wahl zum Senator durchgefallen. Einer seiner Feinde, André Gauché, hat den sehr gefährlichen Versuch unternommen, mit Hilfe der alleinseigmachenden Psychoanalyse den Sohn des kranken Alphonse zu einem Besessenen — *«L'Obsédé»* heißt das Buch — zu stempeln; aus seinen Werken wird Zitat auf Zitat auseinandergehäkelt, durchgeschnüffelt, und seltsamerweise hat Sigmund Freud seinen päpstlichen Segen zu diesem bösen Tun gegeben, das deswegen völlig belanglos bleibt, weil es im Vorurteil unternommen wurde: das gewonnene Resultat sollte erreicht werden, und es wurde erreicht.

Also Daudet riecht nicht gut. Charles Maurras scheint persönlich anständig zu sein.

Ein Fanatiker. Ein Mann, dem alle politischen Morde, beginnend mit Jaurès, angekreidet werden, einer, der alle Überfälle nach rechts hin seinen Gegnern ebenso anrechnet, ein blutiges clearinghouse, die Rechnung wird wohl nie aufgehen. Ein Schriftsteller von Rang. Ein klarer Kopf. Ein überzeugungstreuer Mann. (Daran zweifelt man mitunter: es ist nicht denkbar, daß er sich alle persönlichen Anwürfe glaubt.) Ein Mann der graden Linie. Hat großen Einfluß auf viele junge Leute — nicht auf die französische Jugend überhaupt, aber auf einen nicht unerheblichen Teil. Schreibt, für ein paar hundert Francs im Monat, jeden Tag lange Riemen von Leitartikeln, die nie aufhören, und in denen Deutschland eine große Rolle spielt: die Rolle des Bubus.

Die Anschauung der *«Action Française»* von Deutschland ist kindlich. Sieht man von der Prophezeiung der Präsidentschaft Hindenburgs ab, die das Blatt vor Jahren gegeben hat, so hat man den Eindruck, daß diese Männer ein Deutschland bekämpfen, das es nicht gibt. Nicht einmal das, was sie an sich rechtens gegen die deutschen Nationalisten und Offiziere vorbringen, stimmt. Alles ist romantisch, indianerbunt, merkwürdig primitiv — sie trauen ihrem Gegner zu viel und zu wenig zu. Zu viel: geheime Zusammenkünfte preußischer Offiziere in französischen Provinznestern und in Paris, wo die alten Generalstäbler die kommunistische Revolution säen sollen — zu wenig: sie kennen den neudeutschen, gefühllosen, skrupellosen Typus überhaupt nicht. Der ist kalt — das verstehen sie nicht. Der ist falsch kollektivistisch, hat sein Gewissen in der Garderobe abgegeben und schiebt die Verantwortung auf konstruierte Gebilde wie Staat, Regiment, Ministerium ab, feige und grausam zugleich. Von der wahren Gefahr, die Frankreich von Deutschland droht, ist in der *«Action Française»* nichts zu lesen.

Jetzt hat sich die Vorhalle gefüllt. Etwa zwanzig Mann der Garde Républicaine sind erschienen — aber es war doch verboten, Stöcke mitzunehmen? Immerhin stehen da Leute mit Stöcken, gedrungene Gestalten, auch kleinere darunter. Es sind *«ces messieurs»*, wie sie

genannt werden, die Kriminalbeamten. Der Typus ist unverkennbar, und da stehen sie: etwas Lauerndes, Glitzerndes im Blick, etwas Hartes in der Hosentasche, die rotgestreifte Legitimationskarte und den Dienst am Herzen. Die Tür des Saales ist besetzt.

Ein Murmeln geht durch die Leute: Maurras. Fast alle grüßen. Er grüßt wieder, sehr höflich, und drückt auf eine komisch altmodische Art die Augen ein. Er ist ein kleinerer Mann, schmal, mit graumeliertem Backenbart, stark gelichtetes Haar, hinten eine Glatze. Er sieht aus wie ein Volksschullehrer, der Briefmarken sammelt, hat kleine, fast verkrüppelte Hände, einen kleinen Fuß, ist fast taub und hört nur, wenn sich der Redner ganz in sein Ohr kuschelt. Die Leute sehen ihn bewundernd an. Ein Mann der *«Action Française»*, mit dem ich mich lange unterhalte, sagt voll Ehrfurcht: *«C'est un homme, ça —!»* Das ist das allgemeine Gefühl.

Was hat er getan?

Am 9. Juni 1925 erschien in der *«Action Française»* ein Offener Brief an Herrn Schrameck, den Minister des Innern, und darin stand etwa zu lesen: Sie wissen, daß die Befehle, die aus diesem Hause herausgehen, befolgt werden. Nun wohl: Ich befehle, daß in dem Augenblick, wo Sie unsre Freunde entwaffnen und den Kommunisten die Waffen lassen, gegen Sie Repressalien ergriffen werden, der schärfsten Art! Wörtlich: *«Dieses Mal gebe ich die Weisung aus, den Gegenstoß gegen Sie zu führen. Es ist nur ein Mann vonnöten, der das Herz auf dem rechten Fleck hat — wir haben Tausende zu unsrer Verfügung. Ich gebe die Weisung, Ihr Hundeblut zu vergießen . . .»* Man wundere sich nicht über den Dialekt — in der *«Action Française»* wird statt mit dem Federhalter oft mit der Klosettbürste geschrieben. Daudetns seine ist die größte. (Manchmal malt er sogar lustige Figuren, Bonifacius Kiese-wetter gleich, damit an die Wand. Von einem Gegner: *«Man müßte ihn köpfen, wenn man damit nicht eingestünde, daß er einen Kopf hat.»*) Also gut: Bedrohung mit dem Tode. Vor die Strafkammer.

Truppweise werden wir hereingelassen. *«Ces messieurs»* sind schon drin — eine Kette Uniformierter schließt die hintere Bankreihe ab. Ausverkauft. Der Richter: ein gutmütiger dicker Vorsitzender, als Beisitzer eine nicht sehr gelungene Kopie Napoleons des Dritten sowie ein neutraler Mann. Die Arme sind aufgestützt, der Talar fällt leicht herab, zwei Manschettenpaare sind angewachsen, der dritte Mann trägt Röllchen. Im Saal Journalisten, Fotografen, Zuschauer: sie haben Vorkriegsgesichter — solche Gesichter sieht man bei uns nicht mehr. Bärte wallen, tiefe Ausgeglichenheit in allen Augen, 1912. Der dirigierende Wachtmeister sieht noch aus wie von Thöny, noch nicht wie von Grosz — nur wenn er feixt, wirkt er bitter.

Es beginnt.

Das französische Pressegesetz hat einen bösen Haken: vor der

Strafkammer gibt es in diesem Fall keinen Wahrheitsbeweis. Wohl aber vor den Geschworenen. Und man erlebt nun im Saal ein seltsames juristisches Schauspiel.

Maître de Roux liest mit dem ganzen Pathos eines ersten Heldenpielers aus der Provinz den Artikel noch einmal vor; noch einmal spritzt das Blut des Innenministers, noch einmal rollen die Drohungen. Die Richter hören unbeweglich zu. Dann lehnt der Anwalt den Gerichtshof ab und fordert das Schwurgericht.

Das hört sich sehr pathetisch an: Ich bin ein solcher Verbrecher, daß ich vor ein großes Forum gehöre! Und außerdem kann man da den Wahrheitsbeweis führen — was Wahrheitsbeweis! man kann auspacken, Briefe verlesen, Akten wälzen, Beschuldigungen vorbringen . . . Es wird nichts damit. Das Gericht lehnt den Antrag ab — Maurras hat den Brief nicht nur publiziert, sondern ihn auch dem Minister vorher mit der Post zugeschickt —: das Gericht erklärt sich für zuständig. Man tritt in die Verhandlung ein.

Welch ein Unterschied zu deutschen Strafkammern! Nichts von diesem albernem Getue, das sich bei uns erhebt, wenn ein geistiger Mensch vor Gericht steht. Hier wissen die Richter selbstverständlich, wer Charles Maurras ist. Hier wird nicht gespielt: «Sie sind also Schriftsteller — und da schreiben Sie so Artikel gegen Bezahlung, wie?» Hier zieht nicht dünkelfhafte Ignoranz die Augenbrauen hoch, weil ein nichtbeamteter Bürger an den Maßnahmen eines Ministers Kritik zu üben wagt. Kein Zweifel, daß der Publizist das Recht hat, zu kämpfen — ob er sich strafbar gemacht hat, wird man ja sehen. Nicht diese Eiseskälte, die Ungehörigkeit, die sich als Würde gibt — ich besinne mich noch, wie vor Gericht so ein Stückchen Talar einmal zu George Grosz sagte: «Wenn Sie Kunstmaler sein wollen, dann müssen Sie doch . . .» Also hier geht es in den Formen anständig zu.

Während der Staatsanwalt plädiert, auf sehr strenge Bestrafung plädiert, haben Maurras und Pujo, der ihm nicht von der Seite geht, den Saal verlassen. Maurras hat fast gar nichts gesprochen; er saß erst, mit der Hand am Ohr, da und lauschte seinem Verteidiger, dann sagte er nur ein paar Sätze, ganz leise, fast unverständlich, mit dem ein wenig farblosen Tonfall der Schwerhörigen. Das Publikum paßt auf wie die Schießhunde.

Ein Alter ist da, mit riesig wallendem Haarwuchs und schütterem Bart — der hält in den Pausen eine große Rede zu seinem Nachbar, der geniert lächelnd nickt und den Alten, zu den andern gewendet, dauernd mit den Augen verrät: ich gehöre nicht zu diesem extravaganteren Trottel . . . Hinter mir disputieren zwei junge Leute eifrig über die *«Action Française»*, über Frankreich, über ihre Zeit. Es ist stickheiß. Die Polizisten schwitzen. Kein unhöfliches Wort; sie unter-



halten sich mit dem Publikum, als sie merken, daß die Luft rein ist und es keine Manifestationen geben wird. Eine elegante junge Dame, die mit einem Advokaten hereingekommen ist, hört gepudert und gelangweilt zu, die müden Augendeckel sagen bei dem hallenden Pathos des Anwalts: Das ist hier so — da kann man nichts machen . . . Die weiten Ärmel des Talars flattern da vorn, Finger spreizen sich, übrigens glaubt man das alles nicht oder doch nur halb.

Unter den Journalisten sitzt der, der vorhin am Eingang festgestellt hat, ob durch die Polizei die Öffentlichkeit gehindert würde, in den Saal zu treten. Als man ihm selbst den Eintritt verweigert, sagt er schwer beleidigt: «Nur um zu sehen! Nur um zu sehen! Ich komme schon hinein!» und geht wieder. Er ist ein Anhänger dieser Leute. Zum erstenmal in Frankreich sehe ich das harte, kalte, glatte, seelenlose Gesicht aus dem deutschen Offizierskasino. Es muß in der Familie liegen.

Der Staatsanwalt. Der Verteidiger. Ganz unvermittelt und ohne Kunstpause sagt plötzlich der Vorsitzende: «A demain» — und dann ist es für heute aus, und alle gehen. Ces messieurs bekommen nichts zu tun.

Am nächsten Tag, als das Urteil gesprochen wird, ist Herr Maurras nicht mehr erschienen. Zwei Jahre Gefängnis, tausend Francs Geldstrafe. Es kostet in Frankreich etwas, einen Minister herauszufordern. In Deutschland hätte ers billiger haben können, denn für zwei Jahre Gefängnis und weniger kann man ihn da schon ermorden.

Herr Maurras wird appellieren. Wer weiß, ob und wann er seine Strafe verbüßen wird.

Und mir bleibt eine Erinnerung haften.

Vor mir ging am ersten Tag ein junger Mensch hinaus, er mochte etwa vierundzwanzig Jahre alt sein. Aber er hatte sich — der Würde wegen — einen Vollbart stehen lassen, einen dunkelbraunen Vollbart. Und dieses junge, weiche Gesicht mit dem Bart . . . Man war versucht, auf ihn zuzutreten und an dem Bart einmal zu zupfen, um zu sehen, ob er auch angewachsen wäre. Aber sicherlich war er angewachsen. Der Kerl trug einen echten geklebten Bart.

Und so sieht denn auch der Faschismus in Frankreich aus.

So sähe er aus, wenn nicht neben Verbrechern, Rohlingen, Totschlägern, Rowdys und Léon Daudet das heiße Bemühen in der *«Action Française»* und besonders in Maurras flammte, gegen die Zeit das zu suchen, was sie die Wahrheit nennen. Diese Leute haben einmal isoliert gestanden, völlig allein — so allein, wie Harden dreißig Jahre in Deutschland, mit dem ganzen Mut, mit der Zivilcourage, nein zu sagen, auch gegen die Festdiner. Diese Jugend hat ekelhafte Roheiten begangen, feige Überfälle, ist auf Phrasen heringeplumpst . . . Aber wer ihr zuallerletzt etwas erzählen darf, ist der

«fortschrittliche» Opportunismus, jene Auchsozialisten, jene liberalen Kulturbesitzer, die, zu faul, das Bestehende zu ändern, zu beteiligt an allem, nicht den leisesten Anlaß haben, mit vornehmen Gesten Radikalismus abzulehnen. Organisierter Schmutz ist noch keine Reinheit, historische Ungerechtigkeit keine Ordnung. Das Gewäsch der Scheindemokraten gegen den Faschismus ist Angst. Er verdiente kräftigere Gegner.

## HERR WENDRINER LÄSST SICH DIE HAARE SCHNEIDEN

Für Morus

«Entschuldigen Sie mal — ich war zuerst dran! Allerdings warte ich länger wie Sie, Herr! Allerdings T—! Haare schneiden, hinten recht kurz wie gewöhnlich, was? Und nicht soviel Pomade wie voriges Mal, Sie haben mir das ganze Hutleder verdorben! Warten Sie mal — ich will mir erst'n Krahrn abbinden... So. Ja. Na, was Sie haben — Illustrierte oder irgend ne Zeitung — is egal. Ja — *«Lokalanzeiger»*. Gehm Se her. Nee — hab ich nicht gelesen. Ach, das? Olle Kamellen, stand ja heute schon in der *«B.Z.»*. Nö — find ich gar nicht — mir können die Franzosen nicht imponieren. Falsche Bande. Paris ist nicht zu trauen. Ihre Maschine zieht. Meines Erachtens nach ist der Handelsvertrag gar nicht nötig mit den Leuten — immer rankommen lassen! Die Leute wern schon kommen, wenn sie uns brauchen. Autsch! Schlechtes Bild von Eckener. So sieht er gahnich aus. Nee — ich habn nich gesehn. Kolossale Leistung von dem Mann — darauf können wir direkt stolz sein. Hier vorn auch noch 'n bißchen, was? Der Mann hat was geleistet für das ganze deutsche Volk. Sehn Se sich vor da hinten, da hab ich immer meine Furunkeln. Nee, den Eckener macht uns kein Mensch nach. Passen Sie auf, der wird noch mal nach dem Nordpol fliegen. Kolossaler Rekord. Gestatten Sie die *«Lustigen»*, Herr? Danke sehr. Bitte sehr. Danke sehr. Ach — die Nummer kenn ich. Na, dann wer ich man 'n *«Lokalanzeiger»* weiterlesen. Die *«Lustigen»* sind frei — ja. Das neue Rußland. Denkmalsenthüllung des Arbeiterdenkmals... Faule Bande. Die Leute sind heute an der Macht — jetzt genießen die eben. Natürlich sollte man ein Bündnis mit Rußland schließen — sehn Se mal: wenn England gegen Rußland wegen Indien geht, dann muß Deutschland Rußland helfen. Dann kriegt Frankreich die Platze. Das ist mal klar. Na und hinterher — da wern wir die Brüder schon einseifen. 'n Abend, Herr Welsch! Na, Sie auch hier? Ja, Sie müssen noch warten — hier ist Hochbetrieb. Wozu zwei Handtücher? Ihr habts ja! Ach so, fürn

Hals! Na, Herr Welsch, wie gehts denn? Danke, es geht. Was macht Ihre Frau Mutter? Noch immer krank? Gott, ne alte Frau ... Wir hatten mal ne Großtante bei uns, die lebte bei uns, bis sie starb, die sagte immer, wenn mal Krach war: <Wer weiß, wie lange ihr mich noch habt —!> Na, wir hatten sie ziemlich lange ... Ich sage eben zu Lauch: Wir müßten 'n Bündnis mit Rußland schließen. Meinen Sie nicht auch? Nicht wahr? Selbstverständlich. Ausgeschlossen. Na, ohne alle Frahere. Wieder Lohnerrhöhung? Die Leute sind ja verrückt. Ham Sie ganz recht: man hat leider viel zu wenig an die Wand gestellt. Ich bin gewiß für sozial, ich meine, die Leute müssen ihren Lohn haben, aber sie können uns doch nicht erwürgen. Die Leute richten ja den gesamten Mittelstand zugrunde. Natürlich, die Industrie doch auch! Woher soll denn das alles kommen? Sie, daß mir das nicht auf die Stiebel trippt, Ihre Teerseife! Und nach dem Schampuhn mit was Scharfem. Buff ... Aaah — das tut wohl. Sehn Se mal, hübsches Mädchen, was? Schade, daß das Bild da schon aufhört. Hähähä ... Sie! aber ordentlich nachtrocknen, man holt sich ja den Tod mit dem nassen Kopf. Was? Wie? Direkt vor Ihrem Haus? Ein ganzer Trupp Reichsbanner? Nee — ich habe meinem nicht erlaubt, daß er dabei ist! Hat er nötig, sich auf der Straße rumzuschlagen! Bloß keine Extreme! Überhaupt: Politik gehört nicht auf die Straße. Sehr richtig — und die Jugend nicht in die Politik. Haben wir in unserer Jugend Politik getrieben? Und wir sind auch was Anständiges geworden. Sehr richtig. Was meinen Sie, was die Reklame hier kostet — eine ganze Seite! Mindestens achthundert Mark! Na, natürlich. Die Leute müssen verdienen ... So — jetzt ham Sie mir glücklich die Kappe verrutscht ... nein! noch nicht die Kappe! — ich hab Ihnen doch gesagt, mit was Scharfem! Nicht Ihr Zeug, das stinkt so. Nehm Sie doch von meinem Haarwasser ... schon wieder alle? Herrschaften, ich glaube, ihr trinkt das aus! Kucken Sie mal, Welsch, die Negri ist wieder nach Amerika gefahren. Sehr pikante Person. Nee, leider nicht, kleiner Schäker. Ja, hab ich auch gesehn. Bei Reinhardt. Wunderbare Aufführung. Wissen Sie, die Aufführungen bei Reinhardt sind immer wunderbar. Erstklassige Besetzung hat der Mann. Sicher 'n Geschäft. Haben Sie das auch gelesen? Ich bin dagegen. Wieso? Würden Sie sich mit der Politik das Geschäft verderben lassen? Na also. Politik gehört nicht ins Geschäft. Nein, auf 'n Rennplatz auch nicht. Ich wer Ihnen sagen, wo sie hingehört: Da wo sie hingehört, gehört sie hin! Früher hat sich kein Mensch um den ganzen Klimbim gekümmert, und es ist auch gegangen. Ich geh heut abend noch aus ... Wo ist denn mein Schlips? Wo ist denn mein Schlips? Sie — wenn Sie mir den in Ihre Seifensuppe ... nein, ach, da ist er ja. Na, dann lassen Sie sich man schön machen. Hier, das ist für Sie. Nichts zu danken.

Erhöhung der Eisenpreise? Nee, hab ich noch nicht gehört. Sie, lesen Sie mal da hinten, hier, nein, da, Herrgott, sind Sie ungeschickt! Hier! Lesen Sie mal da den Artikel mit der Amerikanerin, die drei Männer auf einmal gehabt hat... Sehr interessant. Vorhin habe ich eine junge Person gesehen, die hatte den Rock bis dahin hochgeschlagen gehabt; beim Sitzen, wenn ein Windstoß kam, sah man die ganze... Herrgott! Dreiviertelsieben! Ich erzähl Ihnen ein andermal weiter! Ich hab heute abend noch was vor. Auf Wiedersehn, Herr Welsch! 'n Abend! 'n Abend! Das ist ne Tür, Herr! Die ist zum Rausgehn! 'n Abend! 'n Abend!»

## BEI DEN VERRÜCKTEN

Albert Londres ist eine Nummer für sich. Man stelle sich einen Egon Erwin Kisch vor, der nicht aus Prag stammt — das geht nicht —, also man denke sich einen gebildeten Mann, der von einer großen Reporterleidenschaft wirklich besessen durch die Welt getrieben wird. Londres ist ein Reporter und nichts als das: keine langatmigen Untersuchungen, keine exakten Dokumente, sondern: Wo ist etwas los? Ich will dabei sein! Ihr werdet lesen.

Wir haben gelesen. *«Au Bagne»* (das ist ins Deutsche übersetzt) — Londres beschreibt da das französische Sibirien, die Deportationsorte in dem mörderischen Klima Südamerikas. Wir haben *«Dante n'avait rien vu»* gelesen — das ist die Schilderung *«Biribis»*, der französischen Strafbataillone im Norden Afrikas. Beide Male große Aufregung im Lande, großer Bucherfolg beider Bände, für Biribi fand sogar eine offizielle Untersuchung statt, die jetzt mit allgemeinem Freispruch der angeklagten Unteroffiziere und Offiziere vor dem Kriegsgericht in Oran geendet hat. *«La routine, la vraie maîtresse de la France»*, hat Stephan Lauzanne einmal geschrieben. Bagno, Biribi... was nun —?

Auf der ersten Seite des neuen Buches von Londres steht folgendes Gespräch zwischen ihm und einem Kollegen:

«Si j'allais au bagne?» — «Allez.» Huit mois plus tard: «Si je partais pour Biribi?» — «Partez.» Au retour de Biribi: «Si je faisais les fous?» — «Faites.» Er hat die Verrückten bearbeitet, und da ist das Buch:

*«Chez les Fous»* (bei Albin Michel, Paris, 22 rue Huyghens). Eine sehr interessante Sache.

Hier ist nun noch gar nichts von Psychoanalyse, und das Irrenhaus hat für Autor und Publikum Schrecknisse wie die Geisterstunde, huhu, für Kinder. Ein alchimistisches Buch zur Zeit des Chlorgases. Es ist aber gut gesehen, wenn man nichts Wissenschaftliches ver-

langt, und es ist noch besser gemacht, weil es verboten war, es zu tun. Fast überall hat sich Londres in die Irrenhäuser eingeschlichen — man wollte ihn nicht.

Mit gutem Grund.

Die Einzelschilderungen sind sehr instruktiv und, soweit man das bei so einem Thema sagen darf, amüsant. Wie, zum Beispiel, der mittelalterliche Teufel in den Visionen so vieler Geisteskranker von modernen Erfindungen abgelöst ist, Radiowellen, Elektrizität und, sogar, Sowjet; wie richtig geschildert ist, daß die Frauenabteilungen viel, viel schlimmer sind als die Männerabteilungen; wie die Verrückten essen, fressen, brüllen und hungern; wie die Familien auf der sonst immer leeren Straßenbahn, die *«hinaus»* fährt, am Sonntag mit ihren Vorratskörben kommen und das entsetzliche Schauspiel mitansehen; geistesranke Verbrecher und geistesranke Kinder — nie werde ich vergessen, was ich in Herzberge sah: die Altweibergesichter der Säuglinge und jenen totenblassen Jungen, der, als die Besucher zur Tür hereinkamen, eine seltsam verlorene und unbewußte Bewegung nach seinem Hosenschlitz machte —: Londres hat gut und soweit ich das beurteilen kann, richtig fotografiert.

Und er hat nicht nur fotografiert, er hat auch kritisiert. Die Zustände in französischen Irrenhäusern müssen — immer nach diesen Schilderungen — zum großen Teil entsetzlich sein. Paris und einige andre Anstalten nimmt er ausdrücklich aus.

Weil man nie weiß, wer einen mißbräuchlich ausnutzt: das ist Sache der Franzosen. Wir sollten uns um unsern eignen Kram bekümmern. Ich möchte nicht sehen, wie es auf dem Lande, in Pommern, in Bayern, von dem Fridericus Rex in seiner markigen deutschen Art gesagt hat: *«C'est un paradis, habité par des animaux»* — wie es da um die Unterbringung der Geistesschwachen, die kein Geld haben, bestellt ist. Wem die Arbeitshäuser unterstehen, wo Männer und Frauen, wie die Fürsorgeerziehung aussieht, wo Kinder gequält werden . . . Und schließlich haben wir ja unsre Gerichtsärzte. Also wir wollen doch zu Hause ausgehen.

Um auf Londres zurückzukommen:

Er berichtet, daß die Geisteskranken geschlagen und gebunden werden; daß man sie miserabel beköstigt, weil kein Geld für sie da ist; daß die Überwachung minderwertig und die Garantien für die persönliche Freiheit gering sind; und — das Schlimmste —: daß Geheilte und Rekonvaleszenten im Irrenhause bei den Kranken gehalten werden. Die Verantwortung für diese Behauptungen muß ich ihm überlassen, aber sie hören sich scheußlich genug an.

Das ist durchzogen von den buntesten Geschichten: wie die von jenem Verrückten, der Kissen bemalt, und dem ein pariser Warenhaus auf eine Offerte schreibt: *«Wir finden Ihre Preise sehr vernünftig . . .»* —



aber ein fünfzehnjähriges gesundes eingesperrtes Mädchen; ein Irriengesetz von 1838; und, selbstverständlich, die Ärzte.

Da hat Londres mit Recht zugeschlagen, denn kein Priester hat einen solchen Größenwahn sein eigen genannt wie der moderne Arzt, den man zu kritisieren wagt. Man braucht aber kein Fachmann zu sein, um unter ihm zu leiden.

Das Buch ist verdienstvoll, wenn auch nicht sehr tief. Und es wird vielleicht jenen zu denken geben, die so feierlich in der Sorbonne das Andenken des großen Lehrers unsres einzigen Freud gefeiert haben: Charcots.

Europa soll sich nicht dicke tun: das Mittelalter war wie die neue Zeit, nur konsequenter, aber sicherlich mit derselben Verachtung der *tempi passati*.

### EULENBURGIANA

«*Aus dem Leben des Fürsten Eulenburg-Hertefeld*» von Johannes Haller (Gebrüder Paetel Verlag zu Berlin), ein kulturgeschichtliches Werk allerersten Ranges, das Arthur Eloesser in Nummer 49 des XX. Jahrgangs der «*Weltbühne*» gewürdigt hat, liegt seit Tagen auf meinem Tisch. Aus dem Buch kann man fürs ganze Leben lernen.

Da sind zunächst die Herausgeber politischer Memoiren. Es ist sehr lustig, zu sehen, wie jeder der kaiserlichen Helden, bis herunter zu ihm, einen bürgerlichen Trabanten gefunden hat, der vor Eifer platzt, seinen Heros aus dem Malheur herauszuhauen. Der Kronprinz, Hötzen-dorf, Kiderlen-Wächter — jeder hat seinen jungen Mann gefunden, der, bitte sehr, bitte gleich, dem Herrn die arg bespritzten Stiefletten blank wichst. (Nur Ludendorffs Bücher sind derart schlecht gemacht, daß man auf Originalarbeit schließen darf.) Das Komische ist nun, daß den Adjunkten die hohe Ehre bald zu Verstand steigt, und nach sechs Wochen Archivarbeit glauben sie wirklich und aufrichtig den gesamten Kram, den jener ihnen eingeblasen hat. Vor Diensteyer und Aufregung verfallen nun alle in denselben Fehler: sie schimpfen entsetzlich auf die Konkurrenz. So ergibt sich ein freundliches Bild deutscher Politik.

Johannes Haller ist insofern ein anständiger Mann, als er seine Tendenz sogleich offen zugesteht: er will Partei sein und ist es. Dagegen ist nichts zu sagen. Nur, natürlich, niemand ist so fürstlich wie ein Kammerdiener, und ich bin sicher, daß Eulenburg keinesfalls einen Satz geschrieben hätte wie den: «Das Buch schämt man sich eigentlich zu erwähnen, da es seinem Inhalt nach zu der Literatur gehört, die auf Bahnhöfen und üblern Orten ihren Absatz findet.» Nun, nun . . . da geht der Fürst Haller aber scharf ins Zeug; er glaubt gar nicht, wieviel Memoirenliteratur auch heute noch auf den Bahnhöfen ausliegt. Und

man höre nur den gefürsteten Ton des vornehmen Mannes (immer Haller), wenn er von einem bayerischen Hofrat Klug schreibt: «Dieser ehemalige Theaterkassierer hatte sich beim Prinzregenten so unentbehrlich zu machen gewußt . . .» Es kann, zum Glück, nicht jeder Universitätsprofessor sein.

Dieser Eulenburg war, wie schon aus dem ersten, von ihm selbst geschriebenen Buch *«Aus fünfzig Jahren»* hervorgeht, ein feiner und kenntnisreicher Schriftsteller. Ich spreche nicht von seinen dilettantischen Kunstleistungen, die Haller lächerlich überschätzt, die berühmten *«Rosenlieder»* sind eine böse Duftei — aber in dem Augenblick, wo der Diplomat Briefe schreibt oder seine persönlichen Eindrücke notiert, ist er anschaulich, witzig und von der angenehmsten Leichtigkeit. Man nehme dieses kleine Pastell, das wie aus einem Roman von Fontane herausgeschnitten scheint (es handelt sich um eine Freundin seines erbittertsten Feindes, Holstein): «Ich war als Legationssekretär bei einem Diner des Kriegsministers v. Kameke, eines Freundes meiner Eltern, 1887 gebeten, Frau Geheimrat v. Lebbin zu führen. Sie schnitt mich und sagte nur ja und nein, denn ich war ja nur ein Attaché. Gegen Ende des Dinners hatte ihr der andre Nachbar zugeflüstert, ich sei der Freund des Prinzen Wilhelm. «Sie sind der Freund des Prinzen Wilhelm!» rief sie aus, und ihre lange Nase und ihre runden braunen Augen glänzten in Neugier und Liebe. «Weshalb haben Sie mir das nicht gesagt?» Dann ging es los — aber jetzt sagte ich nur ja und nein. Das war meine einzige Begegnung mit Frau v. Lebbin.» Und so hundertmal.

In Eulenburgs Briefen sind die besten Stellen die, wo er jemand bekämpft, eine Meinung durchsetzen will und zu diesem Zweck schildert. Da finden sich Glanzpunkte. Die Sonne über ihnen ist der große Bericht, den Eulenburg, gefragt, wie denn Holstein gewesen sei, im Jahre 1919 für einen Freund niedergeschrieben hat. Das ist ein Meisterstück der Darstellungskunst, ein Porträt bester Schule — da fehlt auch nichts. Und mit welchen Mitteln ist das gearbeitet! Der Feind wird geschildert — aber wie! Man sieht diesen ganzen merkwürdigen Menschen vor sich, schlau, durchtrieben schlau, ein bedeutender Kopf mit einer Welt von grauen Schatten dahinter. Der Schluß des Berichts kommt nahe an die Sätze: «Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.» Sie lauten so:

«Holstein starb im November 1909, und wohl wesentlich in Folge der moralischen Erschütterungen, die er durch die Genehmigung seines 15. Abschiedsgesuches im April 1906 erlitten hatte. Der Unglückliche wurde oft in Nachtstunden einsam in der Wilhelmstraße beobachtet, wenn er zu den Fenstern des Auswärtigen Amtes hinaufspähte. Ein

ergreifender Vorgang, der das völlige Verwachsensein dieses nun hinschwindenden Geistes mit den Räumen darstellt, die er in gesunden Tagen erfüllte.»

Im gleichen Anhang ein rührendes Zeugnis von Menschenliebe des guten Herausgebers. Der empfiehlt seinen Fürsten wie ein Kopfwasser und versieht die Reklame mit Empfehlungen. «4. Ein Zeugnis über den Fürsten Eulenburg.» Darin steht das Beste und Schönste, wo man hat. Seit ich Ihr Kopfwasser benutze, bin ich ein andrer Mensch . . . «gez. Bertha Nitschke, Oberschwester an der Berliner Charité.» Wenn das nicht hilft . . .

Aber das ist ja alles nicht der Kern des Buches. Gleichgültig die Betriebsamkeit des Herausgebers, Nebensache Eulenburgs Stilkunst. Hauptsache: die Schilderung, wie damals Politik gemacht wurde.

Keinem der Beteiligten — weder dem Fürsten noch seinem Haller noch den erwähnten Figuren — kommt auch nur einmal zum Bewußtsein, daß das, was da getrieben wird, ein verbrecherischer Wahnsinn ist. Man denke sich Hunderte und Hunderte von Seiten angefüllt mit dem lächerlichsten Personalklatsch, um den sich kein Mensch jemals kümmern würde, wenn nicht eine Sache dabei auf dem Spiel gestanden hätte: Deutschland. Und seine sechzig Millionen.

In der Mitte, Zapfen und Zentrum: der Kaiser.

Der Mann wird einem mit jedem Buch, das man über ihn liest, unsympathischer. Seine Fahrigkeit, seine Faulheit, sein vollkommener Mangel an Takt und Manieren, sein rüdes Herumfuchteln mit Worten, Briefen, Dekreten und Untergebenen: das macht eine Atmosphäre verständlich, die Eulenburg einmal mit dem Stoßseufzer «Dalldorf!» erledigend gekennzeichnet hat. Aber er sah bis zum Tode die Gründe nicht.

Das ist Politik? Dieser komplette Affentanz umeinander, gegeneinander, ohne einander — das soll Weltpolitik sein? Krisen . . . wenn Eulenburg von Kanzlerkrisen spricht, denkt man an Nervenkrisen einer Romanfrau aus dem Jahre 1900, mit zerkrautschten Taschentüchern und unbeherrschtem Geweine . . . Das ist Politik? Das ist ein frecher Mißbrauch von Staatsgeldern und Menschenkräften.

Es gibt keinen von Sterblichen erschaffenen Organismus, der ohne persönliche Reibungen arbeitete. Die nehmen immer einen Teil der Arbeitskraft weg — sie sind die tote Last im Motor. Aber wenn diese tote Last so groß wird, daß fast die ganze Kraft des Motors draufgeht, nur um sich selbst vom Ort zu bewegen, so kommt eben das heraus, was 1914 herausgekommen ist. Wie konnte das anders sein!

Man sehe sich nur an, womit sich die ganze Gesellschaft — auch der süddeutsch-demokratische Kiderlen übrigens — beschäftigt! Mit einem Ressortstunk, der den Beteiligten kaum noch Zeit läßt, sich in ihrer

Epöche zurechtzufinden. Welche falsch angewandte Arbeitskraft! Welche vertane Schlauheit! Welche verschwendete Intelligenz! Ein Jammer.

Denn es war ja nicht nur dieser lächerliche Provinzschauspieler, der da in der Mitte taumelte, und den man «fassen» mußte, wenn er grade gut sein Wild abgeschossen hatte, der Schießer; Holstein, Bülow, die andern — neben ihrer bodenlosen Feigheit nach oben, befaßten sie sich zu drei Vierteln des Tages mit nichts als mit Ressortkriegen und Personalnachrichten. Das ist Politik? Das mag deutsche Politik sein. Welt-politik ist es nicht.

Und das scheint mir der größte Fehler der sozialdemokratischen Presse zu sein, daß sie verabsäumt hat, nach 1918 ihre Leser als erstes einmal wissen zu lassen, wie eigentlich regiert worden ist. Da hat man wohl die Marginalien des Kaisers herangezogen, die schnoddrig, aber bei weitem nicht das Schlimmste sind, was er von sich gegeben hat — die Hauptsache hat man nicht getan: man hat vergessen, Jahre hindurch dem Arbeiter an Hand von Tatsachen, von Selbstgeständnissen der Verbrecher, von Dokumenten zu erklären, was die herrschende Klasse mit ihm getrieben hat. Er weiß es heute noch nicht.

Woher sollt ers denn wissen? Als im Jahre 1918 versucht wurde, auch nur die Telegramme des Tennisspielers von Verdun aus dem Haupt-Telegrafenamts zu Berlin und ähnliche Korrespondenz aus dem Schloß Bellevue herauszubekommen, verweigerte Ebert seine Unterschrift, und der famose Wolfgang Heine rettete den Staat und verhin-derte es völlig. Den Soldaten, die in die Archive zur Beschlagnahme kamen, wurden von diensttuenden Offizieren «Ausweise» abverlangt, die hatten sie nicht, und brav zogen sie wieder ab. Am nächsten Tag war alles verschwunden. Ich habe neulich einmal deutsche Adlige von der Revolution sprechen hören — das Herz im Leibe zog sich einem zusammen . . . Aber sie hatten recht. Die Niederlage ist verdient.

Von alten Sünden lese ich nichts im «Vorwärts». Und wenn, dann mit der ganzen Ungeschicklichkeit aufgemacht, die hochmütige Dok-trinäre in der Verachtung aufbringen, gute Journalisten zu sein. Und so sieht das Blatt ja auch aus. Wenn aber die Kurden den Franzosen in Syrien eine Niederlage bereiten — kein Parteiblatt, das es nicht breit und dick brächte. Ich wüßte auch nicht, was für den Arbeiter von heute wichtiger wäre. Die Ursachen seines Elends wird er durch diese Ge-nossen niemals kennen lernen.

Die Orden. Holstein an Eulenburg: «Schlagen Sie doch mal S. M. vor, daß er an Robert Koch eine ganz außerordentliche Auszeichnung gibt. Damit wird S. M. viel Beifall ernten und wird dem eitlen Virchow, dem Unterdrücker des wissenschaftlichen Nachwuchses, einen großen Ärger machen.» Viel Vergnügen.

Die Presse. Eulenburg: «Die Rede, die der Kaiser bei dem Abschied der Truppen halten wollte, war mir aus seinen Äußerungen ungefähr bekannt geworden. (Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht!) Da zum Abschied der Truppen einige Reporter aus Berlin eingetroffen sein mußten, ließ ich mir diese durch einige Beamte der Polizei zu einer Besprechung auf die «Hohenzollern» bitten, und zwar so, daß sie grade die Rede des Kaisers verpassen mußten. Ich war sehr höflich mit ihnen . . . S. M. habe mir gesagt, wie er sich ungefähr ausdrücken werde. Ich hielt ihnen darauf die Rede . . . Mir war ein Stein vom Herzen, daß mir die Überlistung dieser übeln kleinen Reporter-gesellschaft geglückt war.»

Hier haben oft harte und scharfe Urteile über die Presse gestanden. Diese Reporter haben aber in Kiel ihre Arbeit getan — im Gegensatz zu Herrn Eulenburg, der die seine hätte tun sollen: den Kaiser von tölpelhaften Sinnlosigkeiten abzuhalten. Seine Rolle scheint mir wesentlich übler. Die Sache ist ihm außerdem auch noch schief gegangen. Die Rede wurde von der Presse veröffentlicht.

Dieser ganze Tratsch hatte keine finanziellen Hintergründe. Keiner dieser Gesandten, Kanzler, Staatssekretäre hätte jemals solche Einladungen angenommen, wie sie heute üblich sind — die Wirtschaft spielte noch nicht die erste Geige, sondern einen meist opponierenden Brummbaß. Die Diplomaten waren unabhängig, frei, pekuniär gesichert — aber besessen von Ehrgeiz, Streben nach Macht . . . und dann diese Resultate. Der Proletarier, der einen Lastwagen umschmeißt, fliegt ins Loch. Der Staatsmann, der ein Volk ins Verderben chauffiert, schreibt Memoiren. Der Lokomotivführer hat die Verantwortung. Der Staatsmann trägt sie. Und dabei halten wir heute noch.

Wenn ich die Wahl hätte zwischen Eulenburg und Ulrich Rauscher: ich wählte Gladstone.

Alle haben das Unheil richtig vorausgesehen und prophezeit; alle haben es gleich gesagt, daß die Nebenmänner schuld seien; alle bürgerlichen Herausgeber pauken den Titelhelden heraus und den politischen Gegner hinein; alle Nebenleute taugten nichts. Hat man die ganze Memoirenliteratur hinter sich, kennt man die Urteile aller Tischgäste, die dem vis-à-vis zugestimmt und ihm das Schlimmste nicht ins Gesicht, sondern in die Kehrseite gemurmelt haben, so kann man wie Hans v. Bülow über die Gesanglehrer sprechen: «Jeder sagt dem andern nur Schlechtes nach. Und sie haben alle recht.»



## CLÉMENT VAUTEL

Fremde machen sich häufig falsche Vorstellungen von Ländern, deren Vertreter sie nur bei sich zu Gesicht bekommen haben. Daher die merkwürdige Tatsache, daß es in allen europäischen Staaten Leute gibt, die einen enormen Auslandskredit haben, in ihrem Vaterlande aber nichts gelten, und es sind gar keine Propheten. Wüßten die Deutschen, wen zum Beispiel die Franzosen von Deutschen kennen und schätzen, sie staunten. Und auch die Deutschen sind leicht geneigt, kleine Kreise und noch kleinere Leute für «Frankreich» zu halten, obgleich sich in Frankreich niemand um die kümmert. Nun kann man immer einen großen Künstler propagieren, auch wenn er unbekannt ist — in der Politik und in der Kulturbeschreibung ists schon gefährlicher. Man muß um die Gewichtsverteilung Bescheid wissen und nicht den Äußerungen von Außenseitern eine Bedeutung beilegen, die ihnen nicht zukommt. Der gebildete André Germain kann in Frankreich schreiben, was er lustig ist — irgendeinen Einfluß hat das überhaupt nicht. Das mag bedauernswert sein, aber es ist so, und man muß es wissen. Wer beeinflusst nun zum Beispiel die große Masse in Frankreich?

Jeden Tag, den Gott scheinen läßt, geht die Sonne in Paris auf, und wenn man sie nicht immer sieht, so liegt das am Wetter. Das «*Journal*» aber sieht man immer, und pünktlich wie das himmlische Gestirn erscheint dort, jeden Tag sichtbar, «*Mon Film*» von Clément Vautel, ein kleiner Artikel auf der ersten Seite, ein Glößchen, eine Handspanne lang. Jeden Morgen.

Dieser Mann ist der lebendig gewordene Durchschnittsfranzose, aus Belgien. Die pariser Butterhändler schreiben keine Feuilletons — schrieben sie aber welche, so schrieben sie genau so: vernünftig, nicht überspannt, klar an Verstand und kurz an Verstand, im Umkreis der heimischen Rindsbrühe richtig tippend, und todsicher falsch, wenn das Ziel ein bißchen weiter entfernt liegt. Das ist Herr Vautel, aus Belgien.

Jahraus, jahrein beschäftigt sich «*Mon Film*» mit dem, was das kleinbürgerliche Herz bewegt: mit der Steuer, mit der Erhöhung der Fahrpreise, mit den vielen Fremden in Paris, mit der Steuer, mit der schlechten Beleuchtung in manchen Straßen, mit dem letzten Mord, mit der Steuer, mit dem Parlament. Und immer gemäßigt, immer hübsch die Mitte haltend, immer das nächste scharf ins Auge fassend, pathetisch und pathoslos, immer sinnfällig und fast immer oberflächlich. Diese Artikelchen sind nicht einmal besonders gut geschrieben, aber sie sind platt, da gibt es keine Rätsel, und was die Sache etwa komplizieren würde, wird ausgelassen. Auf diese Weise kann nichts geschehen. Das ist aber auch nicht nötig.

Denn Clément Vautel spricht täglich zu etwa einer Million Leser. Und um das durchführen zu können, muß man tun, was in jenem

Gleichnis Buddhas von einem Büsser erzählt wird, der einstmal ein Wagner gewesen war und nun einem ehemaligen Kollegen zusah, wie der ein Rad reparierte. «Möchte ers doch soundso machen!» dachte der Büsser mit aller Kraft. Und der Schmied am Rad tat so. Da rief der Büsser frohlockend: «Er hobelt mir recht aus dem Herzen!» Vautel hobelt den Millionen aus dem Herzen.

Um populär zu werden, kann man seine eigene Meinung behalten. Um populär zu bleiben, weniger. Vautel und seine Leser — sie sind ein Herz und eine Seele. Er braucht vielleicht nicht einmal unters Joch zu kriechen: der Mann empfindet so gewinnbringend.

Und peinlich wird die Sache nur, wenn sich der Duval-Koch vermißt, besseren Herrschaften ins Handwerk zu pfuschen. Der Mann hat Nerven wie eine Schildkröte, und wenn er über moderne Kunst schreibt, dann wird einem die Orthographie sauer. Es ist nicht hübsch anzusehen, wie der arrivierte Groß-Schriftsteller jungen Leuten, die noch eine Flamme im Herzen tragen, strafende Klapse austeilt. Aber das tut er wohl nicht nur in seiner Eigenschaft als Zeitungsmann, sondern als Künstler. Denn Clément Vautel schreibt auch Romane.

«*Mon Curé chez les Riches*» steht heute, wenns wahr ist, im 335. Tausend. Es ist aber nicht wahr. Denn die Auflagenziffer auf dem französischen Buchdeckel ist erlaubte Reklame. Wie sieht nun so etwas aus —?

«*Mon Curé*» hat den Krieg als Krankenträger und Sanitäter mitgemacht, nun sitzt er wieder in seinem Dorf und predigt den Armen. Und zwar in einer Sprache, die ein Teil seiner kirchlichen Vorgesetzten ganz und gar nicht billigt: er spricht etwas, das unserm Kommißjargon entspricht, «l'argot des poilus», eine sehr ausgebildete und kräftige Sprache. Schickt sich das für einen Geistlichen? Nichts und niemand kann ihn daran hindern. Beschwerden beim Erzbischof, Probepredigt in der Kathedrale, er darf fortfahren. Und wird von den Neureichen, die das alte Schloß des guten Grafen gekauft haben, herangezogen, um den Millionär in seinem Wahlkampf zu unterstützen, was er nur mit halber Kraft tut; der junge Sohn des alten Grafen entführt die Millionärsfrau, einen ehemaligen Star des Casino de Paris, der gute Curé holt sie beide zurück, der Millionär wird Deputé, überfährt dem guten Curé seinen guten Hund, der beerdigt den treuen Kameraden, feierlich im Garten und fliegt wegen dieses Sakrilegs in ein Kloster. Aus.

Davon ist nicht eine Seite ins Deutsche zu übertragen. Nicht etwa, weil wir kein Schützengrabendeutsch hätten («Meine Herren! Da haben wir vielleicht Fettlebe gemacht —!»), sondern weil die Stabilität des französischen Volkskörpers viel größer ist als die des unseren, weil die Begriffe fester stehen, und was hier im Leben eine Sensation an Kühnheit ist, würde im neuen Deutschland nur ein Achselzucken verursachen. Der Riesenerfolg erklärt sich so:

In diesem Buch wird zunächst auf sämtlichen Drüsen gefingert, die der Mensch hat. Essen, Trinken, Glaubenstreue, Behaglichkeit, Liebe zum Tier, Patriotismus, Kriegserinnerungen, soziale Bewegung, Spott über die Neureichen, erschütternde Schilderung der alten depossidierten Royalisten, kirchliche Gefühle — und eine Erotik, die viel weiter geht als das gleiche Ingredienz im deutschen Familienroman, weil französische Sprache und Überlieferung eine größere Freiheit gestatten.

Und das Buch ist platt und ohne jeden festen Standpunkt: es entspricht also allen Erfordernissen, die zu einem großen Erfolg nötig sind.

Es ist nicht katholisch, und es ist nicht antikatholisch. Es spielt in gerissener Weise einen sentimentalischen Christus gegen den gefrorenen Christus der großen Kathedralen aus, ohne nun etwa wieder ins Urchristentum zu verfallen; die Kirche darf schon Helferin des Kapitals bleiben, aber mit Maß und Ziel, und Wohltun bringt Zinsen; und ein und das andere Mal entwischen dem tüchtigen Autor merkwürdige Selbstbekenntnisse. Von der Predigt des guten, ungehobelten, herzensguten Curé: «Diese flammende und roh zupackende Beredsamkeit ist nicht mehr von unserer Zeit, die die gemächlichen Banalitäten liebt, die vorsichtigen Euphemismen, das Arrangement mit den nun einmal nötigen Heucheleien . . .» Und diese Zeit schafft sich ihre Tagesschriftsteller. Die haben Erfolg, wenn sie Bücher schreiben, die noch im letzten Komma für Frauen geschrieben sind . . . «Mais que voulez-vous? Il faut marcher et même courir avec son temps!» Und nach Rührungs- und Ehebruchsszenen und ernsten soziologischen Diskussionen, die etwa, während draußen die Internationale gesungen wird, so enden: «Verrückte!» spricht der sterbende royalistische Graf; «Dummköpfe!» sagt der republikanisch-liberale Arzt; «Unglückliche!» murmelt der Curé — nach alledem und in alledem das Porträt eines Schriftstellers, den man sich zum Wahlkampf bestellen kann wie eine Droschke:

«Seit dreißig Jahren und mehr schrieb er für sehr wenig Geld in den Zeitungen, die die Religion, die Familie und vor allem das Privateigentum verteidigten. So, wie er da war, mit seinen verbrauchten Zügen, seinen übernachtigen Augen, seinem Gummikragen und seinem traurigen Gesichtsausdruck, war er der Typus des Zeitungsschreibers, der sein ganzes Leben lang gehungert hatte — bei seiner Arbeit für die Reichen.» Das ist eine Figur aus diesem Roman. Und Herr Vautel.

Es gibt auch schon eine Fortsetzung: *«Mon Curé chez les Pauvres»*, und *«Madame ne veut pas d'Enfants»* zielt alle Bahnhöfe.

*«Mon Curé chez les Riches»* ist dramatisiert und wird allabendlich im alten Theater der Sarah Bernhardt gespielt, das an der Place du Châtelet liegt. Und auch hier hat Vautel seinen Erfolg, wie er ihn immer hat, weil er genau ist wie seine Leser und nur gerade um so viel klüger, daß es keinen reizt.

Nicht nur Gerhart Hauptmann repräsentiert die deutsche Literatur,

sondern auch die Herren Herzog und Hoecker. Und nicht nur Marcel Prévost repräsentiert die französische Literatur (Exportbräu), und nicht nur Marcel Proust (nicht versandfähig), sondern vor allem die kleinen Leute wie Vautel.

Wenn die französische Literatur ein Haus ist — Proust wohnt in einem Seitenflügel à part; die Académie in der ersten Etage; Pierre Hamp wäscht in der Küche Geschirr; Valéry Larbaud geht im Vorgarten spazieren; Daudet steckt den Kopf zum Fenster heraus und schreit, daß man glaubt, das ganze Haus gehöre ihm allein; Maurras ist Schornsteinfeger und ruft fortwährend: «Feurio!»; Maurice Rostand wohnt nach hinten, und Paul Morand hat eine sturmfreie Bude —: wenn die französische Literatur ein Haus ist, dann sitzt vorn in der Portierloge ein Mann, mit rundem, glattrasiertem Gesicht und breiten Naslöchern, fast wie ein verkrachter Schauspieler anzusehen. Sie klingeln, Sie wollen eintreten, Sie müssen an ihm vorbei. Es ist Clément Vautel, der Nationalconcierge des französischen Volkes.

## HERR WENDRINER BETRÜGT SEINE FRAU

«Nein, Sie stören gar nicht. Kommen Sie rein — das ganze Personal ist schon weggegangen. Ja, ich hab noch zu tun. Setzen Sie sich solange dahin, nein, nicht auf die Kuverts! Dahin. Ja. Na, was tut sich? Gott, sosolala. Ja, meine Frau ist immer noch in Heringsdorf. Ich habe mich heute mittag verspätet. Welsch war da, wir haben zusammen gegessen, nu muß ich nachholen. Sie sehn nicht gut aus, Regierer — was haben Sie? Ich unterschreibe inzwischen die Post, Sie erlauben doch . . .? Danke. Nein. Vorigen Sonnabend? Ich? Mich haben Sie in der Scala gesehen? Da müssen Sie sich getäuscht haben. Das muß ein Doppelgänger gewesen sein! Ausgeschlossen. Nu, ich sag Ihnen doch . . . Nein! Wann soll das gewesen sein, um zehn in der Pause? Mit ner großen Blondine? Lächerlich. Gott weiß, wen sie da erkannt haben. Sie haben meine Stimme im Gedränge gehört . . .? Was hab ich gesagt? «Ich würde gern mal die Probe machen, liebes Kind»? Das soll ich gewesen sein —? Regierer, ich wer Ihn mal was sagen. Nehm Sie ne Zigarre?

Also hören Sie zu, und machen Sie mir da keine Unannehmlichkeiten. Ich hab Ihnen doch gesagt, daß meine Frau erst in acht Tagen wiederkommt. Hier haben Sie Feuer. Da ist der Aschbecher. Also neulich hatt ich bei Kraft zu tun, er zeigt mir da ein paar neue Muster, ich will meiner Frau was anschaffen, wenn sie zurückkommt, fürn Winter . . . der Mann schwimmt im Geld, das sag ich Ihnen . . . da geht eine fabelhafte Blondine durch. 'n Mannekäng. Ich sage zu Kraft, wer ist das, sage ich. Also er erzählt, das ist ein Frollein . . . Name tut ja nichts zur Sache, eine sehr anständige Person, hat einen Freund, natürlich . . .



aber sonst: nich rühr an. Na, dacht ich . . . Wissen Sie, ich bin sonst gar nicht so — aber in der letzten Zeit, ich weiß nicht, ich fühl mich noch verflucht jung. Jetzt kann ich doch den Brief von Schleusner nicht finden! Also wir reden noch so, Kraft gibt mir sonst immer fünfzehn Prozent, an dem Tag wollt er bloß zehn geben, weiß ich, warum — da wird er ans Telefon gerufen. Er geht raus, und wie ich noch so in den Sachen rumwühl, kommt die Person rein. «Ist Herr Kraft da?» sagt sie. Ich sage: «Nein, aber wenn Sie mit mir vorlieb nehmen wollen?» Na, ich streichel ihrs Händchen, sie sagt: «Mit so alten Seegn will ich überhaupt nichts zu tun haben», so gibt ein Wort das andre — und schließlich hat sie mir dann versprochen, daß sie mit mir zusammen sein will. Na, haben Sie sowas gesehn, der Brief ist weg! Wo ist denn der . . .? Ich hab sie also für Sonnabend bestellt, ausgehen. Sie wollte durchaus in die Scala — ich hab ihr gesagt, das ist doch Wahnsinn, wo mich alle Leute kennen — sie hat gesagt, ach Unsinn, jetzt sind alle Leute weg, ich weiß doch aus dem Geschäft. Da sind wir also zusammen ausgegangen. Ja, also sie ist achtundzwanzig Jahr alt, hat ne Wohnung in der Bayreuther Straße, die bezahlt ihr Freund, der ist Prokurist bei Erdölundfette — übrigens eine sehr gute Sache . . . nicht Reißner, der ist doch nicht szerjeehs . . .! sie verdient sehr schön, vierhundert bei Kraft und manchmal Provision, der Freund gibt ihr auch noch tausend, also sie kommt aus. Die tausend versteuert sie natürlich nicht. Ihre alte Mutter wohnt in Landsberg. Der Brief ist weg — autsch! jetzt hab ich mir die Finger geklemmt . . . Gegessen haben wir in der Rüdesheimer Klause, kennen Se das? Ich kenn das noch von früher, 'n sehr nettes Lokal und gar nicht teuer. Sie wollt erst zu Hessler, ich hab gesagt, mein liebes Kind, das geht nicht, auch deinetwegen nicht. Das hat sie dann eingesehen. Na, und dann hat sie mir ihre Wohnung gezeigt. Reizend, sag ich Ihnen! Ein kleines Eßzimmer, sehr gemütlich, ein Gelegenheitskauf, noch aus der Inflation, dann ein Rauchzimmerchen, entzückende Kissen, behsch, hauptsächlich — und ein Parfum! Sie hat mir auch gleich ne Quelle für Parfums gesagt, ich wer hingehn und meiner Frau ein Fläschchen besorgen . . . Na und wies dann so weit war, wah se sehr vernünftig, hat sich gar nicht gesträubt, ach, wissen Se, das kann ich nicht leiden, diese Geschichten, man ist doch schließlich kein grüner Junge mehr, aber sie war wirklich Klasse . . .! Sie ging raus, und dann kam sie zurück im Pyjama, violett mit unten rosa abgesetzt — famos, eine famose Person! Wissen Sie, mir ist ganz anders geworden, ich hab sie so genommen und hab gesagt: . . . Sitzen Sie vielleicht auf dem Brief? Nein? Na, und dann hat sie mir ihr Schlafzimmer gezeigt. Ein riesiges Bett, von hier bis da, eine englische Kommode, 'n sehr schöner Teppich und Fenstervorhänge, Filets, Handarbeit, ich hab sie mir genau angesehen, nachher. Nebenan war gleich das Badezimmer. Na, die Frau — Ihnen gesagt! Grinsen Se nich so,



Sie oller Heuchler! Sie hätten auch nicht nein gesagt, wenn sie ja gesagt hätte. Und, wissen Sie, Regierer, ganz unter uns: ich bin noch gar nicht so alt, wie ich immer gedacht habe . . . Ich habe nachher mit meinem Hausarzt gesprochen, der war sehr vernünftig, er hat mich bei der Gelegenheit untersucht, nein, das nicht, ausgeschlossen, sie ist doch ihrem Freund treu — er hat einen sehr guten Befund festgestellt. Nein, öfter. Das glauben Sie nicht? Lieber Freund, ich hab's auch nicht geglaubt. Aber es war so. Morgens hat sie mir Kaffee gemacht, haben wir Kaffee zusammen getrunken, nein, unser Mädchen ist nicht da, sonst hätt ichs ja gar nicht machen können . . . Wollt sie nicht nehmen. Nichts zu machen. Ich hab ihr angeboten, zweimal, dreimal — nichts zu machen. Ich wollt ihr erst was schicken, dann dacht ich: Ach . . . Wirklich: ne famose Frau. Der Brief ist weg. Ja, ich komm gleich mit. Und wissen Sie, was Kraft gemacht hat? Er hats natürlich gleich gewußt, weiß Gott, woher — sie hat ihm nichts gesagt, ausgeschlossen —! So, hat er gesagt, aber fünfzehn Prozent kriegen Sie diesmal nicht, Wendriner. Eigentlich müßt ich Ihnen noch was abziehn, für Platzmiete. Ein Hund. Aber deuten Sie nichts zu Hause an, ich will mein Haus rein halten. Ich hab meiner Frau das Kostüm gekauft und eine Flasche Parfum, sie kriegt auch ne Bonbonniere . . . Was heißt das? Sie hat sich am Strand erholt. Ich hab mich hier erholt. Am meisten hab ich mich über mich selbst gefreut. Da ist der Brief. Nein! Ich will mich doch da nicht attaschieren. Vielleicht später mal. 'n Augenblick! Nur noch die Post. So.

Lieber Freund! Wenn Sie jeden Abend Fußbäder nehmen müssen, wollen Sie auch mal brausen —!»

## NATIONALES

Der Deutsche fragt: Was ist der Mann? Der Amerikaner fragt: Wie viel ist der Mann wert? Der Franzose fragt: Aus welcher Familie ist er? Der Wiener fragt: Wo schreibt er? Der Budapester fragt gar nicht: er kennt den Mann und ist ihm Geld schuldig.

Vier Männer hatten ein Gelübde abgelegt, am ersten Januar je hundert Mark in eine Wohltätigkeitskasse einzuzahlen: ein Hamburger, ein Berliner, ein Rheinländer und ein Sachse. Der Hamburger hielt das Gelübde. Der Rheinländer vergaß es. Der Berliner zahlte am 15. Juni eine Mark achtzig a conto, mit der Begründung, sein Sozios sei verreist. Der Sachse wußte ärschd gahrnischd von dr Sache, wurde verklagt, stellte vor der Urteilsverkündung einen Wechsel über die Summe aus, ließ ihn zu Protest gehen . . . Ich komme gelegentlich vorbei, um zu sehen, was aus der Geschichte geworden ist.

Die Serbin ist ihrem Manne treu. Die Rumänin ist ihren Männern nicht treu. Die Französin macht ihren Mann anstandshalber zum cocu. Die Berlinerin will es ganz genau wissen. Die Sächsin wirtschaftet, daß das Bett kracht. Und die Bernerin versteht gar nicht, worum man sie gebeten hat.

Mrs. Atkerson wurde an einem schönen Sommermorgen in den Rocky Mountains von einem wilden Räuber angefallen und etwas vergewaltigt. Sie beschwor ihn, von seinem Vorhaben abzustehen, da man am Sonntag keine Arbeit tun solle. «Wären Sie in die Kirche gegangen, Missis!» entgegnete der Räuber und fuhr fort.

Wenn der Londoner aus New York, der Pariser aus London, der Berliner aus Paris und der Gubener aus Berlin kommt, dann stellt er sich vor Piccadilly, Place de l'Opéra, den Potsdamer Platz und das Stettiner Tor und sagt: «Dieser Verkehr hier . . . also das sind ja Witzchen. Da müßtet ihr mal . . .!» Niemand ist so stolz auf die Großstadt wie der Kleinstädter.

Über die Familie der Zukünftigen muß man sich erkundigen. Der Berliner fragt auf der Börse, der Engländer im Club, der Franzose befragt ihre Concierge, der Wiener erkundigt sich im Caféhaus, und der Ungar haut auf alle Fälle seinem besten Freund ein paar hinter die Ohren.

Berlin S. arbeitet, Berlin N. jeht uff Arbeit, Berlin O. schuftet, Berlin W. hat zu tun.

Als Gott der Herr die Trompete des Jüngsten Gerichts hatte erschallen lassen: da standen die Deutschen ausgerichtet in zwei Reihen, mit einem besonders zuwidern Kerl vor der Front; die Engländer kamen pünktlich und gelassen angestellt, ihre Köpfe trieben sie mit Golfschlägern vor sich her; aus der Ecke der Franzosen hörte man gar fröhliches Hämmerklopfen: sie schlugen sich kleine Löcher in die dritte Querrippe, um ihre Bändchen darin unterzubringen; die Schweizer brummelten, aufgeweckt seien sie noch nie gewesen; die Spanier blieben liegen und sagten: «Mañana! Morgen!» und die amerikanische Abteilung des Friedhofs hatte illuminiert:

Heute Jüngstes Gericht!

Das jüngste der Welt!

Von Pastor Higgins von der chicagoer Sonntagsschule vorausgesagt!

Pastor Higgins und lieber Gott persönlich anwesend!

Als Gott der Herr dies aber alles mitansah, da jammerte ihn der Affenstall, und er vertagte die Sitzung auf unbestimmte Zeit.

## ZUM FÜNFZIGSTEN

Lieber Alfred Polgar,

wenn Ihnen am Morgen das Hausmädchen hochroten Kopfes die Torte mit den einundfünfzig brennenden Lichtern hereinträgt und gratuliert, dann wird sie gleich hinter dem Glückwunsch sagen: «Es ist ein Mann draußen!» — und Böses ahnend werden Sie den Mann hereinlassen. Und da stehe ich nun dick und dumm vor Ihnen mit einem weltbühnenroten Blumenstrauß und gratuliere namens aller Leser des Blättchens. Ich bin so ungefähr derjenige mit der kleinsten Qualifikation dazu.

Denn bei aller Liebe oder wegen aller Liebe wird mir niemals gelingen, herauszukristallisieren, was eigentlich in Ihnen den Charme, den Reiz, den Wert und die Qualität ausmacht. Warum und zu welchem Ende studieren wir Alfred Polgar?

Sie haben die Millesimalwaage der Kritik erfunden. Mit Ausnahme des alten Fontane weiß ich keinen Theaterkritiker deutscher Sprache, der so aufs Augenhärchen genau sagen kann, was er sagen will. So haben Sie einmal das größte Kunststück fertiggebracht, der alternden Duse zu sagen, daß sie altert, aber daß sie die Duse ist; Sie haben von Pallenberg erzählt, als noch niemand diesen Namen buchstabieren konnte, und in dem kleinen Absatz ist schon der ganze Kerl und seine bunte Karriere. Und wenn Sie einmal in den Himmel kommen, so wird Ihnen der liebe Gott aus seinem Hauptbuch wahrscheinlich viele Sünden vorlesen, aber eine wird nicht dabei sein. Wir andern sind jeder schon einmal ausgerutscht, wir haben jeder schon einmal in der Hitze des Gefechts Dinge gesagt, die besser ungesagt geblieben wären, und es gibt keinen von uns, der sich nicht einer Entgleisung in Sachen des Taktes schuldig gemacht hätte. Sie nicht.

Dieser feinste Takt verbindet sich mit einer Ehrfurcht . . . Sie sind gar nicht mehr im Zimmer? Wo sind Sie? Das Hausmädchen kommt herein und sagt: «Der Herr läßt sich entschuldigen. Dem Herrn ist nicht ganz wohl!» Das kann ich Ihnen nachfühlen. Aber wie soll ich gratulieren?

Wie soll ich aufzählen, was ich alles von Ihnen gelesen habe — und wie ich es gelesen habe? Wie ich die alten Bände der «Weltbühne» (so weit sie ein Inhaltsverzeichnis besitzen) nach Ihren Beiträgen durchforscht und geblättert und gesucht . . . ? Jetzt sitze ich hier in Toulouse, das beinah so häßlich ist wie Stettin, Ihre gesammelten Werke habe ich nicht bei der Hand, aber ich lese aus dem roten Hotelteppich:

Wie Sie von einem Stück geschrieben haben, sein Esprit knallte: piff, paff, puff, besonders puff; wie Sie von einer Figur gesagt haben, sie sei der Unterleib ohne Dame; von Millenkovich, er sei der Laube des Burgtheaters, der Gartenlaube; wie Sie den Versen Fuldas erst jüngst subalterne Anmut nachgesagt haben; von jenen zwei Krondia-

manten *«Scharlach»* und *«Wie der Goethe entstand»* ganz zu schweigen.

Und wie müssen wir dem lieben Gott danken, daß er einen Schönherr schuf! Jenen Schönherr, dem man später den Bart abnahm und Hans Müller nannte. Es gibt nichts Komischeres als Ihre Inhaltsangaben solcher Monumente aus Kaugummi.

Sie haben aber nicht nur immer Bühnenkunst durchleuchtet, sondern auch einmal jenes große Affentheater von 1914 bis 1918. *«Kleine Zeit»* heißt der Band mit Recht, und die reichsdeutschen Redakteure haben mit Wonne gedruckt, was Sie über die Habsburger zu sagen hatten, denn die Habsburger abonnieren keine reichsdeutschen Zeitungen.

Ich weiß, daß man Geburtstagskinder halb krank ärgert, wenn man ihnen nun auch noch Geist in der Unterhaltung nachrühmt; aber Sie können sich ja bei meinem Fünfzigsten rechtens mit dem Gegenteil revanchieren. Ich für meinen Teil habe nicht vergessen, wie Ihnen einmal ein berliner Theaterdirektor den Vorschlag gemacht hat, eine politische Revue zu schreiben. Sie sagten ja, wollten aber nicht recht mit Ihrem Namen heran. Darauf bot er Ihnen — die Ziffern weiß ich nicht mehr — statt 18 000 Mark 14 000. Worauf Sie: «Da kann man also durch Subtraktion feststellen, wieviel mein Name wert ist!» Und als man Sie dann befragte, was Sie nun beschließen würden, entschieden Sie sich für folgende Lösung: «Ich werde 16 000 verlangen und Alfred signieren!»

Lieber Alfred Polgar: ein Gratulant ist noch um eine Kleinigkeit lächerlicher als ein Geburtstagskind, besonders wenn er aus Berlin stammt und nicht jene österreichische Leichtigkeit besitzt, die vom Oberkellner bis herunter zu Hermann Bahr Ihre Landsleute so oft kompromittiert haben.

Unser gemeinschaftlicher lieber Gott, Knut Hamsun, ist, wie Sie wissen, heftig gegen das Alter eingenommen. «Man sagt, mit dem Alter sollen andre Freuden kommen, die man früher nicht gehabt hat, es kommen tiefere Freuden, bleibendere Freuden. Das ist Lüge. Ja, du liest richtig: das ist Lüge. Nur das Alter selbst sagt das, der für sich selbst Interessierte, der mit seinen Resten großtut. Er erinnert sich nicht mehr daran, als er auf dem Gipfel stand, er selbst, sein eigener alias, rot und weiß, wie er in die goldene Posaune blies. Jetzt steht er nicht — nein, denn er hat sich gesetzt, ja, denn es ist leichter zu sitzen. Und da kommt nun zu ihm, leise und schleichend, dick und dumm, die Ehre des Alters. Was soll ein sitzender Mann mit Ehre tun? Ein stehender Mann kann sie gebrauchen, ein sitzender Mann kann sie nur haben. Aber die Ehre ist dazu da, daß man sie gebraucht, nicht, daß man sich damit hinsetzt. Gebt einem sitzenden Mann warme Strümpfe.»

In diesem einen Fall will ich mit einer Reverenz nach Norden eine kleine Ausnahme gemacht haben: Ihre Schriften werden immer besser, wie alter Wein.

Erlauben Sie mir, lieber Alfred Polgar, Ihnen zum Fünzigsten keine warmen Strümpfe zu schenken, sondern Verehrung. Verehrung und Hochachtung vor dem feinsten und leisesten Schriftsteller unsrer Generation.

Danke, keine Torte. Aber einen Händedruck.

## AUF DEM GRASPLATZ

Die Umgebung von Paris ist viel schöner als der Midi, in den die Maler jetzt alle reisen, damit sie unter ihre Bilder setzen können: *«Wäldchen bei Bandol (Mittelmeer)»* — als ob die Erwerbung einer Fahrkarte das Talent steigerte. Aber der Betrachter hat Respekt — denn was kann schon an einem dran sein, der in der Lüneburger Heide malt . . . ! Also gut: Paris.

Da steht an einem kleinen See ein Restaurantchen, und noch eins — in der *«boîte chic»* sind kleine Tische mit Lämpchen und Sonnenschirmchen aufgebaut, eine kleine Terrasse und ein Orchester, das geigt vor sich hin. Aber niemand trägt ein Monokel, und niemand sitzt da, als habe er soeben den ganzen Platz mit eigener Hand genommen und vom Feinde gesäubert. Vor diesem Restaurant stehen auf einem großen Grasplatz lange Holzbänke, darauf trinkt ein Verein mit Damen seinen Kaffee. Eine englische Parklandschaft umschließt das, die Bäume spiegeln sich im Wasser, ein feiner, grauer Nebel liegt über den Grasflächen, es ist sieben Uhr abends.

Was mag das für ein Verein sein —?

Ein Mann hat eine schwarze Brille auf, noch einer, noch einer . . . Der steht auf und faßt seine Frau unter, er geht so seltsam willenlos, wie wenn die Kleider allein spazierten . . . Die Brillenmänner sitzen da und hören zu, was die Kleine auf dem Holzpodium ihnen vorsingt, sie macht Gesten, wiegt ein Coupletkindlein, sie hören zu, mit eingesunkenem Hals, heben den Kopf nicht . . . Es sind Blinde. Kriegsblinde. Ein ganzer Verein. Welcher Gruppe mögen sie angehören? Es gibt in Frankreich zwei Organisationen von Kriegsverletzten: eine neutrale und eine kommunistische. Sie tragen keine Abzeichen.

Sie haben einmal unvorsichtig über den Grabenrand gesehen, da kam es geflogen. Sie sind in der Marschkolonne mitgestolpert, da kam es geflogen. Sie haben, leicht verwundet, im Wäldchen gelegen und waren froh, so davongekommen zu sein — da kam es geflogen. Blut, schwarz war der Himmel, Schreie . . . Dann das Lazarett, der dicke Verband, die Binde über den Augen, wochenlang . . . «Es wird schon werden, Geduld, es wird schon werden . . .» Dann die schonende, vorbereitende Stimme des Arztes, des Priesters, einer alten Schwester . . . Und das erste *«Wiedersehen»* mit denen zu Hause.



Das ist lange her. Man hat sich eingewöhnt, die Frauen scherzen und lachen, die Blinden lachen und sprechen, man stützt sie beim Aufstehen, aber das ist mehr eine gesellschaftliche Formalität, die allen ganz natürlich vorkommt. Da geht einer vorsichtig eine Treppe herunter, der Stock tastet vor, einer tanzt, zwei gehen langsam über den Rasen, unmerklich bewegt sich die Frau, die treue Wächterin, hinter ihnen . . .

Du hast ihnen das Augenlicht genommen, Herr. Sie waren sehend und sind blind in die Schlächtereie gezogen; du hast sie blind gemacht, und wer weiß, ob sie sehend geworden sind. Sie bekommen eine staatliche Unterstützung, sie haben eine Gedenkmünze zu Hause, damit sie ja nicht in die Versuchung kommen, den Krieg zu vergessen, ein Endchen buntes Band und ein paar Quadratcentimeter Blech, Eisen oder Emaille — der Staat gedenkt der Seinen. Drum herum sitzen die andern.

Auch denen hast du das Augenlicht genommen, Herr. Sehenden Auges haben sie sich wie die Verrückten auf Spione, Landesverräter, den Feind gestürzt — sie konnten Fahnenfarben unterscheiden und Abzeichen, aber nicht, was Zivilmord war und Militärmord. Sie werden es morgen noch einmal tun, Herr. Lasset uns beten.

Gib uns einen fröhlichen Krieg, mit Hunger, Läusen und Typhus, mit Brandgranaten und Handgranaten und mit Gas, das die Augen deiner Kinder auf Lebenszeit verschließt. Vielleicht, wenn du ihnen die Augennerven nimmst, Herr du unser Gott, daß sie dann nichts mehr ablenkt, und daß sie in schwarzer Nacht, die sie umgibt, sehend werden und ihnen das Licht scheine in der Finsternis. Denn siehe, sie sind heute blind, alle miteinander. Mach sie völlig blind, Herr, auf daß sie sehend werden. Denn es steht geschrieben: Sie sehen nicht, sie hören nicht, und der irdische Staat mordet sie doch. Geheiligt werde sein Name. Amen.

## WANDERTAGE IN SÜDFRANKREICH

Daß man den lieben Herrgott um seine Jahreszeiten betrügen kann —!

Bestimmt schickt jetzt in Berlin Herr Prokurist Protzekuchen zum Wirt hinunter und läßt fragen: wann er denn nun endlich und ob er denn nun nicht endlich zu heizen gedächte — es sei immerhin November! Hier, vor Toulon, ist es Sommer.

Allerdings eine eigene Art von Sommer. Die Sonne scheint den ganzen Tag schräg, und am Nachmittag gegen fünf Uhr gibt sie es auf, dann wird es lila, dann hellblau, dann dunkelblau — und dann ist es aus. Aber am Vormittag brät man auf dem kleinen Strändchen, das die zwei Inseln miteinander verbindet, und spielt: Badeleben. Ich und noch fünf andere.

Das hier heißt Les Sablettes und liegt vor Toulon, wo die großen, grauen Kriegsschiffe liegen. Toulon, wo Farrères *«Petites Alliées»* spielen, dieses amüsante Buch von den Schiffsoffizieren und ihren kleinen Freundinnen, Toulon ist eine freundliche Stadt mit ein paar wunderschönen alten und krummen Gassen, einem winzigen, überdachten Fischmarkt, Kirchen, in Häuser eingemummelt . . . Auch die alte Stadtmauer ist noch da, nur ist die Stadt — wie alle alten Städte — aus den Fortifikationen herausgequollen, weil sie ihr zu eng geworden sind. Aber wir drehen Toulon den ganzen Tag über den Rücken — denn was ist Toulon gegen diese Sonne!

Sie wärmt. Sie strahlt. Sie vergoldet die Bucht und macht das Wasser blau, weil sich der Himmel darin spiegelt, der rein ist von Wolken. Lange habe ich nach einem solchen stillen Ort gesucht. Die tripots an der Mittelländischen Küste, wo sie am feinsten ist, sind noch leer; und ich habe noch nicht heraus, was mir unangenehmer ist: Nizza, wenn es voll ist, oder Cannes, wenn es leer ist. Westlich davon war Sanary-sur-Mer und Bendol — kleine Nester, aber sie waren nicht das richtige. Diese ganze Küste hat nur einen Fehler: längs des Meeres führt die große Automobilstraße von Marseille bis nach Nizza, und aus ists mit Ruhe, Abgeschiedenheit und Stille, die nichts hören und nichts sehen und nichts riechen will. Hier in Les Sablettes liegt der Strand, durch die Badeanstalt und die Mauern des Parks abgetrennt von der Straße; sie wird noch nicht allzu oft befahren.

Überall lungern Hunde herum und Katzen. Es sind sehr feine Herrschaften dabei. In Sanary lag ein Hund quer über die Straße gestreckt, offenbar der pensionierte Angestellte einer Schlächtereier. Er stand nicht einmal auf, als das Postauto herangebummert kam — er sah kaum auf. Der Chauffeur fuhr auch brav um ihn herum. (Was folgt daraus über das Verhältnis romanischer Völker zu den Haustieren sowie . . . Gar nichts.)

In Les Sablettes muß einmal etwas anderes gewesen sein als ein Hotel. Eine Tür steht halb auf, unter der Lackschicht lese ich im Sonnenlicht: Chef Médecin. Ein Hospital? Ein Hospital im Kriege. Draußen, auf der Terrasse, da, wo der warme Wind über die Palmen streicht, die man gepflanzt hat, und über die Bäume, die dort wachsen, da haben sie gelegen, die Rekonvaleszenten: Lagerstatt an Lagerstatt. Engländer. Als Soldaten verkleidete Engländer. Nach einem Fußballspiel um Menschenköpfe.

Und eines Morgens, als ich an den kleinen Strand hinuntergehe, ist die Bucht und das Meer und der Strand und der ganze Tag verzaubert. Der Mistral weht. Er hat den Himmel reingefegt, silberne Konturen gesetzt, vielleicht wirbelt er weiter drinnen im Lande die Staubwolken zusammen — hier ist die Luft glasklar, das Ferne ist nah, alle Häuser am Meer leuchten, der Wind ist Champagner, eine Art frischer Wärme, die Natur aus flammend blauem Stahl. Die Lungen atmen tief.

Manchmal zieht am Horizont ein großes Schiff vorbei auf seiner Seeroute von Marseille nach dem Suezkanal, nach China — das gibt dann für die alte Engländerin am Nebentisch unerschöpfliche Gesprächsthemen. Sie ist ganz aufgeregt über das Schiff, überhaupt über Schiffe, sie kürzt sogar ihr ewiges Wettergespräch aus dem großen Plötz um einige Feuchtigkeitsgrade ab. Sie spricht eine Art Französisch . . . aber es hilft alles nichts — es ist ja doch Englisch. Ja, gnädige Frau, es ist ein großes Schiff! Nein, gnädige Frau, heute werden die Passagiere keine stürmische Fahrt haben. Augenscheinlich . . . gewiß, gnädige Frau . . .!

Untrügliches Merkmal für gute Erholung: die Tage fangen an zu laufen. Ein ängstlicher Blick auf den Kalender sagt jeden Tag: Es ist Zeit! Es ist hohe Zeit! Die Provence wartet und die *Weltbühne* auch. Aber noch einen Tag — noch einen einzigen — und noch einen — es ist zu heiter und sonnig und warm.

Zwischen Les Sablettes und Toulon liegt La Seyne, ein kleiner Hafenort. Sein Häfchen sieht aus wie ein Enkel von Marseille — auch hier die kleinen Häuschen, die unmittelbar um das Hafenbassin herumstehen, ganz nahe. Am Sonntag spielen alle Männer Boules; wie die Spielregeln sind, weiß ich nicht — aber es scheint Haupterfordernis zu sein, daß man sich dazu wie beim Kegeln die Jacke auszieht. Und alle haben so weiße Hemdsärmel. (Das kommt daher, weil das Spiel hauptsächlich sonntags gespielt wird.) Wie beim deutschen Kegeln? Aber ich sehe an keiner Stelle, daß dabei getrunken wird. Neulich haben sie versucht, die Boules in einen richtigen Sport zu verwandeln. Turnier, Preise, Schiedsgericht, Zeitschriften, *«Wie man ein Champion der Boules wird»* . . . Für diesen Stumpfsinn ist das Spiel sicherlich zu schade; fällt es erst einmal dem Sport in die Finger, so hört es auf, ein Sonntagsspiel zu sein. Es wird sich dann mehr um *«Spitzenleistungen»* handeln. Weil aber diese Südfranzosen gar nicht so große Sehnsucht haben, sich in tausend Organisationen und Gruppen zusammenzuschließen, bei denen der gesellschaftliche Vorgang des Zusammenschlusses mit seinen Komplikationen die Hauptsache und der Stoff Nebensache ist, und weil sie ihre kleine Sehnsucht danach anderswo befriedigen, wird es wohl so bald keinen *«Boules-Sport»* geben.

Ist es schon Herbst —? Die Luft sagt: Nein. Aber eine Partie Bäume ist da, die feiert, weil sie orthodox ist und nicht von der südlichen Gegend, Herbst: ihr helles Braun und flammendes Gelb stehen gegen den leuchtend blauen Himmel. Ewig stumpfgrün, stehen die silbrigen Olivenbäume dabei und spielen den Herbst nicht mit. Es ist Sommer. Mitten im November ist Sommer! Man kann also um den Herbst herumkommen. Das ist keine *«Entdeckung»*. Was könnte man denn auch heute noch auf der weiten Welt entdecken? Aber so scharf habe ich noch nie gewußt, daß man sich warme Jahreszeiten kaufen kann. Glet-

scher im heißen Sommer und warme Küsten im Herbst und weiche Luft im Winter — wem gehören die —?

Aber nun jagt mir der Kalender einen Schreck ein, und ich fahre ab.

Die große Eisenbahnlinie an der französischen Südküste hat streckenweise einen kleinen Konkurrenten — dieser Konkurrent fährt von Toulon aus näher am Wasser entlang. Hin zu ihr! Die Bahn ruckelt davon.

Die Küste wird immer schöner, je weiter man ostwärts kommt. In geschwungenem Bogen schäumt das blaue Wasser um bebuschte Felsen, um kahle Steine, in flache Buchten. Einmal weht der Wind vom Lande her, er rauht die glatte Wasserfläche auf, daß sie stäubt — die Wellen sind ganz klein, Embryowellchen . . .

St. Tropez steht auf allen Karten als Winterkurort aufgemalt. Bei aller Liebe — aber dann schon lieber Neuruppin! Es ist dunkel, als ich ankomme — der Wind durchheult den Ort, stößt sich an den Häuserkanten wund und heult noch mehr . . . Dunkel sind die Gassen, ein Betrunkenener durchschimpft sie, aus einem braunen Hause hört man einen Zank . . . Die Laternen brennen trübe. Am Hafen liegt ein Gewirr von Tauen und Segelleinewand, überall drücken sich Männer herum, es ist schmutzig und dürftig.

Am Morgen sieht es schon besser aus. Vor der kleinen Stadt liegt auf einem Hügel die alte Zitadelle — jetzt erholen sich dort skrofulöse Kinder. Ich klettere die Anhöhe hinauf. Ringmauer, Festungstor und dicke Wälle — dahinter bleiche Kindergesichter, dünne Ärmchen, ein kleines Mädchen auf Krücken. Sie zeigen mir den Hof und die ganze Befestigung. Sie warten, daß ich aus dem Hof hinausgehe — da gibt es doch nichts zu sehen. Ich kann mich nicht losreißen. Welches Wunder, immer wieder: Burg- und Klosterhof! Wie die Wände einschließen und zurückwerfen! Wie man immer wieder sich und seine Welt vor Augen hat! Wie geschlossen alles ist! Hier kann man nachdenken; hier ist man geborgen, hat Distanz zu den andern, die draußen sind und nicht hereinkommen dürfen. Oben leuchtet der Himmel in die Hofstille. Und ganz oben auf der Plattform, wo die dicken Türme stehen, hat man einen Rundblick über Meer und Land. Drüben liegt Sainte-Maxime.

Das ist ein ander Ding. Durch die Berge vor dem Mistral sanft geschützt, sehr sauber und adrett und freundlich. Unten am Hafen ein kleiner Quai mit überdachten Gaststätten und Segelbooten, die im Wasser schwanken.

Auch hier ist noch Sommer, tagsüber strahlender, warmer, im Winde nadelduftender Sommer. Es ist wenig Laubwald da — der Wald liegt hoch — immer sieht man das Meer. Unten wohnt Victor Margueritte, der Mann der *«Garçonne»* — wir erzählen uns etwas, und er zeigt mir sein ganzes Besitztum: vom Strand aus reichs bis oben zu einer kleinen



Anhöhe, wo er sich ein winziges Belvedere, eine neue Ruine, gebaut hat. Ich bekomme Nußwein zu trinken und seine Frau zeigt eine Übersetzung von Rilkes *«Malte Laurids Brigge»*, die sie zärtlich liebt. Er spricht über Deutschland. Auf seinem Arbeitstisch liegen die historischen Quellenwerke des deutschen Zusammenbruchs, Material für ein neues Buch, *«Les Criminels»* wird das heißen. Er ist voll guten Glaubens, hofft zuversichtlich auf die deutsche Demokratie und zeigt sich als ein Mann von umfassender Bildung und Geschmack. Um ihn herum stehen und hängen gute Sachen: auch ein paar lustige bunte Bilder von Kießling, der im Sommer drüben in St. Tropez malt.

Heute ist Sonntag, es muß etwas geschehen. Es geschieht, daß ich unten am Quaiwasser in dem kleinen Restaurant esse. Die Sonne brennt auf das buntgestreifte Dach, die kleinen Hunde bellen herum und betteln, manche Leute sitzen an Tischen mitten auf dem freien Platz unter den Palmen, alle sind beim Kaffee, munter-träge. Manchmal fährt ein Automobil vorbei und lädt ein Rudel lärmender und lachender Menschen ab. Es ist so warm, beinahe heiß . . . Hautes-Sauternes ist ein schwerer Wein, wenn man ihn mittags trinkt. Man wird müde danach. Ans Klavier des Saales drinnen im Haus hat sich ein junger hübscher Bursch gesetzt, im gestreiften Hemd der Cowboys, mit aufgekrepelten Ärmeln. Er spielt nicht laut. Er spielt, was man weder von ihm noch hier erwarten sollte: ganz moderne Musik. Puccini wirkt in der Melange wie ein Gassenhauer. Er holt aus dem alten Restaurationskasten, auf dem nachmittags eine Jazzband rackert, die gleitenden Nuancen der neuen Musiker heraus, keine Melodie, kaum Ansätze dazu. Wie kompliziert diese Freude ist! Aber diese Musik ist wahrer als Waldesrauschen und Symphonieroutine. Die Töne plätschern über den kleinen Platz, ein paar Leute klatschen gedämpft. Der junge Mann lächelt und spielt weiter, für sich allein. Alles ist getaucht in Musik, Sonne und eine mittägliche Schläfrigkeit.

Sonnig sind die Tage und so schön — wie mag das in den Bergen aussehen?

Plan-la-Tour liegt ein paar Kilometer entfernt vom Meer — das ist der erste Ort, den ich durchwandere. Es ist Montag, gestern war Totensonntag, alle Arbeiter machen noch einen so, wie soll ich sagen, ergriffenen Eindruck. Die Wirtin hat auch kaum etwas zu essen, aber dreihunderttausend Fliegen und alle minderbemittelten Hunde des Dorfes zu Gast. Wir essen, Fliegen, Hunde und ich, essen alle eine Kleinigkeit, ich bezahle, und dann geht es in die Berge. Oben auf den Höhen läuft ein Weg, an dem noch gebaut wird. Erst ist er glatt und fahrbar, dann nur gangbar, dann wird er steinig und steiniger, holprig und mündet schließlich in die Holzpantinen der Arbeiter, die da hacken, man muß durch Geröll und Steinbrocken hindurch. Die Sonne sticht. Ich bleibe stehen und sehe mich um.



Da liegen die Täler. Menschenleer, kein Dorf ist zu sehen, manchmal ein Gehöft. Und endlich, endlich ist hier das, was ich so lange und so vergeblich gesucht habe: Stille. Hier ist es still. Die Uhr hört man ticken. Wohlig lassen die Nerven nach und entspannen sich. Welche Wohltat! Wie hatte neulich Willibald Krains kleiner Proletarierjunge im Walde der Ferienkolonie gesagt? «Ach, Frollein, hier riecht et so scheen — nach jahnischt!» Glück, sagt schon der Weise, ist etwas Negatives. Vollkommene Stille ringsum. Und ich bin so glücklich-dankbar für das, was nicht da ist.

Und denke so im Weitergehen nach: Was haben sie mit uns in den letzten zehn Jahren gemacht! Wie zerraut! Wie ausgeschlossen von aller Welt! Wie zerprügelt! Wie abgestumpft! Und wofür —? Alles, damit am Wannsee und in Dahlem neue Herren einziehen konnten, wahre Gewinner des Mordes, Plusmacher aus einem allgemeinen Defizit . . . Es ist nicht schön, zurückzublicken — aber vergessen ist so schwer. Und es ist sehr, sehr schwer, sich wieder in den Zustand des alten Glücks einzufühlen, wenn man einmal den Boden unter sich hat schwanken fühlen. Es ist da etwas geschehen, was nicht mehr ausgelöscht werden kann, für uns wenigstens nicht. Die Welt hat übrigens schon vergessen.

Sacht geht der Weg hinab. Und während ich so ausschreite, singe ich laut und kräftig unsere guten alten deutschen Marsch- und Wanderlieder, und die französischen Kiefern und Tannen bewegen erstaunt die Köpfe, haben sie doch noch nie so markige . . . Nein, das ist aus einem Leitfaden für einen Reichswehrunterricht. Oder aus einem republikanischen Lesebuch.

In La Garde-Freinet haben sie offenbar die ganze Stadt in Salz verzaubert. Die Fensterläden sind alle zugeklebt, die Straßen sind leer, meine Tritte klappen. Vor mir wackelt ein Hund, ein runder, fetter, mit langen Wollfäden bekleideter Hund, ein Prachtexemplar von einem Hund. Es ist ein älterer Herr, vom Leben gereift und zu gar keinen Späßen mehr aufgelegt. Er geht so fürbaß, dreht nicht einmal den Kopf, als ich ihm einen guten Tag wünsche. Er wünscht dergleichen nicht. Der würdige Greis stellt sich schließlich vor eine Haustür und bellt. Total heiser, um drei Töne zu tief und im letzten Winkel seiner Magengrube um irgend etwas tief gekränkt und schwer beleidigt. Dann rollt er ins Haus.

Bewohner hat diese Stadt nicht. Aber ein Automobil kann man mieten. Eine halbe Stunde später trudelt der alte Wagen (Ford Nummer 1) aus dem Städtchen, die glatte, absteigende Chaussee hinunter. Das Auto war redlich verdient: achtundzwanzig Kilometer sind genug für einen beleibten Herrn.

In Grimbaud hält der Mann. Es ist schon halb dunkel — aber man kann noch alles sehen. Ich kletterte durch die winzig kleine Stadt, auf die Burg.

Das ist eine wahrhafte Ruine —! So eine, wie sie immer auf den Bildern in den alten schweizer Hotels abgemalt ist, und vor denen man sich vergeblich fragt, wo in aller Welt denn solche pittoresken Ruinen vorkämen. Das ist sie. Ich stapfe in den Trümmern herum und sehe ins Tal. Unser Zeitalter liebt keine Ruinen. Heiße ich Herr Biedermeier —? Also. Aber hübsch ist's doch.

Wir fahren ab, die Scheinwerfer sind schon angezündet. Immer, wenn uns ein anderer Wagen entgegenkommt, blinzeln sich die Autos an, beide Chauffeure blenden die Lichter ab, es ist wie ein Gruß im Dunkel. Durch die schwärzlich verhüllten Straßen rollt der Wagen. Ich bin müde.

(«Sagen Sie mal — apropos: Ich meine . . . so . . . mit den Weibern . . . Die Französinen sollen ja dolle Nummern sein!» Hm. «Erzählen Sie mal!» Ja, also in Toulon, in einem . . .puschpuschpuschpusch . . . «Ah! Wirklich! Hat sie ganz einfach . . .? Großartig! Faaabelhaft!» Das möchte Ihnen so passen, Sie altes Ferkel! Kein Wort wahr! «Schade. Man hört's doch immer wieder gern.»)

Über eine Bahnstrecke springen die Räder, eine weiße Frau taucht am Wege auf, mit einem Kinderwagen . . . dann bin ich zu Hause. Noch einen Tabak . . . Alle Sterne blitzen und der Mond auf dem Meer. Man sieht noch das regelmäßige verlöschende Blinkfeuer am Horizont und einen stillen weißstrahlenden Leuchtturm, milchigen Schein auf dem Wasser, Glitzern, den hauchigen Glanz am Himmel — dann gar nichts mehr.

## DER SOZIOLOGISCHE HORIZONT

Vor achthundert Jahren, als noch rechts der Elbe Kaschuben, Wenden und die Vorfahren jener Männer saßen, die heute das Wort «Rasseinheit» im Munde rollen, vor achthundert Jahren wußte der märkische Bauer nichts von den Ureinwohnern Australiens. Hätte man einem von ihnen die Abenteuer Nanuks oder die kaiserlichen Gebräuche in Peking berichtet — wahrscheinlich wäre man aus dem Dorf herausgeprügelt worden. Heute haben wir den Aufklärer, heute wissen alle Leute alles. Oder sie bilden es sich doch wenigstens ein.

Denn sie sind «herumgekommen in der Welt» — so sagen sie. Und damit meinen sie die lokale Verschiebung auf Reisen, sie haben den geographischen Schauplatz gewechselt, sie sind gereist, gewandert, gefahren, haben Touren unternommen . . . Aber sie haben doch die ökonomische Schicht so selten verlassen, jene Umwelt, der sie fast unabänderlich angehören, und aus der man fast niemals heraufsteigen kann und nur schwer und künstlich herunter . . . Wie groß ist der soziale Horizont eines Menschen —? Er ist doch wohl viel kleiner als man glaubt.

Die große Menge der Urteile beruht auf Überlieferung, auf angelesenen Urteilen, auf fertiggenähten Schilderungen, die einer dem andern konfektioniert überreicht. Der kleinste Teil ist empirisch erworben. Und auch da gehts sonderbar zu.

Natürlich ist ein Kollektivurteil ohne Verallgemeinerung von Einzelerfahrungen gar nicht denkbar. Es ist nicht möglich, alle Islandfischer zu frequentieren, oder auch nur die Mehrzahl aller sächsischen Fabrikarbeiter — wenn man über diese Klasse ein gültiges Urteil abgeben will. Man wird sich immer auf mehr oder minder zahlreiche Einzelfälle beschränken müssen und nach ihnen, zusammenfassend, urteilen. Das geschieht oft drollig genug.

So, wie Tony Buddenbrook durch ihr ganzes Leben die kleinen verliebten Kollegs über Politik des jungen Herrn Schwarzkopf mit sich führt, so tragen die meisten Menschen — ausgenommen du und ich und der Redakteur und der Setzer, natürlich — gewisse Erfahrungen aus der Jugendzeit als unabänderliche und fest fundierte empirische Tatsachen mit sich herum. Auf nichts ist der Mensch so stolz wie auf das, was er selbst gelernt hat — und wenn es auch blanker Unsinn war, er hats doch einmal begriffen, und da ist dann nichts mehr zu machen. «Sie werden mir das doch nicht erzählen! Ich habe doch selbst . . .» Renn mit dem Kopf gegen eine Wand aus Stahl — aber den da gib auf.

Sehen wir von den Menschen ab, deren Beruf es mit sich bringt, daß an ihnen zahlreiche Schichten, Klassen, Menschenschicksale vorüberziehen (etwa die Richter, wobei zu bemerken wäre, daß gerade solche am ehesten abstumpfen und zum Schluß nicht mehr sehen) —: so sind es Raritäten, die wirklich mit allen Wassern gewaschen, mit allen Hunden gehetzt, in allen Sätteln gerecht sind. Das ist selten, selten wie die blaue Mauritius. Der Rest . . .

Der Rest hat einen fix und fertigen Vorrat von Begriffen im Kopf, zu denen nicht einmal immer das ökonomische Interesse treten muß, um sie zu färben. Daß ein Glasfabrikant keine Gesellschaftsordnung bejahen wird, in der das Glas für eine gotteslästerliche Sünde erklärt wird, ist glasklar — daß die Schauspieler keine begeisterten Antialkoholiker sind, auch. Aber selbst in Dingen, die jeden persönlichen Interesses entbehren, begnügt sich wohl die Mehrzahl aller Menschen mit Gehörtem, Gelesenem oder mit ein paar Einzelerlebnissen, die dann als Richtschnur für ein ganzes Leben gelten.

«Die Einwohner dieser Stadt haben rote Haare und stottern . . .» Ach, wie viele solcher Schilderer gibt es. Und wenn man jemand — durch ein Zaubermittel — veranlassen könnte, die volle Wahrheit, sogar vor sich selbst, zu sagen und nicht einmal mehr sich selber zu belügen: was müßte er da als Fundus, als Beweisgrund, als Ursache seiner Werturteile über Klassen, Kasten, Gesellschaftsschichten angeben! Welche Nichtigkeiten kämen da zu Tage! Wer hat wochenlang mit Gutsbe-

sitzern verschiedener Artung und verschiedener Provinzen zusammengelebt, um über sie zu urteilen? Wer kennt die Leiden und Freuden eines Kellners wirklich? Wer weiß, wie es in Spielklubs und zugleich in Nähstuben der Heimarbeiterinnen und zugleich im Gefängnis und zugleich in Botschaften zugeht?

Dichter, sag nicht: der Dichter.

Das langt heute nicht mehr. Balzac war ein Genie — es dürfte kein Zufall sein, daß es heute keinen solchen gibt. Bestenfalls unterrichten sie uns vorzüglich über eine Klasse, etwa über die ihre oder manchmal über eine, die sie besonders hassen — aber über mehrere? Und authentisch? Ihr wißt ja, wie die Bankbeamten, Zahnärzte, Buchbinder, Arbeitsleute, Finanzgrößen in der modernen Literatur aussehen... Schießbudenfiguren.

Es scheint so etwas wie einen soziologischen Flair zu geben, eine untrügliche Ahnung, daß das, was man soeben gesehen hat, nichts Typisches war, sondern etwas Einmaliges, Exzeptionelles, Besonderes . . . Einen Flair, der von fern her wittert, daß dies der normale berliner Gepäckträger war, daß alle etwas von ihm haben müssen, daß dieser kein Original, sondern ein Fabrikat darstellte . . . Die meisten Beobachter hauen hierbei daneben.

Wie schief und krumm sind die meisten soziologischen Urteile! Wie vorschnell! Oder wie urgründlich, aber ohne jeden Instinkt! Es muß wohl eine besondere Veranlagung sein.

Den Tanganjika-See erforschen, das kann jeder. Aber die Gemütsart von mitteldeutschen Fabrikbesitzern grundlegend schildern, die Denkweise von ausgesperrten Arbeitern aus dem Rheinland, die Gefühle von jungen Studenten in Königsberg, lokale und gesellschaftliche Besonderheiten auch durch die Mechanisierung hindurch zu sehen — das können wenige, fast begnadete Forscher.

Der soziologische Horizont der meisten Menschen ist klein wie der Boden einer Konservenbüchse. Sie wännen sich im Himmel. Eine neue Gesellschaftsliteratur sollte sie aus diesen schönen Träumereien reißen und ihnen die Erde zeigen, wie sie ist. Bunt, eintönig, abwechslungsreich, bis zur tödlichsten Langeweile individuell, von uralter Frische. Aber die Herren Schriftsteller haben keine Zeit. Sie lösen Probleme, sie bekümmern sich um die außerordentlich wichtigen Modalitäten einer Fortpflanzung, sie bauen eine Nebenwelt auf. Freilich: um einer Zeit den Spiegel vorzuhalten, muß man ein guter Glasmacher sein.

## DER PLATZ IM PARADIESE

Die Bretagne ist das Bayern Frankreichs. (Protest der Bretagne, Protest Bayerns, schwere internationale Verwicklung der beiden Staaten —.) Denn man will auch dort schon wieder immer wie die Geistlichkeit.

Daß Plouézec nirgends anders als in der Bretagne liegen kann, ist für den Kenner außer Zweifel.

In Plouézec wohnt ein Kerl, der war einmal Leuchtturmwächter in Algerien gewesen, *il a fait les colonies*, ist also ein weitgereister Mann. Weil er denselben dicken Kopf wie die umwohnende Landbevölkerung hatte, ihren harten Geiz, ihre Geschäftstüchtigkeit, aber flinker war als sie, gerissener, schneller dachte, brachte er es bald zu viel Geld. Dieser Bursche nun erzählte neulich eine absonderliche Geschichte. Die Bretagne trinkt Cidre. Cidre macht betrunken. Aber *in vino veritas*, in der Lüge auch.

Der Leuchtturmwächter a. D. hatte einen Vetter, der war Priester. Zu dem kam eines Tages ein gutes altes Frauchen und ließ in der geistlichen Unterhaltung so nebenbei fallen: «Jaja . . . Die Zeiten sind schwer . . . Jung bin ich auch nicht mehr: ich möchte mir gern einen Platz im Paradiese sichern, aber ich hörte, das ist sehr teuer. Sehr teuer soll das ja sein.» Der Priester spitzte die Ohren. Meinte sie das symbolisch? Eine Seelenmesse? Geistliche Tröstung? Nein, nein, sie meinte es ganz wörtlich. Sie wollte wirklich und wahrhaftig einen Platz im Paradiese. Das fiel dem Priester auf.

Es begannen nun durchaus ernste Verhandlungen, der Priester bedang sich einige Tage Zeit aus, um sich mit den zuständigen Stellen in Verbindung zu setzen, und kam nach einer Woche mit dem Bescheid an: ein Platz koste 60 000 (sechzigtausend) Francs. Die Frau setzte sich schweratmend auf einen Stuhl.

Zur größten Überraschung des Priesters, der ja allerhand gewöhnt war, dergleichen aber denn doch noch nicht erlebt hatte, rückte sie nach ein paar Wochen an, hatte Geld flüssig gemacht und händigte dem frommen Mann Gottes 60 000 Francs ein. Für einen Platz im Paradiese. Die Sache schien in Ordnung zu sein.

Der Priester aber konnte nicht mehr schlafen. Es waren weniger Gewissensbisse, die ihn plagten, als der tödliche Zweifel: Habe ich auch genug gefordert? Solch ein Lamm hätte doch ganz anders geschoren werden können! Warum — bei Gott in der Höhe — warum habe ich nicht 80 000 gesagt? Achtzigtausend . . . Und da brachte ihm der frische Meerwind eine Idee, einen Gedanken, unmittelbar von seiner himmlischen Behörde inspiriert. Er ging hin — das war im Jahre 1924 —, er ging wirklich hin, stellte die Frau und sprach:

«Liebe Frau. Ihr Platz im Paradiese ist Ihnen sicher. Für 60 000 Francs. Betrag dankend erhalten. Aber — damit Sie sich keinen Illusionen hingeben und mir etwa im Jenseits Vorwürfe machen: es ist ein Stehplatz!»

Die Frau setzte sich abermals. Was . . . was man denn da tun könne? Ja, sagte achselzuckend der Priester, man könne ja vielleicht einen Sitzplatz kaufen — obgleich die sehr, sehr gesucht seien. Es sei fast aus-



verkauft. Aber er habe Beziehungen . . . Übrigens koste ein Sitzplatz 80 000 Francs. Und da beschloß die Frau, auch noch die 20 000 flüssig zu machen, und sie begründete das auch. Cidre macht trunken — aber keine Dichter. Diese Antwort kann nicht erfunden sein. Sie sagte:

«Ich werde Ihnen auch noch die 20 000 geben. Denn ich möchte einen Sitzplatz, *parce que c'est pour l'éternité!*» — Weil es doch für die Ewigkeit ist . . .

Nun aber griff der liebe Gott ein, seines Zeichens bekanntlich langsam, aber sicher mahlender Mühlenbesitzer. Die gute Frau hatte Verwandte, denen die Wirtschaft in den Renten- und Aktienbeständen ihrer Tante, Großmutter und Schwester nicht unbekannt blieb, sie forschten nach, die Sache wurde ruchbar, es gab einen mächtigen, aber lautlosen Skandal — und der Priester wurde exkommuniziert. Alle frommen Seelen durften aufatmen. Aber nicht lange.

Der verjagte Priester gab das Geld nicht her. Er begründete vielmehr damit — wer wollte es ihm verübeln! — eine Milchwirtschaft und reiste im Lande umher; übrigens immer noch in der Soutane, weil das mehr zog, er hatte die modernsten Milchmaschinen und verdiente in kürzester Zeit einen gehörigen Haufen Geld. Da saß er nun.

Seinen Vetter, den Leuchtturmwächter, sah er oft; beide waren gewaltige Fresser und Säufer, und sie setzten sich häufig um eine mächtige Seesuppe und die erforderlichen Bouteillen Weines. Bei einer solchen Zusammenkunft nun geschah es, daß dem Priester der Kragen zu eng wurde, die Augen quollen ihm heraus, ein kleiner Schlaganfall meldete sich, er begann zu röcheln . . . Der Vetter fühlte seine Stunde gekommen. (In der Erzählung äußerte er: «*Maintenant je savais: il est à moi!*») Und er sprach zu dem Sünder: «Das ist die Strafe Gottes! Da hast du es!»

Dem Ex-Priester wurde mulmig um die Brust. Er begann nachdenklich umherzugehen, sonderbares Zeug vor sich hinzumurmeln, und eines Tages kam er recht klein zu seinem Cousin: ob ihm der nicht zum Wiedereintritt in die Alleinseligmachende verhelfen könne . . . Selbstverständlich. Der Vetter ging ans Werk.

Zunächst machte er einen Besuch bei dem zuständigen Erzbischof. Der flammte auf. Nie. Niemals! Als sich das geistliche Gewitter ausgetobt hatte, zog der Vetter ganz leise und vorsichtig seinen Trumpf aus dem Hosensack. Der Ex-Priester besäße eine halbe Million . . .

Dumpf grollte es noch einmal aus dem Bischof — dann dachte auch er nach. Und sprach, um sich ganz zu vergewissern, die geflügelten Worte: «*Est-ce que la bête est bien morte —?*» Ist der Kerl auch ganz und gar auf dem Aussterbeetat? Dafür könne er garantieren, sagte der Vetter eifrig. «*Ça je vous le garantie, Monseigneur!*» Sieg auf der ganzen Linie. Und zehn Prozent für den Leuchtturmmann — für freundliche Vermittlung.

Der Priester durfte sich demütig der Kirche nahen, er wurde in ein Kloster für reuige Mönche gesteckt, in eine strenge und härene Sache. Und da bereut er nun noch und hat sein Geld der Kirche vermacht.

Es ist aber zu erwägen, ob das Mütterchen aus Plouézec nicht zeit ihres Lebens glücklicher gewesen wäre, wenn sie einen Platz im Paradiese ihr eigen geglaubt hätte. Einen Sitzplatz, versteht sich. Einen Sitzplatz.

## DER SCHLAFLOSE TOTE

Da, wo das Grab war, schlief er nicht,  
er konnte da nicht schlafen;  
denn rechts war eine Zuckerfabrik  
und links ein Treidelhafen.

So spukte er denn überall umher.

Er spukte an der Kasernenwand,  
da stand ein Fenster offen —  
doch weil es nach Leder und Leutnants roch,  
so ist er davongeloffen.

Und das von Rechts wegen.

Er spukte im Kirchenchor. Da begann  
der Pfaff auf den Knien zu krauchen:  
«Bist du vielleicht Christus, du weißer Mann?  
Dann können wir dich nicht gebrauchen.

Was haben wir aus dir gemacht —!»

Er spukte auf einer Redaktion.  
Da erhob sich der Hauptschriftleiter  
und sagte: «Ich verstehe Sie schon —  
aber gehen Sie ein Haus weiter!

Unser erstklassiges Publikum besteht leider  
aus lauter Idioten!»

Er ließ die Gewänder im Reichstag wehn,  
da hatte ers gut getroffen:  
Einen Geist, einen Geist, den kannten sie nicht,  
das Maul stand ihnen offen.

Haben Sie übrigens die feinpointierte Rede  
des Abgeordneten Breitscheid gelesen —?

Er spukte im Landgericht III zu Berlin.  
 Was bot sich da seinem Blicke:  
 Die deutsche Themis — welch ein Schreck:  
 Eine alte gespenstische Zicke.  
     In den Zellen winselten Zehntausende.

Er spukte in der Wilhelmstraße:  
 Rayonchefs und Bürokraten,  
 sowie die Kommiss der Diplomatie  
 und ehemalige Soldaten.  
     Dafür bluten nachher sechzig Millionen.

Dies alles sowie Addalin  
 wirkten nichts gegen sein Getue.  
 Ein schlafloser Toter weht durch die Welt —  
 Gott gebe ihm ewige Ruhe!  
     Amen.

## DURCHEINANDER

Hering ist gut. Schlagsahne ist gut.  
 Wie gut muß erst Hering mit Schlag-  
 sahne sein —!

Am Place de la Concorde fragte ich einen Schupomann: «La rue de Rivoli, s'il vous plaît?» — «Da gehn Sie man hier gleich rüba!» sagte der. «Aber immer schön auf dem weißen Strich —!» Es war gar keiner da, kein weißer. Aber ich bog wirklich in die lange Straße ein, und da war das Warenhaus. Vor dem ersten großen Schaufenster stand eine zierliche Blondine. Original-Blondinen sind so selten — ich habe eine Brünnette doppelt, vielleicht kann man tauschen...? «Verzeihung!» sagte ich, «gestatten Sie vielleicht, daß ich Sie anspreche —?» Die Blondine hatte hinten am Nacken dunkle Härchen und sah mich erstaunt an. «Qu'est-ce qu'il me chante, celui-là?» sagte sie. Ganz verwirrt trat ich zurück, einem älteren Major von der Reichswehr, mit dem Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch, genau auf die Lackstiefel. «Pardon —!» sagte ich. «Wollen Sie bitte mit mir deutsch sprechen?» sagte er. Was ist das —?

Also Socken. Socken im Warenhaus sind immer woanders, man muß sich herauf- und herunterbemühen, und das tat ich. «Gute, dicke, grauwollene Socken», sagte ich. «Monsieur?» lächelte die kleine Verkäuferin. «Nee Socken — nich Mißjöh! Was ist denn hier — —!» — «Monsieur est Anglais?» sagte die kleine Verkäuferin. «Un inter-

prête . . . » Da stand ich wie Pröppke auf dem Witwenball und wußte nicht ein noch aus. Aber sie mußte doch verstanden haben, was ich meinte, denn ich hatte so in den Socken herumgekrämt, und sie wickelte mir ein Paar ein. Sie sahen aus wie Fausthandschuhe.

«Et avec ça—?» sagte die kleine Verkäuferin. Da nahm ich die Socken und lief davon, und alle Leute hinter mir her, aber ich entkam glücklich durch einen Notausgang in die Damentoilette und von da auf die Straße.

«B. Z.!» rief ich zu einem Zeitungsverkäufer. «Paris-Soaaaah!» hauchte er mich an. Und ich wich erschrocken zurück. Wo war ich hier —? Das werden wir gleich haben. «La Tour Eiffel?» fragte ich einen jungen Menschen, der mit einem Paket hinter mir ging. «Dir ham se woll mit'n Klammerbeutel jepudert—?» fragte er mich. Aber ich verstand ihn nicht. Und da hing ein Plakat, daß Dranem heute abend auftrete, aber er hatte die Züge Max Pallenbergs — und die Raquel Meller hing da, und darunter stand: Fritzi Massary . . . Was war das —?

Nun gingen da Pfadfinder und ein paar Engländer mit Hosen, in denen sie offenbar ihre Reiseneccessaires untergebracht hatten, so weit waren die, und eine rundbusige Dame zwinkerte so mit den kleinen Äuglein . . . Ich war gerade dabei, mich zurechtzufinden, da fuhr ein Wagen vorüber, eine schöne Limousine. Halt! die Straße war versperrt, der Wagen hielt. Darin saß ein Mann, den kannte ich — das war Herr Painlevé. Ich konnte hören, wie er zu seinem Begleiter sagte: «Hier stehe ich — ich kann nicht anders . . . » Aber das hatte doch ein anderer gesagt! Das hatte doch . . . Wer war dieser Mann —?

Und da kam ein Lümmel die Straße heruntergefeßt, er trug eine Zigarette hinterm Ohr und pfiß: «Wenn du meine Tante siehst — compliments — la de ma part!» Allmächtiger Nelson! Wo war ich —?

Ich war im Whisky-Nebel. Und hatte das Ideal der Ideale erträumt: Paris an der Panke.

## FRANZÖSISCHES MILITÄRGERICHT IN PARIS

Conseil de Guerre. Ein kleiner Saal mit kahlen Wänden, der einzige Schmuck ist eine alte Wanduhr. Die Fenster sind grün verhangen, der Zuschauerraum ist durch Eisenstangen abgeteilt. Hinten an der Wand, dem Gerichtshof gegenüber, eine lange Bank mit sechs Soldaten darauf. Das Ganze liegt im Militärgefängnis zu Paris.

Das Gericht besteht aus dem Vorsitzenden und sechs Dienstgraden in verschiedenen Uniformen. Die Gesichter sind — mit einer Ausnahme — anständig; immerhin ist in den Augen meist etwas, das einen den Wunsch aussprechen läßt, mit den Herren dienstlich und zu

Kriegszeiten lieber nichts zu tun zu haben . . . Links der Staatsanwalt, le commissaire du gouvernement, ein dicker, hindenburgartiger Mann mit einem leichten Tick in den Schultern; neben ihm der greffier, ein Herr mit merkwürdig kleinem Hinterkopf. Das, was man in Deutschland gern als «Kasernenfresse» bezeichnet, ist hier seltner. Rechts der Angeklagte, und zwar einer in Zivil. Hinter ihm sein Verteidiger und die der nächsten Affären — drei in Zivil, einer in Uniform.

Die französischen Militärgerichte richten sich in ihrer Zusammensetzung nach dem Grade des Angeklagten; in Verhandlungen der Art, wie ich sie mitansah, sitzen gewöhnlich 1 Colonel oder 1 Lieutenant-Colonel als Vorsitzender, 1 Bataillonschef, 2 Capitaines, 1 Lieutenant, 1 Unterlieutenant und 1 Unteroffizier als Beisitzer. Das ist die Regel. Es gibt ein Revisionsrecht an die Conseils de revision. Revisionsgründe sind: Bestimmungswidrige Zusammensetzung des Gerichts; Kompetenzfehler, gesetzwidrig ausgesprochene Strafe; Verkenntung des Delikts; Formfehler; Beschränkung der Verteidigung oder der gesetzlichen Machtbefugnisse des Staatsanwalts durch das Gericht. Die nächste Instanz, die Cour de Cassation, kann nur bei Inkompetenz angerufen werden. Die Strafen sind die in Militärkoden üblichen: wie so oft liegt auch hier der Schwerpunkt in den Ausführungsbestimmungen.

Verletzung der Dienstpflicht. Der greffier verliest den Eröffnungsbeschluß und den aufgenommenen Tatbestand. Der Vorsitzende: «Was haben Sie zu Ihrer Verteidigung anzugeben?» Der Angeklagte spricht leise. Er habe seine Adresse nicht absichtlich verschwiegen, er habe nicht gewußt . . . Das Verhandlungstempo ist eilig, diese Sachen benötigen allerdings keine Zeugen; das Verfahren ist insofern nicht rein mündlich, als sehr stark auf den Inhalt der Akten Bezug genommen wird, die nicht alle herangezogen werden. Der Ton ist von allen Seiten konzilient; nirgends mit dem vieler deutscher Strafkammern zu vergleichen, wo das persönlich ungehörige Verhalten des Richters sofort zeigt, auf welcher Seite er steht. Das Verhör hat noch keine fünf Minuten gedauert, sämtliche Beteiligte verzichten aufs Wort. Der Staatsanwalt.

Der dicke Mann hebt sich langsam hoch, steht da wie ein Turm und hält ein maßvolles Plädoyer. Er scheint seiner Leute sehr sicher zu sein. Ein Strafmaß beantragt er nicht. Der Verteidiger spricht nicht sehr Erhebliches. Der Angeklagte? Nichts? Der Gerichtshof erhebt sich. Hinten die Wache auch: ein halblautes Kommando, sie präsentiert. Der Gerichtshof zieht sich zurück. Fünf Minuten Pause.

Dann klingelt es, die Wache ruckt hoch, macht die Ehrenbezeugung, die Richter treten ein. Bleiben stehen. «Au nom du Peuple Français . . .» Sieben weiße Handschuhe fahren flüchtig an die Mützen, und dann eine lange Formel, die stereotyp abgelesen wird — dann die Strafe: drei Monate Gefängnis. La séance continue.



Die Fälle klappern automatisch ab. Es sind meist arme Teufel von Proletariern, die da stehen, und von denen die Mehrzahl sich ihrer Dienstpflicht durch fehlende Anmeldung, Flucht und Ausflüchte entzogen haben soll. Die Strafen bewegen sich in einem Ausmaß von drei bis neun Monaten, je nach dem Vorleben und den Vorstrafen. Manche weinen, fast alle haben diese seltsame Angewohnheit so vieler Menschen, in Augenblicken stummer Erregung lautlos mit den Kiefern zu arbeiten . . . Nach dem Verhör und den Plädoyers werden sie wieder ins Gefängnis abgeführt: das Urteil wird ihnen später verkündet, eine arge Quälerei.

Nun eine Uniform auf der Anklagebank, eine lehmbraune. Soldat de deuxième classe. Hat sich gut geführt, bis er eine Lues attrappiert hat, wird von den Kameraden fortan gemieden und gehänselt, begeht Fahnenflucht und wird gefaßt, als er in den Straßen von Paris herumzigeunert. Bei der Verhaftung durch zwei Unteroffiziere das typische und historische Geschimpfe: «Ah — les vaches! Ils m'arrêtent lorsque je n'ai rien fait!» Les vaches . . . Es ist eigentlich unvorstellbar, wie man durch die traditionell harten Urteile die Bedeutung dieses Schimpfwortes so durch die Jahrzehnte retten kann. Aber es ist — gegen Schutzleute und Unteroffiziere des Heeres ausgesprochen — die tödlichste Beleidigung, die nie verziehen wird. Sechs Monate.

Und dann zwei Fälle, die aufhorchen machen.

Im Jahre 1915 ist ein französischer Soldat in die Schweiz desertiert. Er lebte dort schon vor dem Kriege, war mit einer Deutsch-Schweizerin verheiratet und rückte artig und gehorsam im Jahre 1914 ein, um auch für sein Teil ein Vaterland gegen ein Vaterland zu schützen. Im Jahre 1915 verwundet, bittet er um Urlaub, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Man verweigert ihm das. Nun reißt er vom Lazarett aus, geht zu seiner Frau, wird nicht mehr fortgelassen oder bleibt freiwillig — kurz: er sieht sich den Krieg von einem Platz aus an, wo sonst nur Prediger, höhere Generalstabsoffiziere und Industrielle sitzen. Nach zehn Jahren — im Jahre 1925 — stellt er sich dem französischen Konsul in Lausanne. Was den Mann dazu bewogen haben kann, bleibt unverständlich. Reue? Spekulation, begnadigt zu werden? Der Wunsch, nach Frankreich zurückzukehren, was ihm bis dahin verwehrt war? Nescio.

Der Mann weint. Der Verteidiger macht geltend, daß seine Frau, die Deutsch-Schweizerin, seine fünf Kinder deutsch erzogen habe, daß diese Kinder Schweizer werden, wenn der Mann, was er als Deserteur aber nicht kann, ihre französische Staatsangehörigkeit nicht beim Konsul reklamiert — kurz: er macht in nicht ungeschickter Weise alles geltend, was seinen Klienten in den Augen der Gestrengen als «bon garçon» erscheinen lassen kann . . . Das hat Erfolg: sechs Monate.

Der Nächste hats nicht so gut. Er ist einer von den vielen, die wegen Desertion zu einer formation pénitentiaire verdonnert wurden, also

eine Art Strafbataillon, deren schlimme Geschichte in Marokko, in «Biribi» liegt, eine Kulturwidrigkeit, die auch der tapferste Kampf französischer Kommunisten und der französischen Liga für Menschenrechte bisher noch nicht hat ausrotten können.

Vergebens macht der — diesmal uniformierte — Verteidiger geltend, daß der Mann, wird er wieder ins Gefängnis geschickt, unfehlbar in den Abgrund taumelt, besinnungslos von den vielen Strafen, unfähig, sich den neuen Qualen anders zu entziehen als dadurch, daß er neue Straftaten begeht; vergebens macht er auf das Alter des Mannes aufmerksam, dem höchstens noch durch die Möglichkeit, sich in anständiger Umgebung zu bessern, geholfen werden kann — man wandelt sich nicht mehr mit vierundvierzig Jahren; vergebens bietet er im Namen des Angeklagten freiwillige Meldung nach Marokko an: es hilft nichts. Zwei Jahre. Der Mann ist erledigt.

Diese Verhandlung ging in dem sanftesten Tone der Welt vor sich. Niemand schnauzte den Angeklagten an, er wurde fast freundlich behandelt. Das Urteil knallte wie ein Hieb herunter; der Verteidiger bekam einen roten Kopf und ging frische Luft schöpfen. Der Angeklagte saß schon wieder in seiner Zelle. *La séance continue.*

Militärgerichte sind Zweckeinrichtungen, ihre Urteile sind als administrative Maßnahmen zu werten. Es ist in Deutschland besonders gegen die französischen Kriegsgерichte sehr viel gewettert worden, als sie im besetzten Gebiet funktionierten. Was Schlageter angeht, so haben sie recht getan — und im übrigen ist Militärjustiz in allen Fällen vom Übel: nicht nur, weil sie vom Militär kommt, sondern weil sie sich als Justiz gibt, was sie niemals sein kann.

Nun halte ich aber diese braven Bürgerproteste gegen die Justiz anderer Länder in den meisten Fällen für feige, leer, zu nichts verpflichtend. Es gehört gar kein Mut dazu, als Franzose gegen die diktatorische Innenpolitik Primo de Riveras, als Deutscher gegen Horthy und als Österreicher gegen die Bolschewisten zu manifestieren — es ist viel schwieriger, gegen das Wüten der Justiz im eigenen Lande wirksam etwas zu sagen, ohne ihr in die Finger zu fallen. Aber es ist Pflicht.

Wer so viel auf dem Buckel hat wie die Scheindemokratien Europas, sollte sich um sich selbst kümmern.

Wir hatten die Militärgerichte und haben sie innerhalb der Reichswehr noch. Wir haben — was viel gefährlicher ist — eine Rechtsprechung in politischen Strafprozessen, die es in Voruntersuchung, Verhandlungsführung und Richtervorbildung mit jeder Auslandsjustiz im schlimmsten Sinne aufnimmt. Und wir haben das Reichsgericht.

Was da — fast unbeachtet von der Öffentlichkeit — allmonatlich an Urteilen in den sogenannten «Spionageprozessen» geleistet wird, spot-

tet jeder Beschreibung. Heute noch, nach so langer Zeit, werden Kriegsurteile gefällt, die an Härte und an Begründung nichts zu wünschen lassen. Die Verhandlungen finden mit vollem Recht unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt, und es hagelt nur so: zehn Jahre Zuchthaus, acht Jahre Zuchthaus, fünfzehn Jahre Zuchthaus . . . Nun ist außerordentlich schwer, sich der Opfer anzunehmen, weil die meisten wirklich Dreck am Stecken haben, weil dieses Milieu trübe ist, weil es sich nicht um Fechenbach oder um Leviné handelt. Aber die Strafen stehen zu den Straftaten in keinem Verhältnis, sie sind mit einem bösen Koeffizienten multipliziert worden: mit dem Patriotismus der Richter. Daß sechs Jahre nach dem Krieg einer — Heinrich Wandt — verurteilt worden ist, und zu sechs Jahren Zuchthaus, weil er Belgier kompromittiert hat, die nun ihrerseits wieder durch flämische Sonderbestrebungen ihr «Vaterland» verraten haben sollen, wurde damit begründet, daß die Verwertung dieser Bestrebungen dem deutschen Staat eines Tages noch nützlich sein könnte . . . ein durchaus richtiges Prognostikon. Wir haben also allen Anlaß, vor unserer eigenen Tür zu kehren. Die französischen Militärgerichte zu bekämpfen ist Sache der Franzosen.

Hier in Paris und dort in Leipzig verteidigen sich die Angeklagten gewöhnlich damit, daß sie sagen, sie seien an sich gute Patrioten, wie das Gesetz es befahl, sie seien nur gestrauchelt, ein Mißverständnis . . . das heißt: sie erkennen die Prinzipien der Richter als bindend an, versuchen aber, sich zu exkulpieren. Einer hat eine rühmliche Ausnahme gemacht.

Hölz hat die Sittengesetze negiert, die jene verkünden. Neben wenigen andern hat er den bewundernswerten Mut gehabt, den Vorwurf «Verräter», dem Sinne nach, mit der ins Schwarze treffenden Antwort eines französischen Kommunisten zurückzuweisen: «Ich habe Ihnen nichts versprochen, was ich verraten könnte!»

Und weil es Kriegsgerichte in Zivil gibt, weil der Talar den Richter äußerlich verkleidet, ohne ihn innerlich zu wandeln — weshalb denn auch mit Recht die Hosenbeine unten heraussehen und der Kopf oben —, deshalb sind die Sprüche dieser Leute so zu werten, wie sie abgegeben werden: als notwendige, rein administrative Abwehrmaßnahmen gegen die einzige wirkliche Gefahr, die diese Demokratien bedroht. Der äußere Feind bestärkt sie. Der innere will sie auflösen. So binden sie sich den Talar um, legen eine Mullbinde um die Augen, durch die man alles genau erkennen kann, und sprechen Recht. Es sollte ihnen gesprochen werden. Und es wird ihnen eines Tages gesprochen werden.

La séance continue.

## DIE UNPOLITISCHE

«Ist Frau Zinschmann zu Hause —?» fragte der Mann, der geklingelt hatte. Das kleine, runde Kind stand da und steckte die Faust in den Mund. «Aaaooobah —»

«Hier hängt se. Wat jibbs 'n —?» sagte die Frau des Hauses. Der Mann an der Tür machte eine Art Verbeugung. «Komm Se man rin» sagte die Frau. «Es is woll weejn den Jas. Ja, bester Herr . . .!»

«Es ist nicht des Gases wegen», sagte der Mann und ließ das Hochdeutsch auf der Zunge zergehen. «Ich komme vom Kriegerverein aus — von Vereins wegen, sozusagen. Sie wissen ja, Frau Zinschmann, der Kriegerverein, dem Ihr Mann angehört. Ja, Es ist wegen . . . Wir haben beschlossen, daß wir eine Umfrage machen, wie die Frauen unsrer alten Kameraden über die Lage denken . . . Und auch etwaige Beschwerden zu sammeln. In betreffs der politischen Lage. So ist das.»

«Ja, also was diß anjeht», sagte Frau Zinschmann und jagte die Katze von der Kommode, «mit Polletik befaß ick mir ja nun jahnich. In keine Weise. So leid es mir tut. Nehm Se Platz.»

«Unrecht von Ihnen, sehr unrecht von Ihnen, liebste Frau Zinschmann. Die Politik greift auch in das Leben der Frau tief hinein.»

«Entschuldjn Se man, det ick Ihnen unterbrechen due — aber wat hier so anjebrannt riecht, det is man bloß die Milch. Es is Magermilch, aba stinken dut se . . .! Aber wat wollten Sie sahrn —?»

«Ich meinte: sie greift hinein. Und seit unser ehrwürdiger Präsident Hindenburg an der Spitze dieses Staatswesens steht, ists besser um uns bestellt.»

«Na ja», sagte Frau Zinschmann. «Er ist ja auch man erscht kurze Zeit da. Der ewije Wechsel — det is ja ooch nisch. Wissen Se da, wo ick frieha reinejemacht habe, bei Hackekleins, Drehta Hackeklein. Se wern valleicht von den Mann jeheert ham — da hatten se'n Meechen, mit der wahn se ja nu jahnich zefriedn. Erst jingt ja: Emma hinten und Emma vorn, aber denn waht doch nisch. Nu ham se doch die Lina jemiet, die, die de da bei Rejerierungsrats jedient hatte. Fuffzehn Jahr wahn se da — keen Mensch im Hause hätte jedacht, det se da ma wechmachen täte. Denn hatte der Olle Pech, er fiel de Treppe runta und wurde pennsioniert, da jing se. Knall und Fall jing se bei Hackekleins. Se saachte: wen se bekochte, sacht se, det wär se janz eesal. Ja, det is nu die Neie. Aber wissen Se: besser kochn dut se ooch nuch.»

«Gewiß sind diese Hausangestellten in ihren Dienstobliegenheiten oft nicht recht zufriedenstellend», sagte der Mann. «Wenngleich . . . immerhin ist ein Mensch wie unser Außenminister Stresemann . . .»

«Otto!» schrie Frau Zinschmann durch das offene Fenster. «Wüßte runta von de Schaukel! Der Limmel sitzt den ganzen Tach nisch wie



uff de Schaukel!» Und, zum Gast gewendet: «Un dabei kann er nich mal richtich schaukeln —! Aba ick habe Ihn untibrochn!»

«Ich wollte sagen: die Richtlinien unsrer äußern Politik passen sich nur schwer den wirtschaftlichen Belangen an. Der Feindbund . . . Aber da haben wir ja unsre herrliche Reichswehr mit einem doch recht tatkräftigen Minister und einem Manne, der ihm zur Seite steht . . .»

Zwei brüllende Kinder brachen in das Zimmer ein. «Mutta! Mutta!» schrie der größere Junge. «Orje haut ma imma! Er sacht, ick soll mir in Mülleima setzen un die Wacht am Rhein blasn! Wir spieln Soldatn. Ick will aba nich in Mülleima sitzn, Mutta!» — «Woso laßt du dirn det jefalln, du oller Dösknochen! Oller Schlappschwanz — do!» Der Junge zog ein kräftiges Licht hoch und sagte: «Wo er doch mein Voriesetzta is —»

«Entschuldjen Se man», sagte Frau Zinschmann und warf die Jören wieder heraus. «Son langer Lulatsch und noch so dammlich. Herrjott —! Wie meintn Se soehmt?»

«Ja, sehen Sie, Frau Zinschmann, es ist ja vieles faul in dieser — ehimm — Republik. Aber, Gott sei Dank, unser altes preußisches Richtertum, das hält doch noch stand. Das hält stand.»

«Ach, hörn Se mal», sagte Frau Zinschmann, «wo Se nu doch vom Vaein sind — könn Se ma da valleicht 'n Rat jehm . . .? Also — da is doch det Frollein Hauschke, die von dritten Stock, newa —? Wissen Se, wat die is? Wo wir hier alleene sind, kann icks Ihnen ja sahrn: also eine ganz jeweehnliche, also det is eene, die, wissen Se, wenn da eena kommt und — also so eene is det. Und nu, seit eine ßwei, drei Jahre . . . da tut sie so fein und tritt uff int Haus und hat sich feine Pelze angeschafft, ick weeiß nich, wovon. Na, neilich, wie se hier langjemacht kam, da haak se nachjerufn: Ham Se sich man nich so, Sie olle Vohrelscheuche! Ohm 'n Pelz und 'n Ding uffn Kopp — aber unten die alten Beene kucken doch raus! Sahrn Se mal: is det strafbar —? Newa, det is doch nich strafbar? Wa? Na, wollt 'ck meen . . .!»

«Ihr Mann hat doch gar keine Verbindung mehr mit den Sozialdemokraten?» nahm der Vereinsabgesandte das Gespräch wieder auf. «Diese verdammten Roten . . .»

«Na allemal. Nee — Hujo jeht da nich mehr hin, er saacht, et lohnt nich. Neilich, in die kleene Kneipe, wo se imma ham ihrn Zahlahmt, da ham se zwei mächtig vahaun — det wahrn sonst anständche Jeste. Un vatobackt ham sie die! A richtich! 'n nächsten Morjen ham se noch uff'n Hof jelejn. Der Wirt wollt se nich so uff de StraÙe raustrahn — bei den Hundewetter . . . Det is 'n Jemiet, is der Mann. Ja, un wissen Se: 'n nächsten Morjn — da ham die beedn doch von jahnischt jewußt! I! die kam ausn Mustopp. So war det.»

«Ja», sagte der Mann und trocknete sich mit einem Taschentuch die Stirn. «Die sozialdemokratische Bewegung — das is so eine Sache. Nur



gut, daß wir den ehernen Wall der Gutsbesitzer haben! Das Land, Frau Zinschmann! Die preußische, die deutsche Erde —!»

«Entschuldjn Se 'n kleen Momang!» sagte Frau Zinschmann. «Ick heer die Katze wirjn; det Aas hat sich wieda ibafressn. Wissen Se: die frißt, bis se platzt — un denn schreit se vor Hunger! Wißtdu! Husch, husch! Pusch! Wat sagten Sie doch gleich —?»

«Ja, ich meine: wir wollen zusammenhalten, bis wieder einst bessere Zeiten herankommen, herrliche Zeiten, Frau Zinschmann! Frontgeist wirds schaffen!»

«Na jewiß doch. Na allemal. Da draußen nach den Rummel missn Se jahnich nach hinheern — des sind Meßackers ihre, ne dolle Bande! Siehm Jungs. Aber ick kenn se: große Schnauze un nischt dahinter.»

«Nun, Gott befohlen, Frau Zinschmann! Eine schwarz-weiß-rote Fahne haben Sie doch im Hause?» fragte der Mann, der schon auf der Treppe stand.

«Ja, Huro hat eene», sagte Frau Zinschmann. «Sehn Se sich da draußen vor — det Jeländer is frisch jestrichn, un die alte Farbe kommt imma wida durch. Die neue doocht nischt — et müßte mal ibajestrichn wern! Und nischt fir unjut, Herr Sekatär, nischt für unjut —! Denn sehn Se mal, also mit Polletik — da befasse ick mir nu jahnich —!»

## STAATSMORPHIUM

Neulich mittag saß auf einer deutschen Anklagebank — also einem durchaus reputierlichen Ort — ein Ding, das der ziemlich guten Nachahmung eines Menschen glich. Es war ein ehemaliger Soldat.

Als der Stumpf noch ein Mensch war, hatte er während des Krieges derart schwere Verletzungen erlitten, daß die jahrelangen ununterbrochen anhaltenden Schmerzen nicht anders zu dämpfen waren als mit Morphium. Der Staat, der seinem entlaufenen Kaiser monatlich 50 000 Mark zahlen kann, ungerechnet die Werte, die ER sich hat über die Grenze schieben lassen — der Staat hatte für das Bündel Schmerzen kein Geld, aber Morphium in natura. Der Mann bekam also, wie im Gerichtssaal angegeben wurde, «Staatsmorphium». Alle paar Tage ein paar Gramm.

Immer, wenn die Nerven dumpf aufheulen wollten, piekte die kleine Spritze in die schmutzige Haut, und dann legten sie sich wieder zu scheinbarer Ruhe. Wie hinter Watte tat es nur noch weh.

Sie hatten den Stumpf wegen Bettelei angeklagt, was gleichgültig ist, und der Staatsanwalt kam zu irgendeinem juristischen Resultat, die Einstellung des Verfahrens betreffend, was noch gleichgültiger ist. Verwaltungsmaßnahmen sind auch dann nicht der Nachprüfung wert, wenn sie sich Urteile nennen. Der Mensch ging im Dämmerzustand

heraus. Er wußte gar nichts von sich. Er lebt ständig im Dusel: voll von Staatsmorphium.

Er ist nicht allein, sondern hat Kollegen: 60 Millionen.

## DER GALLENBITTRE

Beim Kaiser Franz Joseph war Langlebigkeit schon beinahe ein Verdienst: zu denken, was er alles miterlebt hatte! Man tut bei alten Leuten gern so, als wären sie wirklich Teilnehmer an allen den Ereignissen gewesen, die sich da zu ihren Lebzeiten abgespielt haben — als ob Kriege, Friedensschlüsse, Morde und Hochzeiten nicht einfach kalendermäßig an ihnen vorbeigeglitten wären.

Georges Clemenceau aber hat teilgenommen. Der dreißigjährige Arzt war zur Zeit der pariser Kommune Bürgermeister eines Arrondissements auf Montmartre — und was ist seitdem nicht durch seine Hände gegangen, woran hat er nicht alles mitgewirkt! Es gehört schon die ganze politische Instinktlosigkeit kleiner nationaler Provinzler dazu, ununterbrochen gegen Poincaré zu donnern und dabei zu vergessen, wer der Papa des Friedens von Versailles gewesen ist. Wer —?

Ein gallenbitterer, allem Pathos abholder, böser Knabe: Arzt, Politiker, Journalist, Angreifer, Besetzer eroberter Stellungen, hartnäckig wie ein Büffel, geschmeidig — und dann ein alter Mann, der still seine Devisenspekulationen begießt. Er züchtet auch Rosen und liebt ihre Hausse. Memoiren —?

Aber er hat eine Fülle von gesprochenen Memoiren hinterlassen, und das sind seine Witzworte: lange harte fünfzöllige Nägel, die er erbarmungslos in die Köpfe der Gegner trieb. Das Buch *«L'Esprit de Clemenceau»*, von Léon Treich gesammelt und in der Librairie Gallimard zu Paris erschienen, ist ein Nagelkasten.

Es beginnt mit einer Stecknadel. Im Jahre 1906 war Clemenceau Minister des Innern, und er ging mit seinem ersten Bürodirektor von Saal zu Saal, morgens um zehn Uhr. Alle Tische waren leer — so früh fingen die Herren nicht an. Der Chef sagte kein Wort. Im dritten Saal saß ein Beamter, aber der schlief. Der Bürodirektor wollte den Mann wecken. «Tun Sie das nicht!» sagte Clemenceau. «Sonst geht er auch noch weg.» Aber dann werden die Stecknadeln dicker, und nun kommen die Nägel. Da war Clemenceau schon Ministerpräsident, als er mit seinem ganzen Kabinett bei einem Senator zur Jagd eingeladen war. Neben ihm saß ein Romanschriftsteller. «Sind Sie ein großer Jäger vor dem Herrn?» fragte ihn Clemenceau. «Ich schieße miserabel», antwortete der. «Ich habe immer Furcht, meinem Nachbar eins aufzubrennen.» Da machte Clemenceau eine liebenswürdige Handbewegung auf alle seine Minister hin und sagte: «Bitte bedienen Sie sich!» Und

zum Hausherrn: «Geben Sie ihm einen recht guten Platz, nicht wahr?» Es ist ein Humor mit der Zitrone im Wappen.

Eines Tages kam Herr Mandel, sein getreuer Adlatus zu ihm — es wäre zu langwierig, hier auseinanderzusetzen, wer Herr Mandel war, kurz: Herr Mandel — und bat den Alten um einen Rat. Er wolle zum Journalismus. Darauf Clemenceau: «Schreiben kann jeder. Machen Sie hübsche, kurze Sätze: Verbum, Subjekt, Objekt . . .» Pause. Dann: «Wenn Sie ein Adjektiv schreiben wollen, kommen Sie vorher zu mir!» Seine Journalisten kannte er. Als er noch Direktor der *«Aurore»* war, wurde auf seine Veranlassung in den Redaktionsräumen ein Schild angepappt: «Die Herren Redakteure werden gebeten, nicht eher aus dem Dienst zu gehen, als bis sie gekommen sind.»

Und nur hier und da liegt zwischen den Nägeln eine harmlose kleine Eisenkugel, die da zur Erinnerung aufbewahrt ist. So erzählt Clemenceau von einem seiner Besuche an der Front, wo ihn ein Hauptmann durch die Gräben führte. Der brachte sich reinweg um: «Vorsichtig, Herr Präsident! Hier muß man sich etwas bücken! Bitte, hier ist eine Stufe . . .» Und alles das ganz, ganz leise. Schließlich fragte der *«Tiger»*, natürlich ebenso leise: «Sind wir denn ganz nahe an den feindlichen Gräben, daß Sie so leise sprechen?» — «Aber nein, Herr Präsident», flüsterte der Hauptmann. «Die Deutschen sind ein paar Kilometer von hier. Ich bin nur furchtbar erkältet!»

Nägel, Nägel. So bekam er eines Tages die Zuschrift einer großen Zeitung, die eine Enquete machte, zur Abwechslung so: «Was halten Sie von der gegenwärtigen Regierung?» Clemenceau nahm einen Briefbogen und schrieb: «Sehr geehrte Herren! Wie können Sie nur glauben, daß ich meiner Meinung über Politiker Ausdruck geben würde, die grade an der Macht sind?» Unterschrift. Aber bevor er den Brief zuklebte, nahm er ihn doch noch einmal her und schrieb ein Postskriptum:

«0+0+0+0=0.»

Im großen und ganzen kann man das Urteil von Lloyd George nur unterschreiben, der von dem *«dear old tiger»* gesagt hat: «Herr Clemenceau ist ein furchterweckender Greis. Jedesmal, wenn ich ihn sehe, hat er ein Jahr weniger auf dem Buckel und eine Klaue mehr.» Das ist richtig, denn grade die Urteile über die jüngsten Zeitgenossen sind die schärfsten. Vom Ministerium Herriot im Juni 1924: «Die armen Verwandten», eine nicht auszuschöpfende Bosheit. Und sind nicht in diesem Diktum die zwei Männer, um die es sich handelt, beinah völlig eingefangen? «Dieser Poincaré . . . der weiß alles, alles, alles — aber er versteht nichts. Briand weiß nichts, nichts — aber er versteht alles.»

Mitunter haben ihn die andern ebenso scharf beurteilt, und er hat es nie übelgenommen, im Gegenteil. Nach der blendenden Rede eines jungen Politikers im Palais Bourbon beglückwünschte Clemenceau

seinen Kollegen und sagte ihm lächelnd: «Ein ausgezeichnetes Debut, junger Mann. Kommen Sie an mein Herz!» Der andre verzog keine Miene: «Das kann ich nicht, Herr Präsident. Ich habe den horror vacui.»

Dieses Herz war leer. Über das Gehirn läßt sich streiten. Für den Frieden von Versailles, wo die Hartnäckigkeit eines alten Mannes die Erfüllung einer Jugendsehnsucht erzwang, ohne daß er bedachte, wie inzwischen alles anders geworden war, für diese anachronistische Tat erscheint mir nichts so bezeichnend wie jene kleine Geschichte, in der erzählt wird, daß ein Justizminister im französischen Parlament plötzlich ohnmächtig wird. Man schickte nach einem Arzt. Zufällig kam Herr Clemenceau vorbei. «Was gibt es denn? . . . Weiter nichts? Lassen Sie mich sehen, ich bin Arzt.» Er untersuchte den leblos Hingestreckten, hob dessen Augenlid, zuckte die Schultern und gab die Diagnose. «Nichts. In fünf Minuten ist alles wieder in Ordnung.» Sprachs und ging davon. Etwas später kam der diensttuende Arzt und untersuchte seinerseits. Der Minister war tot.

Vielleicht hat der Tiger selbst gewußt, daß seine Diagnosen nicht immer gestimmt haben, und in einem Schlußwort ist mehr Wahrheit, als er selber weiß. Jemand machte ihm ein Kompliment über seine Klugheit. «Aber ich bin nicht klug», sagte der damalige Ministerpräsident. «Sehen Sie, wenn ich klug wäre — wissen Sie, was ich dann täte? Ich würde noch heute abend sterben. Dann wäre ich wenigstens sicher, eine schöne Leiche zu haben. Aber wenn ich nur bis übermorgen warte . . .»

Er hat bis übermorgen gewartet, und Europa wird seines Erbes nicht froh.

## BÜCHERTISCH

Wie alljährlich, so breiten wir auch heuer für unsere Leser die Gaben der deutschen Literatur auf den Weihnachtstisch aus, damit jeder sich für die kerzenflimmernde Tanne das aussuchen möge, was ihm besonders am Herzen liegt. «Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen», denken wir mit Oskar A. H. Schiller, und ist doch ein gutes deutsches Buch wie kein anderes geschaffen, ja bestimmt, neben dem nervenstärkenden Fußball und der Gesundheitswäsche auf dem Gabentische zu prangen. Wohlan —!

Da liegt uns zunächst Walter von Molos «Pankraz Lauseburms» vor. Molo, der offenbar in seine dritte Schaffensperiode hineingetreten ist, hat uns hier sein Bestes, wo nicht Allerbestes gegeben. Der Leser lasse sich durch den Titel nicht irreführen: hier ist kein «Roman» in der landläufigen Bedeutung des Wortes, eine lesbare, amüsante Unterhaltungslektüre — hier ist, wie sich das für einen deutschen Roman gehört, ein Problem aufgerollt. Das Problem dieses zähen Werks ist die Durch-

schauung der kosmischen Kultur schlechthin, im Wirbel der Folgehaf-tigkeit ihrer Geisteskonflikte — wahrlich: eine alle Heutigen tief be-wegende Frage! «Jeder ist Partner, in allen Räumen des Seins!» — das lehrt uns dieser groß angelegte Roman, mit seinen spiralhaft empfun-denen Typen, unter denen ein Verehrer Friedrichs des Zweiten ganz besonders gelungen sein dürfte. Niemand kann an diesem Roman vorbe-gehen — er wird es immer aufs neue tun.

Dem zunächst steht Max Schelers «Persönlichkeitsrhythmus und Kulturgenius» (nicht wie in der vorigen Nummer irrtümlich an-gegeben: «Kulturrhythmus und Persönlichkeitsgenius»). Das Buch die-ses tiefsten Kopfes unter der heutigen Philosophengeneration zeigt eine klare Einstellung zu den Dingen der Zeit: Scheler legt endlich den Unterschied zwischen dem Sein als solchen und dem Sein in Hegelscher Auffassung klar dar — und wir wüßten nicht, was uns im Augenblick nöter täte. Die Haltung dieses echt deutschen Mannes im Krieg ist uns allen unvergessen — er setzt sie würdig fort.

Den Kriegsgeschichtler wird besonders «Zwischen Château d'Auve und Chemin des Embusqués» von Generalmajor Rudolf Marsch inter-essieren. Marsch weist hier überzeugend nach, daß die OHL im Jahre 1917 nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde, den linken Flügel südlich Verdun zurückgenommen hat, sondern daß sie ihn nicht zu-rückgenommen hat — eine strategische Feststellung, die ein ganz neues Licht auf die Kriegsforschung zu werfen geeignet ist. Wenn die aus-ländische Propaganda ein klares Bild des deutschen Militärs haben will, so kann sie das am Marsch feststellen.

Mit besonderer Freude weisen wir auf Sven Fleurons «Sudebambel, Erlebnisse eines Mistkäfers» hin (bei Eugen Titerich, Gena). Die Kraft, mit der sich hier ein echter Dichter in das Seelenleben dieses mit Un-recht verachteten Tieres eingelebt hat, zeigt so recht, daß das germa-nische Tierbuch hoch über allen anderen steht. Nicht zu Unrecht sagt schon Hermann Löns in seinem Buch «Der Gewehrwolf» sowie Gorch Fock in «Erhöhung des Marineetats tut not!» — beide sagen fast über-einstimmend: «Die deutsche Seele flüchtet sich gern aus der harten Wirklichkeit des rauhen Alltags in das Paradies der Tiere.» Im An-schluß hieran machen wir auf die famose «Anleitung zu schwierigen Laubsägearbeiten» (bei Holzapfel, Eutin, in Mecklenburg) aufmerksam.

Die bekannte Operette «*Anneliese von Dessau*» von Chaskel und Meirowitz hat Hans Harringer zu einem echt deutschen Roman inspi-riert. Wie hier noch einmal alle historischen Figuren der Reihe nach vor uns auftreten, der derbgemütliche, aber herzensgute Herzog, das Anne-Liser'l, der Leibjäger Franz — nicht zu vergessen Friedrich der Große —: das bedeutet eine echt deutsche Herzstärkung in dieser so echt deutsch beschimmelten Zeit.

Josef Jansen hat «*Das Nibelungenlied*» neu bearbeitet und uns damit



etwas völlig Neues gegeben. Er hat sich nicht ganz an die zeitlichen Grenzen gehalten — so führt er aufs glücklichste in Wotans Sagenkreis Friedrich den Zweiten ein —, aber hier ist doch in mustergültiger reiner Prosa etwas Gewaltiges entstanden. (Broschiert 6,50.)

Die «Deutsche Volkheit des Volks der Deutschen» (bei Diederichs in Jena) setzt ihre Sammlung fort: sie wird volkhafter von Nummer zu Nummer, wie wir das so häufig antreffen.

«Als Mundschenk im Großen Hauptquartier» ist ein geschichtliches Dokument allerersten Ranges. Oberkellner Jensch hat es geschrieben, Arthur Doepler der Ältere hat die frischen Bildchen beige-steuert. Jensch war drei Jahre lang Obermundschenk bei Wilhelm dem Zweiten und ist also wie kein zweiter befähigt, über die Stimmung des Heeres Allgemeingültiges auszusagen. Nach ihm war die Stimmung bis zum Frühjahr 1917 ausgezeichnet — dann setzte langsam der Dolchstoß ein, ohne welchen wir seiner Ansicht nach noch jahrelang hätten kämpfen und durchhalten können. Ein echt deutsches Buch.

Gleichfalls einen geschichtlichen Rückblick — wenn auch etwas trüberer Art — gibt Parteifunktionär Albert Konzowski (Leipzig) über die traurigen Tage um den 9. November. Nach ihm hat die Sozialdemokratie das Verdienst, den Bolschewismus zurückgedämmt zu haben; so berichtet Konzowski von einer Äußerung Eberts, der im Januar 1919 zu ihm (Konzowski) gesagt habe: «Albert — noch zwei solcher Siege wie die über Liebknecht und Luxemburg, und wir haben gesiegt!» Ein lehrreiches Büchlein.

Die Gymnastik pflegt: «Mit Blitzlicht und Büchse durch Mary Wigman» — mehr dem Sport zugewendet ist: «Anleitung zur Anlegung von Jahrestabellen und Leistungsprüfungsverordnungen in der Hochschule für Leibesübungen» von Reichsobersportwart Hagedorn.

Das Kochbuch von Dr. theol. hon. caus. Hedwig Heyl ist in achtzehnter Auflage erschienen — moderne Speisen, wie «Falscher Hase nach altem Fritz» und «Verlorne Eier nach Ludendorff», würzen die Neubearbeitung.

Fügen wir noch Erich Rümelins «Der Zivilprozeß bei den Tungusen» und das entzückende Bilderbuch «Wenn du groß bist, Fridolin — kommt der Uhu zu dir hien!» sowie «Was junge Mädchen kurz vor der Hochzeitsnacht wissen müssen» hinzu — so haben wir wohl des Guten und Besten genug aufgezählt.

So zeigt sich auch hier wieder, daß der Born deutscher Kunstkraft auch in diesem Jahr unverstopft quillt, und daß Künstler, Schriftsteller und Dichter ihre Zeit so recht verstehen — so daß auf Deutschland das Dichterwort:

«Seine Sorgen und Rothschilds Geld»  
die vollste Anwendung finden dürfte.

## MAURICET

ist so:

Ein hübscher Kerl mit Scheitel und wegamüsiertem Haar sitzt nach sehr erklecklichen Leistungen vor der Dame des Hauses in beiderseitigen Pyjamas, er raucht eine Zigarette. Die Dame sieht ihn an und lächelt. Sie spricht eine Befürchtung aus — vielleicht ihres Mannes oder ihrer Freundin wegen, aber er macht ein Gesicht wie ein Schuljunge, der dem Lehrer faulen Backsteinkäse unter den Stuhl geklebt hat . . . es wird schon nichts herauskommen. Pö! Es ist noch nie nichts herausgekommen. Hierauf zerdrückt er sorgfältig die Zigarette im Aschbecher, wirft sie auf den Boden und löscht das Licht. Die Dame ist zufrieden.

Übrigens tritt er bei sich — also bei Fursy und Mauricet — auf und singt, wenn er sich nicht einen Bart geklebt hat und sich darüber sowie über die Sätze, die er sprechen muß, lustig macht, Chansons im Smoking. «Frech» ist nicht das Wort. Es ist der Extrakt der Frechheit. Sein Mitsänger ist der alte Fursy, der, wenn Gott genauer hinsieht, Dreyfus heißt und auch mit jenem verwandt ist, und dessen politische Lieder meist auf dem Niveau einer Kaffeepause im Kriegerverein stehen; er, der an die dümmsten Kleinbürgerinstinkte mit Erfolg appelliert, sollte sich anhören, wie Mauricet ein politisches Couplet dichtet, hinnäselst, vormeckert . . . Er sagt die unglaublichsten Dinge, aber so glatt und schnell, daß er nicht hängenbleibt, schon reingetreten und weg. Vieles ist nicht übertragbar, das meiste nicht. Ehe ich erklärt habe, warum er Maurice Rostand sagen läßt:

«Mon Cu—  
ré chez les Riches —»

sind wir alle tot. Aber er pfeffert noch schnell das tiefsinnige Chanson hin, das sich auf die großen Anzeigen der Firma bezieht, die da die kleingehackten Makkaronis anpreist, damit man sie bequemer essen kann. Mauricet:

«Les macaronis, pour être bons,  
doivent-ils être courts  
ou doivent-ils être longs?»

Schnell fertig sind die Damen mit dem Wort: gibt es da ein Zögern? Nein. Der Wind hat Herrn Mauricet schon hinter die Kulissen geweht, woher er bebartet herauskommt und mit Rip den entzückendsten «quetch» spielt, den man sich denken kann.

Rip — das ist einer der tausend Julius Freunds von Paris, er schmeckt nach Polgar. Er sitzt in einer roten Hausjacke auf der Bühne, telefoniert, singt Vulklieder mit Flammriebabbern in der Stimme, streut neue Couplettechniken um sich herum, als fiele ihm dergleichen jede Nacht und jeden Mittag beim Aufstehen ein — und das tuts auch,

denn die pariser Bühnen sind voll seiner lustigen Gesänge. Rip-pip-pip . . . Hier, in der kleinen Butike, sind seine Texte noch viel besser als in den großen Operetten, frecher, spitzer, schaumiger, und als ich nach einer halben Stunde wünsche, es solle immer so weitergehen, sitzt er wieder am Tisch, in derselben Haltung wie am Anfang und telefoniert . . . Wenn ich mich nicht schäme, würde ich am Bühnentürl auf ihn warten.

Eine Dame kommt heraus und weimert ein altes französisches Lied, das ganze Biedermeier ist darin:

«On dit que tu te maries . . .»

Und Groffe ist noch da, wie alle andern in der eigentlichen Theaterkunst «unnatürlich zu sprechen», Nummer sechs — aber welch ausverschämte Texte und welche Piknase! Wenn euer Charme der Frechheit Nahrung ist, gebt volles Maß . . . Ick amüsier mir wie Bolle uffn Milchwagen und wünsche, es möge nie, nie aufhören.

## EINE SCHRECKENSKAMMER

Hier in Paris preist die große illustrierte Zeitschrift *«L'Illustration»* ihr großes Kriegsalbum an allen Ecken und auch auf der Kunstgewerbeausstellung an. Ich habe mir die beiden schweren Bände gekauft, und ich kann nur jedem Friedensfreund raten, desgleichen zu tun. Das Album ist auf sehr schönem Kunstdruckpapier gedruckt und in Leder gebunden. Die Adresse der *«Illustration»* ist: 13 rue St. George, Paris IX.

Dies ist die vollendetste Bildchronik des Weltkrieges, die ich bisher zu sehen bekommen habe, und es gibt zu ihr kein deutsches Gegenstück.

Die Sache fängt an mit dem Attentat in Serajewo, man sieht die beiden Särge, von denen einer, dem Willen eines rachsüchtigen Zeremonienmeisters gemäß, niedriger steht als der andere, war es doch eine morganatische Ehe. Man sieht Poincaré beim Zaren, um ein Bündnis abzuschließen, das ihm die Torheit und Fahrigkeit des deutschen Kaisers leicht gemacht hat, und man sieht auf Seite 18 Wilhelm selber. Sie müssen da irgend etwas in seinem Gesicht retuschiert haben: das Gesicht glänzt vor Falschheit, und falsch ist der Kaiser nie gewesen. Der Verdacht der Retusche liegt um so näher, als die Gesichter vieler deutscher Soldaten und U-Boot-Leute in diesem Album einen Ausdruck tragen, den der Typus des Muschko nicht hatte: etwas Blutgieriges, Rohes ist darin, und der deutsche Soldat hat als Individuum viel weniger Roheiten begangen als etwa der romanische: dafür hat keine gegnerische Heeresleitung solche verbrecherischen Befehle herausgegeben wie die deutsche.

Das Album zeigt den Rechtsbruch in Belgien und die ersten Tage der Kriegsbesoffenheit. Auf beiden Seiten der Grenze werden Hüte geschwenkt, Mäuler aufgerissen, Generale anhurra: Bilder vom Geisteszustand einer aus Rand und Band geratenen Menschenmasse, die Zeitung, Schule, Kino und Kirche gleichmäßig verdreht gemacht hat.

Ich habe niemals zu denen gehört, die die Erschießung von Franktireurs durch deutsche Offiziere angeprangert haben. Hinterher hat man leicht moralisieren. Die Truppe wurde von hinten angeschossen, war wütend gemacht, konnte den Gegner nicht erwischen, und hat sicher in der schrecklichen Aufregung die furchtbarsten Fehler begangen. Diese Dinge sind heute sehr schwer nachzukontrollieren. Mir scheint allerdings, als ob die systematische Erschießung von Kindern und Frauen unter keinen Umständen zu entschuldigen wäre. Sie hat stattgefunden.

Seite 90. Im Schloß von Gué ist ein feindliches Lazarett eingerichtet worden: die Mannschaften, die hier gestorben sind, hat man im Park beerdigt, ihre Stiefel und schmutzigen Sachen bedecken den Boden. Man sieht das. Vor einem Haus im Park liegt ein Haufe durcheinandergeworfener Militär-Effekten, und deren Inhaber sind nicht mehr da. Sie sind ermordet worden. Denn man soll sich doch ja abgewöhnen, einen Kollektivtod anders als mit den Worten des Strafgesetzbuches und der Bibel zu bezeichnen, die beide die gewaltsame Tötung eines Menschen durch den Menschen verhindern wollen. Mord bleibt Mord, auch wenn man sich vorher andere Kleider anzieht, um ihn zu verüben.

Die ersten Gefangenen. Diese Deutschen sehen noch gut aus. Gut gekleidet, gut genährt, es war das erste Kriegsjahr. Dazwischen ausgesprochene nationale Gemeinheiten, wie wir sie ja auch von deutscher Seite her kennen, z. B. jenes berühmte Bild, das schon Avenarius in seiner Schrift *«Das Bild als Lügner»* reproduziert hat. *«Der Hinterhalt»* — eine Gruppe deutscher Soldaten, unter Führung eines Offiziers, steht und hält die Kolben hoch, sie wollen sich also ergeben. Unter ihnen, vom Feind aus nicht sichtbar, ein Maschinengewehr und ein Mann, der es kniend bedient. Ich bin fest davon überzeugt, daß dergleichen nirgends vorgekommen ist.

Jetzt kommen die ersten Gräben. Sie sind schon vollgefüllt mit Toten, die da liegen und nicht wissen warum; die verkleideten Proletarier der anderen Seite sehen sie mit grimmigem Gesichtsausdruck an und fühlen nicht, daß sie sich selbst ins Fleisch geschossen haben. Aus dem Kampf an der Meuse ein Grabenstück. Aber das ist genau der Anblick eines Wirtshausplatzes, auf dem sich betrunkene Bauernburschen ihre Messer in den Bauch gejagt haben. Zwischen mondbeschiedenen Schlachtfeldern, zerrupften Bäumen, schiefen Laternen, elenden Menschenfetzen in Krümperwegen —: die Generale.

Ich kann beim besten Willen nicht verstehen, warum man diesen

sauberrasierten und wohlgekleideten Verwaltungsbeamten das Prädikat des Soldaten anhängt. Ob ihr Wirken verdienstvoll war oder nicht, ob es einer großen Geistesanspannung für ihr Werk bedurfte oder nicht, das ist eine andere Frage. Aber Soldat im Weltkriege sein, hieß: unabsehbare Mühsale der Tage auf sich nehmen, kleine Plackereien, die an den Nerven rissen; Läuse, Hungern, kein Wasser, Schmutz, nie allein sein, gedrückt gehorchen müssen und dann der Kampf, dessen Risiko bei alledem noch nicht das Schlimmste war. Solcherlei Werk haben die Generale nicht getan und nicht tun können, das liegt im Wesen der Sache. Aber es ist ungerecht, verkleideten Rechnungsräten die Qualifikation von Kämpfern zu geben, was ja für manche geistig zurückgebliebene Leute eine Ehre bedeutet. Der Kommerzienrat, der in der Aufsichtsratssitzung die Geschäftspolitik eines Eisenwerks dirigiert, mag ein schöpferischer und großer Mann sein. In der Welt des Eisenarbeiters, der vor dem Hochofen glüht, ist für ihn kein Platz. Der moderne General ist so wenig ein Soldat, wie der Kommerzienrat ein Handarbeiter.

Gefangene. Wie wurden sie behandelt? Abgesehen von der Sinnlosigkeit, die dem feindlichen Leuteschinder, wenn er nur eine silberne Borte trug, Ehre und gute Behandlung zuteil werden ließ, die man dem Kranken verweigerte, hat auf beiden Seiten ein Teil der Gefangenenlager unter dem Kommando größenwahnsinniger Spießer gestanden, die sich heute noch vor Gericht rühmen dürfen, «stramm mit den Kerls verfahren zu sein», und deren Seele viel zu klein war, um die fürchterliche Gabe einer schrankenlosen Macht vertragen zu können.

Greuelthaten der Deutschen. Die beschränken sich in diesen beiden Bänden eigentlich immer auf die Fliegerangriffe und die Unterseebootkämpfe. Nun, das «Belegen» mit Bomben, wie sich dieser Gaunerjargon ausdrückt, ist eine viehische Sache, weil ja wahrscheinlich in fast allen Fällen Zivilbevölkerung, Kinder und Frauen betroffen worden sind, aber in unserer Zeit ist doch wohl der Unterschied zwischen Zivil und Militär sehr gering. Ist Granatendrehen keine Kampfhandlung? Prallt die Gaswolke vor den Zivilisten zurück? Es ist zu wünschen, daß es im nächsten Kriege kein Hinterland gäbe, damit auch die Frauen der Männer, die heute noch in einem Massenmord eine gewaltige Leistung sehen, zu spüren bekommen, was er bedeutet.

Das beschämendste Zeugnis für die Deutschen aber befindet sich auf der Seite 630 des ersten Bandes. Dort ist zu sehen: «Die Ruinen des Rathauses von Péronne, das aus dem 16. Jahrhundert stammt, und die Inschrift, die der Feind zurückgelassen hat.» An dem total zerschossenen Haus auf dem Marktplatz hängt im ersten Stock eine riesige Holzplanke, auf der steht sorgfältig gemalt: «Nicht ärgern — nur wundern!»

Ich muß sagen, daß mir eine solche gemeine Roheit, die selbstver-



ständig nur im Einverständnis mit den Offizieren erfolgt sein kann, einfach unverständlich ist.

Zweiter Band. Die ersten russischen Revolutionsaufnahmen, hier und da deutlich retuschierte Bilder. Nun werden die deutschen Gefangenen ganz jung. In der überwiegenden Anzahl sind es die Kleinbürger und Proletarier, die da ihr Blut für etwas vergossen haben, was sogar Gustav Stresemann als einen Wirtschaftskrieg bezeichnet hat. Und seltsam, wie im Vordergrund aller dieser Bilder immer wieder deutsche Gefallene liegen, so wie auf den deutschen Bildern französische Leichen den Boden zieren.

Man sieht den Zaren und den französischen Boelcke: Guynemer, einen hübschen jungen Menschen, der am 11. September 1917 heruntergeschossen worden ist. Und dann neigt es sich dem Ende zu. Siegesfahnen im Elsaß, Erzberger in den nächtlichen Automobilen im Walde von Compiègne, das einzige Bild, auf dem ich nun wirklich einen General vermisze. Wo war der, der an diesem Tage hier zu erscheinen hatte? Seit wann unterzeichnen Zivilisten einen Waffenstillstand, der die Sache der Offiziere ist? Aber an verantwortlichen Tagen hat ja diese Gesellschaft stets rückwärtige Stellungen bezogen. Und dann die deutschen Tage eines Ereignisses, das man Revolution genannt hat; diese Fotografien erfüllen einen mit Schmerz: verkümmert ihre Wirkung, verraten ihre Ergebnisse.

Le jour de gloire . . . Es muß das Brausen dieses Sieges zum Himmel gestiegen sein, und doch ist er mit seinen fast dreißig Nationen ein Ehrenedenkmal für ein unterlegenes, irregeleitetes Volk. Für Deutschland. Siegesfeiern in allen Ländern. Der erste Gefallene auf französischer Seite, noch ein paar Bilder und dann jene große Platte vom Grabe des Unbekannten Soldaten.

Ist das ein niedriges Presseerzeugnis? Das mögen Oberpräsidenten entscheiden, wie sie Lust haben.

Weil aber in einem solchen wirren Schlachten die Verantwortung unter so viele Köpfe aufgeteilt ist, daß sie zum Schluß keiner mehr trägt, weil es die, die befehlen, nicht ausführen, und die, die ausführen, nichts befohlen haben, weil ein Teil der jungen Leute Luftmord und Wassermord als eine sportliche Betätigung angesehen hat, weil am Anfang die zwanzig leitenden Männer genau gewußt haben, worum es geht, und am Schluß von sechzig Millionen keiner mehr: deswegen ist es statthaft und notwendig zu sagen:

Diese gewaltigen Leistungen des Krieges sind nur durch Blutvergießen möglich gewesen, und jeder hat auf jeder Seite geglaubt, daß er seinen Heimatboden gegen den feindlichen Einfall der anderen verteidigt. Wenn es auf den guten Glauben ankommt, so ist auch noch die ärgste Roheit im Stierkampf erlaubt und legitimiert. Wir haben hier immer gegen philiströse Beschränktheit historisch ungeschulter Klein-

bürger und gegen die Großmäuligkeit der Interessierten für den Frieden gesprochen, und es steht jedem frei, den pazifistischen Standpunkt abzulehnen.

Wenn aber einer kommt und uns mit krähender Kasinostimme erzählen will, daß seine Ideale, die er knapp buchstabieren kann, die einzig richtigen wären, daß zum Dienst gepreßte Arbeiter dadurch, daß sie auf andere Arbeiter schießen mußten, einen Heiligenschein als «Frontkämpfer» mit nach Hause gebracht hätten und nicht viel mehr Ekel vor Mord, ein gestörtes Familienleben und einen Rheumatismus, für den ihnen der Staat ein paar Bettelpfennige in die Mütze warf, weil er ja den Kaiser dotieren muß, wenn jemand ein sittlich hohes Ideal mit ein paar Kasernenhofausdrücken abzutun versucht, so rufen wir ihm zu:

Ihr habt vier Jahre euer Maul aufgerissen und jeden wahrhaft christlichen und jeden wahrhaft ethischen Gedanken zu Tode getrampelt. Die paar hochstehenden Männer, die in den Irrenhausjahren den Mut aufbrachten, lieber ins Gefängnis und auf den Sandhaufen zu gehen, als sich von den minderwertigsten Schreiern ihrer Nation in die Blutjauche schicken zu lassen, denen sei unser ehrendes Gedenken gewiß. Diese vier Jahre sind vorüber, und jetzt sind wir dran. Und wir werden jeden Atemzug dazu benutzen, um euch die Ideale herunterzuschlagen, um euch die Versuche, durchs Reichsarchiv und Räuberromane in die Geschichte einzuziehen, zu zerstören. Wir wollen den Krieg der Nachwelt so überliefert haben, wie er wirklich ausgesehen hat.

Mars der Moderne war kein antiker Kriegsheld. Verlaust, feige, schmutzig, die Schwachen niedertrampelnd, mit einem bösen linken Auge den Auswurf von Weiblichkeit anblinzelnd, der um das Heer schwärmte, so hat er die Seelen gemordet. Wir wollen ihm und den Völkern seine Minderwertigkeit austreiben.

Nieder mit der Armee. — — —

## PARISER TAGE

### Vorgestern.

In Frankreich muß mit den Finanzen etwas nicht in Ordnung sein. Seit meiner verflossenen Ausbildung in einer Bank bin ich nicht imstande, einen Kurszettel zu lesen — aber wenn hier keine Inflation ist, dann will ich Münchenhausen oder Ossendowski heißen. Es gibt ein untrügliches Anzeichen.

Auf dem Boulevard des Italiens geht ein dicker Paletot mit einem Mann drin. Der Mann hat ein blaurotes Gesicht, wulstige Lippen, eine Kartoffelnase. Das Ganze bewegt sich wie eine Walze vorwärts, neben

einem Begleiter. Die Walze sagt mitten in Paris: «Der Mann ist ein Herzchen. Das laßt sich nicht streiten —!»

In Frankreich ist Inflation.

## Gestern

war ich bei Louis Verneuil im Gymnase, wo Elvira Popescu spielt. «*La Joie d'aimer*» heißt das Stück. Der Autor steht an der Kasse und hat einen wunderschönen japanischen Pelz an, aus Tant-Yemen. Im Theater ist alles besetzt, sogar die Nebenräumlichkeiten. Kein Wunder. Erstens hat die pariser Kritik das Stück in Stücke gerissen, wobei man sich fragt: wozu diese unendliche Mühe, die Kritiker günstig zu stimmen, sie zu umschmeicheln, anzudonnern, zu loben, wenn sie Gott behüte ihrerseits Stücke schreiben — wozu dieser Geschäftstrubel, wenn ich mich vorsichtig ausdrücken darf, rund um die Zeitungen — wozu das, wenn die Kritik nicht den geringsten Einfluß auf den Kassenrapport hat? — Das ist ein tiefstes Geheimnis. Die pariser Theaterkritik also hat Verneuil beschimpft: er wäre ein erfolgreicher Dramenautor (das ist so ziemlich die schlimmste Beleidigung, die man einem Menschen zufügen kann — es kommt gleich hinter Generals-trotteln mit Bommeln) — er hätte vergeblich versucht, ein Seelengemälde zu malen, er solle gefälligst bei seinem Fabrikkitsch bleiben, Stücke-produzent, Schießbudenfigur, erfolgreicher Dramatiker. Das geht übrigens in aller Form vor sich — eine französische Kritik: «Wir sind von dem Stück nicht restlos entzückt» ist meisthin der Höhepunkt an Grobheit. Gut — großer Durchfall in den Zeitungen — großer Sieg an der Kasse. Inhalt:

Frau Popescu richtet unter Glucksen und rollenden Rrrs einen Dichter zugrunde, der seinerseits einen alten Angestellten seines toten Vaters bis zur Erschlaffung anpumpt und auszieht. Das geht nicht gut ... Krach, Trennung, endlich allein — der Vierwaldstätter See sieht die glücklich Geeinten, die sich in die Arme fliegen. Man hat sich in diesem Fall Herrn Verneuil als den Kollegen des Schneiders vorzustellen, der Elvira Popescu anzieht. Sie sah bezaubernd aus, manchmal zu bezaubernd — aber Stück und Kostüme saßen wie angegossen: jedes Kostüm ein Gedicht, jeder Akt ein Maßkleid.

Die Popescu ist so pariserisch wie Bukarest, und so etwas gefällt in Paris sehr. Ihre Mittel sind beschränkt, aber dafür wendet sie sie auch oft an, und im übrigen ist sie Frau, Schlange, Affentheater und komische Oper in einem. Die Bretter bogen sich. Während oben die treue, aber weißhaarige und infolgedessen gekränkte Wirtschafterin des Dichters an Hand ihrer Ausgabenbücher nachwies, wie immer mehr Geld verbraucht wurde — jedesmal, wenn eine finanzielle Unregelmäßigkeit aufgedeckt wurde, ging ein Rauschen durch das kleinbürgerlich gepfropfte Haus — während dieser traurigen Ereignisse paßte ich schon

wieder nicht ordentlich auf, und statt für die *«Vossische Zeitung»* die Seelenschwingungen der Balkanistin aufzunotieren, sah ich den ganzen Abend auf drei Logen.

Die drei Logen lagen genau übereinander und waren folgendermaßen besetzt:

Unten, in der Proszeniumsloge, saß eine reiche junge Frau mit schönem Schmuck, sehr diskret angezogen, mit einem etwas älteren Herrn, der zu meinem großen Ärger ihr Mann zu sein schien. Die Loge war mit einer matten Goldleiste eingefast, und sie saß auf dem dunkeln Fond darin wie ein altes Bild. Sie lächelte kaum — meist über die harmlosen Scherze; wenns dramatisch wurde oder sich die Dame Popescu gar zu niedlich machte, verzog sie keine Miene. Der Mann sah, sauber gebadet und gut zu Abend gegessen, freundlich zu. Übrigens war man hier im Theater, Verneuil, man weiß, was das ist, man hat das Gefühl, sich einen Likör zu bestellen, die Marke ist bekannt und nicht einmal schlecht.

Einen Stock höher, im ersten Rang, wurde die Sache weitaus ernster genommen. Über den hüpfenden Putten mit dem Goldpopo aus Stuck saßen da mehrere Damen der feineren Stände und hatten rote Backen und ließen sich kein Wort entgehen. Eine, mit einem besonders kräftigen, energischen Kinn, hielt den Mund halb offen, und wenn eine Kraftstelle kam, sah sie lächelnd oder erfreut-empört auf ihre Freundin. Ja, hier wurde ihre Sache verhandelt: das mit dem Mann und das mit der Liebe. Die da wollte ihren ganz haben, ganz ihr eigen nennen, ihn völlig aussaugen — das versteht sich. Manchmal schoß wie ein kleiner Blitz auf Elvira ein Blick: es war die Konkurrentin, die Nebenfrau, die andere — sah sie wirklich so gut aus wie der Dichter aufsagen ließ? Die Augen im ersten Rang wurden schmal, und sie hatten so viel zu sehen: Kostüme, Männer, Handlung, Kostüme, Hüte und den Guerillakrieg der Liebe. Bravo —!

Im zweiten Rang hingen geschwärzte Hände über die Köpfe der Engel — die Plätze waren wohl billiger — hier saßen Portiers. Nichts gegen Portiers, aber sie nahmen sich merkwürdig genug aus, da oben. Vater ließ den Kopf etwas trübsinnig über die Brüstung hängen. Was ging ihn das Ganze an —! Mochten die da doch machen, was sie lustig waren . . . Mutter war klein und dick wie ein Gummiballon und hervorragend bei der Sache. «Fünfhunderttausend Francs . . . Hat man schon so etwas gesehen! Na, das waren Leute! Hatten sie deñn keine anständige Concierge, die ein bißchen aufpaßte! Das wäre ja, gelacht wäre das ja!» Und alle Kinder sahen zu und sogen die Ereignisse da unten auf, zogen die dramatischen Schnüre, an denen die Puppen tanzten, gleichsam zu sich hin . . . Wenn es auch Freibillette waren, man wollte doch was fürs Geld haben . . .! Da, jetzt schüttelt Mutter mit dem Kopf, entrüstet, ganz ausgepumpt vor Entrüstung, denn sie

sah wohl, wie das enden würde . . . Und Vater zog ein langes, gleichmütiges Gesicht: «Wat se all maket, die Studenten . . .!»

Das waren die drei Logen. Und so kommt es, daß ich nur einen Satz aus dem Stück behalten habe, einen einzigen. «Tu serais peut-être plus heureux, sans bonheur.» Und das soll vorkommen.

### Heute

muß ich nach Berlin schreiben. Da habe ich neulich von Clemenceau berichtet, und davon, wie gallenbitter er stets gewesen sei. Wahr ist vielmehr, daß er manchmal milde sein konnte, so milde . . . Da begegnete ihm eines Tages eine Dame, die hatte — wie das in Frankreich manchmal zu sehen ist — den kräftigen Anflug eines Schnurrbarts. Als sie gegangen war, murmelte der Alte: «Und ich hatte immer geglaubt, sie trüge Vollbart —!»

### Morgen

will ich hingehen und das Trümmerfeld der Exposition ansehen. Sie hat zugemacht, und die Nekrologe waren nicht alle sehr schmeichelhaft. Ein gehauchtes «Gottseidank!» war auch dabei. Gewiß, es ist eine ingeniöse Idee, eine große Ausstellung in das Stadttinnere zu verlegen — aber der große Platz vor dem Dôme des Invalides und die Brücken — sie waren doch schöner ohne diesen Budenzauber. Es gibt eine mächtige Gruppe, die für Wiedereröffnung der Ausstellung im nächsten Jahr ist — vielleicht, weil sie nicht auf ihre Kosten gekommen ist . . . Es sieht nicht so aus, als ob man mit den Aufräumarbeiten bremsen wird.

Der Einfluß der Ausstellung in Frankreich ist unverkennbar. Man sieht in den Warenhäusern schon viel mehr ornamentlose Gegenstände, glatte Sessel, glatte Schreibtische, glatte Beleuchungskronen . . . Und wer den Geschmack der breiten Massen in Frankreich kennt, der weiß, was das für ein Opfer, für ein Risiko, für ein Wagnis bedeutet. «Il faut tout de même quelque chose!» bedeutet: hier noch ein Kränzchen und da noch ein Sternchen und da ein Rändchen und hier ein Blümchen . . . Daudet setzt an die Spitze seines Blattes: die französischen Könige hätten Frankreich geschaffen. Mag sein. Sie haben aber auch den Kunstgeschmack für Gebrauchsgegenstände auf Jahrhunderte verfälscht, weil diese Generation zu schwach ist, sich selbst etwas zu ersinnen. Sie leben gern in den Salons ihrer Vorfahren. Vor dem Fenster, auf der Straße, hält der Citroën.



## 400 000 INVALIDEN UND 1 GESUNDER

Dein eines Bein ist in Flandern,  
 das andre mit dir in Berlin;  
 du kannst aber mit dem andern  
 nicht die Bettelwege ziehn.

Du hast keine gute Prothese.

Deine Lungen sind dir zerschossen  
 du brauchtest eine Kur,  
 auf Inseln, meerumflossen,  
 und sei es auf Monate nur . . .

Du hast aber kein Geld.

Du tastest dich tappend weiter,  
 Blinder. Du lachst nie mehr, und  
 du ersehnt so einen Begleiter —  
 du hast nur deinen Hund.

Mit dem sprichst du.

Eure Gesundheit, Kuren, Prothesen  
 frißt einer für sich allein.  
 Er ist euer Kaiser gewesen  
 und (von hinten) die Wacht am Rhein.

Hört ihr die Zahl, Verdammte?  
 Sechshunderttausend im Jahr  
 zahlen kaisertreue Beamte  
 dem Feigling mit Kaiseraar!

Er führt sein altes Leben,  
 er ist der alte Fex,  
 von teuern Nullen umgeben:  
 Imperator Rex.

Er kann sich Pelze kaufen,  
 sein Vermögen steigt hoch, hoch, hoch!  
 Ist einer von euch entlaufen,  
 der sitzt im Zuchthausloch.

Ihr und eure Frauen,  
 elender Abfall vom Krieg —:  
 Bedankt euch bei dieser flauen  
 bei dieser Republik —!

## DIE DEKADENTEN

Wenn neben den Treibereien des Flotten- und Wehrvereins und neben der böseartig-ungeschickten Haltung der deutschen Diplomatie etwas zum Kriege beigetragen hat, so sind das die Berichte der «unpolitischen» Korrespondenten aus Frankreich vor dem Kriege.

Die haben unentwegt und durch Jahre hindurch behauptet, dieses Land sei am Ende, sei krank, dekadent, schwach, kernfaul . . . Daß sechzig kriegerische Millionen vierzig nichts als ruhebedürftige Millionen besiegen können, leuchtet ein. Daß aber eine wunderbare Kraft, die in keinem Bizeps in die Erscheinung tritt, den Franzosen die Fähigkeit verlieh, während des Krieges niemals die Nerven zu verlieren, davon hat man uns nichts gesagt. Im tiefen Unglück, vor der Marne-Schlacht, im höchsten Glück, im November 1918, immer gemessen zu bleiben, immer das Gleichgewicht zu behalten — das scheint mir gar nicht dekadent. Aber die Schilderer brauchten das. Sie setzen ihr Werk heute fort.

Wir können uns auf den Kopf stellen — kein Literat wird so gelesen wie der namenlose Schmierer, der die ausländischen Zeitungen ausschachtet. Welche Messerstechereien —! Welche Vorstadtmoral —! Welche Hurengeschichten —! Der fremde Leser muß den Eindruck gewinnen: So ist Frankreich. Daß aber einem — gewöhnlich aufgeblasenen — Skandalfall Millionen ruhige und arbeitsame Menschen gegenüberstehen, davon ist nichts zu lesen.

Ich spreche nicht einmal von den Auswüchsen des Kriegswahnsinns. Da haben Betriebsame, die ihren Ruf, ihr Geld und ihre Stellung Frankreich verdanken, auf der Terrasse von Saint-Germain gedankenvoll empfunden, dieses alles müsse ein Ende nehmen und könne nicht dauern . . . während doch grade der Thron ein Ende nahm, vor dem sich — jenen zufolge — die letzten drei Deutschen verneigten und von vorn anfangen . . . Manche Leute sind nur bei einem schlechten Gedächtnis zu ertragen.

Aber wenn ich heute die deutschen Zeitungen lese — was muß ich da alles über das Land erfahren, wo ich lebe! Die Frauen bekommen nie Kinder, die Mädchen sind nur für wenige Stunden des Tages vertikal anzutreffen, die Männer schießen sich Löcher in den Bauch oder stehlen Geschmeide . . . das muß ja ein dolles Land sein! Ist es auch.

Denn so etwas von ruhiger Zufriedenheit, von allgemeiner Ausgeglichenheit, von tiefer, tiefer Bürgerlichkeit war noch nicht da. Politiker mögen die bekämpfen, scharfe Beobachter mögen alles Mögliche in ihr sehen — aber sie ist vorhanden, unbestreitbar vorhanden, sie ist das Allerunromantischste von der Welt.

Überschrift, fett: «Greisenmorde in Paris!» Na, gewiß doch. Die einzigen, die leider Gottes aus diesem allgemeinen pariser Morden lebend

davonkommen, sind jene Reporter, die schon einmal dem deutschen Volk eingeredet haben, jenseits des Rheins wohnten die Verderbnis, die Degeneration, die Dekadenz. Es wohnen aber Menschen da, die ihre fünf Sinne beisammen haben, und deren Seele man nicht kennen lernt, wenn man ihre Zeitungen ausschmiert.

## PSYCHOANALYSE

Drei Irre gingen in den Garten  
und wollten auf die Antwort warten.

Der erste Irre sprach:

«O Freud!

Hat dich noch niemals nicht gereut,  
daß du Schüler hast? Und was für welche —?  
Sie gehen an keinem vorüber, die Kelche.  
Ich kenne ja wirklich allerhand  
als Mitglied vom Deutschen Reichsirrenverband —  
aber die alten Doktoren sind mir beinah lieber  
als das Getue dieser

Ja.»

Der zweite Irre sprach:

«Schmecks.

Ich habe hinten einen Komplex.  
Den hab ich nicht richtig abreagiert,  
jetzt ist mir die Unterhose fixiert.  
Und ich verspüre mit großer Beklemmung  
rechts eine Hemmung und links eine Hemmung.  
Vorn hängt meine ältere Schwester und  
in der Mitte bin ich ziemlich gesund.

Ja.»

Der dritte Irre sprach:

«Wenn

heut einer mal muß, dann sagt ers nicht, denn  
er umwickelt sich mit düstern Neurosen,  
mit Analfunktionen und Stumpfdiagnosen —»  
(«Ha! — Stumpf!» riefen die beiden andern Irren,  
konnten den dritten aber nicht verwirren.  
Der fuhr fort:)

«Vorlust, Nachlust und nächtliches Zaudern —  
es macht so viel Spaß, darüber zu plaudern!

Die Fachdebatte — welch ein Genuß! —  
ist beinah so schön wie ein  
Ja.»

Die drei Irren sangen nun im Verein:  
«Wir wollen keine Freudisten sein!  
Die jungen Leute, die davon kohlten,  
denen sollte man kräftig das Fell versohlen.  
Erreichen sie jemals das Genie?  
O na nie —!

Jeder Jüngling von etwas guten Manieren  
geht heute mal Muttern deflorieren.  
Jede Frau, die in die Epoche paßt,  
hat schon mal ihren Vater gehaßt.  
Und die ganze Geschichte stammt aus Wien,  
und darum ist sie besonders schien —!

Wir drei Irre sehen, wie Liebespaare  
sich gegenseitig die schönsten Haare  
spalten — und rufen jetzt rund und nett:  
Rein ins Bett oder raus aus dem Bett!

Keine Tischkante ohne Symbol und kein Loch . . .  
Wie lange noch —? Wie lange noch —?»

Drei Irre standen in dem Garten  
und taten auf die Antwort warten.

## WIESO

soll ich eigentlich Zeitungen lesen? Um zu erfahren, was auf der Welt vorgeht? Aber ich erfahre ja höchstens, wie man das Vorgegangene darzustellen beliebt.

Objektivität gibt es nicht. Was hingegen die modernen großen Zeitungen treiben, das ist doch wohl grotesk. Wenn man mit Redakteuren spricht, welcher Nationalität sie auch immer seien, so hört man, wie sie alle nur eine Sorge bewegt: Wie mach ichs, daß die Schreiberei nun mit Bedeutung auch gefällig sei? Wem . . .? Das kommt ganz darauf an.

Man muß einmal einer Unterhaltung von Nachrichtenmännern beigewohnt haben, die darüber beraten, ob man dieses oder jenes 'geben' könne. Sie denken an alles: an die Wirkung der Nachricht auf die

Börse, auf die Rechte, die Linke, auf das Inland und das Ausland — und sie pflegen gern die Größe dieser Wirkung zu überschätzen —; nur auf einen einzigen Gedanken kommen sie überhaupt nicht: daß man etwa die Dinge so schreiben könnte, wie sie sich zugetragen haben, also: wie man sie sieht. Von den Redaktionen, die die Berichte ihrer Korrespondenten nach Belieben zurechtstutzen, zu schweigen.

Aber das ist überall so. In Frankreich noch viel stärker als bei uns. Die französischen Journalisten sind Meister in der «Aufmachung» einer Nachricht. Sie geben dem Ding erst die richtige Farbe, nicht, indem sie es lang und breit kommentieren, nicht durch den Leitartikel, der im «*Matin*», im «*Journal*», im «*Petit Journal*» und im «*Petit Parisien*» einen viel kleinern Raum einnimmt als in den deutschen Zeitungen gleichen Kalibers, nein: indem sie die Nachricht richtig zurechtmachen. Stilisierung, Placierung, Längenabmessung — und, das Wichtigste: die typographischen Mittel. Der «*Temps*» und das «*Journal des Débats*» beschreiben die Ereignisse, die andern drucken sie.

Und da können die modernen französischen Soziologen, die hier sehr in Blüte stehen, das alles aussprechen, wie es wirklich ist — Lucien Romier tuts in seiner «*Explication de notre Temps*» und der verstorbene Jouvenel, der Bruder des ehemaligen Ministers und «*Matin*»-Politikers, tats in seinen «*Vingt Leçons de Journalisme*» —: es nützt alles nichts. Hundertmal kann man von Franzosen hören: «*Peuh! Bourrage de crâne!*» (was etwa heißt: tendenziöse Stimmungsmache) — es nützt nichts. Denn während Hunderte es einsehen, glauben Millionen daran.

Die Zeitung ist ein Geschäft? Aber sie ist schlimmer: ein von tausend Interessenten beeinflusstes Geschäft. Und äfft unter der Maske einer Zeitung eine Zeitung: bieder und noch atemlos von der Radiographie kommt die Nachricht angelaufen und berichtet, berichtet... Sie hat vorher die engsten Siebe passiert, und was etwa Gefährliches, Unerwünschtes, Revoltierendes an ihr war, liegt zurückgeblieben oder gar nicht erst aufgeschrieben. Kommt dazu, daß die meisten Leute nur ein Blatt lesen, ihr Blatt...

Selbst die Nachrichten, die nicht in der Zeitung stehen, sind erlogen.

## DR. DOLITTLE UND SEINE TIERE

Die Geschichte des Kinderbuches ist — von wenigen Ausnahmen abgesehen — eine Geschichte der Enttäuschungen und der Kindereien. Schon Karl der Große... (folgen acht Spalten über die Geschichte des deutschen Kinderbuches. Der Leser überschlägt sie mit Recht. Darauf:) «*Dr. Dolittle und seine Tiere*» von Hugh Lofting aber ist ein gutes Kinderbuch — auch für Erwachsene.



Wenn ein Buch Tiere sprechen läßt, so gibt es dafür nur ein Kriterium: ob mans glaubt. Diesem Dolittle-Bericht glaubt man nach der zweiten Seite alles — es «hat» den Leser sofort, und selbstverständlich sprechen Dab-Dab, die Ente, Jip, der Hund, Göb-Göb, das Ferkel, Polynesia, der Papagei, und die Eule Tuh-Tuh. Sie sind bei dem Doktor Dolittle, dem kleinen Landarzt, in Behandlung, es ist so eine Art Tier-Sanatorium, das sich der Mann da aufgebaut hat, und langsam verscheucht er sich die menschliche Kundschaft. Und als er nun nichts mehr zu essen hat, ernähren ihn die Tiere, und sein Ruf breitet sich aus, und die Affen aus Afrika rufen ihn, denn sie haben die große Affenkrankheit, und er zieht mit seinen Tieren dorthin, erlebt, was es zu erleben gibt, und kehrt wieder heim. Eine ganze kleine Welt von Güte ist in diesem Buch.

Um nicht mißverstanden zu werden:

Wir werden in letzter Zeit mit Tierbüchern etwas reichlich versorgt. Jeder Verlag, der etwas auf sich hält, hat mindestens einen Norweger oder Amerikaner oder Australier, der ihm einen rührenden Roman über das Seelenleben der Rentiere, über die Hochzeitsfeierlichkeiten bei den Küchenschwaben liefert — und je übler es auf der Welt zugeht, desto bereitwilliger flüchtet sich das deutsche Gemüt in die Tierbücher. Es ist eine so schöne Ablenkung . . . Der geniale Kipling hat die Tür aufgemacht, und nun wimmelt das nur so von Tierbüchern. Sieht man von den wenigsten guten ab, so bleibt eine literarische Mode — und je anthropomorpher sie sind, desto besser ziehen sie. Ein Fall des Übels geht auf Konto des maßlos überschätzten Hermann Löns — aber die andern sind auch nicht viel schöner. Also so ist das hier nicht.

Das macht: Herr Lofting hat Herz und ist ein Dichter. Ich kenne nur die deutsche Ausgabe, die mir von E. L. Schiffer meisterhaft übersetzt zu sein scheint, weil sie einen einheitlichen Stil hat, weil sie die Andersen-Töne auf das glücklichste vermeidet, und weil man ihr Wort für Wort glaubt, weils wahr ist, was da steht — weil die Tiere natürlich so und nicht anders sprechen. Alles ist so selbstverständlich.

«Der Papagei Polynesia saß im Fenster, sah dem Regen zu und sang ein Matrosenlied vor sich hin.» Es ist das Jungenhafte im Engländer, das diesen Humor so bunt und farbig macht — in dem ganzen Buch ist kein Witz, aber alles strahlt vor Humor. Ob den Kinder empfinden, ist fraglich — Kinder haben keinen Humor. Sie werden sich an die tausend und eine Einzelheit halten, von denen eine immer schöner ist als die andere — an das, was geschieht, und daran, wie es geschieht.

Es wird beraten, was auf das Afrika-Schiff mitgenommen werden soll. «Eine Glocke brauchst du», sagte der Papagei. «Warum?» fragte der Doktor. «Um die Zeit zu messen», sagte der Papagei. «Du läutest sie jede halbe Stunde, und dann weißt du, wie spät es ist.» Das ist ganz logisch. Bemerkenswert scheint mir ferner, wie dieser kluge Papagei

— dem Namen nach ist es ja eine Mamagei — immer hinterher sagt, wie das, was soeben geschehen ist, heißt. «Das nennt man einen Trick», sagt sie nach einem gut geglückten Streich. Und: «Das nennt man einen blinden Passagier» sagt sie. Sie ordnet alles ein. Und wenn die Tiere nicht sprechen, spricht der Autor — so still und ruhig, wie der englische Humor oft geartet ist, spricht auch er. Vor der Abreise hatten die Mäuse in der Schreibtischschublade gewohnt — denn wo sollten sie sonst wohnen! Als er zurückkommt, bringt er alles in Ordnung. «Er kaufte ein neues Klavier für die weißen Mäuse — denn sie sagten, daß es in der Schreibtischschublade zöge.»

So ist das. Und an einer Stelle erhebt sich die leise Prosa zu dichterischer Höhe — als Jip, der Hund, auf dem Verdeck des Meerschiffs liegt und wittert, wo der verlorene Onkel wohl sein könnte. (Es ist da ein Onkel verloren gegangen.) Er stellt sich hin, zieht die Luft ein und analysiert. Dabei murmelt er: «Teer, spanische Zwiebeln, Petroleum, nasse Regenmäntel, zerquetschte Lorbeerblätter, brennender Gummi, Spitzengardinen, die gewaschen werden — nein, ich irre mich, Spitzengardinen, die zum Trocknen aufgehängt worden sind, und Füchse — zu Hunderten — junge Füchse — und —» Eine Welt, durch das Nasenauge des Hundes gesehen. «Ziegelsteine», flüsterte er ganz leise, «alte gelbe Ziegel, die vor Alter in einer Gartenmauer zerbröckeln; der süße Geruch von jungen Kühen, die in einem Gebirgsbach stehen; das Bleidach eines Taubenschlages — oder vielleicht eines Kornbodens — mit daraufliegender Mittagssonne, schwarze Glacéhandschuhe in einer Schreibtischschublade aus Walnußholz; eine staubige Straße mit Trögen unter Platanen zum Pferdetränken; kleine Pilze, die durch verfaultes Laub hindurchbrechen; und — und — und —» Das ist nicht gemacht — das ist gefühlt.

In dem Buch (das im Verlag Williams u. Co., Berlin-Charlottenburg, erschienen ist) sind viele Zeichnungen, und die hat der Verfasser selbst gemacht. Es ist ein ganz merkwürdiger Illustrationsstil, es sind nur die Sachen gezeichnet, die im Text vorkommen — manches, wie zum Beispiel das kleine Blatt auf Seite 34 «Und eines Abends, als der Doktor in seinem Stuhl eingeschlafen war», könnte geradenweges aus einem alten Kinderbuch stammen, und das ist ein Kompliment. Auch in diesen Zeichnungen ist die Beobachterfreude: Güte. Woher rührt sie?

Der Verfasser hat diese kleinen Märchen als Briefserien seinen Kindern nach Hause geschrieben — denn er war nicht zu Hause. Er war an der Front, da, wo geschlachtet wurde. Und es war wohl die letzte Ecke, in die damals das Gefühl eines anständigen Menschen flüchten konnte: in die Natur — im tiefen Bewußtsein, daß gegenseitige Hilfe ein ebenso primärer Zug in dieser Natur ist wie der Drang, den Nachbarn aufzufressen. Und so entstand dieses Buch in seiner fast biblischen Einfachheit und Herzlichkeit.

Ich sah Lofting in Paris, in einer stillen Abendstunde. Er zündete die kleine Lampe in dem großen kahlen Atelierraum an, in dem er gerade an einem neuen Dolittle arbeitete — es sind in England und Amerika noch viele Dolittle-Bände desselben Autors verbreitet —, er sprach leise und war freundlich. Und es ist wohl seinem Wesen gemäß, wenn er diesen Satz «Wie ich dazu kam, den Dr. Dolittle zu schreiben» gesetzt hat: «Etwas aber erzwang sich mehr und mehr meine Aufmerksamkeit: die Rolle der Tiere im Weltkrieg, wo sie gleich den Menschen mit der Zeit Fatalisten zu werden schienen . . . Aber ihr Schicksal war anders als das der Menschen.»

Ja, es war anders, Hugh Lofting. Es war noch schwerer. Doch war es auch wiederum gleich: beide wurden von ihren Besitzern in den qualvollen Tod geschickt, sie verstanden den Schmerz nicht und ihr verlöschendes Auge fragte: Warum? Sie setzen hinzu, Hugh Lofting, was die Qual der Tiere betrifft: «Das schien mir nicht ganz gerecht zu sein.» Nein, ganz gerecht war es nicht. Es war die größte Schmutzerei der Menschheit.

Dolittles Tiere aber sollten viele Kinder erfreuen.

## DER BRÖTCHENTANZ

Ist der neue Chaplin-Film schon in Berlin? Ich glaube nicht. Vergessen Sie nicht, auf den Brötchentanz zu achten, und verlangen Sie ihn Dakapo. Warum gibt es keine Dakapos im Film?

«Die Jagd nach dem Gold» (*The Gold rush*, «La Ruée vers l'Or») ist ein Goldgräberabenteuer aus Alaska; daß es eine Parodie sein soll, wüßte man nicht, wenn mans nicht wüßte. Es beginnt mit dem Zug der Zehntausende in die Schneeberge — und schließlich geht ein Rauschen durchs Parkett. Er, Er hat einen Sack auf dem Buckel und einen Schal, aber sonst ist er ganz so ausgestattet wie immer: Hütchen, Stöckchen, Schnurrbärtchen . . . Er wandelt frohen Mutes auf dem schmalen Rand einer Felswand, wankt und klettert . . . Plötzlich taucht aus einer Höhle hinter ihm ein riesiger Bär auf, das Publikum kreischt, was wird jetzt werden? Nichts — Charlie geht still seines Weges, die braune Gefahr immer hinter ihm her, schließlich verschwindet der Bär in der Felshöhle, und etwas später dreht sich der Goldgräber um und visiert die Gegend. Indianer? Raubtiere? Nein. Weiter. Dieser Ritt über dem Bodensee leitet das Fest ein.

In dem, was folgt, ragt an erster Stelle der Brötchentanz.

Chaplin hat in seiner Blockhütte schöne junge Mädchen zu Gast geladen — er wartet auf sie. Sie kommen nicht, er schläft ein und träumt, sie seien gekommen. Und das ganze kleine Fest zieht an seinen Augen vorüber, und zum Schluß, zum Nachtschiff, muß er doch den Damen

eine Unterhaltung servieren, und weil er nicht singen kann und auch kein Grammophon hat, tanzt er ihnen etwas vor. So:

Er pikt auf zwei Gabeln zwei lange Brötchen, stellt die Gabeln auf den Tisch und packt sie. Und nun sind es plötzlich zwei Beine, Tänzerinnenbeine, oder seine eigenen. Die Brötchen sind seine quer gestellten Schuhe, und das unsichtbare Gabelwesen fängt an, zu tanzen. Es ist eine der genialsten Erfindungen dieses genialen Komikers.

Zu den Klängen eines Foxtrotts wirft das Ding die Beine, rutscht und schleift, einmal macht es dieses Kunststück, ganz weit zu grätschen, daß man glauben muß, es werde gleich in der Mitte aufplatzen, es grüßt mit den Beinen und kokettiert mit den Beinen — und man vergißt völlig, daß es ja nur zwei Brötchen, auf Gabeln gespießt, sind, die uns da etwas vortanzen . . . Diese schlumpige Grazie, dieser Spitzentanz in Lumpen, den wir so oft von ihm selbst gesehen haben: Chaplin wiederholt das mit einem Nichts, mit etwas, das gar nicht da ist, mit der kindlichen Andeutung von Beinen. Er muß das tagelang vorm Spiegel geübt haben. Wenn einem der Atem vor Lachen ausgegangen ist, verbeugt sich das Ding mit einem zierlichen Knicks. Husch, husch, die Waldfee . . . mit zwei Sechserbrötchen.

Es geschieht vorher und nachher viel Komisches, aber dies ist doch die dickste Perle. Ich habe den Film in Narbonne gesehen, und wenn Sie mich nach den Sehenswürdigkeiten dieser Stadt fragen: ich weiß nur diese eine, den Brötchentanz.

## ABREISSKALENDER

8. Dezember

Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun.

Griesgrütze

Falscher Hase

Gedämpftes Apfelkompott

Es gibt in Deutschland eine ganze Reihe gebildeter Abreißkalender — wenn nichts Besonderes dabeisteht, sind sie deutsch-national und fälschen Geschichte und Geographie, um das Andenken des Rentenempfängers in Doorn hochzuhalten. Also davon wollen wir nicht reden. Es gibt doch auch andres.

Der Verlag Carl Hoym in Hamburg hat für das Jahr 1926 einen Arbeiterkalender herausgebracht, der als eine Illustrierung unsrer alten Forderung gelten darf: hier haben wir die Tendenzfotografie in ihrer höchsten Vollkommenheit. Als ich hier neulich davon sprach, daß die Fotografie eine gefährliche Waffe im politischen Kampf sein könnte,



wenn man sie nur benutzen wollte, griff die nationalistische Provinzpresse das auf, und von Bogenhausen bis Palmnicken ergoß sich ein Strom von Talentlosigkeit in unser Ausschnittbüro. «Man sollte Herrn Wrobel und Ludendorff neben einander fotografieren — da wollen wir einmal sehen, wer besser abschneidet!» Gut gegeben. «Die vergiftende Waffe, die hier von dem berüchtigten Ignaz Wrobel vorgeschlagen wird . . .» Oh, diese Dackel . . .! Kurz: *«Fliegende Blätter»*. Von mir gefordert war: die Verwendung der Fotografie, wenn möglich unretuschiert — die Tendenz nur in der Auswahl der Bilder und in der Unterschrift. Hier ist die Erfüllung.

Der Kalender enthält in klarem Druck auf schönem Papier:

Auf der Rückseite jedes Blattes gut ausgewählte Stellen aus der politischen Literatur; Abdrucke von Zeitungsausschnitten; Blamagen der Gegner; Mahnungen, Rufe, Erinnerungen — sehr schätzenswerte und notwendige Erinnerungen. Auf der Vorderseite das deutliche Datum, kommunistische Gedenkdaten und eben *das*, weswegen er hier angezeigt werden soll: auf jedem Blatt ein Bild.

Es sind in den meisten Fällen Fotografien, die da abgebildet sind — und soweit ichs beurteilen kann, ist keine einzige retuschiert. Es sind also keine fotografischen Scherze, die man gemacht hat — gegen die freilich nichts einzuwenden wäre —, sondern es ist das Abbild der Wirklichkeit hergenommen, eine kurze, schlagende Unterschrift besagt: «Seht, so war das!» — und nun sehen die Leser:

«15. Januar, Freitag. *«Karl Liebknecht nach seiner Einlieferung als Unbekannter im Leichenschauhaus.»*» Auf der Holzpritsche liegt der Erschlagene — mit nacktem Oberkörper, die Augen sind schon zugeedrückt. Ich weiß noch alles: die begeisterten Straßengespräche der Bürgerlichen, als der «Kerl» endlich «erledigt» war, die Komödie von Gerichtsverhandlung, wo sechs Offiziere der allerübelsten Prägung teils logen, teils sich brüsteten, und es waren Söhne guter Familien darunter — haben Sie sich noch ein kleines Andenken an den Fez aufbewahrt, Herr Liebmann? Ja, da liegt er also — und für Freitag, den 15. Januar, wird die Erinnerung wohl reichen.

Politische Hiebe folgen. Eine Fotografie der Nationalversammlung ist mit der erledigenden Unterschrift versehen: *«Am Grabe der ersten deutschen Revolution.»* *«Ruhe und Ordnung herrscht wieder in Berlin»* — und man sieht sie herrschen. *«Im Stechschritt durch die deutsche Republik»* — nun, man weiß, wem diese Beine und wem diese Gesichtskopien gehören . . . Bilder aus dem Proletarierleben folgen: Elendszenen, mit einer Schärfe fotografiert, die nur noch von der Schärfe der Texte überboten wird. *«Proletarisches Feierstündchen»* — aber diese Bitterkeit ist gerecht, kommt aus brennendem Herzen, bleibt haften.

Sehr schöne Bilder aus Rußland wechseln mit den Porträts der russischen Revolutionsführer, es sind Aufnahmen dabei, die man sicherlich



nicht wegwerfen wird; wenige, aber schlagende Karikaturen, Greuelbilder aus den politischen Kämpfen unsrer Zeit, Gehenkte und Zerstückelte, Rebellen fremder Länder — und fast hätte ich unsern Entlaufenen vergessen: den reich dotierten Imperator Rex. Was dieser Kalender gegen Wilhelm unternommen hat, gehört zu dem Stärksten seiner Art und steht sogar noch über dem Zivilbild des Kaisers in Emil Ludwigs Buch; ja, es läßt sich auch neben dem Wagenbild sehen, wo Eduard der Siebente den feixenden Feldwebel dick und peinlich berührt von der Seite anblickt. Der Kalender hat weiter nichts getan, als den Kaiser bei einem Manöver fotografiert — da steht dieses Stück Unglück, hält den Arm in die Höhe und grinst. «30. März. Dienstag. Jetzt wollen wir sie dreschen. Wilhelm beim Kaiser-Manöver.» Neben ihm ein fatter Junge, als Kürassier angezogen, der strahlt über sein ganzes deutsches Sektgesicht. Und ER . . . ! Es ist der ganze Mann: die große Geste, die Hohlheit, die Schwäche, der kleine Oberleutnant, der hinter allem Gerassel stak — das Bild erklärt Niederlage, Flucht und nachfolgende Rente.

Zwischendurch bekommt die Republik, wie sie geworden ist, eins aufs Dach. Dazu ist vielleicht etwas zu sagen.

Es findet sich in diesem Kalender das Äußerste an Hohn und Spott, an Wut und Empörung gegen Fritz Ebert, in Bild und Wort. Der Mann ist tot, und wenn man die sentimentale Saite im Deutschen anschlägt — «Mutter!» und «De mortuis nil . . .» —, so kann man seines Erfolges ziemlich sicher sein. Der Mann wird in diesem Kalender als Verräter an seiner Klasse gezeichnet — und hier wird vielleicht der Republikaner stocken. Er sollte das nicht tun.

Die persönliche Rechtlichkeit des ersten Präsidenten steht hier nicht zur Diskussion — sie ist kein Verdienst, sondern eine Selbstverständlichkeit. Wenn aber heute allen Ernstes versucht wird, diesen mittelbegabten Funktionär, der seine eigne Stunde, aber niemals die des Reiches begriff, neben Bismarck zu stellen — so muß man doch wohl den übereifrigen Demokraten, die dergleichen aus tiefer Brust herausrollen, raten, sich Beffchen umzubinden, damit sie sich nicht bepredigen. Die Herren, die im Prozeß Cossmann für Ebert aussagen wollten, haben ihn vernichtend belastet. Richtig ist, daß die Soldatenräte nicht allzu viel taugten; daß da ein Chaos geherrscht hat; daß schlechte Elemente unter den Aufrührern wider Willen und ohne Willen dabei waren. Aber vom Mittag des 9. November an Angst vor dem Bolschewismus haben; Auswüchse einer Revolution verhindern wollen, die überhaupt noch nicht da war; nach rechts und immer nur nach rechts sehen; mit Hilfe der übelsten Erscheinungen des Militärs eine Heeresmacht wiederaufrichten, die die Pest dieses Landes gewesen ist: das ist Verrat an der Arbeiterklasse und an der Idee der Revolution. Und Fritz Ebert durfte das nicht, er hatte nicht das Recht, so zu handeln, denn er war ein Beauftragter,

ein vom Volk Beauftragter. Vielleicht war das seine persönliche Politik . . . Es waren aber die Arbeiter, die ihn zum Vorsitzenden gemacht hatten, die Arbeiter, die ihre Knochen im Krieg zu Markte getragen hatten, während er in Stabsquartieren den artigen Sozialdemokraten machte, die Arbeiter, die reinen Tisch haben wollten. Diesen Willen hat er verfälscht, aufgefangen und abgeleitet. Er ist schuldig.

Und weil die Genossen, die er sich ausgesucht hat, noch schlimmer waren, weil in diesen Jahren die anständige Opposition der Sozialdemokratischen Partei nie zu Worte gekommen ist, durch Geschäftsordnungsmanöver geknebelt, an ihrer schwachen Stelle, an der falsch verstandenen Disziplin gepackt: deshalb ist auch Ebert und sein Regime schuld an den Arbeitermorden, die er verschwiegen und Herr Noske vergessen hat, an diesem Richtertum, an der feigen Personalpolitik in den Ämtern — an dieser Republik.

«Reichsbanner! Zurück zur Klassenfront!» heißt eine eindrucksvolle Fotografie des Kalenders. Man sollte sich auch hier besinnen, und ich hoffe, daß man nachdenkt. Der Weg, den die Sozialdemokratische Partei gegangen ist, sie, die heute noch nicht weiß, wie man ihr das Fell gegerbt hat, noch in der tiefsten Niederlage stolz auf eine Charakterlosigkeit, die sie Taktik getauft hat — der Weg ist glatt, bequem, verlockend. Der Reichsbanner sollte ihn nicht auch noch gehen.

Der Kalender aber ist ein Zeugnis und ein Dokument. Ein Zeugnis für eine Partei, die trotz der allerelendesten Führung eine immanente Kraft besitzen muß, größer als die Sturheit ihrer Bezirksfeldwebel. Ein Dokument unsrer Zeit — unsrer Kämpfe, dessen, was uns angeht.

Haben das die andern nicht —? Doch. Warum wirkts da nicht —? Weil es so aussieht:

«Das Jahrbuch Kinderland, der bekannte und beliebte Kalender für die Buben und Mädels des Proletariats, ist für das Jahr 1926 erschienen. Text und Bild, von denen unsre Streubilder eine Probe geben, fesseln und agitieren in dezenter Weise für die sozialistische Ideenwelt.» 1789 —? Moskau —? Viel zu indezent!

Die Vollbärte, die da noch aus der friedrichshagener Zeit Wilhelm Bölsches übrig geblieben sind und zu ihrem wenigen nichts dazu gelernt haben — sie lähmen die Sozialdemokratische Partei, sie stecken die Jungen an, und vierzigjährige Redakteure und Funktionäre sind an Verkalktheit und Parteitrott kaum noch von den Hundertdreißigjährigen zu unterscheiden. Man hat sie aus allen Stellungen herausgeworfen; wird schon mal einer Landrat, dann verwaltet er, wie Ebert, sein Amt «selbstverständlich nicht nach parteipolitischen Grundsätzen», worauf man sich zu fragen hat, weshalb er denn eigentlich die Macht erstrebt, wenn er sie doch nicht anzuwenden gewillt ist; vor Gericht werden sie behandelt wie die Stiefelputzer; die Reichswehr geht mit den sächsischen und thüringischen Genossen um, wie eben die Reichswehr mit Sozial-

demokraten umgeht; sie taumeln von Niederlage zu Niederlage, nichts erreicht, nichts gewonnen, alles verloren . . . Aber dezent.

Man berufe eine Redaktionskonferenz von Durchschnittsrepublikanern, von kindlich ehrgeizigen Kongreß-Pazifisten, von sozialdemokratischen Partei-Redakteuren (Ausnahme: Frankfurt am Main, Leipzig und noch ein paar Orte) — und lege diesem Gremium diesen Kalender vor: jedes Mitglied würde drei Stunden über jedes Blatt sprechen und haarscharf beweisen, warum «das nicht geht». Hier ist es gegangen.

Wer einen solchen Abreißkalender herausgeben kann, so frisch, so neu, so spritzig-jung, so kämpferischen Geistes und der Unbedenklichkeit voll — der zeigt, daß er lebt.

Wenn die KPD nun noch Führer hätte, dann könnte jeder Tag von den 365 ein Gedenktag fürs nächste Jahr werden.

## DEMETRIOS

«A la foule qui est ici» stand im Programm.

«O Foule! Te voici dans le creux du théâtre —»

Also davon war nun keine Rede. Die Comédie des Champs Elysées war ganz hübsch «gestopft», aber zu einer foule langte es nicht. Immerhin wird da beachtenswert gespielt.

Erst plätscherten drei sanfte Akte von Charles Vildrac, dem Verfasser des auch in Deutschland bekannten «*Paketboot Tenacity*», auf das Publikum. Herr Vildrac ist kein Stückemacher, sondern ein Dichter, in unendlicher Verdünnung.

Worauf: «*Demetrios*» von Jules Romains. Ja, Bruder, das ist ganz was andres.

Das Ganze dauerte etwa fünfundzwanzig Minuten, aber sie waren bis zum Platzen gefüllt, die Minuten. Man denke sich eine sanfte Dicke und ein aufgeregtes Dienstmädchen: «Ein Kerl ist draußen, gnädige Frau!» Palaver; was mag das für ein Bursche sein? Herein geistert ER, der möblierte Stubengraf Demetrios. Louis Jouvet sah aus, wie noch nie ein lebender Mensch ausgesehen hat, offenbar hatte ihn Paul Scheurich gezeichnet. Er war schön, o so entsetzlich und furchterregend schön! Mit schwarzem Brillantineschnurrbart und einer merkwürdigen Kommode von Zylinder, den er in der Hand hielt. Ein Havelock umwallte ihn, er glich einem edeln Schwan bei Gewitter.

Die sanfte Dicke war nicht im Bilde. «Was . . . was solls denn sein . . .?» Da war er schon in den Asphodeloswiesen und den Rosinenhainen der Insel Rhodos — weißt du noch? «Weißt du noch?» sagte er. «Du bist mir dreißigmal im Traum erschienen, du meine Göttin, du mein Ideal, an den blauen Wogen des Meeres . . .» Alles mitten im Salon, auf dem

guten Teppich. Die Göttin wußte nichts, reineweg gar nichts. «Mein Hörr! Was őrlauben Sie sich —?» Da ließ er fettige Begeisterung ab, knoblauchduftende Götter durchschritten den Hain . . . Es kam der Herr Papa, und die dicke Tochter entschwand. Der Papa setzte sich. Geschäftlich: «Bitte —?»

Die Levante setzte sich gleichfalls und entwickelte mit einer gewissen Lyrik, aber unter keineswegiger Außerachtlassung seriöser Vorschläge hundertprozentige Geschäftspläne. Belege? Verzinsung? Anzahlung? Nichts half dem geschäftlichen Papa — die Levante hatte alles bei sich, wogte grüne und weiße Papiere aus der Tasche und log so entsetzlich, daß auch der Dümme fühlen mußte: Dieser Mensch ist im Grunde wahrhaftig. «Ich habe die Majorität in Wahrheit!» sagte er. «Sie muß heraus, Herr!» Der Papa, erst mißtrauisch, dann geängstigt, weil die Levante Briefe auf dem Herzen hatte und scheußlich genaue Auskünfte, trat in die Geschäfte, die herzbrechend schön waren wie die Asphodeloswiesen. Die dicke Tochter trudelte herein und erinnerte vorsichtig an die Götterhaine, die Levante verstand nichts und verriet sie. Da warf sie den Papa hinaus, der vorsichtshalber seinen Schreibtisch abschloß, und nach kurzem Austausch von Lyrik und spitzem Raisonement sank sie dem Schwarzen an sein friseurduftendes Herz . . . Das Dienstmädchen kam einen Augenblick zu früh, die Tochter löste sich in nichts auf, die Levante hatte auf der ganzen Linie gesiegt . . . Und nahm mit einem Knick der langen Beine Platz, aber richtig Platz, wer weiß für wie lange . . .

Das Mädchen ergriff Hut und Havelock . . . «Wollen Sie nicht auch meinen Stock mitnehmen —?» sagt er. Er ist hier schon zu Hause. Und dann fällt der Vorhang.

Die schauspielerische Leistung Jouvets war reizend: er ritt auf der Rosinante des klugen Unsinns, steckte die Hand in die Tasche und ließ den kleinen Finger draußen, damit man den Funkelring sehen konnte; wenn er sich aufrichtete, sah er aus wie ein Abruzzenhauptmann am Sonntagnachmittag, und sein Französisch hatte einen Klang . . . wenn man eine Flasche Houbigant in eine Balkanschlucht wirft, sagt das Echo: «Mißjée!» Er log und wurde ganz grün vor Eifer. Es war herrlich.

Ich habe den Akt mit Gülstorff und Werner Krauß besetzt und mich doppelt und vierfach amüsiert.

## WIE ALTERN DIE —?

Wie die heutige Generation in der Karikatur aussieht, wissen wir von den harten Spiegelbildern von Grosz bis Sternheim, und leider gibt es noch keinen deutschen Sittenroman wie den amerikanischen *«Babbitt»*.

von Sinclair Lewis. Wie sie ist, wäre also nicht ganz unbekannt. Aber wie wird sie sein —?

Großpapa mit dem Bart, in dem die Vöglein nisten, Großpapa, dess' Knie die Enkelkinder treu umspielen, Großmama mit der Haube, das gute alte Paar — das wird im Kino rührend dargestellt. Die lieben betagten Leute kommen in allen Filmen wild vor — in Staaken und Tempelhof, in Weißensee und Babelsberg. Nur im Leben sind sie immer seltener und seltener anzutreffen.

Ich will von der Generation, die den Krieg durchspekuliert hat, alles gern glauben — aber daß sie idyllisch altern wird, das geht mir nicht ein. Man lasse Revue passieren:

Kalte Geschäfte und heiße Geschäfte; gesteigerter Eigentumssinn; Angst vor Revolution und erleichtertes Aufatmen; wüste Jahre der Inflation; starkes Gefühl für die Macht des Geldes; die Welt ein Schaufenster; Hetzjagd und keine Zeit, keine Zeit, Liebe in Eile, Erholung in Eile, Bildung in Eile; Krachs, Bekanntschaften an Stelle von Freunden; die Großstadt, nicht Amerika und schon nicht mehr Berlin — ewiges Treiben.

Frauen aus einer bestimmten Schublade (ja nicht: die Frau — aber viele Frauen):

Snobismus der Mode und bössartiger Klatsch; Medisance bis zur Tödllichkeit; wenig Kinder; Erotik des Kostümballs; Versachlichung gewisser Beziehungen; Lärm; Eile; Telefon; ein Heim wie eine Menschenschachtel.

Wie altern die —?

Denn eines Tages wird es doch aus sein: vorbei mit den tobenden Geschäften — vorbei mit den erregten Diskussionen am Schalterfenster der Bank; vorbei mit Konferenzen und Börsentrubel — auch Sanatorien sind ein angemessener Aufenthalt. «Papa wird alt.» Was nun —?

Denn eines Tages wird es doch aus sein: vorbei mit den flirrenden Ballabenden — vorbei mit den Blicken aus dem Augenwinkel, die auf einmal so farblos geworden sind — vorbei mit heimlichen Nachmittagsausgängen und sehr späten Nächten . . . «Mama wird alt.» Was nun —?

Zunächst werden sie es herausschieben — bis zur letzten Unmöglichkeit. Alte Herren mit den Sakkos, die noch stramm auf Taille sitzen, mit dem Strohhütchen, mit den Einsatzstiefeln — ja, aber es ist nicht mehr das Alte, erst wirken sie lächerlich, und dann kommt eines Tages der Augenblick, da glauben sie es sich selbst nicht mehr — und dann ist es aus.

In Paris, sagen die Damen, fängt die Frau mit vierzig Jahren erst an — was ist denn das, ein junges Mädchen! Das ist überhaupt nichts. Wir sind die Erfahrung, das Wissen, die Routine und die Männerkenntnis! Aber da kommt dann etwas, das ist stärker als Schminke und die Friseurin und die Maniküre — stärker als sie alle zusammen. Und dann ist es aus.



Ich glaube: diese Generation liefert keine gütigen alten Leute. Resignieren? Sie und resignieren? Sanft im Alter verdämmern —? Nein, dann schon lieber ein kurzes, schmerzloses Ende — nur das nicht, nur nicht untätig in der Ecke sitzen! Mein Gott, nicht mehr herumwirtschaften können! Unmöglich.

Die Aktivität im großen ist dahin, aber noch gibt es ja einen Ersatz — für viele.

Was das Geschäft nicht mehr hergibt, was die Erotik nicht mehr gibt: Aufregung, Enttäuschung, Niederlage und Sieg; Bekräftigung des Lebensgefühls und Rauschen in den Adern, Krampf und Kampf und Erlösung, so oder so —: das ist für viele alte Leute die Familie.

In diesem Mikrokosmos kann man sich noch einmal ohne große körperliche Anstrengung austoben, kann kämpfen, siegen, unterliegen, wieder ansetzen, sich hochrappeln, drohen, am Leben sein — noch bin ich vorhanden, meine Herrschaften! Viel Vergnügen.

Aber die Familienbande — nach Karl Kraus eines der tiefsten Worte der Sprache — sind gelockert, die Sippe ist auseinandergefallen, die Zusammenhänge sind dünn geworden, schlaff . . . «Hast du eigentlich die Adresse von Tante Anna?» — Man muß sich auf Tante Anna erst besinnen — und dieses Königreich für die alten Leute schmilzt zusehends zusammen . . .

Wie werden sie altern? — Was werden sie tun, wenn sie nicht mehr ihr Leben führen können, dieses harte, stets ein wenig gehetzte, niemals zur Ruhe kommende Leben —? Ein Mensch kann vor Alter mit dem Kopf wackeln — aber Maschinen —? Wie werden sie altern —?

Erinnerungen hervorholen? Aber es ist ja lächerlich: es gibt keine Erinnerungen, man hat niemals Zeit gehabt, sie zu befestigen, sollen wir vielleicht alte Haarlocken sammeln, he? In der Ecke sitzen und auf die neue Zeit schimpfen? Das wäre ein Eingeständnis: daß wir nicht mehr dazu gehören. Wir gehören noch dazu. Immer gehören wir dazu.

Es ist unvorstellbar. Wenn nicht die Krankheit des Alters ein tiefes Wort spricht, bleibt es unvorstellbar. Und es wird bitter sein.

Die Härte, mit der die junge Generation über die alte hinweggeht, ist gewachsen — da ist nichts zu verzeihen und zu begreifen — es hat keiner um Erlaubnis gefragt. Jetzt sind sie dran. Aber wie sind sie dran —! Nicht immer hat sanfte Liebe die Alternden umgeben — das ist in den Bilderbüchern so. Doch das verächtliche Achselzucken, mit dem Sohn und Tochter über die Ratschläge des Alten hinweggehen, die eindeutige Handbewegung, mit der er beiseite geschoben wird . . . er darf froh sein, wenn er aufs Altenteil gesetzt wird — denn er kann keine Geschäfte mehr machen. Laß ihn reden — er kann keine Geschäfte mehr machen.

Du bist groß in deiner Güte, lieber Gott. Viele werden alt und wissen es nicht. Viele sind schon so alt — und wissen es nicht. Du

umgibst ihre Augen mit einem sanften Schleier, sie schwatzen noch fröhlich mit, nehmen noch an allem Teil, «so läuft ein Rad noch, dessen Antrieb längst gehemmt ist» — wie tragikomisch nehmen sie sich aus! Neulich sah ich einen großen internationalen Klaviervirtuosen — er war altmodisch gealtert: sein Kopf, den er noch vor dem Kriege so hoch getragen, war ihm in die Schultern gesunken, und der Rücken hatte sich gerundet . . . So altert man heute nicht mehr. Sie sind alle kräftig dabei, und wenn sie die alten Signale hören, dann spitzen sie die Ohren, die alten Grauschimmel, und treten noch einmal an . . . Welch eine leise Lächerlichkeit weht durch diese Parade . . .

Bis sie verlöschen werden. «Das möchte ich», mit Fontane, «das möchte ich noch erleben.» Ich habe keine Phantasie, es mir vorzustellen. Abgehasstet werden sie zu ihrer eigenen Beerdigung kommen, nervös, gehetzt, überbeschäftigt. Sie werden kommen — wenn sie Zeit haben.

Aber was wird vorher sein —? Wie werden sie altern —?

## DUO, DREISTIMMIG

Götz von Berlichingen und der General Cambronne  
(derselbe, der damals in der Schlacht von  
Waterloo nicht gesagt hat wie im Heldengedicht:  
«Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!»  
Sondern er sagte nur schlicht:

«Merde!») —

dieser General Cambronne und Götz von Berlichingen  
trafen sich neulich im Café und taten daselbst singen:

«Wir, die Nationalheiligen zweier Nationen,  
die man uns anruft, wo nur Franzosen und Deutsche wohnen,  
haben uns hier pro Nase einen Mokka Dubel bestellt  
und betrachten zur Abwechslung einmal den Lauf der Welt.»

Der Götz begann:

«Was hältst du, Bruderherz, von den Demokraten,  
die noch in jeden Wein ihr Wasser abschlagen taten,  
vorsichtig,  
umsichtig,  
nachsichtig,  
kurzsichtig —

nd liegen immer unten. Was hältst du davon —?»

«Merde —!» sagte Cambronne.

Und fuhr fort:

«Was aber hältst du, Bruder, von den preußischen Richtern, diesen Vollzugsbeamten von Denkern und Dichtern?

Wie sie nichts hören und nichts sehn — aber zuschlagen und um sich Jammer verbreiten und Klagen.

Wie sie die Wehrlosen fangen in ihren Schlingen . . .?»

«. . . . .!» sagte der Götz von Berlichingen.

Und fuhr fort:

«Kennst du aber die uniformierten Burschen in allen Ländern, die in ihren bekleckerten Indianergewändern

den nächsten Krieg vorbereiten? Mit dem Anspruch aufs Panthéon?»

«Ah merde —!» sagte Cambronne.

Und fuhr fort:

«Kennst du aber die Theaterdirektoren?

Jedem ist gerade ein neues Genie geboren, und besiehst du dir näher die göttliche Ware, ists ein Genie vom vorigen Jahre.

Haben einen Augenfehler: schielen auf die Kritik und sitzen in einer Konjunktur-Fabrik.

Wär gar nicht übel. Nur:

es ist immer die falsche Konjunktur.

Wirr. Unzuverlässig. Ja, was können sie denn vor allen Dingen —?»

Da sagte es der Götz von Berlichingen.

Und fuhr fort:

«Was hältst du aber hingegen von den Parlamenten?

Mit ihren Kommissionssitzungen und ihren Re- und Korreferenten?

Bruder, sag mir, ist es bei euch das gleiche wie in unserm republikanischen Kaiserreiche?

Das Ganze nennt man Demokratie —

ist aber nur eine politische Schwerindustrie.

Gut vor hundert Jahren. Heute: so alt, so alt —

Kluge verlangen eine neue Staatengestalt.

Dumme beharren bei ihrem kindlichen Eifer —

Habt ihr auch sozialdemokratische Dudelsackpfeifer?

Wir haben sie. Prost, lieber Bruder, du!

Was sagen nur unsre respektiven Wähler dazu —?

Pfeift das nicht alles auf dem vorletzten Loche:

Demokraten,  
Theater,  
Offiziere,  
Richter —

Was sagen sie überhaupt zu dieser Epoche —?»

Da standen beide auf: der Götz und der General Cambronne und zogen laut rufend die Konsequenz davon.

Jeder sagte seinen Spruch. Die Tassen bebten. Und allen schien, als werde hier einem Weltenwunsch Ausdruck verliehn . . .

«Merde —!» sagte Cambronne. Und der andre der beiden Recken:

«Sag ihnen allen, sie könnten mich und so weiter beklecken!»

An der Wand, ganz heimlich, in guter Ruh,  
steht Theobald Tiger und gibt seinen Segen dazu.

## WOFÜR?

Gleich Kindern laßt ihr euch betrügen,  
Bis ihr zu spät erkennt, o weh! —  
Die Wacht am Rhein wird nicht genügen,  
Der schlimmste Feind steht an der Spree.  
Georg Herwegh

Am 1. August habe ich hier auseinandergesetzt, wofür zwölf Millionen Menschen in vier Blutjahren ihr Leben gelassen haben. Die wenigen Zeilen haben genügt, auf einer Tagung des Reichsbanners einen Teil seiner Führer zu einer feierlichen Bannbulle gegen *«Das Andere Deutschland»* zu veranlassen. Nachdem der Streit nun eine Weile hin- und hergegangen ist, scheint es mir, als seinem Veranlasser, richtig, ein paar Worte dazu zu sagen.

Der moderne Krieg hat wirtschaftliche Ursachen. Die Möglichkeit, ihn vorzubereiten und auf ein Signal Ackergräben mit Schlachtopfern zu füllen, ist nur gegeben, wenn diese Tätigkeit des Mordens vorher durch beharrliche Bearbeitung der Massen als etwas Sittliches hingestellt wird. Der Krieg ist aber unter allen Umständen tief unsittlich. Es ist nicht wahr, daß in unsrer Epoche und insbesondere in der Schande von 1914 irgend ein Volk Haus und Hof gegen fremde Angreifer verteidigt hat. Zum Überfall gehört einer, der überfällt, und tatsächlich ist dieses aus dem Leben des Individuums entlehene Bild für den Zusammenprall der Staaten vollkommen unzutreffend.

Wer Zeit und Lust hat, mag einmal einen gebundenen Jahrgang seines Morgenblattes aus dem Jahr 1914 durchblättern. Im April, im

Mai, Anfang Juni wußte auf allen Seiten kein Redakteur und kein Leser, was zwei Monate später geschehen würde; präpariert war nur die Massenbereitschaft, sofort anzutreten, wenns klingelte. Sie sind angetreten, ohne mehr von den Ursachen des Alarms zu wissen, als was ihnen die Telegrafagenturen der Regierungen vorzusetzen beliebten. Wir wissen heute, daß damals auf allen Seiten schändlich gelogen worden ist.

Um eine Wiederholung zu vermeiden, gilt es also, den sittlichen Unterbau einer unsittlichen Idee zu zerstören. Dieser Unterbau heißt: Es ist süß und ehrenvoll fürs Vaterland zu sterben.

Was die Süße anbetrifft, so wird ja auch der verlogenste Kriegshetzer nicht mehr wagen (wenn es nicht gerade ein Militärfarrer ist), von diesem Bonbon des Patriotismus zu sprechen. Wer ihn einmal geschmeckt hat, wer am nebelgrauen Wintermorgen Verwundete mit blutdurchtränkten Verbänden aus einem Wäldchen hat hinken sehen, wer den Zerschossenen, dem die Eingeweide heraushingen, hat brüllen hören: «Schießt mich tot, schießt mich tot!» — wer das gesehen und gehört hat, der weiß, wie süß es ist.

Ist es ehrenvoll? Nein.

Die Ehre wohnt einer Sache nicht inne, sie wird ihr erst beigelegt. Wenn die überwiegende Mehrheit eines Staates soweit aufgeklärt und erzogen ist, daß sie den Massenmord von Einzelmord nicht mehr unterscheidet, so ist es mit der Ehrung des Soldaten vorbei. Es bleibt das tiefe Bedauern für die Gefallenen, Mitleid mit den Hinterbliebenen, Pflicht, für diese Hinterbliebenen zu sorgen (dieser Pflicht kommt der krieglerische moderne Staat nicht nach —), und es bleibt die tiefste Verachtung für einen wirtschaftlichen Vorgang, der sich mit den Zutaten des Films behängt, um sich populär zu machen, und der seine Bilanz im stillen zieht. Sie ist nicht mit roter Tinte geschrieben.

Wer ein modernes Schlachtfeld gesehen und zu innerst erlebt hat, wer auch nur die Fotografien dieser internationalen Greuel kennt, Fotografien, die das böse Gewissen der Offiziere und solcher, die es werden wollen, sorgfältig vor der Öffentlichkeit versteckt, wer die Fleischpakete in den Massengräbern und die eklen Stümpfe der zerhackten Überlebenden — welch ein Leben! — kennt: wer davor nicht zurückschrickt, wer das nicht mit allen erdenklichen Mitteln verhindern will, wer hier nicht der jungen Generation ein Fanal aufrichtet —: der ist kein Mensch, der ist ein Patriot.

In diesem Sinne habe ich am 1. August meinen kleinen Aufsatz geschrieben und in diesem Sinne kämpft *Das Andere Deutschland*.

Wir strecken dem Reichsbanner unsere Hand hin, und wir erwarten vom Reichsbanner das gleiche.

Im Anfang nach dem Kriege war der Nationalismus, die Freikorps, die nationalistischen Jugendverbände, die verhetzten und irregeleiteten



Gruppen junger Leute. Das Reichsbanner steht heute noch in der Defensive, wie alles, was in Deutschland Republik ist. Die Verneinung eines gegebenen Gedankens genügt, um eine Gruppe zu bilden; sie genügt nicht, um auf die Dauer tatkräftige Gruppenarbeit zu leisten. «Ich bin kein radaulüsterner Nationalist» — das ist sehr schön. Aber was bist du denn?

Das etwas verblasene Ideal «Republikaner» heißt noch gar nichts. Es hat in der Geschichte Monarchien gegeben, die weitaus liberaler, pazifistischer und sozialgesinnter waren, als die Regierung der jetzigen deutschen Republik, und das allgemeine Bekenntnis zur Republik besagt nichts und verpflichtet zu nichts.

Nimmt das Reichsbanner Rücksicht auf die ihm angehörenden Frontsoldaten?

Aber man höre doch endlich mit dem Unfug auf, zum Kriegsdienst gepreßte Arbeiter und Kaufleute mit Landsknechten zu vergleichen. Die im Jahre 1914 freiwillig gegangen sind, wußten nicht, wohin sie gingen, sie kannten den modernen Krieg überhaupt nicht. Und so verständlich es menschlich ist, daß der, der die schrecklichsten Qualen dieser Hölle hat durchmachen müssen, einen Ausgleich für das Ausgestandene in der Bewunderung seiner Mitbürger sucht, so sehr niemand die Pein, vier Jahre lang seiner Menschenrechte beraubt gewesen zu sein, nutzlos erlitten haben will, ein so starkes Erlebnis für ihn selbst der Krieg gewesen sein mag: eine menschliche Klassifizierung «Frontsoldaten» gibt es nicht.

Wir haben keine Zeit, uns mit demokratischen Rechtsanwälten über das Wesen des Krieges zu unterhalten, und nun etwa die Bewegung dafür büßen zu lassen, daß jene in ihrer Jugend keine gute Seelenpflege genossen haben. Wir können auch nicht darauf warten, bis die nächste Generation von Sozialdemokraten oder Demokraten heranwächst, die vielleicht aus dem Kriege gelernt haben könnte. Viel Aussicht ist dafür nicht vorhanden. Wir wenden uns direkt an die junge Generation und sagen:

Die Ideale, die man euch gelehrt hat, sind falsch.

Es gibt kein staatliches Interesse, kein wirtschaftliches Interesse, kein Volksinteresse, für das solche schweinischen Ungeheuerlichkeiten begangen werden dürfen, wie sie im Kriege auf allen Seiten begangen worden sind. Niemand ist so ein Ungeheuer, daß er allein getan hätte, was jeder Instanzenzug getan hat. Kein Mensch war ein so großer Verbrecher, daß er den Tötungsplan selbst entworfen, ihn selbst in allen Einzelheiten ausgeführt und selbst die Früchte des Sieges davongetragen hätte. Weil jeder immer nur etwas tat, merkte er nicht, was getan wurde.

Wir wenden uns an euch, weil ihr das Deutschland vom Jahre 1940 sein werdet. Und ohne uns zum Wortführer der Millionen Gefallener zu machen, unter denen es Pazifisten, Gleichgültige und Kriegsfreu-

dige gegeben hat, machen wir uns zum Wortführer trauernder Frauen und Kinder und zum Wortführer einer durch Gasgranate und Feldsyphilis im tiefsten verletzten Volkskraft, und wir beschwören euch, mit uns gegen kleinbürgerliche Ängstlichkeit und vorbei an unaufgeklärten Konfusionsräten den sittlichsten Kampf zu führen, der jemals gekämpft worden ist:

Den Kampf gegen den Krieg.

## DAS BUCH VOM KAISER

Emil Ludwigs Buch über Wilhelm II. (erschieden bei Ernst Rowohlt) ist einzig nach seiner Wirkung zu beurteilen.

Hier ist zum ersten Mal eines aus der Opposition, das an indifferente Intellektuelle der Provinz herankommt, an Schichten, die wir niemals erreichen, und die unsre Bestrebungen nur aus den Verleumdungen ihrer schlecht besoldeten, also überzahlten Redakteure kennen. Die hundert Auflagen, die das Werk voraussichtlich haben wird, tun gute Arbeit.

Die bis dahin versäumt worden war. Sie kommt ein bißchen spät. Die bedächtig schlafenden Demokraten, die übervorsichtigen Sozialdemokraten, der dümmsten Einwände voll, wenn es galt, aufzuklären — die oppositionelle Presse mit Ausnahme ganz weniger Organe hat die entscheidenden Monate nach dem Kriege nicht ausgenützt. Damals war das Eisen heiß: da war zu sagen, was das Volk im Kriege gefühlt hat, da war auszusprechen, was gelitten und heruntergeschluckt worden war . . . nichts. Wenn ich bei dieser Gelegenheit immer wieder an Felix Stössingers *«Freie Welt»* erinnere, so zeigt das, wie allein sie stand. Der Rest verpaßte den psychologischen Augenblick.

Die fast schon zu einer fixen Idee ausartende Beschäftigung mit den vergangenen Dingen setzte erst ein, als die geschlagenen Militärs die Frechheit hatten, aus ihrer Niederlage, Flucht und Desertion einen Sieg zu konstruieren — was heute republikanisch in Deutschland ist, steht in der Abwehr. Dieses Buch Emil Ludwigs aber ist eine Attacke und ein voller Sieg. Es ist die schwerste Niederlage, die der Kaiser jemals erlitten hat — und das will etwas heißen.

Im Buch finden sich elf Fotografien des Kaisers — die für den Kenner jeden Text fast überflüssig machen. Sie sind vernichtend. *«Als Admiral»* steht unter einer, und *«Als . . . »* könnte unter jeder stehen. Es sind Aufnahmen eines mäßigen Provinzschauspielers in seinen Rollen. Das Schlimmste freilich ist das Bild: *«In Zivil»*.

Der sauber gewaschene Inhaber eines Wäschegeschäfts der Mark Brandenburg, Reserve-Offizier, ordentlich verheiratet, respektabel rasiert — zum Heulen. Es ist im übrigen aus diesem Bild zu lernen, wie

der Typus die Nation verseucht hat, und wie sehr er der Ausdruck seiner Epoche gewesen ist. Ein Tyrann? Eine bemusterte Offerte.

Der Text faßt schlicht und scharf zusammen, was Eulenburg, Eckardstein, Hohenlohe, Moltke, Tirpitz, Waldersee und andre Freunde des Kaisers ausgesagt haben — also nichts Neues? Für die Hunderttausende von Lesern ist es neu — weil sie nicht Geld und Zeit hatten, diese Memoiren zu lesen, und weil man nicht genug für ihre Verbreitung getan hat. Das Bild, das sich ergibt, ist klar und sieht so aus:

Ein innerlich haltloser, selbst zum Schlechten zu schwacher Mensch wird die Katastrophe seines Volkes, weil alle seine schlimmen Eigenschaften den verborgenen und offenen Nationallastern entgegenkommen: Repräsentationssucht, Parvenütum, Lautheit, Betriebsamkeit, hinter der sich Faulheit verbirgt — Organisation ist, wenn die andern arbeiten —, maßlose Herrschsucht, ohne daß er zum Herrschen legitimiert gewesen wäre . . . und eben jene Umgebung.

Hier scheint mir das Hauptverdienst des Buches: mit welchem Takt Ludwig diesen trüben Morast passieren läßt. Die dünne Stelle — der Grund des Einflusses von Holstein — wird kaum berührt, wahrscheinlich hätte man mit Gasmasken lesen müssen. Hier hat sich Ludwig jedes persönlichen Angriffs enthalten und nur die Tatsachen sprechen lassen.

Ob das Seelenbild des Kaisers ganz geglückt ist, läßt sich schwer sagen. Man tut Emil Ludwig keinen Gefallen, wenn man ihn «den Plutarch seiner Zeit» nennt — davon ist gar keine Rede. Aber erstens mußte dieses Buch kommen — spät kommt ihr, doch ihr kommt! —, und zweitens scheint mir die Gestalt des Kaisers nicht so interessant, daß man alle psychologischen Künste daran üben sollte. Wäre der Mann nicht zufällig auf diesen Platz gelangt, er wäre gewiß kein Stoff für einen Seelenforscher. Er ist nicht einfach — aber seine Kompliziertheit reizt nicht, man wendet sich schließlich gelangweilt von so viel Fahrigkeit, Haltlosigkeit, Oberflächlichkeit ab.

Ich habe viele Briefe bekommen, die mir gezeigt haben, wer dieses Buch liest: Leute, die sonst an solche Fragen überhaupt nicht mehr herangingen, und denen die außerordentlich geschickte Formulierung, diese unterhaltsame Prosa, die Glätte der Darstellung einging wie Öl. Das Buch wird — für deutsche Verhältnisse gewiß Anlaß zum Tadel — auch von Frauen gelesen.

Die Mitwirkung und Mitschuld des deutschen Volkes an diesem Stück Unglück geht aus dem Werk unzweifelhaft hervor. Sie haben alle mitgetan, alle Vögel, alle: und es ist beschämend zu sehen, daß dieselben Bürger, die damals an der Hof Tafel ihren Kotau machten, heute über Republik sprechen dürfen, als seien sie mit ihr aufgewachsen. Maximilian Harden, der diesen Kaiser schon bekämpfte, als noch Festung drauf stand (und zweimal verhängt wurde), hatte nicht viele

Bundesgenossen. Das Bürgertum — auch Walther Rathenau — war für ihn. Solange er an der Macht war.

Das Buch mußte geschrieben werden. Nur die vollendetste Instinktilosigkeit wird verkennen, wie nötig, wie nützlich, wie außerordentlich dankenswert ein solches Buch ist. Es gibt keinen Leser, der nicht zum mindesten zum Nachdenken veranlaßt wird — und das ist viel für viele.

Ich glaube nicht, daß die dem Autor imputierte Formel: «Der Kaiser hat den Krieg verloren, weil er einen zu kurzen Arm hatte», dem Buch gerecht wird. So einfach hat sich Ludwig nicht gemacht — obgleich er sich gewiß nicht schwer gemacht hat. Aber die deutsche Demokratie hat viel zu wenig für die Aufklärung breiter Massen getan, als daß sie heute das Recht hätte, mit Besserwisserei und ästhetisch-psychologischer Splitterrichterei an einer Leistung herumzunörgeln, die an Wirkung die zweite Heirat des Kaisers noch übertrifft. Kein Hund wird heute mehr von dem ein Stück Brot nehmen. Außer den Redakteuren der *«Kreuzzeitung»*.

Das Umschlagbild enthüllt eine ganze Epoche. Da sitzt er, bei Bieber von der Schokoladenseite aufgenommen, mit allem behängt, was ein Kaiser so auf der Bühne zu haben pflegt, geschmückt wie ein Indianerhäuptling zur Hochzeit. Lassen wir ihn sitzen. Aber dahinter, die graue Atelierwand: das ist das Land, das ihn bejaht hat. Das Land, das ihm zujubelte, in seiner Verehrung die eigne Nationaleitelkeit ehrte, den Lokalehrgeiz pflegte, die kleinen Beamten, die ihre Herrschsucht mit diesem Bild drapierten, die Klassen, die ihn vor sich her trugen, um hinter ihm ihre Geschäfte und vor allem ihre politischen Machinationen zu betreiben. Er ist schuld. Vielleicht mildernde Umstände. Dem Lande können sie nicht gewährt werden.

Und wenn dieses Buch eine Wirkung haben kann, so ist es eine, die sich nicht nur rückwärts erstrecken sollte.

Der Mann ist geflohen, wie ein Köter auskneift. Kein Wachtposten an einem Pulvermagazin im Frieden hat jemals so erbärmlich gehandelt wie Wilhelm der Zweite, der davonlief, als zum ersten Mal in seinem Leben die Lage für ihn brenzlich wurde. Was zwölf Millionen vier Jahre lang ertragen mußten (weil sie es so wollten) — für ihn war es zu viel.

Und diesem Mann zahlt die Kaiserlich Deutsche Republik 50 000 Mark monatlich, also 600 000 Mark jährlich. Ein Prozeß, den die weißen Juden in Doorn gegen den Fiskus angestrengt haben, wird wahrscheinlich zu einem Vergleich führen, der dem da noch mehr in den Rachen fallen läßt, als er schon über die Grenzen hat schieben lassen.

Hier kann eine Wirkung des Buches liegen.

Jeder Pfennig, der diesem Kaiser weiterhin ausbezahlt wird, ist ein Verbrechen, dem deutschen Volk zugefügt. Er hat Anspruch auf nichts. Es gibt keine juristische Trennung zwischen «Privat-Eigentum» und

«Hohenzollern-Eigentum» — denn die Hohenzollern sind niemals Privatleute gewesen, und der Thron war keine Gesellschaft mit beschränkter Haftung und kein Sondergut. Die politische Verblendung, mit der sogar die Unabhängigen sich auf die juristische Ebene haben locken lassen, die lächerliche Ordnungssucht, das Bestreben, «gerecht» zu sein, wo ein politisches Exempel zu statuieren war — das hat zur schlimmsten Ungerechtigkeit geführt. Zur Ungerechtigkeit an seinen Opfern.

Es gibt in Deutschland Hunderttausende von Invaliden, die bitteren Hunger leiden, die hinken, sich in Krämpfen winden, blind sind, das Gehör verloren haben. Die beschämenden Verhandlungen vor den Rentenämtern zeigen, wie mit diesen Leuten umgegangen wird — nicht nur ungehörig im Ton, sondern herzlos in der Sache. Für sie ist kein Geld da.


Es ist für sie Geld da.

Die Marksummen, die allmonatlich nach Doorn gehen, sind ein Diebstahl an der deutschen Nation und an ihren wehrlosesten und ärmsten Gliedern: an den armen, betrogenen, zerschossenen und verkrüppelten Soldaten.


Emil Ludwigs Buch hat uns eine Erkenntnis vermittelt. Wenn es nicht bei der Erkenntnis bleibt, hat es den schönsten aller Erfolge davongetragen.







Setz deinen Autor in  
einen bequemen Sessel...



...der niedriger ist als dein  
Stuhl, dann wirst du am besten  
mit ihm verhandeln können.

*Ernst Rowohlt*

1926





## NEUES LEBEN

Berlin, den 31. Dezember 1920

Berlin, den 31. Dezember 1921

Berlin, den 31. Dezember 1922

Berlin, den 31. Dezember 1923

Berlin, den 31. Dezember 1924

Berlin, den 31. Dezember 1925

(abends im Bett)

Von morgen ab fängt ein neues Leben an.

Der Doktor Bergmann hat einen ordentlichen Schreck bekommen, als er mich ansah, und ich bekam einen noch viel größeren. «Was machen Sie denn, lieber Freund?» fragte er leise. «Was . . . was ist denn, Doktor?» sagte ich. «Haben Sie etwas mit der Leber?» fragte er. «Ihre Augen gefallen mir gar nicht. Kommen Sie mal in den nächsten Tagen zu mir!» Natürlich gehe ich hin. Ich weiß schon, was er mir sagen will, und er hat auch ganz recht. So geht das nicht mehr weiter.

Also von morgen ab hört mir das mit dem Bier bei Tisch auf. Wenn mir Mutter wieder Hamann-Schokolade durch Emmy schicken läßt, gebe ich sie den Kindern. Und Edith darf nicht mehr so fett kochen. Gestern hab ich ihr noch gesagt . . . Nein, gestern hab ich gefragt, ob noch Stopfleber da ist — das ist wahr. Aber das hört mir jetzt auf.

Der Sandow-Apparat — wo ist der Sandow-Apparat? Er liegt auf dem Boden. Das Mädchen soll ihn morgen herunterholen. Von morgen ab fange ich wieder an, regelmäßig jeden Morgen zu turnen. («Wieder» — denke ich deshalb, weil ich mir das schon so oft vorgenommen habe.) Und fünfzig Kniebeugen, wenn ich fleißig trainiere, kann ichs mit Leichtigkeit auf hundert bringen. Ich war doch ein sehr guter Turner, seinerzeit — wenn ich nicht gerade dispensiert war. Na ja, aber heute ist das ja ganz was anderes.

Von morgen ab stehe ich früh auf. Dieses ewige Lange-im-Bett-herum-Geliege — das führt ja zu nichts. Ich stehe einfach um sechs auf, turne ordentlich, dann schön brausen und frottieren — ah — darauf freue ich mich. Ob ich nicht doch anfangen soll, zu reiten . . . ? Na, das ist vielleicht zu teuer — aber ein Stündchen durch den Tiergarten — großartig! Ich werde ins Geschäft gehen! Das härtet ab — in drei Monaten bin ich ein anderer Kerl. Schlank, elegant, gesund — Bergmann wird sich wundern.

Von morgen ab nehme ich den spanischen Unterricht wieder auf. Jeden Tag abends im Bett ein halbes Stündchen Spanisch — das geht ganz gut und bringt einen auf andere Gedanken. Dann kann ich die Reise nach Südamerika machen — ich werde Edith nichts sagen — das wird eine Überraschung, wenn ich auf dem Dampfer so ganz lässig Spanisch spreche . . . Als ob sich das von selbst verstände . . . Hähä . . .

Übermorgen fängt ein neues Jahr an — ich werde ein anderer Mensch.

Von übermorgen ab wird das alles ganz anders. Also erst mal muß die Bibliothek aufgeräumt werden — das wollte ich schon lange. Aber jetzt gehts los. Von übermorgen ab mache ich nicht mehr diese kleinen Läpperschulden — eigentlich sind das ja gar keine Schulden —, aber ich will das nicht mehr. Und die alten bezahle ich alle ab. Alle. Von übermorgen ab höre ich wieder regelmäßig bildende Vorträge — man tut ja nichts mehr für sich. Ich will wieder jeden Sonntag ins Museum gehen, das kann mir gar nichts schaden. Oder lieber jeden zweiten Sonntag — den anderen Sonntag werden wir Ausflüge machen —, man kennt die Mark überhaupt nicht. Ja, und neben die Waschoilette kommt mir jetzt endlich die Tube mit Vaseline — das macht die rauhe Haut weich, so oft habe ich das schon gewollt. Übermorgen ist frei — da setze ich mich hin und lerne Rasieren. Diese Abhängigkeit vom Friseur . . . Außerdem spart man dadurch Geld. Das Geld, was ich mir da spare — davon lege ich eine kleine Kasse an — für die Kinder. Ja. Das ist für die Ausstattung, später. Von übermorgen ab beschäftige ich mich mit Radio — ich werde mir ein Lehrbuch besorgen und mir den Apparat selbst bauen. Die gekauften Apparate . . . das ist ja nichts. Ja, und wenn ich morgens durch den Tiergarten gehe, da werde ich vorher Karlsbader Salz nehmen — so weit ist es bis zum Geschäft gar nicht . . .

Man kommt eben zu nichts. Das hört jetzt auf.

Denn die Hauptsache ist bei alledem: man muß sich den Tag richtig einteilen. Ich lege mir ein Büchelchen an, darin schreibe ich alles auf — und dann wird jeden Tag unweigerlich das ganze Programm heruntergearbeitet — unweigerlich. Von morgen ab. Nein, von übermorgen ab. Im nächsten Jahr . . . Huah — bin ich müde. Aber das wird fein:

Kein Bier, keine Süßigkeiten, turnen, früh aufstehen, Karlsbader Salz, durch den Tiergarten gehn, Spanisch lernen, eine ordentliche Bibliothek, Museum, Vorträge, Vaseline auf den Waschtisch, keine Schulden mehr, Rasieren lernen. Radio basteln — Energie! Hopla! Das wird ein Leben!

Anmerkung des *«Uhu»*: Wir wollen mal nächstes Jahr wieder vorbeifliegen.

## AUTOBIOGRAPHIE

Soweit ich mich erinnere, wurde ich am 9. Januar 1890 als Angestellter der *«Weltbühne»* zu Berlin geboren. Meine Vorfahren haben, laut *«Miesbacher Anzeiger»*, auf Bäumen gesessen und in der Nase gebohrt. Ich selbst lebe still und friedlich in Paris, spiele täglich nach Tisch mit

Doumergue und Briand ein halbes Stündchen Schafkopf, was mir nicht schwer fällt, und habe im Leben nur noch einen kleinen Wunsch: die Rollen der deutschen politischen Gefangenen und ihrer Richter einmal vertauscht zu sehen.

## FRANZÖSISCHE FRAUEN

Und willst du wissen, was sich ziemt,  
So frage nur bei den Majoren an . . .

Walter Flex

«Der edlere Teil der Wissenschaft macht neuerdings jedes Wissensgebiet in asketischer Weise und aus der mystischen Tendenz dieser säkularen Epoche zu einer Sakramentangelegenheit der Idee.» Was ist das —? Der Aufsatz eines hornbrillenden Literasten? Ein neuer Spengler? Eine Kulturgeschichte? Mit nichten.

Manchmal erscheinen Bücher, die eigentlich sonst nicht erscheinen. Kuriosa: ich besitze das Werk jenes ehrlich Verrückten, das Freud einmal untersucht hat; Gedichtsammlungen von Dilettanten, denen die bezahlten Verlagskosten aus allen Versen gucken; Gelegenheitsdrucke, Seltenheiten aus Gefangenenlagern . . . Solch ein Buch habe ich aufgetrieben, es heißt *«Französische Frauen»*, bei Ernst Guenther in Freiburg erschienen, als Verfasser ist ein Maximilian Delmar angegeben. «So einen Kerl», sprach der Wirt, «hab ich zeit meines Lebens nicht gesehen.»

Dieser hier stand im Kriege als Major in Frankreich und hat es sich nicht nehmen lassen, seine Erfahrungen über die dortigen Frauen aufzuzeichnen. Das Buch ist vollständig toll, von der ersten bis zur letzten Zeile. Man denke sich ein Gemisch aus Clauren, Kasinoferkelei, falsch angelesener Bildung und komplettem Rassewahnsinn — und man hat den Mann noch lange nicht. Da muß man hineingetreten sein.

Zunächst hat der Franzosenkenner eine fixe Idee: er ist Erotomane. Er kann nichts in Frankreich sehen, was ihn nicht «daran» erinnert. So:

«Um aber auf die Klimatik Frankreichs und seine Jahrestemperatur . . . zu kommen, haben wir vornehmlich in den für die menschliche Brunst entscheidenden Frühjahrsmonaten den allen verliebten Launen schöner Frauen so angenehmen Wechsel zwischen lauen Tagen und abkühlenden Nächten zu beobachten, der das seinen Honigmond feiernde Paar unermüdlich aus dichtem Heckenbusch in die heimliche Kammer und aus dieser wieder morgens zu den erfrischenden Lauben eines neuen Lebenstages hinführt.»

Und als der Major die französischen Schlafzimmer beschreibt, fällt er glatt aus dem Stahlhelm.

«Überreste orientalischer Einflüsse sind die Springbrunnen der Wintergärten, die so kühl und träumerisch die heiße Glut des sommerlichen Leibes umplätschern. Vielleicht kann man sogar nach den Theorien des Meisters Freud aus dem Aufstieg des Strahls ein Sexualsymbol empfinden.»

Doch, das kann man. Aber nun:

«Am tiefsten trägt aber das Bett den Eindruck der Frau. Ich habe in den Quartieren der vergangenen Kriegszeit wahre Wunderwerke der Federung und Vibration kennengelernt. Die natürliche Anlage der an diesem Körperteil vom Schöpfer so vorsorglich mit Fettpolstern versehenen Frau wird dadurch noch bedeutend erhöht. Die mechanischen Nebengeräusche übertönen niemals die animalischen Töne der Liebe und stören ihre Weltvergessenheit nicht mit der kreischenden Litanei höhnischer Spiralfedern. Die Überlegenheit der französischen Kultur läßt sich im Hinblick auf die glänzende Mechanik des Ehebetts, die bei aller Gründlichkeit doch eine sehr diskrete Behandlung der Umarmung ermöglicht, nicht verleugnen.»

Und wer sucht, der wird finden, und wer da öffnet — besonders Nachttischschubladen — dem wird aufgetan, und so findet er denn eines Tages zu seinem «Entzücken das erotische Handwerkszeug der geflüchteten Schönen». Was der Bursche mit dem Konsolateur treibt, wie er an unanständigen Fotos, die ein offenbar seltsames Paar hatte anfertigen lassen, herumschmatzt: das hat Clauren auch nicht besser gekonnt.

«Das war mein erster Einblick, den ich mit eigenen Augen in das Schlafzimmer einer französischen Frau der vornehmen Gesellschaft getan habe.»

Man hört ordentlich: «'rrnanz! Noch ne Pulle Rotspon! Was ich sagen wollte, meine Herren: die Französinen — das sind ja tolle Nummern!»

Der Major sieht aber immer nur «das» und nichts als das. Jeder vernünftige Mann weiß, daß die Durchschnittsfranzösin eher etwas kalt, gutbürgerlich, erotisch wenig neugierig, daß sie *natürlich* ist — dieser weiß es anders. In Paris ist er ja «leider» nicht eingezogen. Aber man kann ihm da nichts erzählen. Welch eine «erotische Metropole» —!

«Gekrönte Häupter und berühmte Proletarierführer aller Länder begegnen sich dort mit dem Lächeln der Auguren.»

Das kann man hier in Paris alle Tage sehen. Neulich erst, auf der Place Pigalle: der Prinz von Wales und Hermann Müller. «Na, oller Augur?» sagt der Prinz von Wales. «Königliche Hoheit!» antwortete unser großer Proletarierführer, «ich bin hier, um mit den Französinen einen Kompromiß zu schließen.» Ja, und wovon Paris alles strotzt!

«Alle Gegenstände der Mode, auf Liebesreiz verrucht abgestimmte Wäscheausstattungen, elegante Bekleidungsstücke, kokette Strümpfe,

Hüte, Schmuck, Schminken, Puder . . . alle Instrumente der Körperpflege, sämtliche Mittel zur Verhütung der Empfängnis, Mobiliar, Teppiche, Vitrinibibelots —»

und?

«— und wie die Notwendigkeiten der Aufmachung zum Geschlechtertanz alle heißen mögen.»

Denn wer möchte etwa ohne Bibelots tanzen? Ich nicht.

Dabei hat er manchmal einen lichten Moment, erkennt auch an, daß Paris schließlich eine europäische Hauptstadt sei wie jede andere auch — und doch übertreffen seine Schilderungen noch die Komik des Stiesels der Nike, der auf der Place de la Concorde Frauen mit Einholekörben herumlaufen sieht.

Überhaupt Frankreich!

«Nur einem Barbaren mit der imponierenden Kraft des Bären könnte es heute noch gelingen, die «elegante» Pariserin im Beischlaf zu schwängern. Das würde ihre letzte Sensation. Schon schaut sie nach dem Neger.»

Das täte ich auch, wenn ich zwischen ihm und einem solchen Major zu wählen hätte. Nein, Frankreich und seine eleganten Weiber — aber die sind . . .

«Je erlesener sich die Französin die Glieder bekleidet, um so lieber, mein Freund, steigt sie dir nackt ins Bett.»

Im Pentameter. Man sollts nicht für möglich halten.

## E. R. CURTIUS' ESSAYS

### Ein Führer durch die französische Literatur

Wenn hier öfter von französischen Büchern und Neuerscheinungen die Rede sein soll, so werden die Berichte, wie sie ein einzelner zu geben vermag, kleine Landpartien in ein fremdes Gebiet sein. Die große Landkarte liegt vor und kann nicht genug gerühmt werden: *«Französischer Geist im neuen Europa»* von Ernst Robert Curtius (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart). Es ist die beste deutsche Publikation über Frankreich, die mir aus den letzten Jahren bekannt geworden ist.

Curtius ist der Typus des deutschen Gelehrten, der fast verschollen scheint: er kennt seine Sache, versteht mit dem Mikroskop umzugehen, ohne kurzsichtig zu sein — und er ist politisch ehrlich objektiv. Wir sind nicht verwöhnt: das Gros der Professoren macht, schlecht versteckt, üble Propaganda für ebenso üble Ideen, und dazu steht dieser gesamte «völkische» Kram ungefähr auf dem Niveau schlechter Volksredner.

Es kann vor allem Curtius nicht hoch genug angerechnet werden,



daß er nicht im Sumpf des Snobismus steckengeblieben ist. Bei ihm werden wir belehrt, und nicht kaltlächelnd verachtet, weil wir irgendeine französische Modegröße nicht gelesen haben, die es meist auch nur für Berlin ist. Hier spricht einer, der beide Völker, das deutsche und das französische, genau kennt, beiden von Herzen zugetan ist und nach genauer Durchforschung ihrer Geschichte urteilt und urteilen darf.

Der Leser findet in dem Band eine minutiöse Untersuchung über Marcel Proust, Essays über Paul Valéry, Valéry Larbaud und die wichtigsten Kritiker Frankreichs, die insofern eine größere Rolle als die Kollegen in Deutschland spielen, als ihre Kritik schöpferischer ist.

Was ganz besonders lobend erwähnt zu werden verdient, ist die kluge und feine Mischung von Formenverständnis und materieller Beurteilung. So vertieft sich etwa Curtius in den Rhythmus der Prosa Prousts, in die letzten feinsten Schwingungen dieses komplizierten Stils — und sagt, genau so klar, genau so bestimmt, genau so fest: dieses Leben, dieses Werk, diese Gesellschaftsschicht basieren auf einer Rente. Sie sind ohne Reichtum nicht möglich. Das ist eine objektive Feststellung, sein Lied kann sich nun jeder selbst darauf singen.

Und je länger ich die literarische Wasserscheide der Vogesen betrachte, um so klarer kommt mir zum Bewußtsein, daß Werturteile über fremde Kulturen zunächst nur etwas über den Beurteiler aussagen und herzlich wenig über den Beurteilten. Behauptet etwa einer, er könne mit Proust und Valéry überhaupt nichts, dagegen mit Larbaud sehr viel anfangen, sagt er etwa, die letzten Feinheiten in der Beschreibung eines Fliederstraußes sagten ihm nichts, solange Leute hungerten, Leute totgeschossen würden, Leute in Gefängnissen heulten — so ist das ein durchaus verständlicher politischer Materialismus —, aber an die fremden Dichter kommt man nicht so heran. (Noch weniger freilich, indem man kritiklos vor ihnen auf dem Bauch liegt.)

Curtius ist der einzige mir bekannte Literaturhistoriker, der sich erlauben darf, den Satz auszusprechen, daß die ersten, sublimsten Ausschläge des Geschichts-Seismographen in der Geistigkeit eines Landes wahrgenommen werden und nicht in seiner Wirtschaftslage. Darüber kann man sich unterhalten — er aber darf es sagen, weil er neben den Formwerten niemals den Grund und Boden vernachlässigt, auf dem jene erwachsen sind.

Um die ganze Höhe und Weite dieses Werks zu ermessen, braucht man nicht einmal in jene engen Tiefen zu steigen, in denen die deutschen Professoren des Patriotismus hausen, wie etwa jener Josef Hofmiller von den *«Süddeutschen Monatsheften»*, ein Mann, der vor dem Kriege durchaus brauchbare und gute Versuche veröffentlicht hat. Wie tief einer sinken kann, zeigt das Zitat, das Curtius von ihm gibt, und in dem Hofmiller erklärt, die französische Literatur sei eine solche aus zweiter Hand und zweiten Ranges, auch sei die französische

Sprache «nasal getrübt». Dieser Professor, den man sich nicht ohne einen baumwollenen Regenschirm vorstellen kann, ist nicht nur nasal getrübt, und wir wollen ihn getrost seinen Lesern überlassen.

Dieses Buch aber sei empfohlen. Man liest es mit Gewinn, man lernt daraus, man sieht weiter, über die Grenzpfosten hinweg. Man ersieht daraus, wo das so komplizierte Geistesleben Frankreichs heute steht; man erkennt die Gründe für die scheinbare Nichtachtung des Fremden, man unterscheidet die Kräfte, die von einem festen Mittelpunkt aus nach draußen streben — man versteht aufs neue die lebendigen humanistischen Tendenzen der Lateiner.

Und man wünscht sich über die Bindung der Geistigen hinweg eine festere Bindung beider Länder. Daß Max Scheler nach Frankreich fährt und dort diskutiert, will mir noch nicht viel bedeuten. Ich habe behalten, was er im Kriege geschrieben hat, das Gute und das Schlechte. Ich wünschte — und sicherlich viele mit mir — daß, von solchen Unterhaltungen ausgehend, sich die Massen der arbeitenden Klassen durchdringen und verstehen. Eine größere gegenseitige Befruchtung durch zwei Völker ist nicht denkbar.

## VORWÄRTS —!

Wer, wie wir, vom ersten Tag nach dem Waffenstillstand an für Aufklärung über das Verbrechen der deutschen Militärs und ihrer Helfer gesorgt hat, ist wohl berechtigt, vor den lawinenhaften Publikationen, Diskussionen, Vorträgen, Büchern, Zeitungsartikeln, Broschüren und Streitschriften über den Krieg ein Wort zu sagen, das erklärt werden muß, wenn man uns recht verstehen soll. Dieses Wort heißt:

Genug.

So, wie die deutsche Linke den psychologischen Moment im Jahre 1918 verpaßt hat, damals, als der Alldeutsche Verband und die nachmaligen Fememörder, die Rupprechte und die falschen Wilhelms, die Richter und die Staatsanwälte still zu Hause saßen und in richtigem Instinkt ängstlich warteten, daß etwas geschähe, was sie jedenfalls rechtens über ihre Gegner verhängt hätten — so hat der deutsche Pazifismus den Augenblick verpaßt, wo ein Volk bereit war, auf ihn zu hören. Dieser Augenblick lag in den Monaten, die unmittelbar dem Kriege folgten.

Da waren die Leiden frisch, und die Wunden schmerzten; da brannte die Erinnerung, und da zitterte das ungeheure Erlebnis lebendig nach; da wußte jeder zu bestätigen und zu erzählen und tats gern, weil er endlich, endlich sprechen durfte — da war viel zu machen. Es ist so gut wie nichts getan worden. Als die Generale ihre Memoiren beendet hatten und die Uniformierten ihre Reichswehr: da war es zu spät.

Weil aber das deutsche Volk ein besinnliches Volk ist, deshalb gelang der gegnerischen bewußt betriebenen Propaganda etwas, das bei sonst keinem Volk der Welt gelungen wäre — nämlich jahrelang nach der Katastrophe die Walze der Zeit zurückzudrehn und mit einer Lügenaufklärung einzusetzen, die bei andern sofort oder niemals gewirkt hätte: mit der endlosen, rückwärts gekehrten Debatte: Wer ist schuld?

Dieses Gesellschaftsspiel währt jetzt sieben Jahre. Seit sieben Jahren hören wir ununterbrochen die Taten der einen rühmen und die der andern verdammen, aber nicht, um aus den Irrtümern, die begangen worden sind, zu lernen — sondern: um neuer politischer Propaganda willen. Und alle gehen mit. Wir sehen, heute noch, im Jahre 1926, rückwärts.

Daß wir Pazifisten aus einer Weltkatastrophe immer, unser ganzes Leben lang, Bilder und Material beziehen werden, um seine heranahende Wiederholung zu bekämpfen, ist klar. Daß der Tod von zwölf Millionen Menschen nicht einfach an den Menschen unsrer Generation vorübergehen darf, ist selbstverständlich. Aber es gibt nur eines, womit wir arbeiten sollten: mit den fertigen Lehren, die wir zu ziehen immerhin Zeit gehabt haben. Mit dem abschließenden Urteil. Wir treten immer wieder in die Verhandlung ein. Statt hinzurichten, vernehmen wir Zeugen.

Die Tatsache der deutschen Niederlage allein erklärt das nicht. Es gibt kein Volk auf der Erde, das noch so viel vom Krieg spricht wie wir und so vom Krieg spricht wie wir. England ist längst darüber hinaus, und auch Frankreich sieht den heutigen Tag, ohne den gestrigen zu vergessen. Wo leben wir? Im Jahre 1926 —? Blickt man in unsre Zeitungen, Zeitschriften, Literatur, Versammlungssäle, so glaubt man, im Jahre 1920 zu stecken. Warum —?

Daran ist zunächst die betrübliche Tatsache schuld, daß nichts bei uns so überaltert ist wie Publizistik und Politik. Und weil jeder Mensch die Erinnerungen, die Erlebnisse, die er in der Vollkraft seiner Jahre oder in der Jugend gehabt hat, meist bis an sein Lebensende weiter spinnt und stets glaubt, diese Ereignisse seien das Wichtigste nun für alle, während sie doch nur für ihn wichtig waren, der sie so scharf aufgenommen hat wie nie mehr andre, weil es Leute gibt, die sich ihr ganzes Leben lang immerzu erinnern: deshalb werden wir und namentlich die nach uns kommen mit keinem Quentchen Einzelheiten verschont, die jene uns mitzuteilen haben — ohne die bündigen Lehren zu ziehen, ohne ihre gewonnenen Erfahrungen zu nützen, ohne mit fertigen Urteilen zu wirken. Es ist eine Erinnerung um der Erinnerung willen. Da ist aber noch etwas.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die gesamte Rechte in den Blutjahren so eine Art Hoch-Zeit erlebt hat, eine innigst wiederherbei-

gesehnte Epoche, wo Ärzte zu Halbgöttern, Polizei-Supernumerare zu Göttern und Privatdozenten zu leibhaftigen Hauptleuten aufrückten . . . Das vergißt sich nicht. Und davon sprechen sie nun ununterbrochen, kramen ihren Stammtischtopf vor uns aus, berichten und widerlegen, schnabbern wie alte Weiber und übertreiben wie grüne Jungen. Und wir hören artig zu.

Die unendlich geschickte Propaganda des Dolchstoßes kam hinzu. Es ist ja nicht wahr, wenn heute gesagt wird: die Dolchstoßlegende sei zerstört. Sie hat ihr Werk getan. Ob in belanglosen Gerichtsformalitäten ihre «Wahrheit» oder «Unwahrheit» erwiesen wird, tut dem, was sie geschadet hat, keinen Abbruch. Ihr Sieg ist nur erklärlich, wenn man weiß, daß wir fast die ganze Zeit in der Defensive gestanden haben.

Die andern haben den Ton angegeben — nicht wir. Die andern haben bestimmt, was in der uns aufgedrungenen Geschichtsstunde durchgenommen werden sollte — nicht wir. Die andern haben Friedrich den Zweiten aufs Pflaster gezerrt. Wir durften abwehren, gegenbeweisen, uns mit der Widerlegung von Lügen plagen. Wir verteidigten. Wir griffen selten an.

Ich denke, daß es nach sieben Jahren genug ist.

Wer abgeschlossene Urteile bringt, soll uns immer willkommen sein. Wer an diese oder jene Einzelheit aus den Mordjahren erinnert, kurz und knapp, um einen bereits vorhandenen Schluß mit einem neuen Argument zu stärken — her zu uns! Wenn aber ein pensionierter Hauptmann zum dreihundertsten Mal seine taktischen und politischen Künste wiederkaut, wenn uns bis zur Erschlaffung eingetrichtert werden soll, warum damals die fünfte Brigade bei Pushbideize zurückgenommen worden ist, und warum der Staatssekretär v. Bogenhausen dem Vorschlag aus Rom am 23. März 1917 nicht nähertreten konnte: so jage man diese verstaubten Burschen mit einem Fußtritt in die Ecke und rufe: Kusch! Wir wollen das nicht mehr wissen.

Wir wollen es auch von unsrer Seite nicht mehr wissen. Pazifisten, Kriegsgegner, Kommunisten — sie haben allen Anlaß, zurückzugreifen, wenns die Sache erfordert. Aber nicht mit dieser heillosen Verehrung vor dem Geschehnis, nicht mit dieser historischen Herrschermiene, als besage die minuziöse Auseinanderwicklung jener Verhältnisse irgend etwas für uns Heutige. Sie gibt uns nichts. Denn noch niemals haben Menschen aus der Geschichte gelernt, und sie werden es auch in Zukunft nicht tun. Hic Rhodus.

Hat denn keiner den Mut, den aufgewärmten Rorkohlern endlich einmal zu erwidern: Das interessiert uns nicht, weils belanglos geworden ist —? Wir stärken ja das Hochgefühl und die Überzeugung von der persönlichen Wichtigkeit der andern, wenn wir jedem sanft geröteten Brigadekommandeur den Gefallen tun, auf sein Denkmals-



gewäsch zu antworten, einzugehen, staubige Quellenstudien zu machen und ewig in einer Bücherkiste zu wühlen, die längst muffig geworden ist. Niemals haben wir denen die Hinfälligkeit ihres Systems durch Schweigen erklärt, niemals durch Interesselosigkeit auf der ganzen Linie gezeigt, daß wir neues wollen und andres, in dem sie keine Rolle zu spielen bestimmt sind. In Wahrheit steht noch ein halbes Volk vor den Machthabern der alten Tage stramm, und noch in der Grußverweigerung ist so viel heimliche Angst. Schweigen und vorübergehn. Das sollten wir tun.

Das fertige Urteil soll immer wieder angenagelt werden, wenn möglich: als Steckbrief. Das Urteil, in dem steht: wer seine Sache schlecht geführt hat; wer ausgekniffen ist; wer heute Geld bekommt und wer nicht; wer die Katastrophe verursacht, nicht verhindert, wer sie gefördert, vorbereitet hat; wer schuld ist. Die Verhandlung selbst ist vorbei.

Und so gibt es einen Wunsch zum Jahreswechsel:

Schaut nicht mehr rückwärts und begeben euch nicht aller Rechte, indem ihr euch mit uniformierten Verbrechern auf eine Stufe stellt. Ist ihre körperliche Bestrafung, durch unsre eigne Schuld, nicht mehr möglich, so straft sie, so gut ihr heute noch könnt. Treibt die Zeit an ihnen vorbei. Und haltet euch nicht auf.

Haben sie Nachwuchs gezüchtet, der der Epoche zuwiderlebt, so schlägt auf den. Der verdient. Aber ignoriert die Alten, die Abgetakelten, die Geschlagenen, die, die ihrer Zeit nicht gewachsen gewesen sind. Die Welt hört nicht mit Herrn Hindenburg auf und nicht mit Herrn Noske; der Kaiser schließt die Geschichte nicht ab und nicht Herr Scheidemann. Wie jeder im einzelnen Moment gehandelt hat, ist ganz und gar gleichgültig. Die Fehler sind gemacht worden, die Verbrechen sind begangen worden, die Fahnenflucht ist begangen worden. Und man soll diese ausgedienten Bälge dahin werfen, wohin sie gehören: zu den ollen Kamellen.

Rückwärts blickend, die Arme verlangend, abwehrend, lockend und drohend in die Vergangenheit gestreckt, den Hintern der Gegenwart zugekehrt, langsam schreitend, immer rückwärts, rückwärts blickend — so geht ein Volk seine Bahn.

Eines wünsche ich uns allen:

Daß wir endlich vorwärtsblicken.

## HERRN WENDRINERS JAHR FÄNGT GUT AN

«'n Morgen, Herr Freutel, warum sind Sie noch nicht da —? Ach so, hier is keiner . . .! Skandal, halbzehne — immer ist man der erste im Büro! Ach, da sind Sie ja! Wo wahn Sie denn so lange? Draußen? Ich



bezahl Sie nich für draußen — ich bezahl Sie für drin! Danke. Prost Neujahr, ich Ihn auch. Was is mit John und Eliasberg? Sie, das muß mir heute noch raus — wir schreiben 1926 — das wird mir jetzt anders! Herein. Was wolln Sie? Prost Neujahr. Ja, ich weiß, danke, nein, weiter nichts. Den Mann wern wir bei nächster Gelegenheit raus-schmeißen, Freutel — ich kann das Gesicht schon nicht mehr sehn. Werfen Sie die Tinte nich um! Herein. Prost Neujahr. Sie mir auch . . . ich Ihn auch. Ja. Danke. Freutel, riegeln Sie die Tür ab! — die Leute machen mich rein verrückt mit ihrem Prost Neujahr! Alle komm se am selben Tag damit! Der Kalender hängt schief, Freutel — ham Sie noch 'n Jammer von gestern? Da klinkt jemand an der Tür . . . Nein, lassen Se! Ach, Sie sinds, Kipper! Padong! Ich hab abgeriegelt, um ungestört ze arbeiten . . . Prost Neujahr. Danke. Gut amüsiert? Ihre Familie wohlauf? Ja? Na, das freut mich. Nehm Sie Platz! Danke, wir auch. Nehm Sie ne Zigarre? Ja, lieber Freund . . .! Ich hab Ihnen gesagt, sprechen Sie im nächsten Jahr vor, ich wer mein Möglichstes tun — gewiß. Was? Was? Bis übermorgen abend? Kipper, machen Sie Witze? Wo soll ich bis übermorgen abend fünfzehntausend hernehmen? In bar? Lieber Freund, bin ich Schacht —? Gehn Sie zu dem — der gibt Ihnen auch nichts, aber er ist wenigstens prima. Ende der Woche? Ausgeschlossen. Lieber Kipper, gedulden Sie sich — nu hörn Se, nehme Sie Vernunft an! Ich bitte Sie — was ist das für ne Einstellung! Hier, ham Sie heute den Artikel im *«Börsen-Courier»* gelesen? Sehr vernünftig; als ob er uns beide hier sitzen sieht — der Mann sagt: *«Die wirtschafts-politische Krise ist ein Problem . . .»* Sie wollen keine Artikel, Sie wollen Geld? Was meinen Sie, wie gern möcht ichs Ihnen geben! Aber, lieber Kipper, wer zahlt mir —? Wir haben jetzt die Weihnachts-gratifikationen ausgeschüttet — auch schon was? Das sagen Sie nicht! Es multipliziert sich. Aber ich kann aus meiner Haut keine Riemen schneiden — ich kann nicht, nu machen Sie was! Kein Mensch zahlt Ihnen heute. Nu — prolongieren Sie schon — wir sind ein Haus von Renommee, das wissen Sie ganz genau, wir lassen keine Wechsel zu Protest gehn — wir prolongieren bloß . . . Fünfzehntausend . . .! Na, also gut: zweihundertfünfzig bar. Ende der nächsten — warten Sie mal — übernächste Woche . . . und den Rest am 30. Juni — nun, ich hab doch gewußt, mit Ihnen kann man reden. Mein erstes Geschäft in diesem Jahr. Noch ne Zigarre? Nu — ich will Sie nicht aufhalten — vielleicht haben Sie noch Gänge . . . Jeder hat ja heute Gänge. Prost Neujahr! Auf Wiedersehn, Kipper. Freutel! Ist das die ganze Post? Kinder, ihr feiert zu viel. Weihnachten und Neujahr und dann noch der Sonnabend — das ganze Jahr nichts wie Feiertage! Lassen Sies klingeln — na, gehn Se schon ran! Wer is da? Mein Schwager? Gehm Se her. Morgen, Max. Ja, danke. Prost Neujahr! Schon zurück aus Glogau? Was machen die Schwiegereltern? Na, das 's ja fein. Gut bekomm?

Danke, wir auch. Ja. Nein. Weihnachten wars sehr gemütlich — wir wahn natürlich bei uns, ang Famiich. Hanni hat sich sehr gefreut. Mir? 'ne sehr aparte Flügeldecke. Ich hab se mir selbst gekauft — aber Hanni hat se mir geschenkt, als Überraschung. Fritz hat sich natürlich 'n Magen verdorben — wir sitzen bei Tisch, auf einmal kommt ihm der ganze Karpfen wieder raus. So 'n teurer Fisch. Ein Jammer. Es geht ihm schon wieder besser. Silvester —? Ich wollt ja zu Hause bleihm, aber Hanni und Lotte wollten ausgehn — sind wir ausgegangen. Erst warn wir im Schauspielhaus, zur Premiere — 'n sehr schöne Auf-führung — Fuchsens warn auch da — sag mal, hast du mir nicht neulich erzählt, der Mann is in Schwierigkeiten? Sie saßen jedenfalls Parkettloge. Vorderplätze. Ja. Hinterher warn wir im Esplanadt. Erich hat 'n Tisch reservieren lassen. Sehr elegant. Ja, unverschämte Preise. Die Leute nehm für eine Flasche französischen Sekt fünfundsiebzig Mark. Wir ham nur eine Flasche genommen — den andern deutschen. Gehn Sie aus der Leitung! Sie Ochse, legen Sie doch den Hörer hin! Ungebildeter Lummel! Ich führe meine geschäftlichen Gespräche, wanns mir paßt! Max! Max! Bist du noch da? Na ja, weiter wär wohl nichts. Ja, grüß schön. Danke. Hach . . . Was is nu schon wieder? Mojn, Blumann! Bitte, nehm Se Platz. Prost Neujahr. Danke. Was? Was —? Was wolln Se —? Reden Sie — ohne Umschweife. Was? Ich soll stunden? Ja, sagen Sie mal — das ist mir denn doch noch nicht vorgekommen — in diesem Jahr noch nicht! Sie versprechen mir — Sie versprechen mir, im Jahr 1926 wern Sie zahl'n, ich hab schlaflose Nächte Ihretwegen, die ganze Silvesterfeier is mir verdorben — gestern hab ich noch zu meiner Frau gesagt, du wirst sehen, Blumann zahlt — das ist ein anständiger Mensch — und jetzt sitzen Sie ganz kalt da und sagen: nicht vor Mai? Ja, lieber Freund, was glauben Sie denn? Meinen Sie, mir gibt einer Aufschub? Eben war einer da, bar auf'n Tisch hat er bekomm, so schwers mir auch gefallen ist! Wechsel! Ich will Ihre Wechsel gar nicht sehn! Ich kenn Ihre Wechsel! Da wern Sie nächstens anbauen müssen, für die Prolongationen! Nein, keinen Tag. Was heißt das: Sie ham Frau und Kinder? Ich hab auch Frau und Kinder. Hätten Sie nicht heiraten soll'n. Nich eine Minute. Zahl'n Se. Ham Sie heute den Artikel im *«Börsen-Courier»* gelesen? Hier, lesen Sie, was der Mann schreibt: *«Die wirtschaftspolitische Krise ist ein Problem . . .»* Nicht eine Sekunde Aufschub! Sie richten mich zugrunde, mich und mein Geschäft mit! Ist das ein Anfang vom Jahr! Wenn ich das gewußt hätte, wär ich überhaupt nicht ins Büro gekommen! Wenn man ne Verpflichtung eingeht, soll man sie halten — sind Sie 'n anständiger Kaufmann oder sind Sie ein Wechselschieber? Also? Hab ich mir gleich gedacht. Wenn ich bis nächsten Freitag mein Geld nicht hab — lassen Sie mich auch mal zu Worte komm — da soll'n Se sehn! Gut, liegen Sie auf der Straße! Sie wern schon nicht auf der

Straße liegen! Mit mir nich, ich sag Ihnen . . . Nein, ich bin für Sie nicht eher zu sprechen, bis Sie nicht . . . Atchö. Hast du das gesehn! Was wolln Sie, Freutel? Natürlich hab ihn rausgeschmissen —! Wie ich so zu mein Geld kommen werde —? Lieber Freund, ich wer Ihn mal was sagen: Wenn ich nicht prolongier, zahlt er ein bißchen was. So viel hat er. Prolongier ich aber — da zahlt er gar nicht. Ich kenn doch das von mir. Ich bin jetzt nicht zu sprechen! Prost Neujahr. Prosit Neujahr, Frollein Richter, Prost Neujahr! Freutel, machen Sie die Tür zu, zum Himmeldonnerwetter! Ach so, die «B. Z.». Prost Neujahr, Schulz. Prost Neujahr!!! Freutel, ich geh mal raus — man ist doch auch nur 'n Mensch . . .

Das ist ein neues Jahr . . . Hier könnt mal gestrichen werden, wie oft hab ich das schon gesagt . . . So! Jetzt ist mir der Hosenknopp abgesprungen . . .! Besetzt! Besetzt! Gehn Sie von der Tür weg. Sie könn doch hören, daß besetzt ist! Hach — Locarno-Geist in allen Parlamenten. Paris, den 2. Januar. Wie Havas meldet . . . Man ist ein geplagter Mensch. Die einzige ruhige Stunde, die man am Tage hat, is hier draußen —!»

## DICHTKUNST 1926

Was werden die Dichter heuer schreiben —?  
Das wird auch in diesem Jahre so bleiben:

Wenn der Sekundaner, sanft erhitzt,  
vor einem nackerten Bilderbuch sitzt,  
steigt ihm das Blut in die Gefäße,  
er wackelt leise mit dem Gesäße;  
hochrot der Kopf, hochrot das Ohr,  
stellt er sich etwas Schönes vor:  
eine züngelnde und rundbauchige Fee —  
und dann spielt er mit seiner Liebblingsidee.

So auch der Deutsche.

Alle Knaben,  
die eine Schreibmaschine haben,  
verfassen heute radikal  
die Weltgeschichte noch einmal.

Der alte Fritz sagt mürrisch: «Er . . .!»  
und plaudert mit dem Affen Voltaire;  
er kann zwar nicht richtig deutsch buchstabieren,  
doch das tut der Krückstock remplacieren —  
davon leben die Biographen.

Die Juden vom Film gehn mit Bismarck schlafen  
 und stehn mit Moltken wieder auf —  
 das ist so der deutsche Lebenslauf.  
 Arminius, der Große Kurfürst und Stein  
 spielen einen schönen Bierskat zu drein;  
 Blücher und Barbarossa mit Bart  
 kiebitzen dazu auf deutsche Art;  
 und inmitten dieses großen Geschreis  
 steht Turnvater Jahn und riecht nach Schweiß.  
 Und segnend schwebt über alle diese  
 die gute Königin Luise,  
 eine wahrhafte, echte, deutsche Frau.

Fällt einem nichts ein, schreibt er: Gneisenau.  
 Und auch die Operetten aus Wien  
 benötigen Landes-Dynastien  
 (mit Renten).

So besinnt sich weit und breit  
 der Deutsche auf seine Vergangenheit:  
 Hochrot der Kopf, hochrot das Ohr,  
 stellt er sich etwas Schönes vor  
 in Büchern, Theaterstücken, Journalen —  
 und dann spielt er mit seinem Nationalen.

Denn dieses Deutschtum mit Sonnenstich  
 ist eine Beschäftigung an und für sich.  
 Es gibt Leute, die statt Kinder zu zeugen, schreiben.  
 Das wird auch im kommenden Jahre so bleiben.

### BEIM SCHNEIDER

Nun lasse ich mir einen neuen Anzug anmessen, und das ist eine seltsame Sache. Männer sind nie so komisch, als wenn sie rasiert werden oder beim Schneider vorm Spiegel stehn; was an kokettem Magdtum im Manne steckt, kommt sprühend ans Licht. So schön, wie sich jeder Mann beim Friseur vorkommt, möchte ich einmal sonntags sein. Freilich, beim Schneider sind wir nicht eigentlich schön, da sind wir nachdenklich.

Hier sind die drei Spiegel, einer für von vorn, und die beiden andern für die Seiten und gegebenenfalls für das Revers. Ja, da stehst du nun.

Während der dicke Schneider mit einem halben Pfund Stecknadeln im Mund und einem scheußlichen Schnupfen, den er mir sicherlich

überlassen wird, seine Bänder um mich schlingt, an mir herumzupft, sehe ich mich, nach so langer Zeit, im Profil. Pfui Deibel! Das Profil, sagt der Weise, ist am aufschlußreichsten . . . Und mit diesem Profil laufe ich also ganz nichtsahnend und selbstverständlich herum? Sehr unvorsichtig! Die Augen gehn ja noch an — aber welche Unterpartie! Das ist bitter. Und diese verkniffnen Lippen —! Ich habe immer gefunden, daß Leute mit leicht hervorstehender Unterlippe reich sind, sie schlürfen gewissermaßen das Geld auf, es gibt ihnen einen gesicherten, unbekümmerten Ausdruck . . . Ich stecke die Unterlippe ein klein wenig vor, gleich sehe ich viel wohlhabender aus, ich will jetzt immer so herumlaufen, mit einer ganz unmerklichen Schnute — das wird das Geld anzieh'n. Nur nicht vergessen —! Die roten Haare sind böse. Man kann eigentlich nicht sagen, daß sie lichterlohrot sind, aber etwas Ähnliches ist es schon. Also sagen wir: rot, aber interessant. Und diese fettigen Locken . . . haben nicht die Neger in Amerika ein Mittel erfunden, um Kraushaar zu glätten? Neulich hat ein völkisches Blatt über mich geschrieben: «Dieser degenerierte Wüstensohn . . .» Doch, das ist wahr.

So, jetzt pikt mich der Schneider mit der Nadel in die Haut, sagt: «Oh!», das macht er immer so, und das nächste Mal legt er mir Zeuglappen um, die plötzlich ganz anders aussehen, als ich das bei der Bestellung gehofft hatte. Da hatten sie mir so feine Modeschnitte gezeigt, auf denen langbeinige, elegante Herren zur Promenade spazierten, sogar die Bäume im Hintergrund waren leicht übergebügelt . . . Und jetzt steht da ein großer, viereckiger Lümmel vorm Spiegel, mit etwas zu kurzen Beinen und einem Eierkopf . . .

Was den neuen Anzug betrifft, so gibt es zweierlei Arten von Menschen. Ich gehöre zu der andern. Die einen meinen nämlich, nun käme das große Glück, sehen verächtlich auf ihren alten herunter und ersehen gierig den neuen. Ich für meinen Teil umfasse den treuen, alten Anzug mit zärtlichen, ja, liebenden Blicken — der sitzt, Gottseidank. Aber was wird das mit dem neuen werden? Er wird hinten an der Achsel eine Falte werfen, und vorn wird er sich spannen . . . Mißtrauisch sehe ich an mir herunter . . . «Na?» sagt der Schneider.

Ich habe nichts in den Taschen, der Anzug tut so, als säße er wie angegossen, das hat ihm der Schneider vorher beigebracht. Kaum bin ich draußen, stopfe ich eine dicke Viehhändler-Brieftasche in die Brust, ein Portemonnaie über den Popo links, einen riesigen Gefängnis-schlüsselbund rechts, in die Seitentaschen «L'Europe», «L'Europe Nouvelle», «L'Intransigeant» und, selbstverständlich, die «Weltbühne». Und nun sehe ich aus wie ein Filmdirektor, als er noch soo klein war, bei einem Anzug darf man nicht sehn, daß er neu ist, meiner sieht schon, wie ich nach Hause komme, aus, als sei ich in ihm auf die Welt gekommen, und ich werde mir wohl bald einen neuen Anzug anmessen lassen.



«Und das ist nun, angesichts der kulturpolitischen und wirtschaftskulturellen Probleme, Ihre Einstellung, Herr Panter?»

Ja, sieh mal an —

## ZEPPELIN-SPENDE

Herrn Eckener dargewidmet

Hier ist ein wahrhaft deutscher Mann.

Spannt den Ballon für den Ozean an,  
und alle Leute mögen ihn leiden:  
so aufdringlich schlicht und so laut bescheiden . . .  
Es steigt sein Ruhm in die Höhe und weiter —  
niemand gedenkt der Mitarbeiter.  
Es steigen die nationalsten Faxen —  
niemand gedenkt der Angelsachsen,  
die den Flug immerhin zuerst unternommen.  
Und als er drüben angekommen,  
brüllt auf ein Volk: Es ist erreicht!  
Die Stammtischgehirne sind sanft erweicht.  
Ehrendoktor. Geschrei. Baldachin:  
«Zeppelin —! Zeppelin —!»

Das läßt den wahrhaften Deutschen nicht schlafen.

Aus dem nationalen Luftschiffhafen  
bittet er um milde Gaben.  
Weil wir sonst keine Sorgen haben:  
Der Nordpol! Er muß zum Nordpol fliegen!  
Deutschland liegt vorn! Und Deutschland muß siegen!  
Wer darf das bezahlen? Arbeiter. Kinder.  
Auch schwere Kriegsbeschädigte nicht minder,  
kurz: die Geld haben. Er wird führen,  
15<sup>0</sup>/<sub>100</sub> Verwaltungsgebühren,  
Reklame auf Postkarten und Plakat,  
Direktoren, Briefbogen, Apparat . . .  
Stumm bleiben die Massen, auf dem Land, in Berlin:  
«Zeppelin . . .? Zeppelin . . .?»

Keinen Pfennig.

Eine Million

Männer hungern seit Monaten schon,

haben kein Geld für deine Taten,  
pfeifen auf Nordpol und Luftakrobaten;  
suchen sich hier das kleine Stück  
trocken Brot und Arbeit, ihr bißchen Glück . . .  
Fahr immerzu!

Pack ein! Pack ein  
in deinen Ballon den ganzen Verein  
der großmäuligen Militaristen,  
der Fememörder, Gerichtssadisten —  
Singt bei der Abfahrt brausende Lieder!  
Nimm sie mit und komm nie mehr wieder!  
Beglücke die Eskimos! Laufe Ski  
und begründe da eine Monarchie!  
Du bist nicht Deutschland. Du bist nicht der Staat.

Das ausgehungerte Proletariat  
sieht dich ohne Bedauern ziehn —  
Zeppelin —! Zeppelin —!

## DIE EBERT-LEGENDE

### Antwort auf eine Antwort

Ich habe hier, in Nummer 50 des vorigen Jahrgangs, daran erinnert, wie Ebert im Jahre 1918 seine Aufgabe verkannt, seine Auftraggeber verraten und uns den jetzigen herrlichen Zeiten entgegengeführt hat. Einer seiner frühern Pressechefs ist, in Nummer 52, anderer Meinung.

Jeder Vergleich der Jahre 1789 und 1918 ist unhaltbar und lenkt von der Sache ab. Der 9. November hat uns niemals die völlige Umgestaltung der Wirtschaftsform, der Verwaltung und der Arbeitergesetzgebung eines Landes bringen können, das dazu weder reif noch präpariert gewesen ist. Von Ebert die Taten der echten französischen Revolutionäre verlangen, heißt der Geschichte und dem Mann Unrecht tun.

Es war aber im Jahre 1918 im Keim etwas da, das der beflissene Volksbeauftragte im Keim bekämpft hat: der energische demokratische Wille, in Verwaltung und Gerichtswesen, in Diplomatie und Universität Schluß zu machen und neu zu beginnen. Dieser Reformsinn war keineswegs bolschewistisch: er war auch auf Seiten der Arbeiter recht bürgerlich und wäre niemals imstande gewesen, etwa große Sozialisierungen durchzuführen.

Der Verräter Ebert hat zweierlei mißgetan:

Er hat diesen latenten, immanenten Willen nicht begriffen und nicht aufgefangen. Er hat ihn abgefangen. Er war so verstrickt in den aller-

übelsten Vorstellungen von der Unentbehrlichkeit der «Spezialisten», daß er sein Amt lieber von seinem etwas verwunderten reaktionären Inhaber verwalten ließ, als diesen zu entfernen und einen Gewerkschaftsmann einzusetzen, dessen Kollegen sich, wie die Beispiele zeigen, überraschend gut eingearbeitet haben. Es gibt keine revolutionäre Bewegung, die eine fix und fertig ausgebildete Schar von Beamten zum Beginn ihrer Machtentfaltung vorweisen kann. Der da übersetzte «revolvere» wörtlich mit «zurückwälzen». Die immense antimilitaristische Bewegung wurde von ihm niemals verstanden; die neuaufglänzenden bürgerlichen Ideale der Demokratie auch nicht. Daß er die Revolution des Vierten Standes nicht machen konnte, mag sein geschichtliches Verhängnis gewesen sein. Daß er nicht einmal die des Dritten gemacht hat, ist seine Schuld.

Die Gereiztheit der Parteigenossen, die dieser geborene Regierungsrat «Bolschewisten» nannte, rührte ja eben daher, daß in den entscheidenden Tagen um den 9. November nichts, nichts und noch einmal nichts von den Ebert-Leuten unternommen wurde. Der Instinkt der Masse fühlte vollkommen richtig: Jetzt ist der Augenblick da; kein Gutsbesitzer wunderte sich, wenn er expropriert würde, kein Offizier, kein Richter, wenn er abgesetzt, keine Verwaltung, wenn man ihr das Oberste zu unterst kehrte. Es geschah nichts. Da muckten sie auf.

Und als hier Ebert das böse Gewissen schlug, da wurde seine Schuld positiv. Wer so wenig politisches Gefühl hat, um nicht zu sehen, daß es in diesem Moment das Äußerste an verbrecherischem Wahnsinn war, einen Staat, der grade an seinen Lastern zusammengebrochen war, mit eben diesen Lastern wiederaufzubauen, dem ist nicht zu helfen. Hinter Ebert standen wenige Tage lang Millionen von Arbeitern — er holte sich entlaufene Offiziere und baute mit denen etwas auf, was er die Ordnung nannte, und was die Arbeiter bald als Gefängnis erkannten. Hinter ihm standen wochenlang zahllose Studenten, Rechtsanwälte, selbst Beamte — er beließ die Richter und Landräte in ihren Stellungen und baute auf. Was dann begann, ist frisch in aller Erinnerung.

Es ist ja nicht wahr, wenn gesagt wird: der 9. November konnte keine Entscheidung bringen. Er hat eine gebracht. Den vollständigen Sieg der deutschen Reaktion. Und das ist Eberts Schuld, von der ihn niemand reinwaschen kann.

Die allereinfachsten Reformen aus Angst versäumen, die simpelsten Notwendigkeiten verkennen, das Sinnfällige nicht tun, seine Rücksicht noch auf die Symbole der alten Herrschaft ausdehnen — das heißt nicht: ein Experiment vermieden haben, das heißt: ein Feigling und ein Verräter an der eignen Sache sein, die man also umsonst, vergebens, sinnlos ein Leben lang geführt, um sie wegzuwerfen, als man die Möglichkeit hatte, sie wenigstens stückweise durchzusetzen.

In dieser Sache gibt es keine Diskussion. Hier heißt es nur die Augen aufmachen. Wo stehen wir heute —? Wo stehen wir nach fünfzig Jahren Sozialdemokratie —?

Auf dem Land die niemals geduckte Herrschaft der Amtsvorsteher und der Gutsbesitzer; in den Gerichten dieselben Richter wie unter dem Kaiser, nur: grausamer, nur kälter, nur rücksichtsloser; in der Verwaltung abgesprengte und halb verachtete Einschiebsel, die sich zu assimilieren oder zu verschwinden haben — und oben drüber, wie Öl auf dem Wasser, hier und da ein sozialistischer Minister, der bestenfalls tut, was er kann, und das ist nicht viel. Auf den Universitäten und in den Schulen die böseste Vorbereitung zu einer imperialistischen Revanche, ungeistig, aber mit organisierten Freiübungen. Das ist das Resultat von Eberts Wirken.

Man hat uns so oft das Wort «Realpolitiker» entgegengeschleudert. Wir wollen es sein. Die realpolitische Lage Deutschlands ist trostlos, und sie hätte es nicht zu sein brauchen, wenn Eberts «Verdienst» nicht eben bodenlose Charakterlosigkeit gewesen wäre. Angst vor dem Wagnis ist noch keine Abkehr von der Romantik. Und weil wir hier nicht in der Pressekonferenz sind: Arbeitermorde kann man ableugnen — aus der Welt schaffen kann man sie nicht.

Niemals wäre unter dem Kaiser ein Militäreinmarsch in Thüringen und Sachsen möglich gewesen, obgleich er möglich gewesen wäre — niemals hätte das kaiserliche Imperium gewagt, die Rechte der Bundesstaaten derart zu zerstören. Niemals war das Leben Oppositioneller unter dem Kaiser so wohlfeil — «sie haben uns doch wenigstens nicht totgeschlagen», sagte mir Harden eines Tages. Unter Ebert war es möglich. Lügen hilft da nicht.

Im Bürgertum und in einem Teil der Arbeiterschaft waren im November 1918 alle Voraussetzungen zu einem Umschwung gegeben, und unterstützt wurden sie durch die fast einheitliche Gesinnung des müden Heeres. Herr Scheidemann schmeichelte am Brandenburger Tor den niedrigsten Kino-Instinkten der Zurückkehrenden und begrüßte sie als «Unbesiegte». Sie waren in Wahrheit so besiegt wie er.

Es steht also fest:

Ebert hat nicht nur den vorhandenen Voraussetzungen keine Wirklichkeit verliehen — er ist noch weiter gegangen und hat bis ins Mark das oppositionelle Bürgertum, die Indifferenten und die eigne Partei zur Reaktion herübergezogen. Daran können wir jahrzehntelang knabbern. Und von vorn anfangen.

Weil wir aber von Ebert nichts Unmögliches erwartet, sondern nur Mögliches verlangt haben, deshalb darf unter keinen Umständen die Legende bestehen bleiben, als hätten diese verschlafenen Wichtigmacher um ihn etwa dem Vaterlande genützt, als sei das der naturgewollte Ablauf einer Bewegung, die in unsrer Generation zum ersten

— und wahrscheinlich leider auch zum letzten — Mal den preußischen Boden hat wanken lassen. Wer nicht fühlt, was damals in den Straßen für ein Wind geweht hat, der soll sich nicht mit Politik beschäftigen.

Erfahrungsgemäß ist ja nun niemand ideologischer als jene Sorte von Menschen, die die «materialistische Geschichtsauffassung» gepachtet haben und im tiefsten deutschen Elend den Umfang ihrer Niederlage noch nicht einmal sehen. Daß der Fall Wandt, diese Rache eines blamierten Militarismus, heute ohne die Leisetreter des November nicht möglich wäre, sehen sie nicht. Daß und wie heute allüberall Sozialdemokraten behandelt werden, fühlen sie nicht. Auf Warnungen hören sie nicht. Ihnen ist «Evolution» eine schöne Entschuldigung für ein gedeihliches Bürowirken mit langsamer Arbeitererziehung durch Schreibmaschinenerlasse. Und wenn sie an der Laterne hängen, so zappeln sie erlöschend mit den Beinen, und ihr letztes Wort heißt: «Ein historisch belangloser Einzelfall.»

Um in Zukunft Fehler zu vermeiden, muß man die der Vergangenheit erkannt haben:

Die Männer des November haben nicht erreicht, was zu erreichen war: Personalreform an allen Gliedern des Staates; Aufhebung des Militarismus; demokratische Erziehung der Jugend, und — vor allem — die Unterstützung einer neuen geistigen Atmosphäre, deren Ansätze vorhanden waren. Sie haben sie zerstört.

Die Männer des November haben den Ungeist der andern Seite mit allen ihren Machtmitteln unterstützt, mit Geld, mit Ämterverleihung, mit staatlicher Hilfe jeder Art; in der Wahl ihrer Mittel waren sie unbedenklich — bis zum Mord. Dieses Blut wischt kein noch so gelehrter Aufsatz von ihnen ab. Manche Mörder sind Oberpräsidenten geworden, manche sind gestorben. Ihr Andenken sei verflucht — aber Kleinbürger kann man nicht verfluchen.

Jeder Anhänger dieser Männer hat das Recht verwirkt, auf Herrn Cuno, Herrn Luther und Herrn Helfferich zu schelten — sie haben es weitaus schlimmer getrieben als diese drei, und wenn sich heute jeder nationale Minierer im Amt in Sicherheit fühlen darf, so kann er sich bei ihnen bedanken.

Zuviel verlangt, daß auch wir es tun.

Haben wir eine Klassenjustiz: Ja oder Nein? Haben wir ein anti-republikanisches Heer? Ja oder Nein? Haben wir eine reaktionäre Verwaltung? Haben wir eine schändliche Jugenderziehung auf den Universitäten? Hier gibt es keine Jahreszahlen zu memorieren — hier gibt es eine, nur eine Antwort.

Und wenn wir die erteilt haben, laßt uns nicht länger bei dem Andenken von Männern verweilen, die das nicht wert sind. Geht weiter in der Zeit, fangt von vorn an und führt euch, wenn ihr je wieder an die Macht kommt, anders und wahrhaft revolutionär auf. Veröffent-



licht Akten und enteignet die Fürsten. Werft die Richter auf die Straße und ersetzt mißliebige Beamte. Baut das Haus neu auf, aber nicht die Abtritte. Und laßt nicht zu, daß Feigheit historisch entschuldigt wird.

Von der französischen Revolution ist heute noch etwas übrig geblieben: ihre Siege. Von Ebert ist heute noch etwas übrig: seine Niederlagen, sein Mangel an Mut, sein Verrat der Genossen.

Und so lebte er fort, wenn er fortlebte.

Neue Taten über sein Andenken —!

## DIE EINSAMEN

In jeder großen Stadt gibt es einen Ohrenschmalzsalon, einen schön ausgestatteten Laden, in dem Leute mit zwei Gummischläuchen an den Ohren dasitzen und auf etwas horchen.

Das gab es schon vor dem Radio; unten im Keller brodeln die Gramophone und trichtern Musik ins Volk. «8576 *Hans, was machst du denn mit deinem Knie —?*» und: «5611 *C'est moi qui fais la vaisselle —*». Das ist international. In Paris zum Beispiel sieht es so aus:

Abends gegen acht Uhr, wenn alle ordentlichen Leute essen, weht der Boulevard ein paar Einsame in einen Musikladen. Sie kaufen beim Kustos eilig ihre Marken, setzen sich an die Musiktische und blättern in den Katalogen. Vor ihnen ist ein rechteckiger Spiegel, in dem sehen sie sich. Dann gehts los. Im Spiegel kann ich sie alle auch sehen.

Zuhörende Menschen haben einen starken Willensausdruck in den Augen; es ist, als ob sie bei der Empfängnis, nach dem Rezept Whitmans, dem Fremden etwas Eigenes entgegensetzen, um nicht unterzugehen, — die Frauen sehen meist weicher drein. Da horchen sie.

Manche summen mit und nicken bekräftigend an den Kraftstellen, fröhlich feixend, wenn sie wiedererkennen, was ihnen da vorgemacht wird. In einer englischen Revue gab es einmal eine solche Grammophonszene — immer kam einer herein, setzte sich vor seinen Kasten und sumnte leise mit; zum Schluß heulte die ganze Bühne. So laut ist es hier nicht. Nur manchmal hört man aus den Schläuchen einen Tenor krähen, einen Alt schmetternd, eine Dame singend zischen. So dringt Musik ins Volk.

Es ist wohl ein Stück metaphysischen Bedürfnisses, daß sie hier sitzen. Wo sollten sie sonst auch bleiben? Zu Hause —? Ich sehe jedes der kleinen möblierten Zimmer, so schwarz, so langweilig, so entsetzlich einsam. Hier kann man ausspannen, sich ein bißchen verlieren, hier ist Zusammenhang, Menschennähe, die ganze musizierende Welt. Neue Schlager und alte Weisen, Orchesterkonzert und rührselige Lieder, Bekräftigung, Trost und Stütze.

Ich für meinen Teil lasse für fünfundzwanzig Centimes Hawain in

mich hineinweinen, und bis zur Erschlaffung Jazz, man versteht nachher Politik und Geschäfte viel besser. Tote singen, verstorbene normannische Volkssänger, und wenn ich Aufschluß über das kleine französische Mädchen haben will, dann bestelle ich Lieder aus den Varietés, *«Si l'on fait le même chemin»* und *«Pars!»*, mein Lieblingslied. Hier klingt die Seele eines Volkes, — eines Teils gewiß. Leute kommen und gehen, der Boulevard speit sie aus und verschluckt sie wieder, mit hochgezogenen Augenbrauen sitzen sie alle da. Fremde und Franzosen, und horchen. Auf Musik, auf ihre Zeit, auf sich selbst.

## BERLINER AUF REISEN

Das mit dem Jägerhütchen ist ja schon längst nicht mehr wahr, und auch die Brille ist kein untrügliches Kennzeichen. Doch unter dem dicken Ulster, dem schnittigen Jackett und dem nach Maß gearbeiteten Oberhemd klopft das alte Herz. Welches —?

Es gibt zwei Sorten von Berlinern: die *«Ham-Se-kein-Jrößern?»*-Berliner un die *«Na — faabelhaft»*-Berliner. Die zweite Garnitur ist unangenehmer.

Der nörgelnde Berliner ist bekannt. Er vergleicht alles mit zu Hause, ist grundsätzlich nicht begeistert, und, viel zu nervös, um in Ruhe etwas Fremdes auf sich wirken zu lassen, bekleckert er, was er sieht, mit faulen Witzen. Seine Stadt hat für diese Tätigkeit das schöne Wort *«meckern»* erfunden. Dieser Berliner meckert.

Sein Kollege, der *«Unerhört»*-Berliner, tut etwas andres, nicht minder Schauerliches.

Ich habe jetzt seit etwa achtzehn Monaten lobende Berliner vor Augen gehabt, und wenn sie anerkennen, machen sie das so:

Der lobende Berliner hebt sich zunächst selbst, wenn er lobt. Sein Lob, das meist kritiklos und unbegründet ist, bringt ihn in innige Verbindung mit dem gelobten Objekt, nach der Melodie: *«Was ich mir ansehe, ist eben immer gut — sonst seh ichs mir gar nicht erst an!»* Ein Glanz des Belobten fällt auf ihn zurück, sein *«Faabelhaft»* gilt auch dem auserlesenen Publikum, das sich diese Sehenswürdigkeit ansehen darf, und enthält ein erhebliches Quantum Verachtung für die armen Luder, die nicht dabei sind.

Die Monomanie dieses Volksstamms ist größer als bei jedem andern. Daß Hundebesitzer auf ihren Köter stolz sind und sich in die Brust werfen: *«Meiner läuft aber schneller!»*, das ist auf der ganzen Welt so. Aber die *«Aura»* des Berliners, sein unkörperlicher Körper reicht noch viel weiter: er erstreckt sich auf Zahnbürsten und Unterhosen, auf sein Automobil und auf seinen Füllfederhalter, auf alles, was bei ihm und mit ihm ist . . . Denn was er hat, ist wohlgetan, und so etwas gibts

zum zweiten Mal nicht auf der Welt. Er sagts auch: «Wenn Se mal richtjen Kaffee trinken wolln, müssn Se zu mir kommen!» Und da der andre selbstverständlich nicht die einzig wahre Kinderflaschenquelle, nicht *den* Schneider, nicht *den* Zahnarzt hat, so strahlt die Sonne allein im Universum. Und hat der Nebenmann etwas, das er nicht auch haben kann, ja, an dessen Bewunderung sogar er nicht teilnehmen kann, dann ist es aus, und das Zeug verfällt der Verdammnis. Überall dabei sein; von allem verstehn; nur nichts auslassen: das sind die drei Farben seiner Stadt.

Hat der Berliner aber einmal gelobt, dann gibts keine Widerrede und vor allem nichts mehr am Ort, was nun noch des Lobes wert wäre. «Wenn Se den nich jesehn ham, ham Se übahaupt nischt jesehn —!» Dixit.

Die Form des berliner Lobes läßt deutlich erkennen, wie sehr der Tadel in dieser Stadt das Primäre ist — es wirkt immer wie ein ins Freundliche umgebogener, für dieses Mal nicht anwendbarer Tadel. «Das ist schon sehr begabt!» — wieviel Huld, wieviel Leutseligkeit steckt darin! Dies Lob grüßt wie eine dicke Hand aus einer hochherrschaftlichen Limousine.

Bevor der Berliner aber tadelt oder lobtadelt, setzt er sich gestrafft aufs Richterstühlchen, und niemals, unter keinen Umständen, ist er locker und unbefangen. Er will diss nu mal genau feststellen — und die eingezogenen Lippen und das leicht zurückgenommene Kinn demonstrieren, wessen sich das Objekt der Kritik zu gewärtigen hat. «Na, nu zeijen Sie mal, was Sie könn!» Worauf sich Notre-Dame, Sacha Guitry, die Seine und die Sonne in Chantilly abzuschwitzen haben.

Rasch fertig ist die Jugend mit dem Wort —? Dann scheint der Berliner ewig jung, jünger, noch jünger. Seine grauenhafte Unausgeglichenheit und seine ewig schwabbrige Nervosität lassen keinen Klang ausklingen — mit zitternden Nervenenden wartet er auf den ersten Eindruck, und hat er den, bleibt er dabei. Den wiederholt er dreitausendmal — unmöglich, ihn davon abzubringen. «Die Unterpartie ist zu kurz», entscheidet er nach zehn Sekunden — den ganzen Abend zieht sich das wie ein Leitmotiv durch Unterhaltung, Kritik und Zwiegespräch, und noch abends im Bett, wenn er das Licht löscht, murmelt er, leicht beleidigt: «Ja, aber die Unterpartie war zu kurz . . .»

Der Berliner ist bekanntlich einer der schlechtesten Zuhörer — er will selber. (Daher können ihm auch die Frauen im allgemeinen nichts tun.) Und ich habe mich immer gewundert, warum weitgereiste Berliner so gar nichts von ihren Reisen mit nach Hause bringen . . . Jetzt weiß ich es. Sie hören nicht zu. Wenn die Sonne über dem Meer untergeht, wenn einer singt und eine tanzt, wenn Paris silbrig leuchtet, und wenn die Damen aus Lemberg abends lebende Gruppen stellen: der Kerl hört nicht zu. Er bringt das Subjekt, das zum Begriff «Welt» bekanntlich hinzukommen muß, erst richtig zur Geltung. Ohne ihn ist sie nicht.

Die armen Leute . . . Sie sind sich selber im Weg, ihr Bauch ist ein optisches Hindernis, und wenn sie sich mal richtig amüsieren wollen, gucken sie sich in den Spiegel. Ihr Tadel ist ein persönlicher Frontalangriff, ihr Lob eine Ordensverleihung an sich selbst, und man greift kaum fehl, wenn man dahin geht, wohin der Berliner keinen Schritt rührt. Berlin ist so groß: es hat vier Millionen Einwohner. Berlin ist so klein: auf Reisen sieht der Berliner nicht über den Spittelmarkt. Und ewig werde ich an das Wort eines Landsmanns denken, der nach vierwöchigem Aufenthalt das Wort der Worte über Paris gesprochen hat. Dieses: «Paris — wat is denn det für ne Stadt! Hier jibts ja nich mah Schockeladenkeks —!»

Der dies sprach, war aber gar nicht aus Berlin, und da kann man sehen, wie vorsichtig man sein muß.

## DER NAMENSFIMMEL

Ein Theaterzettel von heute sieht komisch aus. Früher stand da: Regie: Franz Durchfaller. Heute haben wir:

Spielwart — Regie — Künstlerische Oberleitung — Entwurf und Ausführung, es muß alles angegeben werden. Daß man auch einmal anonym arbeiten kann, um der Sache willen, das wäre ja gelacht —! Der Film tobt sich in diesem falschen Individualismus noch weit mehr aus, und wenn einer ein Pissoir anstreicht, dann kleckst er bestimmt seinen Namen unten in eine Ecke; es könnte wichtig sein.

Denn weil der Handwerker mit Gewalt ein Kinschtler sein will und alle Welt auf das Niveau pfeift, jede Arbeit so zu einem gewaltigen Einzelfall steigernd, sind wir das Land, in dem ein sauber geformter Löffel «Entwurf von Professor Bruno Paul» ist, und es soll mich nicht wundern, wenn nächstens ein Esel, einen Klacks gemacht habend, iat: «Entwurf Lucian Bernhard». Das muß wohl so sein.

Wir Schreiber sind die Dummen. Da setzen wir einfach unsern Namen unter unsre Arbeit — einen einzigen, kümmerlichen Namen. Ich schlage vor, in Zukunft folgendermaßen zu verfahren:

«Der Namensfimmel»  
von Ignaz Wrobel  
Interpunktion: Thomas Mann  
Fremdwörter: Hans Reimann  
Druckfehler: Reinhold Wulle  
Künstlerische Oberleitung: S. J.

«Reklame muß sind!» sagte der Einbrecher — da hinterließ er etwas am Tatort.

## ANGESTELLTE

Auf jeden Drehsitz im Büro  
 da warten hundert Leute;  
 man nimmt, was kommt — nur irgendwo  
 und heute, heute, heute.  
     Drin schufteten sie  
     wies liebe Vieh,  
 sie hörn vom Chef die Schritte.  
 Und murren sie, so höhnt er sie:  
     «Wenns Ihnen nicht paßt — bitte!»

Mensch, duck dich. Muck dich nicht zu laut!  
 Sie zahl'n dich nicht zum Spaße!  
 Halts Maul — sonst wirst du abgebaut,  
 dann liegst du auf der Straße.  
     Acht Stunden nur?  
     Was ist die Uhr?  
 Das ist bei uns so Sitte:  
 Mach bis um zehne Inventur . . .  
     «Wenns Ihnen nicht paßt — bitte!»

Durch eure Schuld.  
     Ihr habt euch nie  
 geeint und nie vereinigt.  
 Durch Jammern wird die Industrie  
 und Börse nicht gereinigt.  
     Doch tut ihr was,  
     dann wirds auch was.  
     Und ists soweit,  
     dann kommt die Zeit,  
 wo ihr mit heftigem Tritte  
 und ungeahnter Schnelligkeit  
 herauswerft eure Obrigkeit:  
     «Wenns Ihnen nicht paßt —: bitte!»

## DER DICKE IN RUSSLAND

Henri Béraud, der Verfasser des entzückenden *«Martyre de l'Obèse»* und andrer guter Bücher, ist Journalist und hat jüngst im Auftrag des *«Journal»* Rußland besucht. Was er da gesehen hat, steht nicht nur in dem kleinen Buch *«Ce que j'ai vu à Moscou»* (Les Éditions de France, 20 Avenue Rapp, Paris), sondern war auch, Artikel für Artikel, im



«*Journal*» abgedruckt. Die Auflage des «*Journal*» wird auf etwa 800—900 000 geschätzt, das Blatt kann also mit 3 Millionen Lesern rechnen. Daher scheint mir Bérauds Reisebericht einer Betrachtung wert zu sein — nicht Bérauds wegen, sondern um zu erfahren, wie eine so breite Schicht des französischen Bürgertums über fremdes Land informiert wird.

Im ersten Kapitel fährt Béraud in die pariser Russische Gesandtschaft. «Gibt es in ganz Paris einen Chauffeur, der nicht wüßte, wo Herr Krassin wohnt? Nein. Das kommt sicherlich daher, daß alle Taxi-Chauffeurs mehr oder weniger Russen sind.» Der «*Progrès Civique*» hat ein famoses «*Schwarzes Buch*» von Paul Allard erscheinen lassen, worin — getreu nach dem Vorbild Flauberts — die Assoziationen aufgestellt sind, die das französische Durchschnittsgehirn auf Reizworte automatisch produziert. Da findet sich unter «Chauffeurs (de taxi) . . . : Sont tous d'anciens colonels russes.» Gut. Wohlversehen mit den nötigen Papieren, tritt nun der Informator seine Reise an. Mit der Kenntnis Rußlands und seiner politischen Geschichte scheint weniger gut bestellt zu sein. «Ich erwartete etwas Außerordentliches, etwas Unmenschliches, eine Art von städtischem und sozialem Futurismus.» Hat der Dicke nichts über Rußland gelesen, vorher? Weiß er nicht, daß die pathetische und heroische Epoche des Bolschewismus vorbei ist? Er scheint es nicht zu wissen.

Lenin. «Lenin, der ehemalige Geächtete, der herumirrende pauper, spielte in seinen letzten Tagen die Rolle des Zaren . . . Welch ein Weg vom möblierten Zimmer auf Montparnasse bis zum Kreml!» Und welcher Journalist, der zwar weiß, woher Lenin stammt, der aber keine Schlußfolgerungen aus der Tatsache zieht, daß Lenin — im Gegensatz zu den deutschen Sozialdemokraten, die heraufgekommen sind — heruntergestiegen ist, alles aufgegeben hat, das blanke Nichts für die mögliche wohl situierte Lebensstellung eintauschte, um einer Idee willen.

Und nun spaziert Herr Béraud in Moskau umher. Die typischen Klischee-Beschreibungen fremder Städte, unplastisch, glatt, gleichgültig — und hierbei kommt nun zu Tage, daß der Journalist kein Wort Russisch kann. Das ist kein Vorwurf — ich kanns nicht, viele Leser auch nicht, und viele Reisende, die nach Rußland gegangen sind, erst recht nicht. Aber man muß das doch abziehen — man muß doch immer fühlen, wieviel einem entgeht, und nun noch in einem Lande, dessen Wandlung so auf geistige Vorgänge gestellt ist. Von dieser Bescheidenheit ist hier nichts zu merken. Er sieht alles, versteht alles, weiß alles, zieht aus allem seine Folgerungen. Meist die falschen.

«Die Kutscher sind ausnahmslos Konterrevolutionäre.» Bum. Wahrscheinlich haben sie, wie alle Proletarier in der ganzen Welt, auf die Regierung geschimpft — Schimpfen ist eine Lebensnotwendigkeit wie

Atmen —; aber Béraud weiß: Konterrevolutionäre. Und nun kommt er mit Kommunisten in Berührung; soweit die französisch sprechen können, erzählen sie ihm etwas, er gibt es wieder . . . Wie verachtungsvoll erzählt er dieses hier, welches Achselzucken setzt er bei seinen Lesern voraus! Einer sagt ihm, dem Franzosen: «Aber selbst eure Kommunisten — was sind denn das für Kerls! Weiße. Sie singen die Internationale im Parlament, aber beim Abendessen erzählen sie mit Heldenmiene vom Krieg und von ihrer guten Führung, von ihren Kriegsorden . . .» Gemein, diese Russen. Aber sie scheinen mir mehr von Paris (und Berlin) zu wissen als Herr Béraud von Moskau.

Der Kenner der russischen Literatur spricht von einem so platten Kleinbürger wie Mereschkowski, den die Revolution schonungslos enthüllt hat — er nennt ihn den «Großen». Ja, über Renaissance schreiben und Renaissance erleben, das ist freilich zweierlei . . .

Einer der Höhepunkte des Buches scheint mir das sechzehnte Kapitel: «*Sur le toit*». Es handelt sich um das Dachrestaurant Na Kryche. Da erzählen dem Forscher zwei jüdische Kommunisten, wie es in Rußland zugeht, und das hat die Welt noch nicht gehört. Ich weiß nicht, wen er da zu Tisch gehabt hat — entweder haben die beiden schlecht französisch gesprochen, oder Béraud hat sie nicht verstanden, oder er hat sich auf dem Dach etwas dazugeschrieben . . . aber ein so ausgemachtes Geschwätz über russische Zustände soll man sich noch mal suchen. Die vollkommene Verständnislosigkeit, mit der über die Neue Ökonomische Politik gefaselt wird, der Mangel an jeglicher Dokumentation . . . es gibt in Paris eine kleine Bar, die Herr Béraud kennen wird. An sie habe ich gedacht, als ich dieses Kapitel las. Die Bar heißt: *Le Bœuf sur le Toit*.

Herausgerissene Fetzen aus Troztkis Büchern würzen das Heftchen. Und Herr Béraud ist so klug — ihm macht man keine Potemkinschen Dörfer vor. Ihm nicht. Die andern Besucher — er hat das selbst gesehen — werden in Autocars herumgefahren, denen zeigen die Sowjet-Beamten das Rußland, wie sie es aufgefaßt wissen wollen, alles Betrug und Lüge, gestellt, arrangiert . . . Daß man aber den pariser Journalisten unbehelligt überall herumlaufen ließ, fällt ihm nicht auf, und auf den Gedanken, auch andre könnten wohl von dieser Freiheit Gebrauch machen, kommt er nicht. «Die Leute, die an diesen Fahrten teilnehmen, sind meist Arbeiter und Lehrer aus Westeuropa, zum größten Teil gute, anständige Leute, aber doch schließlich durch ihren Beruf durchaus nicht qualifiziert, eine Untersuchung anzustellen.» Man muß wohl schon am «*Journal*» mitarbeiten . . . Dann weiß man alles ganz genau.

Zum Beispiel, daß diese lächerliche russische Kommunisten-Partei ganz klein ist — was sagen Sie nun? «An diesem Granitblock zerschellen alle Erklärungen.» Sogar die, daß die Kommunistische Partei den

Anhängern, die eintreten wollen, die ärgsten Schwierigkeiten macht, daß sie die Eingetretenen siebt, siebt, daß sie klein bleiben will, um ihre Intensität zu erhalten . . . nein, das ist gewiß keine Erklärung. Das ist eine Ausrede.

Der Pariser in Moskau . . . Sonntag in der Vorstadt und plötzlicher Regenguß. «Da sehe ich nun, in welchem Maß die Fröhlichkeit in Rußland verschwunden ist. Man stelle sich vor, was bei uns geschähe, wenn dergleichen etwa in Robinson (Paris-Treptow) vor sich ginge: wie die geputzte Menge davonläuft, alle lachen, singen, machen Dummheiten, die Munterkeit des Volks, das sich den Teufel um den Himmel und seine geöffneten Schleusen kehrt, sich selbst und seine Wasserpartie verspottet . . .» Und das gibt es nun alles in Rußland nicht! Ja, dann ist dem Lande nicht zu helfen.

Ein Kenner. Er hat Herriot gelesen, und was Herr de Monzie über Rußland geschrieben hat — aber bei aller schuldigen Sympathie: es wäre vielleicht nicht falsch gewesen, nun auch noch andre Autoren zu Rate zu ziehn. Welcher Plattkopf! Der französische Arbeiter würde nicht mit dem russischen tauschen! Aber mit dem deutschen auch nicht — denn grade der Franzose hängt an seiner Heimat, an den kleinen Nichtigkeiten, an jener Summe von winzigen Sachen, die eine Atmosphäre ausmachen . . . Und die Russen sind keine Franzosen. Eine Teilstrecke auf der elektrischen Bahn in Moskau kostet 1 Franc 20 Centimes . . . Womit denn also Trotzki endgültig erledigt sein dürfte.

Herr Béraud nennt sich einen Sohn des Volkes. Er hat da seinem Papa keinen guten Dienst erwiesen. «Vielleicht haben unsre Arbeiter noch nicht alles, was man ihnen wünschen könnte . . .» Nein, doch wohl vielleicht nicht durchaus alles. Aber man muß den fettgedruckten Erlösungsschrei im *Journal* gesehen haben, das einen Satz seines dicken Korrespondenten als Schlagzeile am Kopf des Blattes abdruckte — so erfreut war es. Endlich! «Dieser Volksstaat, das gelobte Land der Arbeiter, dessen Bild man unsre Leute in Puteaux und Saint-Denis (Arbeiterviertel von Paris) bewundern läßt, dieser Staat ist in der Tat nichts als ein kapitalistisches Regime, das, genau wie die andern, auf der Ungleichheit der Menschen fundiert ist, auf der Verzichtleistung der Schwachen . . . Das ist die Wahrheit.» Gottseidank! sagen 3 Millionen. Also auch in Rußland: Ungleichheit, Resignation der Bedrückten . . . dann ist ja alles in schönster Ordnung. Aber so einfach ist das Ding wohl nicht.

Herr Béraud fühlt, daß bei ihm etwas nicht in Ordnung ist, denn er verteidigt sich. Im Vorwort. (In dem übrigens der schöne Satz steht: «Bei uns haben die Arbeiter die einzige Revolution gemacht, die mitzählt: die Revolution der Löhne.») Er verteidigt sich, stellt sich mit der ganzen Breitseite hin und sagt, ihm wären die faulen Äpfel ganz

gleich. Wenn er die Sowjets gelobt hätte, dann würde ihn eben die *«Action Française»* angreifen . . . Ach nein.

Daß ein westlicher Demokrat die Unfreiheit der russischen Presse tadelt, ist schon komisch genug — ist Herr Béraud immer nur in den Redaktionsräumen des *«Journal»* gewesen und nie in der kaufmännischen Abteilung? Daß der Reisende die Duplizität zwischen dem Wirken der Internationale in Europa und der Tätigkeit der kommunistischen Regierung im Innern Rußlands anmerkt, ist verständlich. Daß er aber nichts weiß, nichts gelesen hat, nichts kennt — so hält er die russische Doktrin für pazifistisch und zuckt jedesmal zusammen, wenn er das Wort *«Marokko»* schreiben muß —, daß er nichts gelernt, nichts scharf gesehen, nichts verstanden hat: das ist bitter. Es ist eine Frechheit, eine Studie über die russische Presse zu schreiben, wenn man nicht russisch lesen und schreiben kann; es ist eine dumme feuilletonistische Oberflächlichkeit, mit ein paar angeleimten Worten einem so komplizierten Land das Urteil sprechen zu wollen. Man sehe sich daraufhin die bescheidenen und anständigen Berichte des Generals Schönaich an: der kann auch kein russisch, aber er sagts; er ist vorsichtig, er gibt meist die Quellen an, aus denen er geschöpft hat, und die ganze Reinlichkeit und saubere Menschlichkeit des Mannes spricht aus diesen lehrreichen Beschreibungen — die ebenso gut zu einem negativen Resultat hätten kommen können. Meinungen gelten hier gar nichts. Tatsachen alles. Béraud kennt sie nicht.

Die Komik, daß der Angehörige einer Geistesrichtung, die das entsetzlichste Morden der Welt geduldet hat, andere Leute Moralität lehren will, geht gar nicht in meine kleine Arbeit — die Abwehr wird über das Ende hinausschäumen, und ich werde noch ein Postscriptum ansetzen müssen. Der Sohn des Volkes, der nichts, nichts, nichts von dem wenigen, was er an Lektüre über Rußland zu sich genommen, begriffen hat — nicht einmal der kundige, klardenkende und gescheite Jules Moch, der Sohn Gaston Mochs, hat reinigend auf ihn gewirkt —, er ist ein Reporter, der seiner eigentlichen Aufgabe, viel zu sehen, zu hören, zu riechen, untreu wird, der Mann, der vom Hotel aus ein Land beurteilt . . . aber wenn das Buch sowjetfreundlich wäre, taugte es auch nichts. Von der russischen Seele, von den wirtschaftlichen Vorgängen, von den innenpolitischen Ereignissen, von den Versuchen, den heldenhaften Niederlagen — kein Wort. Was würde Béraud sagen, wenn einer, der kein Französisch kann, in den Verlag der *«Nouvelle Revue Française»* ginge und von da aus ein Buch *«Frankreich»* in die Welt setzte. Und von so etwas beziehen Millionen Franzosen ihre Kenntnis über Rußland.

Auf dem Dachrestaurant in Moskau gehts folgendermaßen zu:

«Der zweite Mann am Tisch stimmte düster zu. Er hatte, vom ersten Glase Wodka an, kein Wort gesprochen, ganz vertieft, sich ein merk-

würdiges Essen zusammenzubauen: er ließ die Butter im Rotwein schwimmen, schmierte Käse auf die Birnen, begoß den Braten mit Zitronenlimonade . . .»

Ich weiß nicht, ob Herr Béraud eine Waschfrau hat. Wenn er aber eine hat, tut er gut, ihr das zu erzählen.

P.S.: Auch sie wird es nicht glauben.

## CHEVALIER, RIP UND DIE ANDERN

Das pariser Theater ist keine sehr erfreuliche Sache, und man mag sich hundertmal vorbeten: Die Nuance — es kommt auf die Nuance an!, so bleibt doch zum Schluß als dominierender Baß der altindische Spruch brummend stehen: «Eure Sorgen möcht ich haben!» Ich weiß, daß viel aus dieser Literatur übersetzt wird, und daß ganze Geschäfte davon leben. Aber diese Erfolge beruhen doch größtenteils auf Mißverständnissen, die beweisen, daß andre Stücke noch unbrauchbarer sein müssen. Da wird vom Übersetzer und von den Schauspielern die Fabel ernst genommen, diese Fabel, die dem französischen Autor ja nur als Vorwand gedient hat, Sprache, Ironie und Kulturbildchen aufglitzern zu lassen. Die Handlung — was ist ihm die Handlung! Dazu kommt, daß das meiste überhaupt nicht übersetzbar ist. Was fängt um Gottes willen Berlin mit einem Stück wie *«Les Nouveaux Messieurs»* an? Es beginnt damit, daß es den Titel mit *«Die neuen Herren»* übersetzt, während etwa *«Die neuen Herrschaften»* gemeint sind, *«Die neue Schicht»* oder so etwas — und ich frage mich immer wieder, wie man das verstehen zu können glaubt, wo auch nicht eine der Voraussetzungen dieses Stückes gegeben sind. Ich spreche nicht von den persönlichen Anspielungen, sondern von dem Boden, auf dem diese Pflanzen wachsen. Treibhaustheater.

Weil die ernsten Stücke in Paris, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, langweilig, kindlich, zurückgeblieben, aus Geschäftsgründen geschrieben, leer sind — deshalb wendet sich der Gast mit Grausen gern zum Varieté, zur kleinen Revue und auch einmal zu einer großen. Zur großen dann, wenn Chevalier spielt. Im Casino de Paris spielt er.

Um ihn herum jene Mädchen, von denen *«Comœdia»* für 1926 prophezeit hat, sie würden demnächst ohne Haut auftreten, archi-nues, Sie müssen das Wort nicht mißverstehen. Aber dann tritt ER auf, und dann ist alles ganz anders.

Seltsam: der Mann ist im Coupletvortrag durchaus zweiten Ranges, seine Gesangsstimme ist eher heiser denn schön — also was ist es? Es ist nicht nur der Tanz. Gewiß: er hat die schlaksigsten Beine, die man sich denken kann, sie sitzen locker und lose in den Gelenken, und wenn er, im silbergrauen Zylinder, im silbergrauen Frack, in silbergrauen



Schuhen eine Reihe Girls kommandiert, sieht das schon anders aus, als wenn Herr Kutzner dergleichen vollführt. Nein, es ist noch etwas.

Der Bursche ist sympathisch. Man mag ihn gern. Alles grinst, wenn er kommt, auch die Männer. Denn die Frauen sind durchaus für ihn, fühlen sich sicher in so viel Frechheit und wenn die blauen Augen in den Zuschauerraum sehen und sich eine kesse Unterlippe vorschiebt, dann ist's richtig. Er spielt, und die Bühne ist voll von dem, was so wenige Schauspieler haben: von einer Aura, von Charme, von einer Persönlichkeit. Diesmal hat er zwei Höhepunkte.

Einmal steht er mit seiner Partnerin Yvonne Vallée, die ohne ihn nicht vorhanden, aber mit ihm reizend ist, als Bauernpaar vor zwei Häuschen. «Quand on est deux», steht über dem Hoftor, in Abwandlung eines pariser Operetten-Refrains «Quand on est trois» — und der Hund hat sich über seine Hütte geschrieben: «Quand on est un», das arme Tier. Und nun erhebt sich die schwere Frage: «Savez-vous planter les choux —?» Denn die kleinen Franzosen werden nicht vom Storch gebracht, sondern, wie schon aus einer Novelle Maupassants ersichtlich, unter einem Kohlkopf aufgefunden . . . (Maupassant läßt im Coupé eine Dame ein plötzliches Eisenbahnkind bekommen, und der Erzieher der beiden anwesenden Knaben heißt seine Zöglinge zum Fenster hinaussehen. Auf der Station sagt der Jüngere mit boshaftem Lächeln, ganz leise: «Ich — ich habe den Kohlkopf gesehn . . .» Aber das gehört nicht hierher.) Ja, also das ist die Frage:

Savez-vous planter les choux  
A la mode — à la mode —  
Savez-vous planter les choux  
A la mode de chez nous?

Nein und große Verlegenheit.

Je ne le sais pas du tout,  
Voyez-vous, du tout, voyez-vous  
Je n'sais pas planter les choux  
A la mode de chez nous . . .

Wat nu —?

Es erscheinen nacheinander eine Bäckerin, ein Bauer — aber die Antworten befriedigen nicht, denn seit wann pflanzt man Kohl mit dem Finger? Worauf Chevalier in eine Loge fragt, und die dortige Dame pflaumt ihn an, und schließlich erscheint die preisgekrönte Tugendjungfrau des Dorfes. Die sagt:

On les plante avec le . . .  
voyez-vous, le . . .  
voyez-vous, voyez-vous —

und das ist ja schließlich auch eine Antwort. Herr und Frau Chevalier ziehen sich, mit ihren rotgepunkteten Schürzen, befriedigt in das Bauernhaus zurück, der neubelehrte Liebesgärtner schließt von innen die grünen Fensterläden. «Wegen Heirat geschlossen» steht drauf — und nach zwei Minuten erscheinen zwei ausgewachsene Kohlkinder, die junge Mutter achtern, und dann: ER. Er sieht ins Parkett, deutet auf die eben hergestellten Kinder, klopf sich auf die Brust: «Von mir —!» und macht eine derart rüde Bewegung, daß die vielleicht noch Wegener wagen dürfte, aber sonst niemand. Und man möchte sich das dreimal vorspielen lassen.

Und dann hat er noch ein Couplet: «*Valentine*».

Elle  
avait  
de tout petits petons —  
Valentine — Valentine —

und das Lied dieser Dame mit den kleinen Füßchen ist weiter nichts Bedeutendes. Aber zum Schluß fragt er die Leute: «Wie soll ich den Refrain jetzt singen?» und sie rufen ihm zu (Falle): «Auf englisch!», «Auf patriotisch» — und auf patriotisch ist es besonders schön; er stellt sich hin wie ein Denkmal — «On voit tout un peuple glorieux, ce-pas?» — und donnert, als Männergesangsverein:

Elle  
avait  
de tout petits petons —  
Valentine —!

und zwischendurch trifft ihn die feindliche Kugel, die Fahnen knattern, und es fehlt nur noch etwas bengalische Beleuchtung, um einen Akt-schluß zu haben, wie er in Schöneberg so üblich ist. Und wie diskret wird das alles gemacht! Nie singt er den ganzen Refrain zu Ende, er spielt die Idee, auf englisch, auf jiddisch niemals durch — und das Prachtstück liegt zum Schluß, wenn er sich den Hut schief aufsetzt und einen pariser Luden vormacht. Er hat da einen Schritt auf der Straße aufgefangen, jenen Schritt des die Straßen entlangfegenden «mec», der, fast achtlos, alles sieht, sämtliche Damen des quartier kennt und hier und da in der Eile des Spaziergangs vom Damm aufs Trottoir und vom Trottoir auf den Damm hippelt — dieser Hupfer ist so echt, daß die acht Franzosen, die im Theater waren, aus dem «C'est épatant!» gar nicht herauskamen. Es gibt in Berlin wenige Künstler, die so berlinern können, wie der hier parisert. Die Leute klatschten den ganzen kleinen Zwischenakt hindurch.

Und weil er eben französisch ist, bis ins Mark französisch, so schien es mir ein gewaltiger Fehler, ihn mit den Dolly Sisters, diesen vom Klatsch angenehm umwehten Damen (sind sie nicht mit dem englischen Königshaus leicht verwandt?) — mit ihnen also einen langen englischen Song tanzen zu lassen. Ah — nein. Das macht jeder Angelsachse besser, und es ist verwunderlich: warum zwingen eigentlich die Amerikaner die ganze Welt, so zu sein und Theater zu spielen und zu fußballern wie sie? Dazu reist man doch nicht. Ist die Welt noch nicht genug mechanisiert? Kaum aber sind sie eine halbe Stunde von New York fort, so bekommen sie Heimweh und fühlen sich im fremden Lande erst richtig wieder wohl, wenn da vorn die Mädchen und die Knaben «Sweet heart!» zwitschern. «Pavillon Mascotte» in der Behrenstraße und Chevalier auf englisch — ich habe das nicht gern.

Nun, Herr Chevalier ist umrahmt von Gleichgültigem, Langweiligem und Farbenzusammenstellungen für den Geschmack eines südamerikanischen Mädchenhändlers — wir wollen uns da nichts vormachen. Die kleinen Revuen aber sind schon besser. Zum Beispiel die von Rip, im Théâtre du Palais-Royal!

Rip, «notre maître à tous», wie ihn die Kollegenschaft nennt, und mit Recht, Rip hat leider eine kleine Revuefabrik und liefert alle Größen und alle Sorten. Dies hier ist von der harmlosern, und die himmlischen Ideen sind recht dünn ausgeführt. Eine Szene, wo die französischen Schriftsteller als Damen auftreten, könnte reizend sein — man denke sich: die Fräulein Mann, Waldine Bonsels, Hermine Keyserling, Thusnelda Bartels und Emilie Ludwig —; aber das ist alles Tanz von Chormädchen geblieben. Schade. Einer tritt in der Maske Rips auf und wird mächtig belacht, denn so sieht er wirklich aus. Einer will schon mit zwölf Jahren in die Académie, damit die nicht überaltere, und sagt in der Bendow-Weis' herrliche Vierzeiler auf, denen er nachher Dramentitel gibt — und das alles wäre nichts als nett, wenn Marguerite Pierry nicht dabei wäre.

Sie ist die wahre Muse Rips: sie zeigt die Zähne, um zu lächeln — und Gussy Holl möge mir verzeihen: ich habe mich ein Häppchen verliebt. Die Dame Pierry ist nicht mehr jung und nicht sehr schön, und sie kann auch nicht übermäßig viel — aber sie hats. Wenn sie, als Vogelscheuche aufgetan, eine pariser Portierfrau nachmacht, die det Kino kennt, Sie! bei uns wohnt Jannings im Haus! mir kenn Sie doch nisch asschln! — und wenn sie tanzt und hopst und mit ihren großen Augen herumguckt: das ist nun zum Entzücken gar. In einer Szene mit ihrem ami de cœur löst sie — was sollten sie auch sonst tun? — Kreuzworträtsel, und weil eine Reihe bedeutet: «Was Frauen in der Umarmung sagen», gehen sie es ausprobieren, es geht ja ganz schnell. Inzwischen kommt der racheschnaubende Mann mit Revolver, hört hinter der Szene ein ihm wohl bekanntes Gekreis, sieht aber das

Kreuzworträtsel, vergißt Rache und Frau und Freund und löst gleichfalls. Pierry kommt heraus, in Pyjama, welch eine Dünnität! und hats gefunden: «Aaah —!» sagen die Frauen. Gott schenke allen Schauspielerinnen diese Leichtigkeit, solche kleinen Ferkeleien zu sagen.

Nun, ich überschätze dergleichen Abende gewiß nicht. Es gibt auch in Paris Cabarets, wo es häßlich reaktionär und albern zugeht — so die ganz unmögliche Lune Rousse, ein böser Laden, in dem kleinbürgerlich gepatzt wird —, es gibt gleichgültige Unternehmungen, und sehr modern sind sie alle zusammen nicht. Aber es sind doch sie, die am lustigsten im pariser Kunstleben sind, am spritzigsten, am amüsantesten, Chevalier, Rip und die andern.

## DURCHAUS UNPASSENDE GESCHICHTEN

Wenn einer von pariser Apachen zu schreiben beginnt, kann man darauf schwören, daß er aus Prag oder aus Charlottenburg stammt — es gibt auch Fälle der Idealkonkurrenz. Kommen solche Reporter nach Paris, dann ist kein Halten mehr; ihre Frechheit wird nur noch von der Dummheit ihrer Redakteure überboten, die diesen ausgemachten Lügenbrei über *«Kokain auf dem Montmartre»*, *«In den Salons des Faubourg Saint-Germain»* und *«Nachts auf La Villette»* mit Behagen drucken. «Unser Publikum will das.» Bedauerlich ist nur, daß dieser Kram einer anständigen Verständigungsarbeit zuwiderläuft — die verfälschten Berichte von den «japanischen Dirnen in Paris», von den «Stadtgesprächen in London», von dem gesamten verlogenen Stadtbild werden gelesen und, wenn sie illustriert sind, gefressen. Und sie bleiben haften — im Gegensatz zur Wahrheit, die grauer ist, nicht immer amüsant, manchmal langweilig. Aber das Paris der Schmöcke, das Paris Carl Sternheims gibt es nicht: die einen müssen mit ihren Unwahrheiten Zeilengeld verdienen, der andre verfällt in epileptische Zuckungen, wenn er nur auf der Gare du Nord ankommt — und alle drei beide soll der Teufel holen.

Wenn es schon schwer ist, die Verbrecher des eignen Landes wirklich zu kennen — um wieviel mehr wachsen die Schwierigkeiten für den Fremden, die Zuhälter und Dirnen und Einbrecher von Paris aus der Nähe zu betrachten, sie zu begreifen, sie nicht zu verkennen. Man müßte mit ihnen leben.

Ich habe einiges aus diesem Milieu gesehen, aber ich halte einen ephemeren Beobachter nicht für legitimiert, andres als nur kurze Eindrücke darüber auszusagen — denn ich muß mir so vieles erst mühsam übersetzen, was sie da heraussprudeln; ich höre nicht die Unterschiede in den Dialekten der Arrondissements, und während ich ziemlich genau angeben kann, ob ein Berlinisch aus der Klosterstraße oder vom Wedding stammt, fehlt mir vorläufig eine solch genaue Kenntnis von Paris.

So kann ich nur sagen, daß mir die Schilderungen in einem Buch, das ich hier anzeigen will, nach allem, was ich gesehen und gehört habe, ziemlich richtig erscheinen, wenn auch um eine Kleinigkeit zu pointiert. Es handelt sich um *«Histoires de Filles et d'Affranchis»* von Edouard Ramond (Les Éditions de France, 20 Avenue Rapp, Paris). Schon für das Wort *«Affranchis»* gibt es kaum ein deutsches Analogon. Es heißt nicht, wie im Lexikon steht: *«Freigelassene»*; es hat vielmehr den Sinn von *«affranchi de préjugés»*, einer, der über Gewissensbedenken hinaus ist, der den Rummel kennt, der weiß, was gespielt wird, etwa: *«Der Junge ist richtig.»*

Das Buch, das Geschichten aus dieser Sphäre enthält, ist von Francis Carco eingeleitet, dem Mann von *«Jésus-la-Caille»*, einem in Deutschland als Bibel gebundenen dichterischen Schmöker. Carco wohnt im ersten Stock, aber mit Mansardenfenster — er ist wohl einer jener nicht seltenen Fälle, wo das Publikum nach einem Anfangserfolg den Autor zwingt, nun ewig dieselbe Walze zu spielen. Will er Geschäfte machen, muß er es tun; und er tuts.

Carco sagt in seiner Einleitung etwas über die Seelen der *«mecs»* (der Luden) und der *«mômes»* (etwa: der Trinen, der Nutten). Von der gesellschaftlichen Struktur sagt er gar nichts, von den wirtschaftlichen Notwendigkeiten, die diese Zustände herbeigeführt und begünstigt haben, kein Wort; auch seine Kenntnis von den medizinischen Untergründen ist etwas kümmerlich. Man hat den Eindruck eines romantischen Stahlstichs, der eine amerikanische Automobilfabrik darstellt.

Von den nun folgenden Geschichten sind viele auch nicht annähernd zu übersetzen; wie nicht ganz unbekannt, eignet sich die französische Sprache dazu, die unglaublichsten Dinge zu sagen, zu drucken, zu schreiben — nein, es ist nicht die Sprache. Es ist die Grundanschauung eines Volkes, das keine Brillen trägt, das nicht überall *«Probleme»* und *«Tendenzen»* sieht, sondern das natürlich geblieben ist. Keine Geschichte zwinkert, keine.

Es finden sich — wie bei Zille — schreckliche Inzestberichte, Bilder der grausigsten Familienprostitution, die ein klein wenig, ein ganz klein wenig moralisch-witzelnd herausgestellt werden; das unübersetzbare *«Alors dis, môme, on s'mélange?»* ist natürlich auch da; merkwürdige Anklänge an die Kirche: Jesus spielt mitunter eine Rolle, zu der wir in der ganzen deutschen Literatur, außer bei Panizza, keine Analogie haben. Außerordentlich echt sind die Kleinbürgerlichkeit, die Wohlanständigkeit in den *«Häusern»* getroffen, wo etwa beim Mittagessen eine der Damen ein hartes Fachwort oder *«Merde!»* sagt und sofort der Herr oder die Frau des Hauses eingreift: *«Sie scheinen nicht zu wissen, wo Sie hier sind . . .?»*, und das ist durchaus keine Ironie. Die rohesten Witze der Päderastie sind in Formen gekleidet, die sie erträglich machen; und wer Franzosen kennt, weiß, daß diese *«mots»*



nicht erfunden zu sein brauchen. Der ganze Jammer enthüllt sich einmal in einem einzigen Satz, den ein Mädchen zum Kunden sagt. Sie sprechen vom Weibergefängnis in Saint-Lazare, das nun endlich aufgehoben werden soll. «Saint-Lazare! Saint-Lazare! vaut mieux que je te dise pas ce que c'est.» Warum nicht? fragt er. «Parce que c'est tellement dégueulasse (abscheulich) que tu voudrais plus toucher aux femmes.» Wie kann man die Männer so überschätzen . . . Und wie natürlich reagiert jene andre, die sich über die harte Arbeit in einem Haus beklagt — nein, da kann sie nicht mehr bleiben. «Habt ihr denn so anspruchsvolle Kunden, Spezialisten . . .?» wird sie gefragt. «Nein, das macht nichts», sagt sie. «Aber das verfluchte Treppensteigen —!»

Ich habe versucht, ein paar Geschichten zu übertragen. Die Aufgabe ist nicht lösbar. Hochdeutsch gäbe es ein falsches Bild — denn dies Französisch steht in keinem Lexikon. Ein deutscher Lokaldialekt gibt ein falsches Bild — denn in dem Augenblick, wo die Anekdote berlinert, erweckt sie einen Haufen von Assoziationen, die nicht hergehören. Hier und da habe ich ein paar berlinische Ausdrücke gesetzt, nur um in Gänge zu gelangen, die unterhalb der offiziellen deutschen Grammatik entlanglaufen — und ich habe Berlin und nicht München oder Leipzig gewählt, weil es eine große Stadt mit den Ansätzen zu ähnlichen Schichten ist, wie sie hier geschildert werden. Eine Übertragung in hamburger Platt käme der Sache gleichfalls nahe.

Die kleinen Anekdoten, die hier folgen, scheinen mir eine gute Eigenschaft zu haben. Mit Ausnahme von vielleicht einer oder zweien schmecken sie nach Wahrheit. Das kann man nicht erfinden.

Im Weibergefängnis Saint-Lazare herrscht Ordnung.

Eine ganz junge Gefangene, die man bisher zu den leichten Fällen zählte, bittet eines Morgens, dem Direktor vorgeführt zu werden.

«Nun, mein Kind, was gibts denn?»

«Herr Direktor», sagt die junge Person mit sanfter und leiser Stimme, «ich wollte Ihnen nur sagen: wenn die Schwester Maria von den Heiligen Drei Engeln mich weiter so behandelt wie bisher, dann werde ich ihr wohl mein Kochgeschirr in die Fresse schlagen —!»

Auf dem Boulevard de Sébastopol bereden zwei Zuhälter, wie es so ist im menschlichen Leben.

«Mensch!» sagt der eine. «Mir ist heute mächtig . . .»

«Und mir erst!» sagt der andre. «Aber wie! Je crois que je serais capable de prendre un chien . . .»

Da geht die Sappho, ein weiblicher Knabe, vorbei und hat es alles mitangehört und sagt ganz leise:

«Wau-wau —!»

Carmen hat eine hübsche Stimme, und obgleich sie seit fünfzehn Jahren die Insassin vieler Häuser gewesen ist, ist sie so hübsch zurechtgemacht, daß sie allgemein verlangt wird.

«Du hast ja eine reizende Stimme», sagt eines Tages ein Besucher zu ihr. «Warum bist du nicht zum Theater gegangen? Du hättest sicherlich Karriere gemacht.»

«Zum Theater? Ah, la la!»

«Warum nicht?»

«So siehst du aus, Kleiner!» sagt Carmen. «Zum Theater? Das hätten meine Eltern niemals erlaubt!»

«Der Krieg? Sind die Weiber dran schuld», sagte Niemen, der Boxer, verächtlich. «Ich wer dir das beweisen . . .»

«Nämlich?»

«Ich wer dir das beweisen», sagte er. «Wie sie mobil gemacht haben, was haben die Mädchen da gesagt? Da haben sie gesagt: Na, denn machs gut, Junge! Hier hast du noch Strümpfe mit und Schokolade und einen Füllfederhalter und ne Buddel von wegen innerlich zu gebrauchen! Nich wahr? So war das gewesen. Ohne die Mädchen wären wir niemals gegangen!»

«Wahrscheinlich!»

«Ja, nu stell dir aber mal vor, die Weiber hätten in die Generalpappkartonstraße gemußt. Hä? Was hättest du gesagt, wenn deine Trine auf einmal erzählt, sie muß zur Musterung? Nu sahre mal . . .!»

«Ich . . .»

«Also ich hätt ihr gesagt: «Marie, hätt ich jesacht, hau ab! Drück dich! Dicke Luft!» Und da kannst Gift drauf nehmen: sie wärn alle hier geblieben —!»

Ich saß in der kleinen Bar, nachts; am Nebentisch ein Betrunkener, ein gutmütiger Kerl, der viel sprach. Er hieß Felix.

Nach einer einstündigen Verhandlung und je drei Schnäpsen wollte ich bezahlen. Felix warf sich förmlich über meine Brieftasche, aber nicht, um sie mir wegzunehmen.

«Pardon!» sagte er. «Ich weiß, was sich gehört.»

Steht auf und geht zur Tür, öffnet sie, steckt zwei Finger in den Mund und pfeift. Pause . . .

Es erscheint eine Frau, dann noch eine.

Felix hebt den Daumen und deutet über seine Schulter auf die Untersätze, die auf unserm Tisch stehen, jede Frau legt stillschweigend einen Zehnfrancschein auf die Theke, Felix nickt zur Tür hin, sie dürfen wieder gehen. Es wird kein Wort gesprochen.

Darauf Felix, zu mir:

«Et voilà, monsieur, ça, c'est de l'amour —!»

Frau Soundso ist nicht davon abzubringen gewesen, mit mir das aufzusuchen, was sie etwas pompös «die Lasterhöhlen der Großstadt» nennt.

Man kann sich denken, wo wir hingegangen sind: ich führte sie in die besten Häuser an der École Militaire und sagte, sie sei meine Sekretärin.

Alle Mädchen bemühten sich um uns, und es wurde ein reizender Abend. Alles sprach in gewähltem Ton, höflich; alle benahmen sich anständig, und wenn ein Mädchen einmal mit einem Klienten für kurze Zeit nach oben gehen mußte, dann verbeugte es sich erst vor meiner Dame von Welt und sagte:

«Sie gestatten doch, gnädige Frau —?»

«Gras-du-Genou» war eine allererste Nummer. Als Soldat an der Yser und bei Verdun hat er die ganze Todesverachtung, die ganze Verve und das Draufgängertum gehabt, für die er in Belleville berühmt und berüchtigt war. Er ist gefallen.

«Seine»: eine kräftige blonde Person mit einem schweren Chignon, hochgeschnürt. Sie heißt allgemein «die spanische Fliege». Zur Zeit sitzt sie im Frauengefängnis Saint-Lazare.

«Siehste», sagt sie während des Rundgangs auf dem Hof zu einer Freundin, «ich will nich mehr. Der da, das war meiner. Das war mein einziger; danach kommt nischt mehr. Dich hab ich gerne; ich mag sonst keine Frauen . . . aber du bist nicht wie die andern, deshalb erzähl ich dir das.

Also, wie ich in der Zeitung gelesen hab, daß man sich die aus den Soldatengräbern zurückholen kann, da hab ich bloß noch das im Kopf gehabt: ihn von da oben herbringen lassen, und denn mit ihm in einen Kirchhof bei Berry-au-Bac. Ja. Und dann wollte ich ihm ein schönes Grab spendieren. Aber schnieke! Dazu brauchste Zaster, verstehste . . . Na, und du weißt doch, unsereiner kann sich nichts sparen.

Da hab ich versucht, ein Ding zu drehen . . . Wegen Pinkepinke. Ich hatte mächtjes Schwein: ich hab da einen Dummen gefunden, der hat eine dicke Marie bei sich gehabt . . . Dafür hab ich meinen gleich in Sarg packen lassen, un denn is er zurückgekommen, und denn hab ihn sein Grab bauen lassen . . . Aber knorke, sag ich dir! Mit ner großen Platte obendrauf, alles aus Marmor, do! so mit feinen Ketten und Blumentöppen und alles . . .

Der Kunde hat mich angezeigt. Sie konnten mir nischt beweisen, aber natürlich bin ich hochgegangen. Ich hatte mächtig ville Geld ausgegeben, aber es war doch noch was übrig jeblichem. Diß hab ich ins Grab jestochen. Diß finden se nich. Da könn se suchen, bis se schwarz wern. Na, und denn solln se man imma machn, det se hinjehn und sich den Zaster holn . . .

Er paßt auf.»

## WIE SICH DER DEUTSCHE STAMMTISCH PARIS VORSTELLT

Alle Woche habe ich hier in Paris einmal eine vergnügte Stunde: das ist, wenn ich mir von den deutschnationalen und deutschvölkischen Zeitungen erzählen lasse, wie es in Paris zugeht.

Eine Tageszeitung wird bekanntlich vom Leser geschrieben. Da der Leser keine Zeit hat, sie selbst zu schreiben — denn eine Talentfrage ist dies nicht —, so beauftragt er damit die Redakteure. Die schreiben genau das, was der Leser schriebe, wenn er schreiben könnte. Soweit Paris in Frage kommt, sieht das so aus:

Paris ist eine Stadt, deren weibliche Bewohner meistens in horizontaler Lage anzutreffen sind, und deren männliche, champagnerbesoffen, hysterisch nach dem Kopf Hindenburgs rufen. Das degenerierte Volk der Franzosen wälzt sich in nackten Paaren auf den Boulevards, ruft abwechselnd «Gloire!» und «à Berlin!» und hat überhaupt kein Nationalgefühl, darum wird es nächstens untergehen, und viel zu viel Nationalgefühl, darum wird Deutschland nächstens untergehen. Das Nähere siehe bei Otto Ernst, der, nach seinen Schreibereien zu schließen, den Nachtopf seines lieben Enkelchens als Tintenfaß benutzt.

Allen voran die *«Deutsche Zeitung»*. Die hat meines Wissens in Paris keinen Berichterstatter, der sich als solcher ausgibt, zitiert ihn aber munter, wenn sie ihre Lügen über Frankreich an den Stammtisch bringt. Von einer französischen medizinischen Erfindung: «In der Seinestadt brüllen es die Zeitungsverkäufer in den Straßen, in Deutschland spricht man nicht darüber. Da ist es akademische und wissenschaftliche Selbstverständlichkeit. Hier aber muß auch die Wissenschaft in ekelhafter sensationeller Weise ausgebeutet werden.» Nicht ein Komma davon ist wahr.

Und es scheint mir an der Zeit, diesen verbrecherischen Lügen, diesen halbgebildeten Schmöcken gegenüber, die von «Inflationsorgien», von «Hunger in den pariser Straßen», vom «Großstadtaumel» sprechen, die Wahrheit zu sagen, die deren Leser freilich nicht erreichen wird.

Die französische Inflation ist mit der deutschen Inflation nicht zu vergleichen. Hier ist keine Regierung, die die Inflation böswillig anzettelt, um ihre auswärtigen Gläubiger zu täuschen, hier ist kein betrügerischer Bankrott, und hier ist eine viel größere Disziplin des kleinen Mannes und ein viel größeres Vertrauen zum Land.

Die tägliche Lebenshaltung der kleinen Beamten, der Angestellten und der Arbeiter ist, mit dem Frieden verglichen, schwieriger geworden; die bürgerliche Geselligkeit hat darunter gelitten, die Kultur leidet darunter. Von Erscheinungen, wie sie der tragische Karneval der deutschen Inflation gezeitigt hat, ist in Frankreich überhaupt keine Rede,

und es ist eine böswillige Erfindung, von «Lockerung der ohnehin leichten französischen Moral» zu sprechen. Das französische Bürgertum ist, in Paris und in der Provinz weitaus spießiger, kleinlicher und zurückhaltender als die gleiche deutsche Schicht — jeder deutsche Großstädter, jeder deutsche Mittelstädter wirkt diesen Leuten gegenüber fast amerikanisch-smart. Es handelt sich nicht darum, hier Urteile abzugeben oder Vergleiche zu Gunsten der einen oder der andern Nation anzustellen: es handelt sich darum, Tatsachen mitzuteilen.

Neben der ausgesprochenen Böswilligkeit der Redakteure vom *«Berliner Lokalanzeiger»* bis zu den völkischen Organen steht ihre Unfähigkeit zu sehen. So weit diese Tröpfe überhaupt französisch können, schreiben sie französische Zeitungen aus und ab, und so kommen diese Radau- und Skandalberichte zustande, die sich meistens auf die *«faits divers»* (zu deutsch Schmus) der französischen Presse stützen. Es gibt aber ein ganz falsches Bild, wenn man Nachrichten aus dem *«Matin»* nach ihrer Aufmachung mit dem Auge des deutschen Zeitungslesers beurteilt. Die französische große Nachrichtenpresse ist sehr stark auf den Einzelverkauf abgestellt und befriedigt auch sonst, heftig amerikanisiert, die Tatsachenneugier der kleinen Leute. Man findet im *«Matin»* und noch mehr im *«Journal»* und im *«Petit Journal»* auf der ersten Seite den letzten Raubmord mit Fotografie, aber es ist geradezu widersinnig, danach auf die wirkliche Geistesverfassung des französischen Volkes und auf die wirklichen Zustände in Frankreich zu schließen. Die Zeitung übt in Frankreich denselben Einfluß aus wie überall; aber sie wird lange nicht so ernsthaft genommen, wie beispielsweise in Deutschland, sondern sie wird gelesen und häufig mit einem Achselzucken weggeworfen.

Weil nun aber die traurigen Abgesandten des Herrn Hugenberg und der deutschnationalen Telegrafagenturen nichts von Frankreich kennen als sich selbst und vierzig Zeitungen, so ergäbe sich schon dann ein total falsches Bild, wenn diese Journalisten ehrlich arbeiteten. Das tun sie aber nicht, sondern sie fälschen. Sie fälschen den Volkscharakter dieses ultrabourgeoisen Landes zu einer tobsüchtigen und böartigen Gesinnung um, sie fälschen die Figur der arbeitsamen und anständigen französischen Frau zur Allerweltskokotte, sie fälschen den wahrhaft friedfertigen französischen Volkswillen, der seine Ruhe haben will, zur Mentalität eines heulenden Irrenhauskandidaten.

So geht das jahraus, jahrein, und der von der Republik reichdotierte Pensionsoberst in Prenzlau spürt seine Hämorrhoiden weniger, wenn er mit Wonne liest, wie verderbt, wie degeneriert, wie verkommen Frankreich sei. Nun, solche Fememorde wie anderwärts sind hier nicht an der Tagesordnung; auch hat Frankreich eine Justiz. Aber immerhin ist dieses lügenhafte Geschwätz nicht ungefährlich.

Es ist heute zwölf Jahre her, daß das deutsche Volk geglaubt hat,



zwei Fensterreden des Filmschauspielers Wilhelm und ein Aufmarsch an der französischen Grenze genügen, um ein ganzes Volk in den Boden zu rennen. Die Deutschen sind damals über den wahren französischen Volkscharakter, der in schlimmen Augenblicken seltsam kaltblütig die letzte Kraft zusammenzureißen pflegt, ebenso getäuscht worden, wie über die wahre Weltgeltung Frankreichs, die ein guter Werwolfmann nicht gelten läßt, weil er sie nicht kennt. Er wird darin auf das prächtigste von seinen Zeilenschindern unterstützt.

Man hat dieser Tage in Paris ein großes Institut für die geistige Zusammenarbeit der Völker Europas eingeweiht. Das ist für die Katze, so lange der Einfluß dieser käuflichen und gemeinen Presse weiter bestehen bleibt, so lange der deutsche Stammtisch seine politische Weisheit aus solchem Augenwischpapier bezieht.

Sie haben uns schon einmal in einen Krieg hineingehetzt, sie werden es wieder tun. An uns ist es, den verderblichen Einfluß dieser Presse mit den äußersten Mitteln zu bekämpfen.

## DEUTSCHE WOCHE IN PARIS

Im Januar hatten wir zwei deutsche Gäste: Thomas Mann und Alfred Kerr haben vor Franzosen in Paris gesprochen. Mann in der Dotation Carnegie, Kerr in der Sorbonne, in einer öffentlichen Veranstaltung der Friedensgesellschaften und auf einem Empfang der Zeitschrift *«Comoedia»*.

Der Empfang durch die Presse war, von kleinen Ausnahmen abgesehen, interessiert, viele Zeitungen brachten Fotografien. Beide Schriftsteller wurden durch den Professor Lichtenberger patronisiert, der ein ausgezeichneter Kenner der deutschen Literatur ist. Mann sprach ein paar Einleitungsworte französisch, die Rede selbst deutsch; Kerr sprach französisch. Wer da weiß, wie unendlich schwer es ist, vor einem französischen Publikum als Fremder französisch zu sprechen, auch dann, wenn man die Sprache so gut beherrscht wie Mann und Kerr, wer weiß, wie die Seele einer französischen Zuhörerschaft so ganz, ganz anders ist als die einer deutschen, wird keine Kritik der Einzelheiten vornehmen. Kerr erzählte über deutsches Theater, das ihm eine Möglichkeit zur Völkerversöhnung zu sein scheint; Mann sprach über deutsche und französische Geistigkeit nach dem Kriege. Da kurz vorher Elisabeth Rotten von einer französischen Patriotin in demselben Saal, wo Kerr sprach, angepöbeln worden war, hatte man Einladungen ergehen lassen; die Kontrolle war streng, vielleicht zu streng. Welchen Eindruck diese Vorträge auf Franzosen gemacht haben, ist sehr schwer zu sagen.

Wer als Deutscher in Paris diese seine Landsleute hat sprechen hören, muß bei der Beurteilung ihrer Wirkung auf die deutsch-franzö-

sische Annäherung jede interne literarische Erinnerung völlig beiseite lassen. Es ist in diesem Zusammenhang ganz gleichgültig, wie ich zu Kerr oder Mann «stehe» — ob ich sie liebe oder nicht lese —: Franzosen sehen diese Abgesandten deutschen Geistes mit ganz andern Augen an als wir, die wir sie nah kennen, und es kommt in diesem Falle nur auf die Franzosen an.

Der deutsche Botschafter, Herr v. Hoesch, hatte einen Abendempfang veranstaltet, auf dem zum ersten Mal nach dem Kriege wieder französische Minister die deutsche Botschaft besuchten. Aber schließlich ist ja seit sieben Jahren Friede . . . Herr v. Hoesch ist ein außerordentlich liebenswürdiger Herr, dessen gewandte Propaganda durch Literatur dem polternden Auftreten einiger seiner Kollegen in Südamerika vorzuziehen ist. Ich hatte den Eindruck, daß Kerr und Mann von ihrer Verständigungsarbeit befriedigt waren.

Nichts gegen diese Arbeit.

Und nichts für sie.

Eine solche Annäherung ist nicht nur auf eine kleine Zahl von Leuten beschränkt — sie bleibt es auch. Dergleichen dringt erfahrungsgemäß niemals durch, dringt niemals in die Massen, und man sage ja nicht, daß so etwas ein Anfang ist. Es ist ein Ende.

In Berlin liegt das noch etwas anders als in Paris. Der Kreis von Gebildeten, die für einen Fremden Interesse haben, ist dort viel größer als in dem egozentrischen Paris, das nicht angelaufen kommt, sondern zu dem man kommen muß. Nicht der Vortragssaal ist hier das Zentrum, sondern der Salon. Durch diese Salons geht aber seit altersher ein solcher Strom von Fremden aller Kontinente, daß die Gewohnheit die Neugier auch dann getötet hätte, wenn sie vorhanden wäre. Sie ist nicht vorhanden. Der Franzose hält es heute noch für durchaus natürlich, daß die Vertreter fremder Völker von ihm etwas annehmen, er will bei ihnen nichts lernen. Er spricht ihre Sprachen nicht, er kennt ihre Kulturen nicht, denn er reist nicht. Die wirklich internationale Schicht schwimmt wie Öl auf dem Wasser. Da ist aber noch ein andres.

Die Kernfrage ist überhaupt nicht, ob uns gelingt, die französische und die deutsche Lebensauffassung einander nahe zu bringen, was schwer, beinahe unmöglich ist — es handelt sich darum, Kriege zu vermeiden. Und die werden so nicht vermieden.

Reden deutscher Schriftsteller in Paris; Ausstellung französischer Bilder in Berlin; Gastspiel Max Reinhardts in Paris; Reden französischer Schauspieler in Berlin; Entsendung intellektueller Deputationen in beide Länder —: alles das bewirkt noch nichts. Es erweitert vielleicht den Horizont einzelner Leute, es stärkt das Wissen von der Weltlage — aber es wird nicht ein Schuß weniger abgefeuert werden, wenn die Vaterländer rufen.

Solange die Staatsmacht, über das Leben der Volksangehörigen zu verfügen, unangetastet bleibt, ist diese Art pazifistischer Annäherung ein harmloses Gesellschaftsspiel. Solcher Pazifismus verpflichtet zu nichts. Man ist des besten Willens voll, zu verstehen, sich verständlich zu machen, die Völker zu nähern — doch wenn die Trompeten blasen, ist das alles vergessen. Und das ist keine pessimistische Theorie — dafür gibt es einen unwiderlegbaren Beweis. Deutsche Intellektuelle in Paris, französische in Berlin . . .

Genau so weit waren wir im Jahre 1912 auch.

Auch damals kamen Pariser nach Heidelberg, lernten und lehrten; kamen Berliner nach Paris, malten und wirkten auf die Malerei ein; hielten wir einander Vorträge und klatschten uns zu; konnten sogar Fahnen entfaltet werden, die nicht abgerissen wurden — und wohin hat das geführt? was hat das genützt? Gräber geben die Antwort.

Wollen wir daraus keine Lehre ziehen —? Soll dieser ganze Affentanz würdig gebildeter Männer um das Idol einer hochverehrten Weltanschauung von vorn beginnen? Er ist lächerlich und gefährlich.

Lächerlich: weil sogar die Leute, die im Jahre 1914 auf beiden Seiten den Veitstanz bekommen haben, wiederum mittun, auf beiden Seiten. Da sitzen dieselben böartigen Greise, die mit ihren bescheidenen Kräften den Abdeckern der Generalität geholfen haben, so gut sie konnten; *n'ayant pas pu mourir à la tête de leurs troupes, ils mettaient leurs plumes dans les mains des officiers . . .* Dieselben Kriegsdichter, die noch zur Zeit der Ruhrbesetzung als Vaterlandsretter figuriert haben, Gesinnung so unsauber wie Verse, strecken heute die Hände als Versöhnungszeichen hin. Es waren nicht einmal Leithammel.

Gefährlich: weil es den guten Willen Gutgläubiger absorbiert und abfängt. Sie glauben, wirklich etwas für den Pazifismus zu tun, wenn sie solchen Organisationen angehören, Beiträge bezahlen, eine grüne Mitgliedskarte haben; sie glauben, ernstlich ihrer Pflicht zu genügen, wenn sie in einem Vortrag des Fremden nicht pfeifen, sondern klatschen. Das ist gar nichts. Ich betone ausdrücklich, daß ich die Lage auf der französischen Seite genau so ansehe wie auf der deutschen. Zugegeben, daß Herr Geßler nicht in die französische Botschaft ginge, wenn dort Herr Valéry zu Gast wäre: sein gewinnendes und schlagfertiges süddeutsches Wesen käme da vielleicht nicht so recht zur Geltung . . . Herr Painlevé geht in die deutsche Botschaft. Na und —?

Und es ist nichts geändert, und es kann so nichts geändert werden, und es ist alles für die Katze. Nicht darauf kommt es an, ob ein deutscher Literat in Paris «richtig» spricht oder nicht — meist haben sie viel zu viel Scheu, messen ihren Worten eine viel zu große Bedeutung bei und glauben, es hänge weiß Gott was davon ab, wenn sie etwa ein «unvorsichtiges» Wort sprächen . . . Während doch nur die unvorsichtigen Worte etwas zu Wege bringen.

Diese brave Annäherung ist deshalb von der ersten bis zur letzten Minute zwecklos, weil sie nichts ändert, weil sie nicht ins Volk geht, weil sie Machtverhältnisse anerkennt, statt sie bis aufs Messer zu bekämpfen. Das Getue erinnert an die übermütigen Schelmenstreiche guter Schüler in einer Festvorstellung der Anstalt: schmunzelnd sitzen die Lehrer dabei und freuen sich; es ist so schön erlaubt.

Sehr bezeichnend ist das Publikum dieser pseudo-pazifistischen Veranstaltungen. Was sofort auffällt, ist der fast vollkommene Mangel an Jugend. Wo ist die —? Auf der andern Seite. Aber wäre ich zwanzig Jahre: ich ginge auch dorthin, wo etwas getan wird, wo Schwung sitzt, Kraft, Aktion, blutgeschwellte Adern. Wenn man in der Liebe stets zwanzig Jahre ist, dann ist man in der demokratischen Politik immer hundert. Manche werden gleich so geboren.

So gehts nicht. Es geht nicht, weil die Zeit der gediegenen Bürgerbildung, wie sie etwa die *«Frankfurter Zeitung»* repräsentiert, ein für alle Mal vorbei ist; weil es keine Kunst, keine Wissenschaft, keine Technik gibt, die über den Klassen schwebt wie eine weiße Fee. Das neutrale Gebiet, auf dem sich die Schriftgelehrten dieser Gattung würdig treffen, objektiv gebügelt und mit herrlich neutraler Hemdbrust — dieses Gebiet gibt es nicht und hat es nie gegeben. Es schmeichelt den Trägern, ich weiß es; es tut weh, auf die Sinnlosigkeit eines so schön humanen Tuns aufmerksam gemacht und mit der Nase auf die Gasgranaten gestoßen zu werden, die im Keller, grade unter der Bibliothek, liegen — aber es ist die Wahrheit. Die Wahrheit, die keinen braucht, der sie verkündet; die Herren selbst verkünden sie in dem Moment, wo's ernst wird; kaum können sie den Patriotismus halten, schon spritzt er unter den kühlen Sätzen der Wissenschaft in Literatur und Kunst eklig hervor. Das Bezirkskommando wartet, die Wirtschaft wartet, und in den Zwischenpausen spielen sie Völkerversöhnung.

Es gibt heute eine Locarno-Heuchelei, wie es eine patriotische Heuchelei gibt. Das Institut de la Coopération Intellectuelle ist zu Paris mit vielen schönen Reden eröffnet worden — ich verspreche mir nicht das geringste davon. Wir haben dergleichen vor dem Kriege gehabt, es hat nicht gehalten, und es wird wieder nicht halten. Ehren-Doktor-diplome sichern keinen Frieden.

Den Frieden sichert eine kapitalistische Konjunktur, die der einen Gruppe aus rein wirtschaftlichen Erwägungen verbietet, gegen die andre Gas abblasen zu lassen. Das wäre, auf der Basis der gegebenen Gesellschaftsordnung, eine echte und wahre Friedensmöglichkeit.

Ich wünsche mir eine andre. Das schöne französische Wort: *«On est toujours le réactionnaire de quelqu'un»* ist mir gut bekannt, und ich beabsichtige nicht, wohlmeinenden und anständigen Männern Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Ich halte nur ihre Bemühungen und ihre Schriften, ihre gemäßigten und liberalen Anstrengungen für zwecklos.

Nicht, weil ihre Personen unzulänglich wären, sondern weil die Sache, der sie zu dienen glauben, ihrer spottet. Nichts ist gegen die Arbeit guter Mittler zu sagen — aber alles gegen ihre Bewertung.

Diese Wirtschaftsordnung kann keinen Frieden halten, weil sie den Krieg zum Leben braucht, wie ihn die alten Dynastien gebraucht haben. Diesen latenten Kriegszustand bekämpft man nicht, indem man gemeinsam Schmetterlinge sammelt und kunstgewerbliche Gebrauchsgegenstände ausstellt, sondern: indem man die Verursacher und die Ursachen dieser Wirtschaftsunordnung beseitigt. Da es in der Geschichte keinen freiwilligen Verzicht von Klassen auf ihre Vorrechte gibt: mit Gewalt. Denn dies ist das Wesen der Revolution: daß die althergebrachten Begriffe eben nicht mehr gelten, daß man eben nicht gerecht ist, daß es eben nicht nach Paragraphen und Verdienst, sondern nach der Notwendigkeit geht, daß jene Ordnung, die sich das nur gebildete Gehirn nicht wegzudenken vermag, erschüttert und eingeschlagen wird. Eine Luftreinigung.

In diesem Sinne bin ich für eine deutsch-französische Verständigung.

## LÜTZOWS WILDE JAGD

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?

Hörs näher und näher brausen.

Es zieht sich herunter in düstern Reihn,  
und gellende Hörner, sie schmettern drein  
und erfüllen die Seele mit Grausen.

Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:

Es ist

eine Formation, die nicht existiert, deren Angehörige lediglich die Ertüchtigung der Jugend betreiben, Waffen nicht besitzen und mit denselben äußerst vorsichtig umgehn, sodaß von einer unmittelbaren Gefahr für die Republik nicht gesprochen werden kann

Lützows wilde verwegene Jagd.

Was streift dort rasch durch den finstern Wald

und jaget von Bergen zu Bergen?

Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;  
das Hurra jauchzet, die Büchse knallt,  
es stürzen die jüdischen Schergen.

Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:

Es ist

leider nicht möglich, Ihnen Auskunft zu geben, bester Herr:  
sie sind das Land, und das Land darf man nicht verraten, denn



die Richter, die Reserveoffiziere gewesen sind, erinnern sich gern an die Schlacht bei Sedan, wissen aber noch nicht, daß sie schon aus ist, und schließen sich von der Öffentlichkeit aus  
Lützows wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd  
auf Henkersblut und Tyrannen!

Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt!

Das Land ist ja frei, und des Reimes wegen der Morgen tagt,  
wenn wirs auch erst sterbend gewannen!

Und von Enkeln zu Enkeln seis nachgesagt:

Das war

in Döberitz, im Monat Mai, deinen Großvater haben sie beschlagnahmt, deinen Onkel eingesperrt, deine Tante in Schutzhaft genommen, ich laß sie grüßen, deinen Bruder auf der Flucht erschossen und deinen Vater verhaftet, er lahmt heute noch. Die Republikaner? Gehirnattrappen, die nicht einmal merken, wie verprügelt sie sind, Leute, egalweg gerecht von einer Niederlage zur andern, immer gerecht, Gefahren einrichtend und sie hinterher beschwörend, taktisch von Malheur zu Malheur taumelnd, besiegt, geschlagen, zurückgeworfen und noch stolz darauf, im tiefsten Wurstkessel, und wissen es nicht und wissen es nicht einmal, und wer bleibt den Jeistigen gegenüber Sieger, Triumphator über Millionen Geknechteter —?

Lützows wilde verwegene Jagd.

### WAS BRAUCHEN WIR —?

Hermann Schützinger hat in der *«Berliner Volkszeitung»* von dem Kampf um die Deutsche Linke gesprochen, der hier geführt wird. Dabei geht er mich heftig an. Mit den Angriffen der *«Schlesischen Zeitung»* und der *«Deutschen Tageszeitung»* wische ich mir seit Jahren die Augen aus — aber wenn ein politischer Freund und noch dazu ein so tapferer und reiner Mann wie Schützinger angreift, hat er Anspruch auf eine Antwort. Die kann ihm umso leichter erteilt werden, als seine Arbeit, bis auf einen häßlichen Satz gegen Zeigner, dem Wunsch entspricht, durch Kritik zu klären, also mitzuarbeiten. Arbeiten wir.

Schützinger spricht, ein bißchen spöttisch, davon, wie wenig offizielle Anerkennung wir gefunden hätten, wie die Reichstagsfraktionen uns keine Beachtung schenkten, wie unfruchtbar wir blieben. Darf ich ihm aus dem schönen Aufsatz über Leo Trotzki — in *«Schatten der Geschichte»* von Valeriu Marcu (bei Hoffmann & Campe zu Berlin) — diese pariser Geschichte aus dem Jahre 1916 erzählen:

«Ein Freund Trotzki's, ein Deputierter, sagt mir: «Ach, diese Russen — sie sind in der Emigration für uns eine Plage. Reden jetzt während des Krieges vom Zarismus. Sehen Sie Trotzki, sicherlich ein fähiger Journalist — doch auch er kann politisch nur im Keller und als Sektierer denken. Haben eben keine Ahnung von den tatsächlichen Machtverhältnissen.» Der so sprach, war ein Radikaler und stand auf der äußersten Linken, war sogar bereit, einen Frieden «ohne Annexionen» zu schließen. Und trotzdem trug er die Sorgen der ganzen Generalität und Admiralität. In diesem Palais Bourbon, umgeben von der Tradition eines Jahrhunderts, war der Abgeordnete der Opposition ein Teil der Staatsmacht, ein kleiner Zahn am Rade der Staatsmaschine. Er war kein Vagabund, kein Literat, kein Vaterlandsloser, er konnte den Vertreter Joffres in irgendeinem Ausschuß zur Rede stellen, er konnte sogar gegen den Kriegsminister stimmen.

Und Trotzki? Konnte Trotzki zum Oberbefehlshaber Nikolai Nikolajewitsch gelangen? Er konnte höchstens einige hundert Kilometer von Petersburg entfernt in Paris einen Leitartikel gegen Nikolai Nikolajewitsch schreiben. Was gab ihm diese Starrheit, diese Impertinenz gegen eine ganze Welt? Er legte sein Ohr auf die Erde und hörte von weitem inmitten des Gebrülls der Kanonen verzweifelte Stimmen, die kein Realpolitiker vernehmen konnte. Trotzki wurde indes das neue Machtverhältnis. Der französische Realpolitiker aber durfte bis ans Ende seines Lebens radikaler Deputierter seines Departements bleiben und die Machtverhältnisse genau kennen.»

Ich weiß schon: wir haben keinen Trotzki unter uns. Aber Umwälzungen haben immer so angefangen, mit zunächst unbeachteten Konventikelunterhaltungen, und alles, was später eine Partei wurde, war zuvor eine Sekte. Wir säen Keime. Einer wird schon aufgehen.

Er kann nur aufgehen, wenn wir uns zuvor verstehen. Schützinger schilt uns Ästheten. Dieser Vorwurf schmeckt nach Bier und Rauchtabak. «Ich weiß, daß in den Parteivorständen mancher Parteien mit viel mehr Geist und Kultur gearbeitet werden könnte, als es tatsächlich geschieht.» Ach nein, das kann es eben nicht: denn Geist und Kultur sind ein Ausdruck, keine Zutat, die man ankleistern kann. (Ich erinnere mich, wie mich einmal ein sozialdemokratischer Redner in den Reichstag bat und mir dort vorschlug, ich solle ihm doch «die Witze in seine Reden machen».) Auf die Kultur pfeife ich — und auch von der Schönheit der äußern Form, von der Schützinger spricht, ist hier niemals die Rede gewesen.

Eben jene «Willens- und Charakterbildung», die in der «*Berliner Volkszeitung*» als das Zeichen wahren Führertums gedeutet wird, vermissen wir. Wir haben sie an Ebert nicht gesehen, wir haben sie an

Scheidemann nicht gesehen, und daß wir sie am Schandfleck der Partei: an Noske nicht bemerkt haben, wird auch Schützinger verstehen.

«Der Literat sieht nur die Kulisse, sieht nur die Form, und so verstehe ich sehr wohl, daß die Stürmer und Dränger der Deutschen Linken sich ganz andre Führer ersennen.» Nein, der Literat sieht nicht nur die Form. Er sieht ganz etwas andres.

Wir sehen, daß ihr, die ihr uns Taktik, Realpolitik, Toleranz und andre schöne Dinge predigt, in den vergangenen acht Jahren nichts, nichts und noch einmal nichts erreicht habt. Daß ihr Prügel bezogen habt, wo ihr euch nur sehen liebet. Daß man euch alles genommen hat: eure kleinen Errungenschaften aus der Vorkriegszeit und das bißchen Sieg, das euch im Jahre 1918 in den Schoß gefallen ist. Verprügelt seid ihr, daß ihr nicht grade stehen könnt. Der Achtstundentag ist hin. Eine Reichswehr ist — durch eure Schuld — aufgebaut worden, die ihr heute mit vielen Künsten zu beschwören versucht. Ihr könnt ihr nicht einmal eine Kompanie streichen. Versuchts doch: sie gäbe die Waffen nicht ab. Das Heeresbudget wird von Jahr zu Jahr höher, ihr steht machtlos daneben und seid taktisch. Wir sehen die Genossen, die Pazifisten und die echten Republikaner von einem Richterstand malträtirt, der sich die unbequemen Kritiker dadurch vom Leibe hält, daß er als Angeklagter in eigner Sache richtet. Wir sehen eine reaktionäre Verwaltung, die in Schule und Universität, in der Polizei und auf der Steuer schlimmer haust, als unter dem Kaiser jemals möglich gewesen ist. Das sehen wir.

Und wir bewerten euch gar nicht literarisch und gar nicht ästhetisch und gar nicht formal; sondern einzig nach dem, was mit dieser eurer Taktik bisher erreicht worden ist. Für die Beurteilung eines aktiven Politikers ist nur sein Erfolg maßgebend. Hat er den, darf er jedes Manöver entschuldigen. Aber Verrat üben, sich drehen und winden, das Wort «Kompromiß» von Kompromittieren herleiten und nachgeben, immer nachgeben: das ist doch wohl kläglich. Wie sehen diese Größen aus? Herr Wels hat, sagen Sie, am 9. November Heldentaten auf einem berliner Kasernenhof verrichtet. Wo war Herr Wels im Januar 1918? Wo war Herr Ebert im Januar? Ich werde Ihnen das sagen, wo sie waren: in voller Deckung. Und von da aus haben sie den Munitionsarbeiterstreik abgewürgt, eine der tapfersten revolutionären Taten, die während des Krieges getan worden sind.

Wie jämmerlich verteidigt ihr euch heute gegen den Vorwurf, die Revolution gemacht zu haben! Immer verteidigt ihr euch, immer steht ihr in der Defensive. Hättet ihr sie nur gemacht! Aber in allen Prozessen, vor allen Untersuchungsausschüssen wimmert ihr dasselbe traurige Lied: Wir sind es nicht gewesen — wir waren brav.

Und es nützt euch nicht einmal. Ihr behaltet den Namen «Landesverräter», einen Ehrentitel, den der alte Liebknecht und der junge gern angenommen haben.

Sie fragen des weitern, ob denn unbedingt nötig sei, «daß der demokratisch-sozialistisch-republikanische Einzelmensch sich hineinmengt in — um einige Beispiele zu gebrauchen — den Streit zwischen Reichsbanner und Westdeutscher Friedensgesellschaft». Nun, ich zum Beispiel, habe mich eingemengt, weil ich ihn entfesselt habe. Ich sagte damals, der Soldat aller Länder sei für einen Dreck gefallen. Hörising verbot daraufhin *«Das Andre Deutschland»* wo diese Äußerung gestanden hatte, für das Reichsbanner; vielleicht hielt er seine Leute für sexuell noch nicht aufgeklärt.

Und als sich gar der jüdische Rechtsanwalt Ludwig Haas erhob und herausdonnerte, «wir Juden würden, wenn es das Vaterland gebeut, noch einmal . . .» oder so etwas, da habe ich schon zugeschlagen, und ich bin auch heute noch der Meinung, daß die Angst vor dem Antisemitismus etwas viel Schlimmeres verbirgt: eine geistige Minderbemitteltheit, die bei Juden selten, aber wenn vorhanden bodenlos ist.

Sie sagen zum Schluß, Sie seien niemals ein Ebert-Schwärmer gewesen, und ich kann mir auch nicht denken, wie so ein Lebewesen wohl aussehen sollte. Sie hätten aber zu allem, was er tat, geschwiegen, besonders in Versammlungen — aus einem Gefühl heraus, das uns leider fehle, und das uns so sehr nötig tue: aus Disziplin.

Nun gibt es sicherlich eine richtige Disziplin. Hätte ich das Vergnügen, in einem kleinen Ort neben Ihnen mit Sozialisten, Kommunisten und Reichsbanner gegen die Fürstenabfindung zu kämpfen, so sagte ich kein Wort wider Ebert und gewisse Bonzen der sozialdemokratischen Fraktion, und ich nähme noch Partei für den lauesten Demokraten, wenn der Pfarrer, der Amtsrichter oder der Gutsinspektor den Mund auftäten. Aber hier sind wir unter uns, und wollten wir immer erwägen, daß und wie unsre Äußerungen vom Kyffhäuserbund oder von nationalistischen Schmierern aufgegriffen und mißbraucht werden könnten, so wäre jede offene Diskussion so unmöglich wie etwa im *«Vorwärts»*.

Und ich sage Ihnen, daß diese falsch verstandene Disziplin das Verderben der deutschen Sozialdemokratie ist, in deren Presse und Partei so viel wertvolle Kräfte vorhanden sind, aber schlummern und schlummern müssen. Dieses Unteroffizierstum mit dem umgekehrten Vorzeichen, noch in den Niederlagen, das Einschwenken auf einen Befehl, der eben nicht durch eine geistig anständige Diskussion zustande gekommen ist oder durch die wahre Überlegenheit diktatorischer Führer, sondern durch elende Geschäftsordnungspraktiken wie die des Herrn Wels, der, «ein robuster, stiernackiger Fechter mit wenigen Worten und mit harter Faust», gegen wen wirtschaftet —? Gegen seine Arbeitergenossen, die anderer Meinung sind als er, dieser dürftige Funktionär.

Eben diese Disziplin haben wir nicht, und wir wollen sie nicht haben. Und wir, die wir uns nicht «an Ebert reiben», wie Sie sagen, sondern

ihn, der sein lebelang in mildernden Umständen gewesen ist, einen Klassenverräter und einen Renegaten nennen — wir glauben, daß wir ganz etwas andres brauchen als solche Disziplin.

Es gibt zwei Mächte in Europa, die durchgesetzt haben, was sie wollten: der Faschismus und die Russen. Das entscheidende Moment ihrer Siege war eine tapfere Unbedingtheit, die sich erst später, nach dem Sieg, die Taktik erlaubt hat. Ihr lernt nichts. Und am allertragischsten finde ich, daß ihr nicht einmal seht, in welchem Wurstkessel ihr sitzt, daß ihr nicht einmal die Tiefe eurer Niederlage ermeßt, daß ihr nicht fühlt, wie ihr von Tag zu Tag tiefer rutscht. Die Felle sind davongeschwommen, die Taktik ist geblieben und die Toleranz.

Und wir brauchen eure Taktik und eure Toleranz nicht und nicht die Disziplin, sondern gegen eitle alte Leute, die ihre ganze Kraft auf die Aufrechterhaltung ihrer Stellung verwenden, und gegen eine Jugend, die nie jung gewesen ist — gegen sie brauchen wir etwas andres. Den revolutionären, unnachgiebigen, intoleranten und klassenkämpferischen Erfolg.

## NEUES AUS DEN UNTERSUCHUNGS- AUSSCHÜSSEN

Der Untersuchungsausschuß für die Vorkommnisse des Dritten Kreuzzugs hat seine Vorarbeiten beendet, die nunmehr, gesammelt in sechs Bänden, vorliegen. Daraus geht hervor, daß Kaiser Friedrich der Erste im Kalykadnus am 11. — nicht, wie zuerst irrtümlich angegeben wurde, am 10. — Juni ertrunken ist, weil er an diesem warmen Tage ins Bad unmittelbar nach dem Frühstück ging, zu dem er eine große Portion eines dort landesüblichen Gerichts (Grieben) zu sich genommen hatte. Der Untersuchungsausschuß hat ferner festgestellt, daß die erste Umkehr Richards Löwenherz vor Jerusalem auf folgenden Umstand zurückzuführen ist: R. Löwenherz traf in einer Vorstadt Jerusalems seinen Schwager, Anton Löwenherz, der mit dem Ruf: «Nu, was tüt sach?» auf den englischen König zueilte. Zur Vornahme und zum Abschluß eines nunmehr abzuwickelnden Geschäfts begaben sich beide nach Jaffa. Eine Schuld ist somit der verbündeten Heeresleitung nicht zuzumessen. Löwenherz (i. Fa. Löwenherz & Hasenfuß) trug gegen das brennende Sonnenlicht des Orients eine blaue Brille, war farbenblind und sah alles rosa.

Der Ausschuß wird noch weitere Vernehmungen vornehmen und sodann späterhin in die Hauptverhandlung eintreten; sämtliche Beteiligten sind einbalsamiert, sodaß ein Verfaulen derselben bis zur Beendigung der Untersuchung nicht zu befürchten steht.

Der Ausschuß mißbilligt die voreiligen Veröffentlichungen der Un-



tersuchungsergebnisse durch sein Mitglied, den Abgeordneten Dittmann, und spricht sein Bedauern darüber aus. Gründlichkeit und Objektivität seien für die Vornahme dieser Arbeiten die Hauptsache.

Der Untersuchungsausschuß für die Vorkommnisse im Weltkriege, der leider einige wüste Ereignisse gezeitigt hat, hat von seinem Mitglied Herrn Professor Ramskuchen (Deutsche Volkspartei) mehrere Erinnerungen geschichtlicher Art mit Interesse entgegengenommen. Danach ist der pariser Untersuchungsausschuß aus dem Jahre 1792 zu dem Ergebnis gekommen, daß der damalige König von Frankreich durch unvorsichtige Aufwendungen dem Lande Schaden zugefügt, durch Duldung von Mißständen in Verwaltung und Justiz dem niedern Volk drückende Lasten auferlegt und durch eine in allen Punkten nicht immer glückliche Finanzpolitik der Generalpächter die Sorgsamkeit hat vermissen lassen, die von einem ordentlichen König vielleicht hätte erwartet werden dürfen.

«Der Untersuchungsausschuß von 1792 hat es auf das Bestimmteste abgelehnt, in die Strafrechtspflege des Landes einzugreifen, da niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden dürfe, die Verfassung im übrigen bestimme, daß der König oberhalb des Gesetzes stehe und eine Verfassung auch nicht vorhanden sei. Der Untersuchungsausschuß dient lediglich der Feststellung der geschichtlichen Wahrheit und ist keinesfalls willens, in die Ereignisse handelnd einzugreifen. Er erwartet aber auf das Bestimmteste, daß die vorerwähnten Mißstände nunmehr abgestellt werden.»

Der hiesige Untersuchungsausschuß für den Weltkrieg schließt sich dem vollinhaltlich an.

Der Ausschuß für die Regelung der Fürstenabfindung hat in den § 6 des vorzulegenden Gesetzes eine Bestimmung aufgenommen, wonach jeder Mißbrauch der den Fürsten zuzubilligenden Kapitalien oder Renten ausgeschlossen ist. Die Fürsten sind gehalten, sich von den an sie gezahlten Summen lediglich zu kaufen:

1. Schaukelpferde;
2. Kleinere Haushaltsgegenstände, soweit sie nicht als Wurfgeschosse zu verwerten sind, die bei der heutigen Lage der Republik dieselbe zu erschüttern vermögen;
3. Stehkragen, die *«Gesammelten Werke»* von Rudolf Herzog und andre Objekte des kulturellen Lebensbedarfs.

Einer Verwendung der Gelder zu wohltätigen Zwecken steht nichts im Wege; doch sollen sog. *«Verhältnisse»* möglichst nicht den Stadttheatern entnommen werden; die Fürsten werden zu diesem Zweck auf die Mitglieder der Ballettschulen verwiesen: Annäherungen haben in Form von Adoptionen durch die betreffende Ballerina zu erfolgen.

Bei Zuwiderhandlung kann Geldstrafe bis zu 3 Mark (drei) verhängt werden.

Für den während der Revolutionstage umsonst ausgestandenen Schreck sowie für die damals verbrauchten Fahrgelder tritt ein Aufschlag von 10<sup>0</sup>/<sub>0</sub> in Kraft; läßt sich die Auszahlung mangels Bargeld aus Staatsmitteln nicht tätigen, so tritt eine Enteignung der deutschen Steuerzahler nur nach vorheriger Entscheidung des Reichspräsidenten ein. Die letzte Bestimmung kann bei Regenwetter aufgehoben werden.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß durch diese Bestimmungen eine Verwendung der Gelder, etwa zu Putsch- und andern Staatszwecken, vollkommen unterbunden ist. Deutsche Fürsten haben übrigens niemals mit ihrem eignen Geld irgendeine Politik gemacht, sondern stets mit dem der andern. Wie wir hören, hat sich der größte Teil der Fürsten bereit erklärt, ihre Verpflichtungen zu beschwören, was bei der Routine der in Frage kommenden Männer nur als durchaus günstig betrachtet werden kann.

Der Direktor des Reichstags veranstaltet demnächst eine Auktion der im Wallot-Haus nicht mehr benötigten Einrichtungsgegenstände, vornehmlich solcher, die infolge ihrer abgenutzten Beschaffenheit ausgewechselt werden müssen. Die Ware ist von Sachverständigen als Ausschuß bezeichnet worden.

## NATIONALES

Die Engländer wollen etwas zum Lesen, die Franzosen etwas zum Schmecken, die Deutschen etwas zum Nachdenken.

Einmal tauchte eine falsche Tausend-Francs-Note auf.

Der Franzose sparte sie. Der Engländer steckte sich seine Pfeife damit an. Der Deutsche lieferte sie an seine Fürsten ab, bekam sie zurück und zahlte eine Lebensrente als Entschädigung. Der Ungar erkannte sie wieder, nahm sie und gab falsch heraus.

In einem Hotel waren einst je fünfzig Angehörige aller Länder versammelt.

Die Engländer sah man. Die Deutschen hörte man. Die französischen Köche schmeckte man. Und als es nach Knoblauch roch, da stritten sich zwölf Nationen um die Ehre.

Grenzvölker habens nicht leicht. Sie meiern sich zunächst an den Mächtigen an, werden wegen Überpatriotismus zurückgewiesen, ziehen

sich nunmehr voll Haß auf ihren eignen Patriotismus zurück und entrollen «Grenzprobleme». Zum Schluß glaubt ihnen niemand mehr. Sie sich übrigens auch nicht.

Der Jude ist die Zirbeldrüse im Völkerorganismus. Niemand weiß, wozu sie eigentlich da ist — aber herausschneiden kann man sie nicht.

Die Holländer wollen Frieden; der Franzose will keinen Krieg; der Engländer will unter Umständen keinen Frieden; und der Deutsche will, daß die andern mit ihm Krieg anfangen.

Wenn die Amerikanerin so lieben könnte, wie die Deutsche glaubt, daß die Französin es täte —: dann würde sich die Engländerin schön freuen. Sie hätte einen herrlichen Anlaß, sich zu entrüsten.

Es gibt keine geborenen Großstädter.

Der Berliner sagt, er sei in Breslau geboren, stammt aber aus Posen; der Pariser ist aus Tunis und bestenfalls aus Frankfurt, der Wiener aus Czernowitz und der New Yorker aus Württemberg. Nur die Prager sind aus Prag, und das ist ihnen ganz recht.

Wenn sie beerdigt werden, machen sie das so:

Der Deutsche läßt sich seine Orden auf einem Kissen nachtragen und ist noch im Sarge stolz auf Trauerrede und Beteiligung.

Der Franzose bestellt sich ein Leichenbegängnis I. Klasse, die Leiche vermerkt mit Bedauern, daß nur vierundvierzig Kerzen in der Kirche brennen.

Der Grieche kommt eine Kleinigkeit zu spät zu seiner Beerdigung — er war noch rasch beim Friseur.

Der englische Lord hält auf respectability und gibt nicht zu erkennen, daß er gestorben ist, er bleibt im Oberhaus würdig sitzen.

Der Wiener liegt im Grabe zunächst verhältnismäßig still, aber zum ersten Wurm, der angekrochen kommt, sagt er: «Sie! I hab g'heert, die Ada hat an Italiener g'heirat? Woos? Das is nich wahr? In meinen Augen sind Sie an Wurm, an dreckiger!» Und das stimmt dann auch.

## DAS ALTE VERTIKO

Claire Waldoffn, der Löns-Verehrerin

Zu Haus, in unsrer guten Stube,  
da stand, gleich neben dem Trümoh,

mit einem Griff an jedem Schube  
 ein altes braunes Vertiko.  
 Es war verziert und reich gedrechselt  
 mit Knöpfen, Köpfen weit und breit;  
 den Stil hat niemand nicht verwechselt:  
 Diß war noch aus der Muschelzeit.

Mir schiens ein Sinnbild unsres Lebens.  
 So kam zu mir in jungem Jahr,  
 leicht schielend, aber nie vergebens,  
 ein Mädchen schön und wunderbar.  
 Ich habe gern mit ihr gemuschelt;  
 und wenn mein kleiner Anton schreit,  
 mit Silberblick sich an mich kuschelt . . .  
 Der ist noch aus der Muschelzeit.

Das gute Kind! Heut machts noch Faxen,  
 es inkelt mit und ohne p;  
 doch ist der Junge mal erwachsen,  
 dann kommt er in die SPD.  
 Da gibt es Leute, die noch glauben  
 an Taktik, Maß, Gerechtigkeit . . .  
 Das will ich ihnen auch nicht rauben.  
 Mein Gott, ihr seid  
 ja so gescheit . . .  
 Und stammt noch aus der Muschelzeit.

## LE ‹LIED›

Bétove ist kein Druckfehler, sondern ein Klavierhumorist. Er hat eine Brille, einen schadhaften Fuß und lange Haare. Er spielt eine ganze Oper vor: mit Chor, Liebesduett und Racherezitativ, genau so schön von vorgestern wie die meisten Aufführungen in der Opéra Comique — neulich sah ich daselbst einen älteren, etwas asthmatischen Herrn als Figaro umherrollen, und jedesmal, wenn die Damens die Noten Wolfgang Amadeus Mozarts gesungen hatten, raste das Haus, und das Ganze erinnerte an den Humor, der unter Hartmann in Charlottenburg entwickelt wurde und wohl in Görlitz noch entwickelt wird. Becher her, stoß an! Und dieselben Leute, die in der Opéra Comique solchem Gewerke applaudieren, gleich hinter den Boulevards, da, wo der kleine Platz Boieldieu abends so aussieht, als müßten gleich alle Passanten im Takt zu singen anfangen, und als käme hinter einer Ecke ein Page mit einem rosa Billett herausgelaufen, kommt aber keiner — die-

selben Leute freuten sich sehr über Herrn Bétove, weil seine harmlose Parodie lustig anzuhören war. Er parodierte, was hier für die Musikabonnnenten im Schwange ist: *«Die Regimentstochter»*.

«Manche Völker sind musikalisch — dem Franzosen ist die Musik nicht unangenehm», hat Jean Cocteau einmal gesagt. Oh, sie sind hier sehr gebildet. Vor einiger Zeit haben sie sogar einen Abend gegeben: *«Le lied à travers les âges»* — die geschichtliche Entwicklung des deutschen «Liedes», mit gesungenen Beispielen.

Bétove fährt also fort; jetzt singt er etwas Spanisches, er kann kein Wort dieser Sprache, soviel ist einmal sicher, aber er gurgelt und lispelt ein Spanisch, wie er es auffaßt; er hats gehört, wenn die spanischen Paare auf dem Varieté in die kontraktliche Leidenschaft kommen. Sogar die Pause ist da, in der nur die Schritte der Tanzenden rhythmisch auf den Planken schleifen, tschuck-tschuck-tschuck — da setzt die Musik wieder ein. Das ist gewiß nicht neu; wir haben das hundertmal gehört, wie einer englische songs kopiert, französisch näsel. Pallenberg kann das meisterlich und Curt Bois auch . . . Aber Bétove kündigt nun noch mehr Nationallieder an, nennt einen Namen, den ich nicht genau verstehen kann. Fritz . . . ? und beginnt ein Vorspiel. Still —

Das Präludium ist edel-getragen, und der kleine Mann am Klavier macht ein trauriges Gesicht, bekümmert den Kopf schüttelnd blickt er offenbar in das goldige Grün des Waldes, was mag sein blaues Auge sehn? Und nun beginnt er zu singen, und mir läuft ein Schauer nach dem andern den Rücken herunter.

Das ist kein Deutsch. Der Mann kann wahrscheinlich überhaupt nicht Deutsch, aber es ist doch welches. Es ist das Deutsch, wie es ein Franzose hört — Deutsch von außen. Da klingt: le «lied».

Ein deutscher Mann schreitet durch den deutschen Wald, die Lindendüften, und die deutsche Quelle strömt treuherzig in einem tiefen Grunde.

Im grünen Wallet

zur Sommerzeit —

Ich verstehe kein Wort, es hat keinen Sinn, was der da singt, aber es kann nichts anderes heißen. Die Musik ist durchaus von Loewe — es ist so viel dunkles Bier, Männerkraft, Rittersum und Tilsiter Käse in diesem Gesang. Soweit ich vor Grauen und Lachen aufnehmen kann, hört es sich ungefähr folgendermaßen an:

A-ha-haa-schauppttt

da-ha-gerrächchzzz —!

— an die weichen Stellen der Melodie setzt der Kerl jedesmal einen harten Konsonanten und erweckt so den angenehmen Eindruck eines, der lyrisch Lumpen speit. Aber nun wird die Sache bewegter.

Der Eichwald rauschet, der Himmall bezieht sich, im Baß ringt dumpf die Verdauung, der deutsche Mann schreitet nunmehr hügelan, Tauperlen glitzern auf seiner Stirn, die kleinen Veilchen



schwitzen, der Feind dräut heimtückisch im Hinterhalt, jetzt schreit der Waldes-Deutsche wie beim Zahnbrecher, vor mir sehe ich Herrn Amtsrichter Jahnke, der am Klavier lahnt und mit seinem weichen, gepflegten Bariton unterm Kalbsbraten hervorbrüllt, und in den Schoß die Schönen — jetzt Welscher, nimm dich in acht! und ich höre so etwas wie

schrrrrachchchttttt —!

da bricht die Seele ganz aus ihm heraußer, das Pianoforte gibt her, was es drin hat, und es hat was drin, die Melodie wogt, der kleine Mann auch — und jetzt, jetzt steht er oben auf dem steilen Hügel, weit schaut er ins Land hinein, Burgen ragen stolz beziehungsweise kühn, laßt es aus den Kehlen wallen, ob Fels & Eiche splintern, die Lanzen schmettern hoch in der Luft, das Banner jauchzet im kühlen Wein, frei fließet der Bursch in den deutschen Rhein, jetzt hat Bétove alle zweiundzwanzig Konsonanten mit einem Male im Hals, er würgt, er würgt — da kommt es hervorgebrochen, der Kloß ist heraus! das Klavier ächzt in allen Fugen, der Kaiser ruft zur deutschen Grenz', die Deutschen wedeln mit den — da steht er hehr, ein Bein voran, wenn kein Feind da ist, borg ich mir einen, den blitzenden Flamberg hoch in Händen, mein Weib an der Brust, den geschliffenen Helm im Nacken, der Neckar braust, der Adler loht, im deutschen Hintern sitzt das Schrot, es knallt das Roß, ein donnernd Halt, o deutscher Baum im Niederwald, mit eigenhändiger Unterschrift des Reichspräsidenten —!

Die Franzosen klatschen, wie ich sie noch nie habe klatschen hören. Neben mir kämpft der dicke Morus mit einem Erstickungsanfall. Wird gerettet.

Zum erstenmal seit zwei Jahren fühle ich: Fremde. Ich denke: wenn sie wüßten, daß du, einer der Verspotteten, unter ihnen sitzt . . . Würden sie dich zerreißen? Unfug. Gewiß, manchmal habe ich nicht gefühlt wie sie, habe nicht mitgelacht, nicht mitgeweint . . . aber heute ist da, zum ersten Mal, das andre, das fremde Blut, auf einmal sind sie drüben, und ich bin hüben.

Das war unsre deutsche Sprache? Die, in der immerhin «Füllest wieder Busch und Tal» gedichtet ist? Das ist Deutsch —? So hört es sich für einen Fremden an? Es muß wohl. Und ich brauche nicht mehr auszuziehen, das Fürchten zu lernen. Ich habe mich gefürchtet.

Es war, wie wenn man sich selbst im Film sieht. Viel schlimmer: wie wenn sich das Spiegelbild aus dem Rahmen löste, sich an den Tisch setzte und grinsend sagte: «Na — wie gefalle ich dir?» Da stehe ich auf, weiche einen Schritt zurück und sehe den da, mich entsetzt an . . . Das bin ich —

Den ganzen Abend und noch am nächsten Tage getraue ich mich nicht, deutsch zu sprechen. Vor mir selber traue ich mich nicht. Ich

höre überhaupt keine Vokale mehr, immer nur Konsonanten. Die Sprache ist wieder in ihren Spiegelrahmen zurückgekehrt, fremd sehen wir uns an, ich mißtrauisch, sie könnte vielleicht jeden Augenblick wieder auskneifen, mir gegenübertreten... Wir kennen uns nun schon so lange. Zum erstenmal habe ich sie nackt gesehn.

## WAFFE GEGEN DEN KRIEG

Ich trete heute an meine Leser mit einer Bitte heran.

Wir sind uns alle darüber einig, daß die pazifistische Arbeit der letzten Jahre nicht kräftig genug gewesen ist, und die Gründe hierfür sind oft genug dargelegt worden. Jetzt haben wir einmal Gelegenheit, etwas Wirksames für die Ausbreitung unsrer Ideen zu tun — und wir sollten es tun.

Im Verlag der Freien Jugend (Berlin C 2, Parochial-Straße 29) ist ein Bilderalbum erschienen: *«Krieg dem Kriege!»* Die Unterschriften der Bilder sind deutsch, englisch, französisch und holländisch. Ernst Friedrich hat es zusammengestellt.

Durch einen Zufall bin ich darüber unterrichtet, mit welcher Selbstaufopferung, mit welchen Schwierigkeiten, mit welcher Mühe dieser Band mitten in der Inflationszeit zustandegekommen ist. Friedrich hat eine übermenschliche Arbeit getan, und er hat sie gut getan. Es dreht sich jetzt nicht darum, das Buch geschwollen zu zensieren und ihm irgendwelche kleinen Mängel vorzuhalten — dazu haben wir an solchem Propagandastoff viel zu wenig, eigentlich gar nichts. Wir müssen etwas andres tun.

Das Buch, das fast zweihundert der entsetzlichsten und grausigsten Dokumente wiedergibt, sollten wir bestellen und verbreiten. Und zwar sollten wir es nicht nur unsern Freunden zeigen, denen, die schon Pazifisten sind, also nicht den alten Fehler wiederholen, der so oft gemacht wird: Missionare nach Rom zu schicken — sondern wir sollten es den Gegnern zeigen. In Versammlungen, in Schulen, in Vereinen, an Stammtischen — dieses Grauen kennt ja keiner von denen.

Und man sollte das Buch auch Frauen zeigen, grade Frauen zeigen. Möglich, daß eine in Ohnmacht fällt. Aber es ist besser, sie fällt beim Anblick eines Buches in Ohnmacht als nach Empfang eines Telegramms aus dem Felde...

Friedrichs lächerlichste Gegner standen, wie er selber erzählen kann, nicht auf der militaristischen Seite. Die Schwierigkeiten, die jedem radikalen Friedenssoldaten von den eignen Gesinnungsgeossen gemacht werden, von jenen, die aus den *«Bedenken»* nicht herauskommen, sie sind uns allen bekannt. Weil er sie überwunden, soll man sich einer Waffe bedienen, die er uns geliefert hat.

Die Fotografien der Schlachtfelder, dieser Abdeckereien des Krieges, die Fotografien der Kriegsverstümmelten gehören zu den fürchterlichsten Dokumenten, die mir jemals unter die Augen gekommen sind. Es gibt kein kriminalistisches Werk, keine Publikation, die etwas Ähnliches an Grausamkeit, an letzter Wahrhaftigkeit, an Belehrung böte.

Das böse Gewissen, mit dem die Offiziere und Nationalisten aller Art verhindern und natürlich verhindern müssen, daß das wahre Gesicht des Krieges bekannt werde, zeigt, was sie von solchen Veröffentlichungen zu befürchten haben. Geschriebene Bücher schaffen es nicht. Kein Wortkünstler, und sei es der größte, kann der Waffe des Bildes gleichkommen.

Und weil im Reichsarchiv, das völlig in den Händen von Kriegspropagandisten ist, niemals eine derartige Publikation gegen den Krieg anzutreffen sein wird, weil dort Anreizerei für den Krieg in der schlimmsten Form eingestandenermaßen betrieben wird —: deshalb soll man sich einer Gegenwaffe bedienen, die die Bemühungen jenes von der Allgemeinheit bezahlten und überflüssigen Instituts lahm legt. Hier ist die Waffe. Wer das sieht und nicht schaudert, der ist kein Mensch. Der ist ein Patriot.

Denen, die mir so oft bejahend zugehört haben, lege ich nahe:

Das Buch in einem oder mehreren Exemplaren zu kaufen und für seine Verbreitung zu sorgen.

## WIR IM MUSEUM

Wenn einem Lebenden ein Denkmal gesetzt wird, so pflegt man beide etwas spöttisch zu betrachten.

Aber nun ist einmal die Gelegenheit geboten, uns selbst im Glaskasten der Unsterblichkeit zu sehen, unsre Zeit, unsre Nöte, unser Elend. Da stehen wir: noch vom Alltäglichsten ist das Alltägliche abgestreift, wir sind parat für die Ewigkeit — fertig präpariert für die Urenkel, die gleichgültig-interessiert an dem vorbeigehen werden, was einmal unsre Epoche gewesen ist. Diese seltene Gelegenheit ist das französische Kriegsmuseum in Vincennes.

Das Museum ist vom Unterrichtsministerium eingerichtet worden und verrät an keiner Stelle eine nationalistische Stellungnahme. Daß es in seiner Gesamtheit nationalen Charakter hat, ist selbstverständlich. Da, wo es Deutschland betrifft, ist nirgends eine niedrige Beschimpfung des Gegners zu sehen.

Ungefähr die Hälfte aller ausgestellten Gegenstände sind Bilder. Ölgemälde, Aquarelle, Tuschzeichnungen, Bleistiftskizzen — es sind ein bißchen viel Bilder da. Fotografien wären angebrachter — um so

mehr, als die Mehrzahl der Werke nicht grade Meisterwerke sind, aber auch keine authentischen Dokumentationen. Einmal läßt mich ein Bild aufmerken: ein Militärfriedhof, Kreuz an Kreuz, die namenlose Quantität ist gut gesehen. Ich trete näher und suche die Signatur. Und finde sie: Felix Valloton. Das schreckliche ossuaire, die Knochenhalle des Forts Douaumont ist da — aber es ist in Wahrheit viel entsetzlicher anzusehen, dieses Warenhaus des Mordens. «Heldengebeine aus dem sechsten Sektor? Hier, bitte, gleich links!»

In großen beweglichen Wandständern die Anleiheplakate aller Länder. Grotesk die gleichen Aufrufe, die gleichen Schlagworte, die gleichen Versprechungen! Da sind die Anreißereien zu allen deutschen Kriegsanleihen — mit welchen Gefühlen mag das heute der betrogene, getäuschte, «aufgewertete» Zeichner ansehen, der damals seinem Staat vertraut hat . . . ! Die deutschen Plakate sind künstlerisch höherstehend als die französischen, als Propaganda scheinen sie mir nicht so wirksam. Einen Schlager wie «*On les aura!*» von Abel Favre, jenes famose Plakat der Franzosen, auf dem der poilu die eine Hand hochgestreckt hält, ist in seiner mitreißenden Wucht unter den deutschen nicht zu finden. Forains hängen da herum, jene Schwarz-Weiß-Zeichnungen, die seinerzeit in der französischen Presse erschienen sind: gut hingehauen, von sehr unangenehmer Gesinnung . . . Die Kunst im Dienst des Kaufmanns.

Die meisten Zeichner haben sich vom Stoff überwältigen lassen, weil sie ihn nicht meistern; nur wenige Bilder ragen heraus. Da ist der bayerische Kriegsgefangene Linderer, gezeichnet am 6. Februar 1917 im Lager Souilly: ein graues, ausgehungertes Stück Elend, mit tiefliegenden Augen, der «Blutblase» auf dem Kopf, ein Kleiderlumpen. Daneben, weitaus phantastischer und fast gespensterhaft: «*Das Verhör*». In einem blaugrauen Raum steht vor dem bläulichen Eisenofen mit dem langen Rohr ein Ding, ehemals wahrscheinlich ein Mensch. Es ist lehmfarben, hat etwas um, was ein Brotbeutel sein kann, den Verhörenden sieht man nicht. An der Wand stehen in lässiger Haltung zwei Franzosen, bleu horizon mit den weichen, blauen, runden Mützen. Und das allerschrecklichste ist: das Menschending, das da verhört wird, hat die Hände artig an die Hosennaht gelegt — eine teuflische Ironie auf seine ganze sinnlose Epoche. Verreck — aber verreck stramm. Und so sind sie ja auch verreckt.

Bilder aus den deutschen Kriegsgefangenenlagern fehlen nicht. In Würzburg haben sie Theater gespielt, Soldaten in Frauenrollen, in Frauenkleidern; ein Szenenbild aus dem «*Schlafwagenkontrollleur*» ist da, in seiner szenischen Starre genau an die Boulevardtheater erinnernd, alle Mann vorn in einer Reihe am Souffleurkasten, wie es sich gehört. Die männlich-weiblichen Stars noch einmal als Großaufnahme . . . Kein Bild sagt, was hier an sexueller Not, an Verirrung



steckt... Bilder aus dem Lager zu Wetzlar — Bilder aus andern Lagern: angebundene Franzosen, an Pfähle gebundene Menschen — sehr gut einmal davor die jämmerliche Gestalt eines deutschen Soldatenersatzes, verhungert, kläglich, mit jener Brille, bei der sogar die stählernen Bügel durch ein Tuchband ersetzt waren ... der Sieger. Und wieder Franzosen am Pfahl, zu zweien, Rücken an Rücken; zwei deutsche Offiziere, Blüten der Nation, gehen vorüber und gucken gar nicht hin, die Ritter. Und wieder Bilder und Bilder; nur einmal sehe ich eine böse Roheit: ein deutscher Graben wird in die Luft gesprengt, man sieht Menschen und Glieder und Steine umherwirbeln, und darunter: *«On fait danser les Boches»*. Aber da besinne ich mich, daß Gustav Noske, der Sozialdemokrat, als Kriegsberichterstatte eine herzerhebende Schilderung des gleichen Vorgangs gegeben hat, durchaus bejahend, fein heraus und begeistert — und da freue ich mich, daß es ihm gut geht, und daß ihm niemand etwas tut und seine Partei schon gar nicht. Englische Plakate: malerisch nicht sehr gut, textlich ganz ersten Ranges. Auf einem der berühmt gewordene Kitchener-Offizier, der dem Betrachter winkt: Komm! Komm! Man hat ihn ganz groß fotografiert, halb mannsgroß, er ist wundervoll ausgestattet, hat die Reitgerte unterm Arm, alles an dem Kerl ist aus feinstem Tuch und Leder... Er grinst. So lächelt der Tod. Komm! Komm! Und Bilder von dem sinnlosen Bombardement der Stadt Paris — zerstörte Friedhöfe, Kirchen, Straßenzüge... Tiefe Scham steigt auf.

Fotografien aus französischen Gefangenenlagern fehlen. Namentlich solche aus den Kolonien und aus den ersten Tagen der deutschen Gefangenen im Viehwagen wären sicherlich fesselnd gewesen.

Und nun kommen Ehrenmünzen, ganze Glaskästen voll — und nun: Zuckerkarten, und da wird die Geschichte schon ähnlicher. Da liegen die abgegriffenen grauen Dinger, das ist doch ein echtes Stück Geschichte, wie —? Ja, das ist es schon — aber irgend etwas fehlt daran. Es ist nicht das Richtige. So war es — und so war es doch nicht. Gehen wir so in die Nachwelt ein —? Dann gehen wir falsch ein. Es fehlt etwas. Es fehlt: das Grauen, der Jammer, die Niedergedrücktheit, die Hoffnungslosigkeit, die Sinnlosigkeit, der Stumpfsinn, die Atmosphäre von Kollektivwahnsinn... Nein, die Nachwelt wird uns nicht verstehn. Wie wir ja auch unsre Vorfahren niemals verstanden haben.

Folgen die Niederschläge des Krieges im Kunstgewerbe. Militärteller, Siegestöpfe, Begeisterungsschüsseln, Durchhaltecaffeeekannen — auf einer voll Gold und Gemüt: «Gott strafe England! Nehmen Sie auch noch 'n Täßchen...?» Die Begeisterung und der Kaffee, echter Rübenersatz.

Ein ganzer Kasten ist diesem «ersatz allemand» gewidmet, jenem tapfern und sinnlosen Versuch, das Letzte aus den Letzten zu pressen



und den Ersten alles zu lassen. Da stehen Stiefel und Sohlen und Kinderkleidchen und Mützen — und alles aus Papier, alles aus Zeitungspapier.

Und wieder die fremden Nationen: die Engländer haben für ihre Propaganda sogar die ehrwürdige Mutter Whistlers bemüht; die feine alte Dame hat irgendeinen feurigen Text daruntergedonnert bekommen, aber sie sitzt noch genau so still und gütig da wie ehedem und ist wohl für diese Schande nicht verantwortlich zu machen.

Und die armselige deutsche Propaganda ist vertreten: die Ultraschlaunen haben hohle Schwimmer aus Blech von der Schweiz aus den Rhein heruntergeschickt, in denen steckten Flugschriften, wohl aus demselben Material, und einer der lächerlichen Zettel — «Siegfried Balder» gezeichnet —, zum Frieden ermahnend, ist in einer Sardinenbüchse untergebracht. Friede in Aspiik.

Und da hängt er: Willy, der Ausgerissene, mit emporgezwirbeltem Schnurrbart, in scheußlichem Postkartenbuntdruck, ihm durchaus angemessen, ein Histrione aus der Provinz. «Durch Not und Tod zum Sieg!» So siehst du aus. Wilhelm Pape hat ihn gemalt. Pape ist mir piepe — ich pfeife auf Pape. Die Desertion ist dem Friedensfürsten teuer zu stehen gekommen: fünfzigtausend Mark monatlich. Das arme Geschöpf.

Und nachdem ich nun alles gesehen habe, Stück für Stück ganz langsam und sorgfältig, schüttle ich den Kopf und vermisse etwas. Was?

Uns.

Das sind wir nicht. Da stehen wir lebensgroß im Museum und sind es nicht. Ich kann die Noten lesen, weil ich das Stück mitgespielt habe — wie soll das einer entziffern, der dem Konzert nicht beige-wohnt hat? Hier fehlt etwas. Hier fehlen — unvorstellbar, unaussstellbar — die Imponderabilien. Die Zwischentöne.

Und weil Kriege so auf die Nachwelt kommen: so unvollständig, so falsch, so skeletthaft, deshalb vererbt sich Erfahrung nicht. Eine alte, zu Staub zerfallene Patronentasche, ein Fetzen Papier, ein rotes Plakat... das war es? Nein, das war es nicht.

Es war: Bereicherung der Fixen; Abschlachtung der Wehr- und Beziehungslosen; Dreck; Hunger; menschliche Niedertracht; der verkleidete Zigarrenhändler und Baurat als Napoleon der Zweite und Friedrich der Große, je nach Veranlagung; nationale Spezialitäten der Grausamkeit, selbstverständlich auf allen Seiten: mit der ethischen Idee der Repressalien, die nur vorgetäuscht war, durften sich der kaltschnäuzige Feldwebel, der tropenkoltrige sous-off', der Italiener und der österreichische Feschak ihren Herrschgelüsten überliefern, straflos, verantwortungslos, frei. Die Lagerkommandanten, die ihre Hunde auf die Geschlechtsteile der Gefangenen hetzten,

waren Neros, aber kleine; eine ekelhafte Spielart. Größenwahnsinnig gewordene Postsekretäre entschieden über das Schicksal von Menschen. Ärzte deckten die Verbrechen. So war es.

Und als es vorbei war, als die Kaufleute und die dummschlaunen Diplomaten Halali bliesen (Hirsch tot!): da liefen sie alle auseinander, zwängten sich in den Zivilkragen — und nun ist es keiner gewesen. Jeder hat die Verantwortung getragen, jeder hat nur die Reglements befolgt, jeder hat nur die Reglements ausgearbeitet, die nötig waren — «Sie glauben nicht, wie nötig!» —: keiner konnte dafür. «Es mögen Fehler vorgekommen sein . . .»

Aber muß man den ordensgeschmückten Rechnungsräten, die sich heute noch Generale nennen, sagen, daß sie unumschränkter geherrscht haben, als Gott es jemals getan. Der ist vor sich selbst verantwortlich — sie nicht einmal jenen kindlichen Untersuchungsausschüssen, die es in die Akten schreiben und es dabei bewenden lassen. Und jeder kleine Geometer, Rechtsanwalt, Kaufmann, Ingenieur: sie sind alle nur mitgelaufen, sie haben in der Notwehr gehandelt, sie konnten nicht anders — und sie bereuen nicht.

Wir kommen falsch auf die Nachwelt.

Man stopfe ein paar dieser Generalfeldmarschälle aus, ein paar Journalisten, ein paar Staatssekretäre, ein paar Feldprediger, vielleicht als freundliche Attrappen, etwa als Schirmständer oder mit einer Visitenkartenschale im Maul, damit sie doch einmal zu etwas gut sind im Leben — man stelle diese Puppen in die Vitrinen und schreibe darunter:

#### AUS GROSSER ZEIT

Dann wird die Nachwelt staunend davorstehen, schauernd betrachten und mitleidsvoll begreifen.

#### NATIONALES

In Europa ist viel über den Krieg nachgedacht worden.

Die Engländer taten es vorher, die Franzosen während des Krieges, die Deutschen nachher.

Die Nationen wurden aufgefordert, einen Kreis zu zeichnen.

Der Amerikaner trat an mit einer Kreiszeichnungsmaschine, the biggest of the world; der Engländer zeichnete freihändig einen fast einwandfreien Kreis, der Franzose ein reichgeschmücktes Oval, der Österreicher sagte: «Gehns — mir wern uns do net herstellen» und pauste den englischen Kreis durch. Die Deutschen lieferten ein Tausendundsechsendneunzig-Eck, das fast wie ein Kreis aussah, es war aber keiner.

Ein Kommunist war eingekerkert worden, und die ersten europäischen Schriftsteller wurden gebeten, sich dazu zu äußern.

Der Franzose schrieb einen blendenden Aufruf, gebrauchte hierbei die Form «que vous doutassiez» und entfesselte damit eine bewegte Diskussion in seinem Vaterlande; G. B. Shaw verfaßte ein außerordentlich ironisches Drama, worin er sich über seine Landsleute derart schonungslos lustig machte, daß auf Wochen hinaus kein Billett zu haben war, von dem Gefangenen war übrigens in dem Stück nicht die Rede; der Deutsche unterzeichnete den Protest nicht, weil er mit dem Verhafteten nicht in allen Punkten übereinstimmte. Zwei aber drangen tatkräftig in das Gefängnis ein. Als erster kam der Russe in die Zelle. Da lag der Gefangene und war tot: der Faschist hatte ihn schon erschossen.

Einmal machten die Völker einen Wettbewerb: wer am weitesten sehen könne.

Der Franzose sah bis zum nächsten Arrondissement. Der Engländer sah über die ganze Welt, sie spiegelte ihn. Der Berliner sah vom Kurfürstendamm über die Spree hinweg bis zum Alexanderplatz und glaubte, was dazwischen läge, sei Amerika und der Atlantische Ozean. Der Wiener sah gar nicht hin: er las einen herrlichen Beleidigungsprozeß in seiner Zeitung.

Nach dem Sündenfall vergißt der Franzose eine Frau, der Engländer heiratet sie, der Rumäne verschafft ihr einen Mann, der Deutsche fängt einen Prozeß mit ihr an, und der Amerikaner heiratet sie vorher.

Sieben internationale Züge fuhren einmal langsam hintereinander auf einer Strecke, und der Mann im Bahnwärterhäuschen sollte sie an einer bestimmten Stelle durch Zuruf aufhalten.

Zum französischen Lokomotivführer wurde heraufgerufen: «Alle Eisenbahner haben Steuerermäßigung! Halten verboten!» — da bremste er sofort;

zum Spanier: «Stiergefecht! Hier gleich in der Nähe!» — da wollte er bremsen, vertagte es aber auf morgen;

zum Deutschen: «Die reine Apperzeption des Seins in der relativ scheinenden Bewegung wird hierorts bestritten!» — da sagte der Deutsche: «Sooo —?» und stieg ab, um alles recht zu bedenken, und wenn er nicht in den Krieg gezogen ist, steht er da heute noch;

zum Italiener: «Bitte stoppen!» — «Giovinezza!» sang der und legte ein wildes Tempo vor, weil er das für faschistischer hielt, der Weichensteller kam merkwürdigerweise mit dem Leben davon;

und zum Sachsen: «Wenn Sie anhalten, kriegen Sie gratis einen Rundfunksender!» — da kletterte der Sachse im Fahren von der Maschine, holte sich den Sender, grüßte reisfreundlich und fuhr weiter.

Nur zwei ließen sich auch durch die schönsten Zurufe nicht beirren. Der Engländer, weil er es so wollte. Und ein deutscher Demokrat. Der hatte nichts gesehn und nichts gehört und fuhr still seine Bahn.

## BELLA

Romeo aus dem Hause Montague liebt Julia aus dem Hause Capulet, heimlich, nur des Morgens früh, denn diese Julia ist eine junge Witwe. Streit und Versöhnung. Der oberste Capulet ist drauf und dran, die Montagues endgültig zu verderben, schon sitzen sie in seinem Ministerzimmer vor ihm, da erscheint Julia, sie hat die belastenden Akten vernichtet, sie bricht nach dem Geständnis zusammen und stirbt an innerer Verblutung.

Das ist der Inhalt des neuen Buches *«Bella»* von Jean Giraudoux (Bernard Grasset, 61 rue des Saints-Pères, Paris). Die italienischen feindlichen Häuser heißen hier Dubardeau und Rebendart, aber in Wahrheit heißen sie ganz anders. Das Buch ist ein Schlüsselroman.

Mit den Schlüsselromanen ist es wie mit der Bearbeitung historischer Stoffe: der Autor verdankt einen Teil der Wirkung einer Sache, die außerhalb seiner selbst liegt. Sagt er *«Königin Luise»*, so ist die Hälfte der Arbeit schon getan; eine *«Frau von Müller»* hätte er erst zu erschaffen. Ein Porträtmaler, der spricht: *«Sie hätten ihn kennen sollen, den ich da gemalt habe!»* — ist ein schlechter Maler. Er soll ihn mir ja gerade erst näherbringen. Das Buch von Giraudoux wäre aber auch ohne Benutzung lebender Personen ein starkes und gutes Buch. Die lebenden Personen heißen: Berthelot und Poincaré.

Giraudoux, der französische Pressechef im Ministerium des Auswärtigen, hat Wahrheit und Dichtung gemischt, also etwa ein ähnliches Verfahren, wie es Heinrich Mann im *«Kopf»* angewendet hat. Dichtung ist hier zum Teil wahrscheinlich die Liebesgeschichte, Wahrheit die Familien der Berthelots und der Poincarés.

Berthelots sind die Guten, die Weißen. Diese Familie, die der französischen Politik, der Wissenschaft Frankreichs so viel Menschen und Werke gegeben hat, erscheint hier in ihren Spitzen: Daniel, der Mediziner, Philippe, der Politiker, René, der Philosoph — und ihr intimstes Leben. An ihnen ist kein Fehl und Tadel. Das erzählende *«Ich»* gehört dieser Familie an.

Poincarés sind schwarz, sie schillern in allen Nuancen des schwärzesten Schwarz, mit Ruß ist dieses Bild gemalt. Gerecht —? Der Erzähler ist Partei.

Ihm erscheint Poincaré kalt, steinern, voll von beschränktester Selbstgerechtigkeit, der Gott der Korrektheit. Nach Jahren des Irrtums, des künstlich entfachten, fabrizierten Hasses, der zweitdümmsten Politik

Europas, schlägt das französische Pendel zurück: der französische, individualistische Mensch spricht wieder laut und vernehmbar zur Welt (er war immer am Leben, auch im Kriege; es darf nie vergessen werden, daß Henri Barbusse hier im Jahre 1917 den Goncourt-Preis für *‘L’Enfer’* erhalten hat).

Es ist der Poincaré jener berühmten Denkmalsreden, die allsonntäglich auf Frankreich herunterprasselten; der strenge, unerbittliche, nationalistische, geistig und leiblich stets verstopfte Poincaré, der aus seiner Familie heraus erklärt wird. Außerordentlich fein und böse, wie die Poincarés in zwei Zweige aufgeteilt werden: in die Korrekten und die Tunichtguts, die ein wenig liederlich sind, saufen, es zu nichts bringen — aber dafür auch ihren Landbezirk nicht verlassen dürfen. Die Rechtschaffenen verhindern es. Und es wird sogar behauptet, die Leiden, die der mindere Zweig der Familie im besetzten Gebiet von den Deutschen hätte erdulden müssen, wären vom obersten Poincaré zur patriotischen Propaganda ausgenutzt worden: dazu seien sie ihm gut genug gewesen. . . . Einmal trifft Giraudoux den Typus ins Herz, und ich glaube, an dieser Stelle hat er ihn völlig richtig, ohne Voreingenommenheit charakterisiert; das ist da, wo er sagt, der Advokat sei es gewesen, der regiert hat, der Rechtsanwalt, der ein vollstreckbares Urteil erlangt habe, und der nun auf Zahlung dringe. «Ein Erbschaftsstreit.» Das ist es. Dieser unermüdliche Aktenarbeiter bewegte sich im luftleeren Raum; er hatte theoretisch völlig recht und praktisch gar nicht, weil ein großes Land keine Partei in einem Zivilverfahren ist und weil — weitaus schwerwiegender — Frankreich mangels Unterstützung nicht vollstrecken konnte. Nie war ein Realpolitiker ideologischer.

Sonst kommt Poincaré so böse weg wie die Berthelots gut. Diese Schwarz-Weiß-Technik geht bis in die kleinsten Kleinigkeiten: bis in die Äußerlichkeiten des Daseins. Hier habe ich ein wenig gestockt. Auch wäre noch rasch zu vermerken, daß die Komposition des Buches wenig straff ist; Giraudoux erzählt: von den beiden feindlichen Familien, von der Liebe des jungen Berthelot zu Bella, der Schwiegermutter Poincarés, vom Vater Bellas und seinen merkwürdigen Schicksalen . . . und das ist aufgelöst in eine Unzahl kleiner und kleinster Züge, Analysis auf Analysis, die Synthese mag sich der Leser selbst machen.

Die Analysen freilich sind ersten Ranges.

Sie sind so gut, daß ich nicht weiß, ob das Buch ins Deutsche übertragbar sein wird. Es ist nicht nur der Stil, der einer Übersetzung die größten Schwierigkeiten in den Weg legt, diese graziös verwickelte Logik, die stilisierte Geometrie — es fehlt vor allem in Deutschland eine Gesellschaftsschicht, die diesen Politikern, diesen Familien entspricht. Die alten Familien in Deutschland sind so ganz anders geartet und haben mit diesen kaum etwas gemein. Aus der Fülle der bezaubernden Einzelheiten seien einige herausgegriffen.



Die Moderne steht, was das Schicksal der Menschen betrifft, der Antike nicht nach, wird gesagt. «Für die Eltern der Schlaganfall — für die Söhne die Fliegerei: wir sind gar nicht so schlecht daran.» — Von den Bankiers: «Dem Kapital näherten sie sich wie im Ornat. Sie hatten die Bärte von Popen und die Hände von Prälaten; wenn sich die Leitung der Fabrik zusammensetzte, erinnerte nichts mehr an einen Aufsichtsrat. Auf das Gold warfen sie einen rituellen Blick: Kapitalserhöhung bedeutete erhöhten Glanz ihres Gottes und ihrer Heiligkeit, und nur der Kassierer, der das Geld so niedrig einschätzte, wie es das verdiente, ging Sonnabend nachmittags auf Rennen.» — «Moïse» ist da, ein pariser Finanzmann, außer dem Sekretär Poincarés die schönste Figur des Buches. Der Mann ist Witwer, und seine Frau hat ein herrliches Erbegräbnis. Er geht an jedem Jahrestag ihres Todes hin, sie zu besuchen, «er öffnete das Türschloß ihres Grabes mit demselben Kennwort, das er für seinen Safe benutzte . . .» Dann schließt er sich dort ein. «Freunde von ihm behaupteten, er erzähle der Verstorbenen laut, was sich im vergangenen Monat ereignet hätte, und Lauscher, das Ohr an den durchbrochenen Eisenblumen des Marmor-Safes, hätten schon versucht, auf diese Weise etwas über die Bewegung auf dem Valutenmarkt zu erfahren.» — Eine kleine Schilderung der Liebesmorgen zwischen dem Erzähler und Bella ist da, die zu dem Duftigsten gehört, das seit langem in französischer Sprache zu lesen war — sie treffen sich des Morgens früh, die Stadt ist frisch, noch haben sie mit keinem gesprochen, es sind die primeurs des Tages, die sie pflücken. — Und später, während des Zerwürfnisses, als der Liebende Bella im Klub trifft, durch Tische sind sie voneinander getrennt, wie da die lächerliche gleichzeitige Bestellung von Kaffee beide eint — das ist meisterhaft. Die Herren aus dem Automobilklub, die sie wieder zusammenbringen wollen, werden anlässlich eines kleinen Automobilunfalls, dem ein Hund zum Opfer fällt, so charakterisiert: «Vor lauter Eifer, Bella bei den Dubardeau (der ihr feindlichen Familie) einzuführen, entdeckten sie sogar in ihren Taschen ein Stückchen Zucker, das der Hund zu lecken begann, aber bald ließ er es sein, denn er schmeckte etwas Bitteres, und er fragte sich, warum sich Menschen damit amüsieren, verwundeten Hunden Salz zu geben . . .» Von solchen Zügen wimmelt das Buch.

Noch mehr von andern, die die großen Familien bis ins letzte malen, und hier liegt für den deutschen Leser die Schwierigkeit. Haben *wir* in der Politik kultivierte Leute, für die der Fluß der Hauptstadt, weil sie ihr Gut an seiner Quelle haben, immer ein schattiger Bach bleibt, aus dem die Kuhherden trinken? Haben wir so nuancierte Gesellschaftsbegriffe, die mit unendlich feinen Unterschieden arbeiten, mit den winzigsten Ausschlägen des sozialen Kompasses? Ich denke: nein.

Aber wir haben freilich so etwas wie den Sekretär Poincarés, eine himmlische Zeichnung von Echtheit, boshafter Beobachtung, Schärfe — diese liebliche Blüte ist völlig entblättert. Aus dem Wurm in *«Kabale und Liebe»* ist ein Drache geworden, der Tinte speit. (Mit der vorzüglichen Beobachtung: der Chef schiebt ihm die häßlichen Frauen zu, die langweiligen Professoren, die leeren Generale; alles, was er nicht empfangen will, schiebt er dem da zu. Nur mit diesen hat er nähern Umgang, neben diese wird er bei Tisch gesetzt. «Infolgedessen hielt er sich für schön, unabhängig und unbestechlich.»)

Wie ein schwarzer Schatten geistert Poincaré durch das Buch. Es bleibt kein gutes Haar an ihm. Seine Advokatenkorrektheit, dieser andere Teil des französischen Geistes, ist eben diesem verhaßt, es gibt keine Lächerlichkeit, die ihm nicht zugeschrieben wird. Nichts wäre übrigens verkehrter, als das in deutschem nationalistischem Sinne auszunutzen, so hats Giraudoux nicht gemeint, und wenn einer gegen Mussolini ist, so ist er noch lange nicht für Ludendorff.

*«Bella»* wird eine Fortsetzung bekommen: *«Bellita»*, es ist ihre Zwillingschwester. Und ich habe noch nicht einmal den ganzen Inhalt des Buches erschöpft, nichts vom Vater der Zwillinge gesagt, der Unglück mit seinem Sohn hat und der den Band mit einem unübersetzbaren Dialog beschließt. Ich nehme von Giraudoux Abschied, mit einem Gruß und leicht befangen; denn wenn ich nun die Türklinke ergreife und hinausgehe, wird sein Auge mit einem einzigen Blick den Besucher zusammenfassen und alles erkennen: die ungeschickte Bewegung beim Aufstehen, Krawatte, Hut und Charakter.

## ARBEIT FÜR ARBEITSLOSE

Herrn Ebermayer zur Beschlagnahme  
freundlich empfohlen

Stellung suchen Tag für Tag,  
aber keine kriegen.  
Wer kein Obdach hat, der mag  
auf der Straße liegen.  
Sauf doch Wasser für den Durst!  
Spuck aufs Brot — dann hast du Wurst!  
Und der Wind pfeift durch die Hose —  
Arbeitslose.

Arbeitslose.

Schaffen wollen — und nur sehn,  
 wie Betriebe schließen.  
 Zähneknirschend müßig gehn . . .  
 Bleib du nicht am Reichstag stehn —!  
 Geßler läßt was schießen.  
 Zahl den Fürsten Müßiggang;  
 Friere nachts auf deiner Bank.  
 Polizeiarzt. Diagnose:  
     Arbeitslose.  
                                 Arbeitslose.

Wart nur ab.  
                                 Es kommt die Zeit,  
 darfst dich wieder quälen.  
 Laß dir von Gerissenheit  
 nur nichts vorerzählen:  
     Klagen hilft nicht,  
     plagen hilft nicht,  
     winden nicht und schinden nicht.  
 Dies, Prolet, ist deine Pflicht:  
     Hau sie, daß die Lappen fliegen!  
     Hau sie bis zum Unterliegen!  
     Bleib dir treu.  
                                 Die Klasse hält  
                                 einig gegen eine Welt.  
 Auf dem Schiff der neuen Zeit,  
 auf dem Schiff der Zukunft seid  
 ihr Soldaten! Ihr Matrosen!  
     Ihr — die grauen Arbeitslosen!

## DER PROZESS

Es war ein lächelnder Gerichtshof, vor  
 dem er dringend sich seinen Freispruch  
 verbat.                                  Ludwig Hardt

Wenn ich das unheimlichste und stärkste Buch der letzten Jahre:  
 Franz Kafkas *Prozeß* (im Verlag Die Schmiede zu Berlin) aus der  
 Hand lege, so kann ich mir nur schwer über die Ursachen meiner  
 Erschütterung Rechenschaft ablegen. Wer spricht? Was ist das?

«Erstes Kapitel. Verhaftung. Gespräch mit Frau Grubach. Dann  
 Fräulein Bürstner. Jemand mußte Josef K. verleumdet haben, denn  
 ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens ver-

haftet.» So fängt es an. Es ist ein Bankbeamter, um den es sich handelt — und die zwei Gerichtsboten, die da morgens in sein möbliertes Zimmer kommen, wollen ihn verhaften. Aber sie verhaften gar nicht — der «Aufseher» stellt an einem Nachttischchen ein Verhör mit ihm an, dann darf er in die Bank gehen. Er ist frei. Bitte, Sie sind frei . . . Der Prozeß schwebt.

Wir alle, die wir ein Buch zu lesen beginnen, wissen doch nach zwanzig oder dreißig Seiten, wohin wir den Dichter zu tun haben; was das ist; wie es läuft; obs ernst gemeint ist oder nicht; wohin man im groben so ein Buch zu rangieren hat. Hier weißt du gar nichts. Du tappst im Dunkel. Was ist das? Wer spricht?

Der Prozeß schwebt, aber es wird nicht gesagt, was für ein Prozeß. Der Mann ist offenbar eines Vergehens angeklagt, aber es wird nie gesagt, welches Vergehens. Die irdische Gerichtsbarkeit ist es nicht — also welche sonst? Eine, um Gottes willen, allegorische? Der Autor erzählt, erzählt mit unerschütterlicher Ruhe — bald merke ich, daß es nichts Allegorisches wird — deute nur, du deutest nie aus. Nein, ich deute nie aus.

Josef K. wird zum Verhör geladen — er geht. Das Verhör findet unter seltsamen Umständen im fünften Stockwerk eines Außenviertels statt — man liest, weiß nicht . . .

Und ganz unmerklich hat sich die Idee festgehakt, sie greift über, und nun gibt es nichts zu freudianern, und keine gebildeten, geschwollenen Fremdwörter helfen hier weiter.

Es ergibt sich, das Josef K. in eine riesenhafte Maschinerie geraten ist, in eine bestehende, arbeitende, geölt laufende Maschine des Gerichts. Er vernachlässigt seine Stellung in der Bank, er berät mit Advokaten, er geht zu den Verhören, obgleich er sich geschworen hat, nicht hinzugehen, er beschwert sich über das Betragen der Gerichtsdieners in seiner Wohnung — es sickert auch langsam durch, daß er einen «Prozeß» hat, es scheint, daß alle Leute davon wissen, oder doch viele, es ist wohl etwas Legitimes. Bis es ihn in der Bank selbst erwischt.

«Als K. an einem der nächsten Abende den Korridor passierte, der sein Büro von der Haupttreppe trennte — er ging diesmal fast als der Letzte nach Hause, nur in der Expedition arbeiteten noch zwei Diener im kleinen Lichtfeld einer Glühlampe —, hörte er hinter einer Tür, hinter der er immer nur eine Rumpelkammer vermutet hatte, ohne sie jemals selbst gesehen zu haben, Seufzer ausstoßen.» Er öffnet. Da steht ein Mann in dunkler Lederkleidung und vor ihm die beiden Gerichtsdieners. «Was tut ihr hier?» fragt er sie. «Herr! Wir sollen geprügelt werden, weil du dich beim Untersuchungsrichter über uns beklagt hast.» In der Bank? In dieser so realen Bank? K. unterhandelt mit ihnen, versucht, den Prügler zu besänftigen — so hart habe

er seine Beschwerde nicht gemeint . . . Aber sie müssen sich ausziehen, die Gerichtsdieners, schon sind die Oberkörper nackt, die Rute tanzt . . . Da schlägt K. die Tür zu. Der Schrei der Geprügelten wird jäh abgeklammmt.

Am nächsten Tag geht er scheu an der Tür vorbei, die sein Geheimnis vor der Bank verbirgt. Er öffnet, aus Gewohnheit . . . «Vor dem, was er statt des erwarteten Dunkels erblickte, wußte er sich nicht zu fassen. Alles war unverändert so, wie er es am Abend vorher beim Öffnen der Tür gefunden hatte. Die Drucksorten und Tintenflaschen gleich hinter der Schwelle, der Prügler mit der Rute, die noch vollständig angezogenen Wärter, die Kerze auf dem Regal und die Wächter begannen zu klagen und riefen: Herr! Sofort warf K. die Tür zu . . .»

Ich gebe diese Probe, um die grausame Mischung von schärfster Realität und Unirdischem zu zeigen — wie neben den Büroboten der lederschwarze Prügler, aus einer Masochisten-Fotografie geschnitten, die Rute schwingt . . . Und K. wirft die Tür zu — nein: «er schlug noch mit den Fäusten gegen sie, als sei sie dann fester verschlossen». Der Prozeß schwebt.

Der Prozeß braucht einen Advokaten. K. findet ihn, aber hier hat das Buch nun schon beinahe ganz die Erde verlassen — wie eine schwarze Kugel schwebt es durch den Raum. Beim Advokaten ist ein Leidensgefährte, ein jämmerlicher zerprügelter kleiner Mensch — und es gibt untere und obere Advokaten, und das Schrecklichste ist, daß niemand die Spitze dieser Pyramide absehen kann, niemand dringt jemals in diese Höhen, scheint es . . .

Also eine Justizsatire? Nichts davon.

So wenig, wie die *«Strafkolonie»* eine Militärsatire ist oder die *«Verwandlung»* eine Bourgeois-Satire — es sind selbständige Gebilde, die niemals auszudeuten sind.

Der treuste Freund Max Brod, der dem Buch ein wunderschönes Nachwort geschrieben hat, und dessen unermüdlichen Anstrengungen wir erst die Drucklegung dieses Schatzes und fast aller andern Bücher Kafkas verdanken — Brod erzählt uns, das Buch sei ein Fragment geblieben. Man merkt das auch; ich fühle in diesem Punkt ein klein wenig anders als Brod. So erscheint mir bei diesem herrlichen Prosaiker zum ersten Mal dies und jenes nicht ganz ausgeglichen — auch steht für mein Empfinden das grandiose Schlußkapitel etwas unvermittelt an dem vorletzten Abschnitt, der übrigens eine Meisterleistung für sich ist. Auf meine Bitte war Max Brod so freundlich, mir seine Ansicht über den «Prozeß» mitzuteilen; hier ist sie:

«Der Prozeß, der da geführt wird, ist der ewige Prozeß, den ein zart empfindender Mensch mit seinem Gewissen auszufechten hat. Held K. steht vor seinen innern Richtern. Das gespenstische Verfahren vollzieht sich an den unscheinbarsten Schauplätzen und so, daß scheinbar



K. immer recht hat. Ganz ebenso sind wir rechthaberisch gegen unser Gewissen und versuchen, es zu bagatellisieren. Das Besondere ist nur die fatale Feinfühligkeit gegen die innere Stimme, die auf Schritt und Tritt immer lebendiger wird.

Mit Kafka selbst konnte man natürlich nie über Deutungen sprechen, auch bei der größten Intimität nicht. Er selbst deutete so, daß die Deutungen neuer Deutungen bedürftig wären. So wie ja auch sein Prozeß nie recht entschieden werden kann.»

Dieser Prozeß ist selbstverständlich, wie auch aus Brods Darlegungen im Nachwort hervorgeht, niemals eine Allegorie gewesen. Er ist sofort als Symbol konzipiert, tatsächlich hat sich das Symbol selbständig gemacht, es lebt sein eignes Leben. Und was für ein Leben . . .

Da ist eine Szene bei einem etwas verkommenen Maler, von dem man dem Angeklagten K. gesagt hat, er könne ihm im Prozeß durch Fürsprache bei den obern Richtern nützlich sein. Zu dem geht er. Der Mensch wohnt oben im Haus, in einer kleinen, unaufgeräumten Stube. Zum Schluß der Unterredung bittet der Maler, ihm doch ein Bild abzukaufen, vielleicht mehrere Bilder . . . Und holt nun immer dieselbe Heidelandschaft unter seinem Bett hervor, immer dieselbe . . . Und dann geleitet er den Hilfesuchenden zur Tür hinaus, und K. ist wieder in den gefürchteten Gerichtskorridoren. «Woher staunen Sie?» fragt der Maler. «Es sind die Gerichtskanzleien. Wußten Sie nicht, daß hier Gerichtskanzleien sind? Gerichtskanzleien sind doch fast auf jedem Dachboden, warum sollten sie grade hier fehlen?»

Also ein Traum? Nichts ist für mein Gefühl verkehrter, als mit diesem verblasenen Wort Kafka fangen zu wollen. Dies ist viel mehr als ein Traum. Das ist ein Tagtraum.

Etwas Ähnliches an Zügellosigkeit gibt es nur noch in geschlechtlichen Kindheitsphantasien, wo Schule, Haus, die Stadt und die Welt einer, einer einzigen Idee untergeordnet sind — wo die Menschen Glaskleider tragen oder halt! noch besser: vorn kleine Glasluken, damit man sie besser sehen kann . . . Das Buch ist nicht wahnsinnig — es ist vollkommen vernünftig, es ist in seiner Idee so vernünftig, wie manche Irre vernünftig sind, logisch, mathematisch in Ordnung: es fehlt eben jene leise Dosis von Irrationalem, die erst dem vernünftigen Menschen den innern Halt gibt. Nichts schrecklicher als ein reiner Mathematiker des Verstandes — nichts unheimlicher.

Nun ist aber Kafka ein Dichter seltenen Formats, und diese ultralogische Grundidee ist berankt mit realen Phantasiegebilden. Es gibt gar keine Frage mehr, ob es das alles gibt — das gibt es, das ist so wahr, wie in der Strafkolonie eine Tötemaschine steht, so wahr, wie sich der Geschäftsreisende damals in einen Käfer verwandelte . . . das ist so.

Das vorletzte Kapitel enthält die theologische Ausdeutung einer klei-

nen Geschichte Kafkas, die sich in dem Band *«Ein Landarzt»* findet, sie heißt: *«Vor dem Gesetz»*, ein Muster reiner Prosa. Hier im Buch schwillt die Geschichte auf, wird, nach des Autors eignen Worten, unförmlich; ein Gefängniskaplan im Dom erklärt sie dem lauschenden und disputierenden Josef K., verstrickt ist er, nichts kann ihn retten.

Wie er stirbt, mag man selber nachlesen. Die letzte Minute ist eine Vision von einer nie gehörten Stärke. «Seine Blicke fielen auf das letzte Stockwerk des an den Steinbruch grenzenden Hauses. Wie ein Licht aufzuckt, so fuhren die Fensterflügel eines Fensters dort auseinander, ein Mensch, schwach und dünn in der Ferne und Höhe, beugte sich mit einem Ruck weit vor und streckte die Arme noch weiter aus. Wer war es? Ein Freund? Ein guter Mensch? Einer, der teilnahm? Einer, der helfen wollte? War es ein Einzelner? Waren es alle? War noch Hilfe? Gab es Einwände, die man vergessen hatte?»

Das Buch schließt mit einem optischen Bild, das ich hier nicht aus dem Zusammenhang reißen möchte, einer alten Fotografie von unvergeßlicher Grausigkeit.

Seit Oskar Panizza ist so etwas an eindringlicher Kraft der Phantasie nicht wieder gesehen worden. Das Deutsch ist schwer, rein, bis auf wenige Stellen wundervoll durchgearbeitet. Wer spricht?

Franz Kafka wird in den Jahren, die nun seinem Tode folgen, wachsen. Man braucht niemand zu ihm zu überreden; er zwingt. Wände beleben sich, die Schränke und Kommoden fangen an zu flüstern, die Menschen erstarren, Gruppen lösen sich auf und bleiben wieder wie angebleit stehen, nur der Wille zittert noch leise in ihnen. Man sagt von Tamerlan, er habe einmal seine Gefangenen mit Mörtel zu einer Mauer zusammenmauern lassen, zu einer brüllenden Mauer, die langsam verzuckte. So etwas ist es. Ein Gott formt eine Welt um, setzt sie neu zusammen, ein Herz steht am Himmel und scheint nicht, sondern klopft; ein Fetisch wandelt, eine Apparatur wird lebendig, nur, weil sie da ist, die Frage Warum? ist so töricht, beinah so töricht wie in der realen Welt.

Deren Teile sind da — aber sie sind so gesehen, wie der Patient kurz vor der Operation die Instrumente des Arztes sieht: ganz scharf, überdeutlich, durchaus materiell — aber hinter den blitzenden Stücken ist noch etwas andres, die Angst brüllt der Materie in alle Poren, erbarungslos steht das Operationsbett, hab doch Mitleid! sagt der Kranke, auch du! Das Bett ist so fremd, aber es ist doch im Bunde.

Ein solcher Wille begründet Sekten und Religionen — Kafka hat Bücher geschrieben, einige wenige, unerreichbare, niemals auszulesende Bücher. Hätte sich der Schöpfer anders besonnen, und wäre dieser in Asien geboren: Millionen klammerten sich an seine Worte und grübelten über sie, ihr Leben lang.

Wir dürfen lesen, staunen, danken.

## GUT MORD!

Eine niedrige Stirn, zwei Augenritzen,  
 ein breites Kaschubengesicht;  
 die da auf der Anklagebank sitzen,  
 die waren es eigentlich nicht.  
 Der schoß. Der hat den Revolver getragen.  
 Beweis? Aber wird er gestehn?  
 Er kanns ja nicht sagen, er kanns ja nicht sagen —  
 er weiß was auf wen.

Auf den Vorgesetzten. Der wird ihn schon decken.  
 Er muß. «Sonst pack ick hier aus —!»  
 Sie werden sich hüten, zu vollstrecken;  
 was käme da alles heraus!  
 Packt man den Anstifter auch beim Kragen?  
 Leider wird das nicht gehn.  
 Er kann ja nichts sagen, er kann ja nichts sagen —  
 er weiß was auf wen.

Auf die Vorgesetzten. Auf gegebene Befehle,  
 auf Minister und Büros.  
 Es zittern Richter und Generäle.  
 Hände weg — sonst gehts los!  
 Der Letzte ists, den die Hunde jagen  
 unter Ausschluß der Öffentlichkeit.  
 Ihr braucht nicht zu fragen, ihr braucht nicht zu fragen —  
 wir wissen alle Bescheid.  
 Wer ist taub gegen herzerreißende Klagen  
 der Frauen, tränenleer —?  
 Ich kanns ja nicht sagen, ich kanns ja nicht sagen.  
 Aber wir wissen alle: wer.

## STANDESDÜNKEL UND ZEITUNG

«Sehr geehrte Redaktion! Bestelle hier-  
 mit Ihr Blatt ab, da ich als Telegrafien-  
 bauobersekretär Anstoß nehme, wie  
 unsre Belange . . .»

Der Berufsdünkel sitzt dem Deutschen tief im Blute — und statt nur  
 über die Junker zu wettern, sollte er sich einmal die Geschichte der  
 alten Zünfte ansehen, wie da nicht nur die «Bönhasen» verfolgt wurden,

was eine wirtschaftliche Maßnahme war, sondern wie der Schneider und der Schuster eine ins Mystische spielende Scheu vor dem eignen Tun hatten, einen Respekt vor sich selbst — was mehr zum Moralischen gehörte.

Die Industrie hat nun merkwürdigerweise nicht den Ackerbau und die Beamten industrialisiert, sondern sie selbst ist verjunkt und administrativ überorganisiert worden — und was früher der Ritterstiefel und das treffliche Schwert waren, das ist heute das Wort «Großindustrieller» und ein Kollektivwahnsinn, der nahezu alle Gruppen des Wirtschaftslebens erfaßt hat.

Jede Gruppe schwitzt zunächst einen Sekretär aus — und es ist kein Zufall, daß die Arbeiter und Werkmeister, die dergestalt «aufrücken», nicht zu den Tüchtigsten ihres Fachs gehören. Es ist meist der schwach befähigte, der minderbegabte oder der minder fleißige Arbeiter, der sich nach einem Loch umsieht, durch das er sich drücken kann. Dieses Loch gibt ihm die Organisation. Einmal Funktionär geworden, hat er das größte persönliche Interesse daran, seinen Aufgabenkreis zu erweitern und aufzuplustern und seiner Gruppe eine Art Weltenmonomanie einzutrichtern, die der eingeht wie warmes Öl.

Der Respekt, womit in Deutschland jeder «Fachmann» bewundernd zu seinem eignen Kram aufsieht, ist mehr als lächerlich. Es hat den Anschein, als habe es noch niemals Ingenieure, Buchbinder, Fleischermeister und Ärzte gegeben — als gäbs auch anderswo keine, und wenn man die meist mittelmäßige Ausbildung des Durchschnitts kennt, der seine Sache eben so recht und schlecht macht, wie es zu allen Zeiten alle Menschen gemacht haben, mutet diese Feierlichkeit doppelt komisch an.

Ich spreche nicht von der verständlichen Art der Interessenvertretung. Daß die Landwirte oder die Grubenbesitzer auf die öffentliche Meinung mit allen Mitteln — auch mit denen der Erpressung — ihren Druck ausüben, ist ein ökonomischer Vorgang, den mein Kollege von der Wirtschaft glossieren und im einzelnen erklären mag. Hier soll vom Berufsstolz gesprochen werden, und der hat besonders in Deutschland ein Ausmaß angenommen, das nur von der Engstirnigkeit seiner betriebssamen Träger übertroffen wird.

Daß die Herrschaften, fast ohne Ausnahme, sich auf ihren Kongressen besoffen reden, mag in der menschlichen Natur begründet sein. Da sind sie unter sich, und wenn die Zahnärzte, die Buchhändler, die Schriftsteller, die Farbenfabrikanten ihren «Reichskongreß» abhalten, dann möchte sich der harmlose Zuhörer einen dicken Vollbart umbinden, unter dem sichs lächeln läßt.

Daß in der deutschen Privatunterhaltung der Fachmann dem Laien gegenüber fast immer ungezogen wird, hat seinen Grund allerdings auch darin, daß dieser Laie sein Laintum niemals eingestehen, sondern

«von der Sache gründlich informiert sein» will, und daß so der Kranke dem Arzt ein wissenschaftliches Kolleg hält, statt brav und naiv seine Laienmeinung zu äußern, die nicht unbedingt dümmer zu sein braucht als die abgestempelte.

Gefährlich und weitaus übler wird diese übersteigerte Berufseitelkeit, wenn sie sich auf die Zeitung erstreckt. Hier wird von sämtlichen Berufsgruppen wahrhaft gemein gewirtschaftet.

Kurt Hiller hat ja hier einmal auseinandergesetzt, was geschieht, wenn man Geistesrichtungen angreift: gehört man der Gruppe an, heißt es, das eigne Nest dürfe nicht beschmutzt werden — gehört man ihr nicht an, wird einem die Kompetenz abgesprochen. In den Berufen ist es noch viel schlimmer.

Jeder Schlosser hat heute ein «Berufsproblem», und jeder Privatdozent hält sich für den Nabel der Welt; mit der Stirn am Boden, über dem demütig gebeugten Kopf ein Opfertier (wahrscheinlich einen Hammel) haltend, so hat sich der Gläubige dem Tempel zu nahen. Es ist aber gar kein Tempel da.

Vorhanden ist nur — von den Laternenanzündern bis herunter zu den Richtern — ein Berufsgrößenwahn, dem zu huldigen die Zeitung mit allen Mitteln gezwungen wird. Argumentiert wird so:

«Die Verhältnisse in unserm Beruf liegen so kompliziert, daß ein gewöhnlicher Mensch überhaupt nicht in der Lage ist, über uns ein Urteil abzugeben. Dazu sind wir da, und dazu haben wir die Fachzeitschriften, in denen — immer unter Wahrung der Tempelidee — das Nötige gesagt werden darf. Die Zeitung hat zu schweigen.»

Loben darf sie. Noch niemals hat sich ein Beruf gegen ein Lob von außen gewehrt, noch niemals habe ich gelesen, daß die Schreibmaschinenindustrie etwa sagt: Du kannst uns nicht loben, denn du kennst uns nicht. Und weil es eben ein schwerer deutscher Aberglaube ist, daß man in alles tief hineinsteigen müsse, und daß nicht aus allen Untersuchungen unten eine einfache Formel herausfallen könne, die eben eine Formel ist: ungerecht scheinend, vergrößernd, aber, ist sie gut gefaßt, schließlich gerecht — deshalb haben wir in allen Berufen diese Burschen, die das Leben bewußt komplizieren, um hinter den so geschaffenen Komplikationen ungestraft und unbeobachtet ihren Unfug treiben zu können. Tabu.

Die Beamten sind überhaupt nicht zu fassen. Daß vor dem Kriege selbst die sozialdemokratische Presse Furcht hatte, es mit ihnen dadurch zu verderben, daß sie etwa eine Verminderung des Staatsapparates forderte, mußte einen wunder nehmen — denn vor dem Kriege gab es eine mutige sozialdemokratische Presse. Sie hatte Angst, Wähler zu verlieren; arbeitete also gegen die Interessen ihrer Arbeiterwähler, indem sie vorgab, es käme alles auf die Stimmenzahl an; so ließ sie sich lieber von Leuten mitwählen, die eigentlich gar nichts bei ihr zu



suchen hatten. Mit solchen Brocken im Fundament fiel sie denn auch in sich zusammen, als Taten gefordert und erwartet wurden.

Aber auch heute wagts keine Zeitung. Die Beamten sind ausgezeichnet organisiert: Massenabbestellung, Inseratenboykott sind die prompten Folgen eines wahrhaften Aufsatzes. Dementsprechend ist denn auch die Zeitungspolitik zu werten.

Dem einzelnen Redakteur ist kein Vorwurf zu machen. Die Zeitung ist ein Geschäft und nichts als das: alles, was sich in ihr als «Kulturgut» ausgibt, ist entweder harmlos und zu nichts verpflichtend — oder Fassade. Die Zeitung hat nicht die Macht, die sie hat — die Inserenten haben sie. Die anständigen Blätter können diesen Tatbestand verhüllen und sogar abschwächen, mehr können auch sie nicht. In ihnen wie in den dienstbaren Zeitungen tobt sich also der Standesdünkel ungehindert aus. Und sieht so aus:

Der «wissenschaftliche Charakter» des Standes wird betont. Man sollte nicht glauben, daß der lächerliche Dokortitel auch in die praktischen Berufe hinüberspukt, die ums Verrecken nicht als solche gelten wollen. Eine Hochschule wollen sie alle — sonst ist ihnen nicht wohl. Scharfer Instanzenzug in der Innenorganisation des Standes — mit Ehrengerichtshöfen und Standeskammern und allem Klimbim. Großer Nebel vor dem eigentlichen Tun, unter strengem Ausschluß des «Laien». Der Arzt hat an solchem Hokusfokus noch ein gewisses verständliches Interesse: die Suggestion auf den Kranken wird größer. Was aber an der Bedienung einer Turbine, an einer Hypothekenbank, am Bankbeamten, am Zuschneider gar so welterschütternd sein soll, wissen nur die, die erschüttern wollen, und die, die sich erschüttern lassen. Das Militär, dieser tiefste Ausdruck der deutschen Seele, hats ja nur deshalb so leicht gehabt, weil an das Letzte im Deutschen gerührt wurde: an das Gefühl vom Unwert des Individuums und an den Gruppenstolz. Heute findet der doppelten Ausdruck, und Herr Lupatsch zeichnet nicht: Lupatsch, sondern: Dr. jur. et rer. pol. Lupatsch, Leiter der Propaganda-Abteilung des Stadt-Museums.

Denn leiten wollen sie alle. Sie leiten in Wahrheit zwei Schreibmaschinendamen und ihre eigne Arbeit — an der man einmal Diener gewesen ist. Aber niemand hat solche Gier, für einen Herrn gehalten zu werden, wie der Knecht. Hierhin gehört auch der «Pressechef», wie überhaupt die Vorliebe für das Wort «Chef», welche Vorliebe wohl aus dem Kriege stammt. Sie überladen sich mit Titeln, und unter einem «Direktor des Nachrichtenamts» tuts keiner. Und hier finden wir nun diese Merkwürdigkeit: statt die staatliche Wirtschaft nach den Gesetzen der Privatwirtschaft zu vereinfachen, verwickelt sich die Privatwirtschaft in staatlichen Formelkram.

Jede Gruppe kopiert den Staat auf das lächerlichste. Haben Sie einmal eine Verbandszeitschrift gesehen? Da gibt es, bei den Fußball-

spielen und bei den Messingfabrikanten: *«Amtliche Mitteilungen»*, womit die Nachrichten des Vereins gemeint sind — und als mir neulich ein braver Gewerkschaftler etwas von *«Führerbeschimpfung»* schrieb, schmeckte ich die ganze Würze einer immanenten Majestätsbeleidigung. *«Ils veulent codifier tout»*, sagte mir einmal ein Franzose, als wir über die Deutschen sprachen. Ja, sie sitzen auf ihrem Codex. Und schreien über *«Verallgemeinerungen»*, wenn man ihnen die Wahrheit sagt.

Kein Stand hat aber das Recht, sich über generelle Urteile zu beklagen, wenn er auf seinen Verbandstagen nichts gegen den herrschenden Gruppengeist verlauten läßt; wenn er nicht scharf protestiert, so etwas faul ist; wenn er den Korpsgeist über die Wahrhaftigkeit setzt. (Beispiel: die Richter.) Beurteilt wird rechtens jeder Beruf und jeder Stand nach seinem mittlern Typus, nicht nach den Spitzen und nicht nach den Außenseitern. Und erfahrungsgemäß kreischt ja niemand so wie der, dem recht geschieht.

Die Unart, sein Werk aufzublasen, bis es vor Wichtigkeit dem Plätzen nahe ist, nimmt derart überhand, daß der Standesdünkel heute auf alle Berufe übergegriffen hat — der Titelwahnsinn ist nur ein äußeres Zeichen dafür. (Daß sich auch die Frauen mit den Berufsbezeichnungen ihrer Männer anreden lassen, wird man einem Fremden nur schwer begreiflich machen.)

Und so drückt dieser Fasching der Eitelkeiten auf die Zeitung, die seufzend nachgibt, aber nachgibt. Sie muß. An ihre *«Objektivität»* wird appelliert, leise wird gedroht, dann lauter — und ein in seiner Standesehre (was ist das?) verletzter Stadtrat rührt die Zeitung, die einmal eine unfreundliche Bemerkung über die Stadträte gemacht hat, nicht mehr an.

Sehr typisch ist ferner, daß auch die vernünftigen Leute diesen Unfug so entschuldigen: *«Wissen Sie, ich halte ja nichts davon — aber man braucht das wegen der andern — man dringt sonst nicht durch.»* Denn dies ist wahrhaft deutsch:

Die gesamte Anstrengung, die anderswo einer dauernd an sein Leben setzt, gilt hier der Erringung einer nach außen hin gekennzeichneten Stelle mit vertraglich garantierter Autorität. Ist die einmal erreicht, dann will der Autoritätsinhaber nichts mehr tun, um sich zu behaupten — man soll ihn anerkennen, der Stelle wegen. Wieviel Schwäche steckt darin, wieviel Faulheit, wieviel Unsicherheit! Behaupte dich, wenn du was gelten willst! Beweise es täglich aufs neue, daß du ein Führer bist! Kämpfe —! Sie aber sind, nach schwerem Kummer, *«Leiter des Betriebsrats»* geworden, und dann: Gute Nacht.

Der Standesdünkel liegt in derselben Schublade wie der Patriotismus. Vom Feuerwehrverein bis zum Vaterland sind nur wenige Schritte. Und daher sieht bei uns der Skatverein wie ein Staat und der Staat wie ein Skatverein aus.

## DAS RECHT DES FREMDEN

Der Fremde in Europa ist rechtlos.

Die Staaten, verschuldet, ausgehalten, geduldet von der Hochfinanz und vom heimischen Unternehmertum, in ihrer Existenz nur möglich durch Zollbarrieren; die Staaten, deren Grenzen keine Rassen umschließen, ja, nicht einmal mehr feste Wirtschaftsgebiete — die Staaten spielen gern: mittelalterliche Burg, Vaterland, Heimat. Und weil die Autorität zu Hause nicht weit reicht, weil der Bauer keine Steuern bezahlt und der Grubenbesitzer nicht pariert, sondern parieren läßt, deshalb regiert sich so schön auf wehrlosen Individuen herum, auf den einzigen, die nicht mit einem Fußtritt antworten, wenn die «höchste Gewalt» regierend eingreift. Hier fühlt sich der Staat. Das arme Luder will auch einmal wissen, wie das tut: etwas durchsetzen. Und da hats der Fremde nicht leicht.

Vergnügungsreisende werden im allgemeinen nur schikaniert, aber nicht ernsthaft bedroht, besonders nicht, wenn sie den besser gekleideten Ständen angehören. Abgesehen von den Flapsigkeiten der Polizeistuben, von den Rüpeleien der Zollbeamten läßt man sie von dieser Seite her ungeschoren, das übrige besorgen später die Hoteliers. Nur Amerika vergreift sich auch an harmlosen Besuchern, die nichts wollen als Geld ausgeben: die ganze Dummdreistigkeit geschäftstreibender Kleinbürger liegt in seinem System, zu moralischer Überwachung pap-pene Gesetzestafeln aufzurichten, hinter denen jemand geschobenen Whisky trinkt.

Bei Auswanderern liegt die Sache anders.

Das kapitalistische System handelt folgerichtig, wenn es neben den Waren auch den freien Verkehr menschlicher Arbeitskräfte verhindert, der ja alle Staatssysteme im Nu ins Wanken brächte. Durchbrochen wird dieser Grundsatz nur mit Genehmigung von herrschenden Klassen: so haben die deutschen Grundbesitzer das Recht, die Arbeitslöhne durch die Einfuhr polnischer Arbeiter zu drücken; in diesen Kreisen wird dann gern von «Landflucht des deutschen Arbeiters» gesprochen. Was richtig ist: der Arbeiter flieht Schweinekoben, Schweinefraß und schweinische Behandlung.

Die Komik moderner Staaten offenbart sich am klarsten in der Heidenangst vor reisenden Kommunisten. Die politische Situation ist einfach: Fährt Frau Zetkin nach Frankreich, um dort Propaganda gegen Kolonial-Politik zu betreiben, so ist sie ein Feind des französischen Staates, und der wehrt sich. Das ist sein gutes Recht. Der Fall liegt selbstverständlich in allen Ländern gleich. Und nicht gegen die Ausweisungen, Auslieferungen, Vertreibungen, Maßregelungen wende ich mich, sondern gegen zwei andere Dinge.

Zunächst gegen ihren Modus.

Der Fremde ist rechtlos, weil es in keinem «zivilisierten» Staat ein kontradiktorisches Verfahren, ja überhaupt eine Rechtsordnung für Ausweisungen gibt. Wehrlos jeder Denunziation preisgegeben, vollständig in der Hand der Polizeiorgane von meistens höchst zweifelhaftem Wert, weiß der Fremde gewöhnlich nicht einmal, weshalb er denn ausgewiesen wird. Neben der großen Zahl begreiflicher Fälle, wo überführte Verbrecher, Mittellose, Landstreicher ausgewiesen werden, die sonst der fremden Armenpflege zur Last fielen, liegen jene Zehntausende von Fällen, die jede Schutzorganisation, jede Liga für Menschenrechte kennt.

Klatsch der Nachbarn; böswillige Mißverständnisse; anonyme Anzeige — kein Ding ist zu dumm, als daß die Polizei nicht freudig danach griffe. Sie wird selten von oben korrigiert. Sieht man von den Bestechungsfällen ab, so bleibt die völlige Verständnislosigkeit dieser obern Stellen, ihre sture Dumpfheit, ihr schlechter Wille, sich überhaupt in die Einzelheiten zu versenken. Nichts hilft: zehn Jahre Aufenthalt nicht, keine ehrliche Arbeit, kein neu begründeter Hausstand — es ist ein «Fremder», und er muß hinaus.

In Deutschland, wie in manchen andern Staaten, greift dieses empörende System auch noch auf die Rechtsprechung über —: man muß erlebt haben, wie in Moabit Kleinbürger im Talar das «Ausland» erziehen, das ihnen da vorgeführt wird. «Wir sind hier in Deutschland, und Sie haben sich . . .» Wobei auch sieben Semester Jura und die Ausbildungszeit als Referendar noch nicht die Erkenntnis ermöglicht haben, daß im Hyde Park die Leute nicht nackt herumlaufen, und daß selbst in Kowno, Bukarest und Konstantinopel wenig Kinder gefressen werden.

Denn stramm sind alle der Meinung: der «Fremde» ist ein Fremder.

Waren werden ausgetauscht und haben die Welt so mechanisiert, daß einer, der vom Mond herunterfiele, zunächst nicht sagen könnte, wo er ist: Straßenbahnen, Kino, Presse, Giletteklingen und Whiskyplakate sind überall gleich, uniformiert von der für alle gültigen Produktion. Das hindert sie nicht, immer noch zu glauben, der Fremde bemale sich seinen Körper mit wilden Farben, säße nachts auf den Bäumen und fletsche grimmig die Zähne, man kann sich alles von ihm gewärtigen. Und so pauken sie denn munter auf ihm herum, mit dem Horizont von Talbewohnern, die nicht über die Berge zu blicken vermögen, und sind wer weiß wie stolz, wenn sie die Gnade haben, sein Geld zu nehmen.

Manchmal nehmen sie auch das nicht einmal.

Und zwar dann nicht, wenn, zweitens, der Kommunist zu Besuch kommt. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß bekannte kommunistische Führer heute in Europa behandelt werden wie Sträflinge, selbst wenn sie im fremden Land nicht politisch tätig sind. Die

Komödie der Paßverweigerungen, der Verhaftungen, der Ausweisungen läßt sich nicht beschreiben. In die wahnwitzige Angst schlechter Gewissen mischt sich ein Pomp, ein Pathos, eine gereckte Würde des Staats, die man diesem armseligen Popanz gar nicht zutraut, wenn man ihn nur kennt, wie er vor den Banken kuscht. Hier ist er Herr, hier darf ers sein! Und er ists.

Was dabei so besonders widerwärtig wirkt, ist die unaufhörliche Beteuerung aller dieser Länder, daß und wie demokratisch sie seien. Sie sind für Pressefreiheit — und sehen zu, wie sich die Presse in den Händen der Wirtschaftskonzerne befindet. Sie sind für politische Freiheit — und unterdrücken jede Betätigung, die ihnen auch nur gefährlich erscheint.

Und nicht, daß sies tun, ist das niedrige. Daß sie nicht den Mut haben, es einzugestehen, richtet sie.

Wie die Erde zu ändern ist, steht dahin. Ob wir eine Sowjet-Internationale haben werden, die auch in der Produktion jedes Land möglichst unabhängig vom andern erhalten will — das ist zu diskutieren. Was aber gar nicht zu diskutieren ist, das ist der augenblickliche Zustand eines halbinternationalen Kapitalismus, der de facto die Grenzen verwischt und sie lächerlich macht — und willkürlich, aber mit allen Kräften den kleinbürgerlichen Instinkt unterstützt, der ja seiner Zeit immer nachhinkt, als hätten wir noch ein ›Vaterland‹ mit dicken Mauern.

Keine Gemeinde ist mehr Herr auf ihren Wiesen. Verschuldet bei amerikanischen Bankiers, die Fabriken verpfändet und im Besitz von Menschen, die das Land und seine Produktion niemals gesehen haben und es auch nicht zu sehen brauchen, weil der Besitz durch die Aktien mobil geworden ist; geknechtet und verprügelt an allen Börsen, ein Spielball jeder Industrie —: so spielen sie Heimat. Das unfreieste aller Wesen veranstaltet einen Karneval, Saturnalien, wo sich auch der letzte Sklave noch für frei hält. Ein Bürgerspaß.

Aber ein trauriger für die Opfer.

Im Kriege haben sich die Staaten benommen wie die Räuber; die Enteignung von Privatvermögen, der Ruin Hunderttausender von Existenzen durch gemeinen Vertrauensbruch um des Passes willen ist heute noch nicht gutgemacht. England voran — die Prozesse hageln. Was die Deutsche Republik von den fremden Staaten zurückbekommen hat, wird in voller Höhe auf das Reparationsguthaben abgeschrieben; das Reich behält die Summen ein und zahlt den unschuldigsten Kriegsofern ein paar Pfennige. Ein gutes und nationales Geschäft.

Im Frieden siehts ähnlich aus, solange man unterhalb einer gewissen Vermögens- und Einkommensgrenze bleibt. Darüber hinaus gilt plötzlich alles nicht mehr: Gesetze, Verfügungen, Sperren neigen sich, fallen matt zu Boden. Der Weg ist frei.



Es gibt kein Asylrecht, keine Freiheit, keine Sauberkeit für den Fremden. Er sitzt auf dem Pulverfaß und darf warten, bis etwas knistert. Fliegt er in die Luft, so werden die Erben eingesperrt: wegen Abhaltens einer öffentlichen Lustbarkeit ohne behördliche Genehmigung. Und diesen Taumeltanz tanzen sie alle mit: die großen Staaten und die kleinen, die Schweiz, die nordischen Staaten, Finnland — alle.

Da hats dann vielleicht eines Tages der Fremde satt. Angewidert von den Parlamentsphrasen, in denen geschäftige Minister über Grundsätze schwätzen, die sie im Ernst niemals anwenden, die Anarchie zwischen diesen künstlichen Gebilden, denen sie vorstehen, künstlich verhüllend; gelangweilt durch die trübe Phantasielosigkeit seiner Quäler kehrt der Fremde nach Hause zurück. In die Heimat, in die Heimat...

Und tritt hier in Dienst, verdient sich sein Brot, merkt, daß alles, alles genau dasselbe ist wie draußen, läßt die Arme sinken und sieht sich um.

Ein Fremder.

## WAS BRAUCHEN WIR — ?

Als falsche Extrablätter riefen,  
da traten wir in Reihen an;  
und schrieben nur in Feldpostbriefen,  
was man doch laut nicht sagen kann.  
Gewiß, wir waren Sozialisten  
(nach innen); in den Kompanien  
gabs keine bessern Infanteristen —  
aus Disziplin.

Als Noskes Lümmel Blut vergossen,  
da schwenkten wir in Reihen ein;  
gewiß: da lagen die Genossen —  
wir drohten tapfer übern Rhein.  
Wenn sie den Klassenkampf verpfuschten,  
auf ihren Sesseln in Berlin —  
dann hielten wir das Maul und kuschten  
aus Disziplin.

Hat Hermann Müller uns verraten,  
hat Onkel Hörsing falschen Tritt,  
sind wir von Richtern und Soldaten  
zerstampft —  
wir machen immer mit.

So werden wir nach dreißig Jahren,  
besiegt, blamiert, verhaun, verschrien,  
getreulich in die Grube fahren.

Aus Disziplin.

Aus Disziplin.

## ALTE SCHAUSPIELERBILDER

Manchmal findet man alte Schauspielerfotografien. Illustrierte Zeitschriften von gestern gehören bekanntlich zum Rührendsten und Vergnüglichsten, wo man hat — und unter ihnen sind es wieder die Bilder von den Bühnen, die das Herz schmelzen. So:

Der gute Schauspieler weiß eine Maske zu machen, die sich von den Masken auf der Straße gar sehr unterscheidet. Sein König Lear blickt wild; dergleichen kommt auf der Untergrundbahn nicht vor. Sein Kaiser Napoleon leuchtet ein wenig fett und geschichtsbedeutend; das erhabene Gefühl, später auswendig gelernt zu werden, gibt ihm eine Aura kalt-dünner Unterschiedlichkeit; so ein Kerl ist auf keinem Postamt zu finden. Gygesse und Holofernesse, Ophelias und Falstaffs, sie alle blicken uns heute so oder so an, aber immer unalltäglich, besonders, anders als . . . «Rechts oben: der Künstler in Zivil.»

Wenn aber zwanzig Jahre ins Land gegangen sind, hat sich auch der Mensch des Alltags verändert, und nun geht eine seltsame Veränderung mit diesen Bildern vor. Schlag auf, und du siehst:

Der Komiker ist ein albern geschminkter Hanswurst, der recht gewöhnlich aussieht; der Shakespeare-König Heinrich ein höchst braver Bürger jener Tage, mit geklebtem Bart und mühselig funkelnden Augen, er sieht recht gewöhnlich aus; Boris Godunow scheint zu sagen «Da hinten ist noch ein Tisch frei, Amalie!» — und Napoleon ist ein Statist mit zu engen Hosen. Allen hängt die Verkleidung um die Beine wie ein leerer Sack, sie ist ihnen nicht konform, man glaubt sie ihnen nicht.

Und man begreift nicht, wie sich die damalige Menschheit von solchen Schießbudenfiguren hat täuschen lassen, obgleich sie hat getäuscht werden wollen. Denn uns ist der Klang der Stimmen verhallt, die Namen sagen uns wenig oder gar nichts mehr, das Mysterium um den Künstler ist verflogen, und selbst, wenn es ein anerkannt großer war, mit Gedenktafel, Rede des Regierungsvertreters im Gehrock und Benutzung des Namens im Silbenrätsel: Maske hat er nicht machen können, sagen die neuen Beschauer.

Denn weil sich auch die Gesichter der Generationen wandeln und weil man vor alten Fotografien stets sagen darf: «So sieht man nicht

mehr aus!» — so ist jener für uns nur noch ein alter Tepp und jene eine dumme Zuckernaive, denn der Unterschied zu den Alltagsbürgern fällt weg: der Schauspieler ist selber einer geworden. Moden wachsen nach innen, verwandeln den Geist und kehren als Ausdruckssymptom wieder; in schwarzgefärbten Augenwinkeln schluchzt ein Zigeunerwalzer, den die Jazzleute verlachen, und ich möchte nicht dabei sein, wenn sie uns in zwanzig Jahren beim Zahnarzt durchblättern, alle miteinander.

Die Mode von gestern ist lächerlich. Selig, wer das Übermorgen erlebt. Seiner ist das Klassische, ein ewiger Wert ist er geworden, und so geht er ein in die Unsterblichkeit: Fritz v. Unruh, die bekannte Schöpfung des *«Berliner Tageblatts»*; Paul v. Hindenburg, der Vater der Republik; und Kukirol, der Erfinder der schwarzen Füße. Ihrer ist das Himmelreich.

### PARS — !

Der dressierte Affe ist nun endlich ins Bett gebracht worden, er hat noch zum Juchhei aller Damen imaginär das Töpfchen benutzt, Herrgott, daß den Dresseuren auch gar nichts anderes einfällt! Die Springer sind gesprungen, die Leute am Reck haben sich gereckt, und nun haben sie einen schwarzen Samtvorhang herabgelassen, die Bühne bleibt einen Augenblick leer, das Orchester spielt hastig den kommenden Refrain . . . da ist sie. Keine langen Beine, die Finger, wie so oft bei Französinen, kurz — das ganze eine erste Nummer für Dijon. Gott weiß, wer sie nach Paris engagiert hat. Sie singt.

Pars —!  
 Sans te retourner,  
 Pars —!  
 Sans te souvenir!  
 Ni mes baisers, ni mes étreintes,  
 En ton cœur n'ont laissé d'empreintes . . .

Ein Groschenlied, natürlich. Eines von denen, die unter einem runden, weißrot gestreiften Sonnenschirm auf der Straße verkauft werden, drumherum steht im Ring das Publikum und lauscht dem Orchester: Geige, Harmonika, Mann mit Megaphon und eine Frauenstimme. Sie singen es dreihundertsechzigmal am Tag — nachher verkaufen sie die Noten.

Je n'ai pas su t'aimer,  
 Pas su te retenir . . .  
 Pars —!

Sans un mot d'adieu,  
 Pars —!  
 Laisse-moi souffrir —

Merkwürdig, daß man das alles gar nicht übersetzen kann. «Meine Küsse nicht und nicht meine Umarmungen haben Spuren in deinem Herzen zurückgelassen . . .» Gut, Kammholz; nun noch mal das Ganze auf französisch . . . Schon: «pars» — wie soll man das sagen? Geh? Schieb ab? Hinfort mit dir. Es gibt im Deutschen kein einsilbiges Wort dieser Bedeutung mit einem a, das man so schön singen könnte wie «pars» —

Le vent qui t'apporta t'emporte  
 Et, dussé-je en mourir qu'importe  
 Pars —!  
 Sans te retourner!  
 Pars —!  
 Sans te souvenir . . .

Da bleibt das Lied in der Terz hängen und verhallt. Die Dame steigt in die zweite Strophe.

Ne t'excuse pas, tu n'es pas coupable . . .

Nein, du bist nicht schuldig! Du hast ausgehalten bis zu allerletzt — ich, ich bin schuldig, ich krummer Hund auf meinem Parkettsitz. Fremde sitzen neben mir, links ein fetter Mann, rechts ein alte Dame mit weißem Haar. Mit mir spricht niemand. Zu mir sagt keiner: «Da vorn sitzt ein neuer Bräutigam vor mir — ein ungewöhnlich schöner Junge!» Ich bin unabhängig, ein freier Mann —

Tu ne sauras pas toute ma détresse  
 Tout le vide affreux de ton abandon —

Gar nicht. «Die schreckliche Leere, seitdem du weggegangen bist . . .?» Gar nicht. Gar nicht. Doch.

Prends dans un baiser l'ultime caresse —

Diese Moorbäder von Tröstungen, ein schmutziges Opium mit bösen Reaktionen . . . Nur diese Ersatzfrauen nicht wiedersehen — nur das nicht — in den fremden Augen steht eine unendlich kleine Fotografie von mir selbst, in welcher Aufmachung! In welcher Haltung! Ah, nein. Aber es ging schließlich nicht länger.

Nous ne sommes plus que des étrangers —

Aber es ging doch nicht mehr — nicht wahr, es ging doch nicht mehr weiter? Das wußten wir doch beide, nicht wahr? Noch diese Zwietracht eint — letzte Bindung: wir, wir haben uns gezankt — nein, auseinandergelebt.

Poursuis ton chemin —

Wie zwei Bahnlinien, die sich einmal gekreuzt haben, jetzt ist der eine Zug schon längst in Flandern, der andere vor Paris — aber einmal haben sie sich gekreuzt. Übrigens ist das alles ausgesprochen kindisch: in dieser riesigen, rotgoldenen Halle gibt es hundert Unglückliche, zehn Kranke, acht Entlassene, die noch keine neue Stellung haben und die nicht wissen, wie das nächsten Monat werden soll — und seinen kleinen Herzensjammer wird wohl jeder haben. Ach ja — jeder wird ihn haben, soll ihn haben — ich kann doch hier nicht allein sitzen und mich zum Narren machen. Ich bewahre aber gute Haltung, und man sieht mir gar nichts an. Pars —! Natürlich heißt das: Schieb ab.

Und nun muß dieses verfluchte Weib eine Zeile singen, eine einzige —:

Le souvenir est un chemin très long!

Eine weiche Faust schnellte von der Bühne herunter, preßt mich, würgt, mein Speichel trocknet aus, die Augen sind verschleiert . . . Ich schlucke. Und stehe vorsichtig auf und störe die alte Dame, der fette Mann sieht mir verwundert nach, da gehe ich auf Zehenspitzen hinaus. Sie singt:

Pars —!  
Sans te retourner,  
Pars —!  
Sans te souvenir . . .

Ein Mann, der in einem kleinen Kabinett steht und heult — das ist wohl etwas hervorragend Lächerliches. Man hört noch ein ganz kleines bißchen Musik. Übrigens stirbt keiner im höchsten Schmerz. Alles arrangiert sich, es geht ein langsamer Wechsel der Zellen vor sich — und weil niemand in fortgesetzter Ekstase leben kann, verfliegen Töne und Musik und Tränen, als wären sie nie gewesen.



## WO WAREN SIE IM KRIEGE, HERR — ?

Que faisiez-vous en 1870? Cette interrogation, si fréquente aujourd'hui encore, n'aura plus de sens pour la prochaine génération. Léon Bloy

Als die Druckerschwärze um den Tod Paul Cassirers haushoch aufspritzte, gewann eine nationale Zeitung über sich, dem Toten einen schwarzweißroten Lappen ins Grab nachzufeuern: der schwärzeste Tag in seinem Leben sei der gewesen, wo man ihn in den feldgrauen Rock habe stecken wollen; da habe er den Tod gefürchtet, der ihm jetzt so willkommen gewesen sei. In goldenen Lettern leuchte auf diesem Grabstein: Drückeberger.

Ich weiß nicht, was Paul Cassirer im Kriege getan hat, und es ist mir auch ganz und gar gleichgültig. Weil ich aber weiß, was die meisten Deutschen — auch Pazifisten — antworten, wenn man ihnen die Frage stellt, wo sie denn im Kriege gewesen seien, so scheinen mir einige Bemerkungen angebracht.

Für einen anständigen Menschen gibt es in bezug auf seine Kriegshaltung überhaupt nur einen Vorwurf: daß er nicht den Mut aufgebracht hat, Nein zu sagen. Einem Pazifisten zu erzählen, er sei kein begeisterter Soldat gewesen, ist ungefähr so, wie einem Vegetarier vorzuwerfen, daß er auf einem Schlachtfest gekniffen habe. Aber im Pazifismus, in der Demokratie, unter der Opposition gibt es leider so viel Halbseidene, die dem Gegner den Gefallen tun, auf etwas, was ein Lob ist, als auf einen Vorwurf hereinzufallen. Sie verteidigen sich, anstatt anzugreifen.

Neben der großen Masse der Indifferenten hat es, besonders zu Anfang des Krieges, viele junge Leute gegeben, denen schlechte Schulbildung, mangelnde Erziehung, die Hetzarbeit von Universität, Presse und Kino eine Erkenntnis des modernen Krieges nicht ermöglicht haben. Sie glaubten ganz ehrlich, einer guten Sache zu dienen; sie glaubten fest daran, daß Deutschland überfallen worden sei, so, wie die Franzosen und die Russen dasselbe von ihren Ländern glaubten — diese jungen Leute meldeten sich freiwillig und gingen in den sinnlosesten Tod. Für sie hatte er Sinn. Ihre umnebelten Gehirne, ihre niedergehaltenen Instinkte sahen hier das Abenteuer, Buntheit, Sport, Gefahr — und die niedrigste Menschensorte, die Feldpfaffen der drei großen Konfessionen, versicherten ihnen, daß ihr Tun nun auch noch, zu allem Überfluß, moralisch sei. Die Opfer dieser Massenbesoffenheit sind nicht zu tadeln, sondern zu bedauern. Wer im Kriege gefallen ist, ist für einen Dreck gefallen.

Wie verhalten sich nun bei einer solchen Sachlage viele Pazifisten, wenn man sie fragt: «Wo waren Sie im Kriege —?»

Sie drehen sich. Sie winden sich. Sie reden sich aus. Sie wollen ihren ethischen Standpunkt nicht verlassen, wollen aber auch nicht zugeben, feige gewesen zu sein. Im Gegenteil: es gibt sogar manche, die noch stolz auf ihre Mordtaten sind und erklären: Durch diese Morde habe ich erst das Recht erworben, Pazifist zu sein. Ich war ein tapferer Soldat — hier meine Orden, meine Kriegsandenken, meine Papiere —: ich war kein Drückeberger.

Es gibt Ausnahmen. So hat der tapfere Sekretär der republikanischen Beschwerdestelle einer Provinzzeitung in Braunschweig die richtige Antwort erteilt, als die aufschäumte: *crimen laesae rei militaris!* Der Sekretär schrieb ihnen, er tue der Uniform noch viel zu viel Ehre an, wenn er sie «Militärkostüm» nenne, und das Blättchen fiel vor Schreck aus der deutschen Grammatik. Aber dieser Republikaner ist ein bißchen allein. Andre paktieren.

Ich halte diese Taktik und diese Halbheit für falsch. Man kann, wie die Schönaich und Schützinger, sagen: Wir haben damals nicht gewußt — heute wissen wir. Wir waren im patriotischen Dämmer — heute sehen wir klar. Verzeiht uns, daß wir getötet haben! Daß aber erst Grabenkampf und vertiertes Soldatensein zum Antimilitarismus legitimieren, will mir nicht einleuchten. Was hier fehlt, ist Zivilcourage.

Ich habe mich dreieinhalb Jahre im Kriege gedrückt, wo ich nur konnte — und ich bedaure, daß ich nicht, wie der große Karl Liebknecht, den Mut aufgebracht habe, Nein zu sagen und den Heeresdienst zu verweigern. Dessen schäme ich mich. So tat ich, was ziemlich allgemein getan wurde: ich wandte viele Mittel an, um nicht erschossen zu werden und um nicht zu schießen — nicht einmal die schlimmsten Mittel. Aber ich hätte alle, ohne jede Ausnahme alle, angewandt, wenn man mich gezwungen hätte; keine Bestechung, keine andre strafbare Handlung hätte ich verschmäht. Viele taten ebenso.

Und das nicht, weil wir etwa, im Gegensatz zu den Feldpredigern, Feldpastoren, Feldrabbinern, die Lehren der Bibel besser verstehen als sie, die sie fälschten — nicht, weil wir den Kollektivmord in jeder Form verwerfen, sondern weil Zweck und Ziel dieses Krieges uns nichts angehen. Wir haben diesen Staat nicht gewollt, der seine Arbeiter verkommen läßt, wenn sie alt sind, und der sie peinigt, solange sie arbeiten können; wir haben diesen Krieg nicht gewollt, der eine lächerliche Mischung von Wirtschaftsinteressen und Beamtenstank war, im wahren Sinne des Wortes deckte die Flagge die Warenladung. Wir hatten auch nicht den kümmerlichsten Einfluß auf die Gestaltung der Politik, und Sieg und Niederlage berührten uns nicht. Was hätten wir davon gehabt, wenn Nancy, Antwerpen und Warschau deutsch geworden wären? Wir hätten uns unser Brot genau so verdienen müssen wie vorher — genau so leicht und genau

so schwer, denn Beamte im neueroberten Gebiet haben wir nicht werden wollen. So, wie einem Calvinisten wohl verständlich gewesen ist, daß man gegen ihn war, aber nicht, daß man sich um den Streit der Sekten überhaupt nicht kümmerte, so kümmert uns der Nationalismus, dieser Nachfolger der Religion, nur insofern, als es gilt, ihn zu bekämpfen. Er läßt uns kalt.

Und das ist die einzige Antwort, die an die Sachwalter des falschen Kollektivwahns zu erteilen ist:

Ihr interessiert uns nicht. Wir erkennen die Pflichten nicht an, die ihr uns auflagt — möglich, daß es Gebote gibt, die unser Blut und das unsrer Kinder fordern: der Patriotismus, der Kampf für diesen Staat gehören nicht dazu. Wenn sich der Russe in die Rote Armee einreihen läßt, so kämpft er für seine Idee — ihr wirtschafet für die Ideenlosigkeit und für ein Vaterland, das es nicht mehr gibt. Nicht das ist ein Einwand gegen die Telefon-Generale, daß viele unter ihnen feige gewesen sind und roh, nicht nur das, daß Ungerechtigkeiten vorgekommen sind und die empörende Praxis der Militärgerichte, nicht, daß ein höherer Grad den Offizier aus der Sphäre der Soldaten heraushob und einen Verwaltungsbeamten aus ihm machte: der Sinn des staatlichen Krieges selbst wird von uns verneint. Und käme der edelste, der reinste, der tapferste Mann und forderte uns auf, für die Rohstoffabteilung seines Ministeriums in den Tod zu gehen: wir schüttelten das Haupt und ließen ihn seinen Krieg allein machen.

Solche Sätze müssen gesprochen werden, dreimal am Tage. Ich kenne alle diese vorsichtigen Pazifisten, den Führer des Reichsbanners, diesen unsäglichen «Reichsbund jüdischer Frontsoldaten» oder wie das Monstrum heißt, wo sich geprügelte Deutsche an prügeln Deutsche anmeiern: Seht uns an! auch wir sind imstande, die Peitsche zu führen! auch wir wollen Reklamedenkmäler für den nächsten Krieg, Weihegesang und Lüge um die Toten. Und es nützt ihnen nicht einmal. Mit Recht dreht sich der Monokelträger um, läßt das Monokel fallen und feixt. Verachtet und die Aufrechten verachtend, zieht so etwas vom Empfang beim Reichspräsidenten wieder nach Hause: Auch wir sind eine nationale Organisation . . . ! Arme Luder.

Unser Leben gehört uns. Ob wir feige sind oder nicht, ob wir es hingeben wollen oder nicht —: das ist unsre Sache und nur unsre. Kein Staat, keine nationale Telegrafagentur hat das Recht, über das Leben derer zu verfügen, die sich nicht freiwillig darbieten. Und so gewiß der nächste Nationalkrieg unter den Farben Schwarz-Rot-Gold geführt werden wird, so gewiß diese mannhaften Republikaner aufstehen werden wie ein Waschweib, die Belange des Staats der ändern zu schützen: so nötig ist es, den Antimilitarismus rein zu halten von Kompromißlern. Deine Rede sei Ja — Ja oder Nein — Nein; was darüber ist, gehört in den Verlag Eugen Diederichs.

Da gehen sie umher und schnüffeln die alten Militärpapiere durch, und die Inhaber stehen gehorsam stramm und geben Auskunft. Hat der Abgeordnete Dittmann auch seinen Stubendienst gut gemacht? Hat der Kommunist Obuch beim Griffekloppen nicht nachgeklappt? Mögen sich andre dagegen verteidigen. Wir, wir greifen an.

Wir fragen den Bankprokuristen: «Wo waren Sie im Kriege, Herr —?» und sehen auf ihn herab, wenn er sich rühmt, einen Schwarzen erwürgt zu haben, um eines Geschäftes willen, von dem er nichts nach Hause trug als ein Stückchen Blech. Wir bedauern den Einbein, dem sie für seinen Fuß ein eisernes Kreuz gegeben haben, und es gibt wohl nur einen Menschen, dem man diese Frage mit vollem Recht stellen darf: das ist der, auf dessen Namen vierzehn Millionen Mann vereidigt worden sind. Der Kaiser. Dieser Feigling, erzogen im militärischen Geist, entband sich von einem Schwur und kniff aus, als zum ersten Mal in seinem Leben die Lage gefährlich wurde. Dafür bezahlt ihn heute noch die Republik.

Wir andern aber geben keine Rechenschaft und stehen nicht artigwartend da, wenn man uns fragt, und erröten nicht, wenn wir gleichgültig davon sprechen, wie wir es gemacht haben, um einen Tropf von Regimentsarzt zu täuschen, einem Bataillonskommandeur ein Schnippchen zu schlagen, ein Bezirkskommando zu hintergehn. Wir haben eine Antwort auf diese Frage: «Wo waren Sie im Kriege, Herr —?»

In einer Affenjacke.

## DER JUNGE MANN

François Mauriac, ein französischer Schriftsteller, den man der Rechten zuzählen kann, hat bei Hachette ein Büchlein *«Le Jeune Homme»* erscheinen lassen. Frage: wie sieht die junge französische Generation aus —? Antwort:

Mauriac unterscheidet sehr gut zwei Arten unter den jungen Leuten: die Eroberer, Geschäftsleute, Praktiker des Lebens — und die Fliehenden, die aus dem Leben davonlaufen und sich in die Kunst oder sonstwohin flüchten, in dunkle Höhlen esoterischer Werke. Er sieht in der geistig revoltierenden Jugend ein Ende, keinen Anfang. *«C'est une jeunesse de survivants»*, heißt es an einer Stelle, hiermit umfaßt er die Jungen, die jene etwas blasphemischen Theorien ihrer aufbegehrenden Väter aus dem Jahr 1880 in die Tat umsetzen wollen: keine Bibliotheken, keine Museen mehr . . . Mauriac spricht von dem Jugendrummel, wie ihn auch Frankreich kennt: «Nichts ist heute so schwer, als noch nach dem fünfzigsten Jahr zu bestehen.»

Bei Betrachtung der andern Spezies: der praktischen jungen Leute

kippt Mauriac um; da langts nicht. Nach der üblichen Charakterisierung: Heut sind sie alle hinter dem Geld her, Auto, Jazz, Börse . . . kommt keine klare Schlußfolgerung. Aber das führt ja zu gar nichts. Diese stereotypen Vergleiche mit der leisen Gitarrenbegleitung: «Als der Großvater die Großmutter nahm» beweisen nichts, als daß sich Zeitbegriffe gewandelt haben. Und das haben wir gewußt. Es handelt sich nicht darum, festzustellen, ob diese neue Jugend mit den alten Idealen zusammengeht oder nicht, ob sie besser ist, als die alte gewesen zu sein vorgab — es handelt sich darum: zu verstehen, zu erklären, mit Menschen zu rechnen, wie sie sind, nicht: wie sie sein sollten. Das fehlt bei Mauriac.

Einen unverhältnismäßig großen Raum in diesem Buch nimmt die Liebe ein. Mauriac überschätzt sie maßlos. Diese feinsinnigen psychologischen Tüfteleien wirken so altmodisch, so von vorgestern, manchmal bis zur Lächerlichkeit. «Oft hat man von einer Frau nichts zu nehmen, ihr nichts zu geben als die Lust; außer dieser köstlichen Vereinigung (die man freilich in diesem Alter ohne zu ermüden wiederholen kann) . . .» Seine Impotenz, der Herr Verfasser, lassen grüßen.

Die hohen Qualitäten des Schriftstellers wie seines Buches liegen in den unendlich feinen Bemerkungen, die neben dem Thema herlaufen. «Nicht der Tod nimmt uns die, die wir lieben — im Gegenteil: er bewahrt sie uns; Tod, das Salz der Liebe. In nichts aufgelöst wird die Liebe durch das Leben.» Und: «Alt werden — das heißt: leben, als ob wir ein Herz besäßen, ebenso abgenutzt, wie es unser Aussehen ist. Reife: eine gelehrte Scheinheiligkeit! Wir brauchen uns nicht einmal eine Maske aufzusetzen, wir haben sie schon: der Körper ist diese Maske, dieser dick gewordene oder ausgetrocknete Körper, keine wahrnehmbare Bewegung verrät das Vorhandensein eines jungen Herzens, das er verbirgt.» (Der Gedanke findet sich auch bei Wilde: «Die Tragik des Alterns liegt nicht darin, daß man alt wird, sondern daß man jung bleibt.») Und: das Mißverständnis zwischen Vätern und Söhnen liege nicht an den jungen Leidenschaften der Söhne, sondern daran, daß die Väter noch viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt seien. «Es sind die Leidenschaften der Väter, die sie von ihren Kindern trennen.» Daneben ein sehr schöner Vergleich: wie die Jugend in der Arena auftaucht, die Zuschauerschaft sieht gespannt zu, glaubt, wer weiß was da käme — später sitzt der Neuhinzugekommene im Schatten der Tribüne und sieht zu, wie die andern.

Doch nichts erfahre ich über den wahren Zustand des französischen jungen Mannes. Und warum nicht —?

Weil diese bürgerlichen Schriftsteller keine Soziologen sind. Eine Stelle spricht Bände: «Das ist ein wunderbares Schauspiel, daß jeden Morgen so viele Millionen junger Menschen aus allen Klassen den-



selben Arbeitsplatz aufsuchen wie am Tag vorher, ihre Kräfte für Aufgaben ausgeben, von denen Briefmarken abstempeln und Untergrundbahnbillets durchlochen noch nicht die geringsten sind.» Nein, Mauriac, du irrst.

Hier und nur hier ist der Angelpunkt deiner Betrachtung, hätte er sein müssen. Liebe und Seelenzerfaserung und junge Künstler und noch einmal junge Künstler . . . Diese jungen Menschen haben nicht nur eine Seele. Sie haben einen Beruf.

Und das scheint mir der Fehler so vieler junger Schriftsteller zu sein, daß sie an diesem Bollwerk vorbeischieben, zu freundlichen Plätzen, zu hellern Hainen, mit einem bösen Gewissen. Aber da ist es, da sitzt es, da hockt es: in diesem dunkeln Bollwerk.

Liest man Romane, Dramen, Untersuchungen wie diese von Mauriac, so hat es den Anschein, als lebe diese ganze Generation ausschließlich von Renten, und wenn von einem Beruf die Rede ist, so wird er romantisiert und dramatisch, während doch das Berufsleben indifferent ist, glatt-gleichgültig. Indifferent das Liebesleben, indifferent der Tag, die Nacht, das Dasein.

Nun, das ist unbequem zu sagen, uninteressant zu schildern, wenn man entführte Herzoginnen, ausgeklügelte Seelenprobleme und knatternde Fahnen für interessant hält. Der völlige Mangel an einer soziologischen Betrachtung aber macht diese Schriften scholastisch, es ist ein Begriffsschach, das mit dem Leben gar nichts zu tun hat. Die Welt besteht nicht aus jungen Bürgersöhnen, die Zeit, Geld und Raum haben, über ihre unsterblichen Seelen nachzudenken, sondern aus jungen Leuten, die Geld verdienen müssen, Brot, Kleidung. Und diese Generation hat andre Sorgen, andre Ideale, andre Schmerzen.

Schade, daß Mauriac das Buch zu seinem Titel nicht geschrieben hat.

## HERR WENDRINER KANN NICHT EINSCHLAFEN

«Herrgott, daß die Frau nicht still liegen kann! Manche Frauen schlafen, wie man sie hinlegt, und da schlafen sie dann! Nu lieg doch schon still! Wenn ichs Licht ausmache, liegst auch nicht still, Gut — ich wer ausmachen.

. . . Nicht möglich, zu schlafen. Ich weiß nicht, was das ist. Das Glas Bier abends kanns nicht sein, geraucht hab ich heute auch nicht — ich muß mal mit Friedmann drüber sprechen. Sport! sagt er immer — treiben Sie Sport! Wir können ja Fußball auf dem Kurfürstendamm zusammen spielen . . . lächerlich! Seine letzte Liquidation ist auch noch nicht bezahlt — na, soll er warten. Andre warten auch. Was hat

er mir da neulich für 'n Witz erzählt...? Ach so — «Sagen Sie mal: Aaa!» Blendender Witz, den werd ich mal morgen Welsch erzählen, der kugelt sich über gute Witze... Was ist das für ein Schein... Die Feuerwehr? Nein, ein Auto... Gute Autos hat jetzt Berlin, ich sag immer, ihr sollt euch noch mal solche Autos in Paris suchen; die londoner taugen auch nicht viel. Was juckt mich denn da immer? Herrgott, jetzt wollt ich heute abend baden und habs vergessen... Na, morgen. Nein — morgen hab ich wieder keine Zeit — na, also morgen abend. Wir gehn ja nicht auf Brautschau. 45 000 in zwei Jahren zu 18<sup>0</sup>/<sub>0</sub> macht... 18<sup>0</sup>/<sub>0</sub> — die Leute sind ja wahnsinnig... Jetzt weiß ich das Wort. «Amorph» — den ganzen Tag ist mirs nicht eingefallen. «Amorph» — Lucie wollts für ihr Kreuzworträtsel wissen, im Geschäft ists mir den ganzen Morgen durch den Kopf gegangen — komisch, was einem so manchmal durch den Kopf geht... Freutel sollte mir doch die Bilanz von Esmarch & Ehrmann vorlegen — wieder hat ers vergessen — man müßt 'n Notizblock am Bett haben — morgen leg ich mir einen hin... Das Bein juckt wie verrückt. Ist das noch mein Bauch —? Ich wer dick. Wie ich noch die Sache mit Greten gehabt habe, da hat sie mich immer im Bett gekitzelt und hat gesagt: «Na, Dickchen...?» Ja. — Schläfst du schon...? Immer schläft sie. Nu, man is ja kein Kind mehr. Wo ist denn Wasser — ich wer 'n bißchen Wasser trinken. Beinah ist die Uhr runtergefallen. Was is morgen abend —? Morgen abend muß ich im Büro bleiben und aufarbeiten, Dienstag. Mittwoch... übermorgen gehn wir zu Regierers, Trude kommt mit, die wollt Bescheid haben wegen der Perserbrücke — kriegt sie sehr billig... Der Joe ist ein ganz ungezogener Bengel, wer ich dem Vater mal bei Gelegenheit sagen, seh ich gar nicht ein — Freitag ham wir Billetts für die Oper, nachher sind wir im Bristol — Sonnabend ist die Modevorführung, hat sie mich richtig breitgeschlagen, daß ich hingehe... Ich hab da nur Interesse an Mokka... Ausspannen sollt man. Aber da ist jetzt gar nich dran zu denken — vor Juli wirds nichts... vielleicht Bozen, Bozen ist mir sehr empfohlen worden... Vater wollt immer so gern nach Bozen... er is nie hingekommen... Wonach riecht denn das hier...? Ich hab doch Hanni gesagt, ich will das Parfüm hier nicht mehr haben... Schreckliches Parfüm! Wenn ich nicht Mitleid mit Oskarn gehabt hätte, hätt ichs ihm gar nicht abgekauft. Der hats auch zu nichts gebracht im Leben. Man muß es zu was bringen. Ich hab... ich wer mal rechnen: hundertdreißigtausend sind im Geschäft, viertausend sind da, dann die zwanzigtausend von Benno, das ist ja wie bar Geld... Fritz sagt, den «Zauberberg» sollt ich mal lesen. Der hats gut. Ich komm kaum noch zum Lesen. Nich mal die Memoiren von Wagner, die ich zu Weihnachten bekommen habe, hab ich gelesen. Man kommt zu gar nichts mehr. Ich denk jetzt so oft an den Tod. Quatsch. Doch, ich denk oft an Tod. Das kommt von der

Verdauung. Nein, das kommt nicht von der Verdauung. Man wird älter. Wie lange sind wir jetzt verheiratet . . . ? Nu, für sie ist ja ausgesorgt, so weit bin ich schon, Gott sei Dank. Wenn ich tot bin, wern sie erst wissen, was sie an mir gehabt haben. Man wird viel zu wenig anerkannt, im Leben. Hinterher ist zu spät. Hinterher wern sie weinen. Damals, bei dem alten Leppschitzer warn ja enorm viel Leute. So viel kommen bei mir mindestens auch . . . Jetzt kommt das Dienstmädchen erst nach Hause —! Die Tür könnt sie auch leiser zumachen . . . Was macht nu son Mädchen abends? Geht zu Freundinnen . . . Na, Emma hat ja 'n Bräutjam. Eigentlich 'n ganz hübsches Mädchen! Vorn noch alles da — Lieg doch still! Was denken nu sone Leute über unsereinen? Schimpfen sicher mächtig auf die Herrschaft, wenn sie abends zusammensitzen. Wie ich Lehrling war, gabs sone Bolschewistensachen nicht. Wir mußten schuften . . . hähä — wenn ich noch dran denke, wie wir dem alten Buchowetzki die Papierschere auf den Tisch geklebt haben . . . Und er zog und zog und kriegte sie nicht hoch — hähä! Aber wenn ich tot bin, wern sie weinen. Stresemann hat ne glänzende Rede gehalten, neulich auf der Wirtschaftstagung — kann man sagen, was man will. Das Brom hilft auch nicht mehr — vielleicht hab ichs zu früh genommen. Was —? Nichts. Das war nichts. Das war bloß eine Sprungfeder, unten an der Matratze . . .

Schrecklich, wenn man nicht einschlafen kann. Wenn man nicht einschlafen kann, ist man ganz allein. Ich bin nicht gern allein. Ich muß Leute um mich haben, Bewegung, Familie, Arbeit . . . Wenn ich mit mir allein bin: wenn ich mit mir allein bin, dann ist da gar keiner. Und dann bin ich ganz allein. Hinten juckts mich. Ich kenn das. Jetzt wer ich gleich einschlafen . . . Na, denn gut'n —»

## WAS HABEN WIR —?

Flake meldet sich zu Wort und ist, in Nummer 11 der *Weltbühne* nicht für, nicht gegen die Deutsche Linke: er wünscht, ohne sie zu sein. Er diagnostiziert: völlige Hoffnungslosigkeit. Ich habe den Optimismus nicht mit Löffeln gegessen, aber so sehe ich das Ding nicht an.

«Wer soll die Linke bilden?» fragt er und antwortet mit der Liste eines Gemischs von Gothein über Gerlach bis zum Rechtsanwalt Obuch. Nein, so soll die Linke gewiß nicht aussehen. In dem von Hiller entworfenen Mindestprogramm ist zu finden, daß eben ein Minimum an wirtschaftlichen und politischen Forderungen aufgestellt wird — man kann nicht gut klarer, nicht gut weniger verblasen sein. Ganz etwas andres ist die Realisierbarkeit dieses Programms.

Ich sehe mit Flake, daß wir vor Leuten sprechen, die zunächst im Negativen völlig einig sind. Da gibt es unzufriedene Demokraten,

Reformer, Verärgerte, lammfromme Pazifisten mit der Kornblume der Ethik im Knopfloch; zu diesen gehört übrigens Hiller nachweislich nicht. Er hat in seinem Buch *«Verwirklichung des Geistes im Staat»* und anderswo immer wieder Kriege und Kriege unterschieden. Da gibt es Kritiker des Kaiserreichs, die nie zu Hause sind, wenn jemand in der Republik ein Haar findet — da gibt es von allem. Also: keine Gruppe, die etwa die Ambition haben könnte, morgen geschlossen anzutreten, die etwa präpariert ist, morgen die Macht zu übernehmen — nichts davon. Dergleichen ist überhaupt keine Partei.

Also was denn —?

Ein Ideenzentrum, das Energien ausstrahlt.

Ein Kräftepunkt, von dem aus Männer der befreundeten Lager angefeuert, vor Irrtümern bewahrt bleiben, vorwärts gepeitscht, mit der Nase auf Wichtiges gestoßen werden können. Ist das wenig —?

Von hier aus ist, wie Flake weiß, manches Schlagwort ausgegangen, manche Parole ausgegeben worden, die ihre praktischen Folgen gehabt haben. Wir hören sonst immer: Ah — Kandidaten auf einen Vorstandssitz! Warum auf einmal der Vorwurf, daß wir es in Wahrheit nicht sind?

In alledem scheint mir ein deutscher Intellektuellen-Fehler zu stecken.

Eine Politik, die sämtlichen deutschen Denkern gefällt, gibt es nicht. Darauf kommt es auch gar nicht an. Das, was in Deutschland heute *«geistige Diskussion»* genannt wird, ist meist nicht mehr als ein Gesellschaftsspiel, und selbst der so gemäßigte Schönaich empfahl neulich einmal, nach Versammlungen keine Diskussionen zuzulassen, weil ja da jeder nur immer seinen kleinen Vers aufsaugt. Ich halte in der Tat die Geste des deutschen Geistigen, mit der er sich jedesmal zurechtrückt, wenn eine neu geschaffene Sache an ihn herantritt: *«So, nun wollen wir einmal sehen, welche Zensur wir der Arbeit geben können; auch scheint die Gelegenheit nicht ungünstig, alles zu sagen, was ich über Staat, Film, Blumenpflege und Homosexualität ungedruckt im Busen hege»* — diese Geste halte ich für unerheblich. Stellenweise (nicht bei Flake) für überheblich. Wir können noch dreitausend Jahre warten, bis jeder jedes gesagt hat — und zum Schluß sind wir auch nicht einen Deut weiter. Jeder Aktivismus hat zwar mit Doktrin angefangen, jede Tat mit dem Gedanken. Der Fehler ist nur, daß die Deutschen so lange bei der Theorie stehen bleiben, bis die andern gehandelt haben.

Sicherlich sind wir unter uns, wie Flake mit leichtem Spott zitiert. Sollen wir ostpreußische Regierungsräte in die Deutsche Linke bitten? Oder Herrn Hindenburg das Ehrenpräsidium anbieten? Selbstverständlich meint Flake nicht das, sondern er beklagt, sicherlich mit einigem Recht, die mangelnde Auswirkung der von hier ausgehenden Ideen. Aber wir bemühen uns ja grade, diese Ideen in die handelnden Gruppen hineinzutragen. Das glückt nicht immer — es ist aber schon oft geglückt, und wir werden auch weiterhin Erfolg haben.

Bleibt als Hauptgrund für Flakes Austritt unsre Zusammensetzung. Aber ich würde bis zum letzten jede Meinungsverschiedenheit nur dann durchpauken, wenn wir eine aktive politische Partei wären. Meint er, ich hätte keine trennenden Bedenken gegen manche, die hier schreiben, so wie sie gegen mich, wie viele von uns untereinander? Ich kämpfe aber diese Turniere, bei denen sich die Ritter ständig umeinander drehen, nicht mit. Hier gibt es nur eins: Ehrlichkeit und Überzeugtheit, und das innerhalb eines Mindestprogramms.

Und Flake —? Den Ausweg, den er für sich gefunden hat, habe ich nicht verstanden; ich weiß nicht, wie man unter Ausschaltung der Politik seine Kraft darauf verwendet, Charaktere, die nicht stur sind, und Menschen, die Menschen sind, zu bilden — ich weiß es deshalb nicht, weil mir das Modewort «Menschen» nichts mehr zu besagen scheint. «Ich mache den Strich darunter und erkläre für erledigt, was niemand lösen kann. Neue Methoden, neue Menschen, Menschen.» Es ist nicht schwer, etwas für erledigt zu erklären. Aber es ist nicht erledigt. Um so vorzugehen, wäre ein bethlehemitischer Greisenmord nötig. Flake weiß, daß sich Gesellschaftskörper nicht mit einem Schlag neu formen, sondern, von ganz seltenen Ausnahme- und Glücksfällen abgesehen, sich durch stete Ergänzung und Einschiebung des Neuen umbilden. Und so genau, wie ich weiß, daß es auch unter uns, wie überall, Leute gibt, die ihrer Zeit nicht mehr gewachsen sind, so wie ich denke, daß auch meine Stunde einmal kommt, in der ich «die Welt nicht mehr verstehe» — so gewiß weiß ich, daß die einfache Radikalforderung nach einer neuen Welt eine Forderung der Literatur ist. Mondland, Utopia, Fortschrittsroman von Bellamy, darin Müdigkeit, Sehnsucht und lasch wollendes Gemüt ihre Befriedigung finden.

Ein Mann wie Flake hat freilich Anspruch darauf, nicht mit dem Wort «Fahnenflucht» angeprangert zu werden. Er ist geistig frei und muß wissen, was er tut. Nur ist ein Mann ohne eine Deutsche Linke genau so denkbar wie die Deutsche Linke ohne den Mann — und das Ganze ist die Privatangelegenheit eines, der gute Gründe zu seiner Haltung hat. Flakes Redlichkeit, sein Mut, seine hilfreiche Aktivität sind so oft zu groß gewesen, als daß ich mir einfallen ließe, seine stets wertvolle Meinung einfach abzutun. Er mag mir aber erlauben, seine zweifelnde Frage: «Deutsche Linke?» mit der müden Antwort: «Nein» als das zu charakterisieren, was sie ist: eine Familienanzeige.

Wir ändern wollen weiter. Weiter in der klaren Erkenntnis, daß wir niemals eine klassenkämpferische Partei in Deutschland überflüssig machen; daß es Blindheit wäre, etwa an Kommunisten und Sozialdemokraten, die es noch sind, vorbeizugehen; daß jeder von uns, bei Wahlen und politischen Handlungen aller Art, ohne Bedenken einer Parteidisziplin gehorchen solle, wenn die nur förderlich ist; weiter in der Erkenntnis: daß wir ohne die Massen nichts sind. Denn der denkende, rechtschaffene,



Ja und Nein scheidende Charakter, von dem Flake spricht, ist alles, wenn er eines Tages mit der arbeitenden Klasse zum Handeln übergeht.

Vor uns liegt, um nur das Allernächste zu nennen:  
die Abwendung der Enteignung des deutschen Volkes durch die Fürsten  
das neue Strafgesetz  
diese Reichswehr  
diese Richter  
dieser Strafvollzug.

Arbeit genug. Andre sind mit uns, denen Stärkung willkommen sein mag.

Wir wollen unsre Arbeit tun und uns nicht beklagen, daß wir einen Kameraden verloren haben. Kehrt er wieder, wird er uns immer willkommen sein.

## DER NEUDEUTSCHE STIL

«Ah — die Herren sprechen geistreich  
aus dem Munde?» Käthe Erholz

Leser mit einem ausrasierten Vollbart besinnen sich vielleicht auf Leo Berg, den ungewöhnlich gebildeten und begabten Kritiker aus dem Anfang des Jahrhunderts, der unter anderm einen grimmen Kampf mit Wilhelm Bölsche, dem Pächter des Liebeslebens in der Natur, geführt hat. Dem warf er rechtens neben der Verlogenheit seiner Embryonal- und Ei-Lyrik auch seinen Stil vor, oder vielmehr: natürlich seinen Stil vor, da ja eins aus dem andern, der Stil aus der Gesinnung hervorgegangen war. Beschäftigt man sich heute mit vergilbten Büchern und Tagesbroschüren des *fin de siècle*, so muten einen die Terminologie, das Vokabularium, die Ausdrucksweise unsäglich komisch an. Kunst bleibt. Mode von gestern ist lächerlich.

Manche ist schon heute von gestern. Da bekomme ich ein Buch zugeschickt: *«Girllkultur»* von Fritz Giese; das Buch trägt den Untertitel: *«Vergleiche zwischen amerikanischem und europäischem Rhythmus und Lebensgefühl»*. Der Verfasser, ein beachtenswerter, sauberer Schriftsteller, der gute Bücher geschrieben hat, so ein mustergültiges über Kinderpoesie, hat dieses Mal in einen bösen Topf mit Schleim gegriffen: in den modernen Literatenjargon.

Aber er ist einer von Hunderten. Nachdem ich mir die schönen und interessanten sechsundfünfzig Fotografien angesehen habe, fange ich an zu lesen und erkenne einen Stil, der einer ganzen modischen Schule gemeinsam ist, und ich lese und lese und gebe es, erschöpft, dreiunddreißigmal wieder auf und fange von neuem an und werde ohnmächtig hinausgetragen . . .

Und ich würde, schon des mir bekannten Autors wegen, schonungsvoll über dieses Malheur schweigen, wenn nicht fast alle so schrieben, in Zeitungen, Büchern und Zeitschriften; wenn es nicht eine verdamnte Unsitte wäre, solche überfütterten Sätze auch noch zu sprechen; wenn nicht dieser Stil Allgemeingut wäre, so aufgequollen, so übermästet, mit solchen Stopflebern im Hals. Vom Clown Edschmid wollen wir gar nicht reden. «Von einer Unanständigkeit und einer Wiederbelebung mittelalterlicher Dichtheit und Kompaktheit der Formung, die an Squenz und Straparola erinnert, und die ich in der Fülle der Muskulatur der Phantasie heutigen Deutschen nicht zugetraut.» Soweit über einen Sechserhumoristen; aber das ist noch gar nichts. Die ganze Klasse mauschelt schon.

Die Kennzeichen des neudeutschen Stils sind: innere Unwahrhaftigkeit; Überladung mit überflüssigen Fremdwörtern, vor denen der ärgste Purist recht behält; ausgiebige Verwendung von Modewörtern; die grauenhafte Unsitte, sich mit Klammern (als könne mans vor Einfällen gar nicht aushalten) und Gedankenstrichen dauernd selber — bevor es ein anderer tut — zu unterbrechen, und so (beiläufig) andere Leute zu kopieren und dem Leser — mag er sich doch daran gewöhnen! — die größte Qual zu bereiten; Aufplusterung der einfachsten Gedanken zu einer wunderkindhaften und gequollenen Form.

Im Anfang war das Problem. Was mit diesem Wort in Deutschland zur Zeit für ein Unfug getrieben wird, spottet jeder Beschreibung, die wahrheitsgetreu angeben müßte, daß dieser verblasene Ausdruck nun zum Glück auf die gebildeten Köchinnen heruntergekommen ist. Eine illustrierte sozialdemokratische Zeitschrift beschrieb neulich in Bildern, wie junge Lehrer in einem Heim ausgebildet werden. Fotografie: die jungen Leute unterhalten sich, Butterbrot essend, vor der Tür. Unterschrift: Pausenprobleme. «Na jewiß doch», sagt Hauptmanns Schiffer Julian Wolff. «Da soll er man immer machen, det er hinkommt —!»

Der gesamte neudeutsche Stil wimmelt von «Problemen». Das ist ein Modewort genau wie: Einstellung, Symptom, gekonnt, Absenkung, Überbau — was diese beiden bedeuten, ahne ich nicht — und: irgendwie . . . Dieses «irgendwie» heißt überhaupt nichts; man kann es einfach weglassen, ohne daß sich der Sinn des Satzes ändert, es drückt nur die Schludrigkeit des Autors aus, der zu faul war, scharf zu formulieren.

Die Wandervögel, die Kunsthistoriker, die Tanzphilosophen, die Nationalökonomien verfügen jeweils über einen schönen Vokabelschatz von Modewörtern, die man, ohne Unheil anzurichten, beliebig durcheinanderwerfen kann. Kaum ein Gedanke wird durchgeführt, ohne daß der gebildete Autor drei andere einschiebt. Alles wird angeschlagen, nichts wird zu Ende gedacht, die «Komplexe» häufen sich, und wie verdeckte Bleikessel werden Begriffe, Personen, Anspielungen

herumgereicht. Man höre sich das an: «Wir haben niemals Optimismus kultiviert. Niemals kannten wir jene Einstellung, die das Lachen will.» Und: «Dieses Lachen ist eine Haltungsweise, die zwei andere Möglichkeiten differenzieren läßt.» Heiliger Simmel! Man kann gewiß nicht alles simpel sagen, aber man kann es einfach sagen. Und tut man es nicht, so ist das ein Zeichen, daß die Denkarbeit noch nicht beendet war. Es gibt nur sehr, sehr wenige Dinge in der Welt, die sich der glasklaren Darstellung entziehen. Hier ist Schwulst Vorwand. Mensch, sag Problem —!

Und hast du es gesagt: dann laß den Artikel weg. Sag nicht: «Die Auswanderung ließ nach.» Wo kämen wir da hin! Sag: «Emigration ist ein völkergeschichtliches Problem, dessen Diminution zu dieser Epoche ein beachtliches Phänomen darstellt.» Und sag immer dazu, in welche Wissenschaft das gehört, was du gerade erzählst, sag: «Wir haben also zwei rhythmische Erlebnisse heute, und es fragt sich dann nur rein erzieherisch, ob wir . . .» Haben Sie sich schon mal rein erzieherisch gefragt? Ich nicht.

Der Ursprung dieser dritten schlesischen Dichterschule fällt ungefähr in die Zeit des Krieges. War damals ein «Exposé» zu verfertigen, so hatte der reklamierte Reservehauptmann das größte Interesse daran, seinen Pflichtenkreis so weit wie möglich zu schlagen, und wenn er Bohnen anforderte, sprach er bombastisch wie ein Narr von Shakespeare. Statt daß die Literatur den gesunden Menschenverstand der Kaufleute annahm, wurden die Schleichhändler zu Philosophen, und es gibt heute in Deutschland kaum einen längern Geschäftsbrief, worin nicht eingestellt und tendiert und symptomatisiert wird. Es ist einfach eine Modesache; wer früher von Blauveiglein sang, der sagt heute: «Die Elemente unserer naiven Menschenvorstellung sind in dieser Kunst zu Gebilden einer höhern Organisationsstufe umgewandelt.» Früher Baumbach — heute: «Geistige Ebene der Tiefenschicht.» Dieser Stil läuft von ganz allein; man braucht nur einige dieser abstrakten Begriffe aufs Rad zu setzen, und das Rennen geht vor sich. Und alle diese Rennbrüder zusammen fallen wohl unter die Erklärung Knut Hamsuns:

«Die Literatur schwoll an. Sie popularisierte die Wissenschaft, behandelte die sozialen Fragen, reformierte die Institutionen. Auf dem Theater konnte man Doktor Ranks Rücken und Oswalds Gehirn dramatisiert sehen, und in den Romanen war noch freier Spielraum, Spielraum sogar für Diskussionen über fehlerhafte Bibelübersetzung. Die Dichter wurden Leute mit Ansichten über alles; die Menschen fragten sich untereinander, was wohl die Dichter über die Evolutionstheorie dächten, was Zola über die Erblichkeitsgesetze herausgefunden, was Strindberg in der Chemie entdeckt habe. Daraus ergab sich, daß die Dichter zu einem Platz im Leben aufrückten, wie sie ihn nie vorher innegehabt hatten. Sie wurden

Lehrer des Volkes, sie wußten und lehrten alles. Die Journalisten interviewten sie über den ewigen Frieden, über Religion und Welt-politik, und sobald einmal in einer ausländischen Zeitung eine Notiz über sie stand, druckten die heimischen Blätter sie sofort ab, zum Beweis, was ihre Dichter für Kerle wären. Schließlich mußte ja den Leuten die Vorstellung beigebracht werden, daß ihre Dichter Welt-bezwinger seien, sie griffen übermächtig in das Geistesleben der Zeit ein, sie brachten ganze Völkerschaften zum Grübeln. Diese tägliche Prahlerei mußte natürlich zuletzt auf Männer, die schon vorher Hang zur Pose gehabt hatten, wirken. Du bist ja ein wahrer Teufelskerl geworden! sagten sie wohl auch zu sich selbst. Es steht in allen Blättern, und alle Welt sagt es, also ist es wohl so! Und da die Völker niemand ändern dazu hatten, so wurden die Dichter auch Denker, und sie nahmen den Platz ein, ohne Widerspruch, ohne ein Lächeln. Sie hatten vielleicht so viel philosophische Kennt-nisse, wie jeder notdürftig gebildete Mensch hat, und mit dieser Grundlage stellten sie sich also auf ein Bein, runzelten die Stirn und verkündeten dem Zeitalter Philosophie.»

Und in welcher Form! Geschwollen, stuckbeklebt, behängt von oben bis unten. Giese, der übrigens nicht alle herangezogenen Beispiele verschuldet hat: «Als soziologisches Kräfteverhältnis erinnert Amerika etwas an deutsches Mittelalter.» Daß nicht die Küchen beider Länder und Epochen verglichen werden sollen, geht aus dem Buch klar hervor. Die Worte «als soziologisches Kräfteverhältnis» sind also nichts als gespreizte Wichtigmacherei.

Führt man das verdreht gewordene Vokabular der Essayisten auf seine Elemente zurück, so bleiben etwa hundertunddrei Vorstellungen, die immer wiederkehren, immer wieder: Rhythmus und Genius und Typus und Apperzeption und Freud und falsch verstandene Salonhisto-rie und ein Spiel mit halbem Wissen, das verlogen ist bis in seine Grundtiefen. Begabte Oberprimaner. Und sie sehen es noch nicht ein-mal, was sie da anrichten! «Man wird der geistigen Jugend von heute einmal alles Mögliche absprechen können, man wird ihr jedoch zu-billigen müssen, daß sie schärfer als je eine frühere auf phrasenlose Wahrheit drang, und daß sie an nichts so wenig zu wünschen übrig ließ wie an Wirklichkeitssinn.» Der sieht so aus: «Wahrheit ist an sich Zielhaftes. Wir gehen unter dem Zügelband des Gewissens nicht in voller intellektueller Freiheit auf sie zu. Der, der die Wirklichkeit liebt, bleibt dagegen am Ort. Er hat nur die Funktion der Erkenntnis. Sein äußer-stes Los ist das des gebärenden Gestalters: nämlich aus dem empfan-genden Schauenden Nachschöpfer des Hingenommenen, Sichtbarmacher und Sinnlichträger der erfaßten herrenhaften Substanz der Welten-bilder zu werden.»

Also spricht der Weise:

«Statt auf jede Weise berühmt zu seyn, seinem Leser deutlich zu werden, scheint er ihm oft neckend zuzurufen: «Gelt, du kannst nicht rathen, was ich mir dabei denke!» Wenn nun jener, statt zu antworten: «Darum werd' ich mich den Teufel scheeren» und das Buch wegzuwerfen, sich vergeblich daran abmüht, so denkt er am Ende, es müsse doch etwas Höchstgescheutes, nämlich sogar seine Fassungskraft Übersteigendes seyn und nennt nun, mit hohen Augenbrauen, seinen Autor einen tiefsinnigen Denker.» Und: «Nun, da wird die arg- und urtheilslose Jugend auch solches Zeug verehren, wird eben denken, in solchem Abrakadabra müsse ja wohl die Philosophie bestehen, und wird davongehen mit einem gelehrten Kopf, in welchem fortan bloße Worte für Gedanken gelten, mithin auf immer unfähig, wirkliche Gedanken hervorzubringen, also kastriert am Geiste.» So wie: «Als einen belustigenden Charakterzug des Philosophierens dieser Gewerbsleute habe ich schon oben bei Gelegenheit der «synthetischen Apperzeption» gezeigt, daß, obwohl sie Kants Philosophie, als ihnen sehr unbequem, zudem viel zu ernsthaft, nicht gebrauchen, auch solche nicht mehr recht verstehen können, sie dennoch gern, um ihrem Geschwätze einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben, mit Ausdrücken aus derselben um sich werfen, ungefähr wie die Kinder mit des Papas Hut, Stock und Degen spielen.»

Sich auch noch etwas auf seine Fehler einzubilden —! Giese zum Beispiel spricht von deutschen Professoren, die nach Amerika gegangen sind. «Es ist amüsant zu sehen, wie oft in diesen Professorenbüchern, etwa bei Behandlung des Lohnproblems, der der Achtstundenarbeitszeit, schüchterne Fragen und Andeutungen erfolgen, die über die Zahl, über das Formale hinausgehen wollen.» Ich weiß nicht, auf wen das zielt. Wenn er aber den Professor Julius Hirsch meint, der neulich *«Das amerikanische Wirtschaftswunder»* hat erscheinen lassen, dann gehört ihm eins auf die Finger. Es ist gar nicht amüsant zu sehen, mit welcher Überheblichkeit ein Fremdwörterlexikon einen so kenntnisreichen, vernünftigen und klaren Mann abzutun versucht. Gebe Gott, Giese, auch Ihr Buch hätte erzieherisch-stilistisch irgendwie diese hochwertigen Tendenzqualitäten . . .

Das Modedeutsch der wiener und berliner Schmalzküchen mit den frech hingenuschelten «Nebenbeis» und der Bildungsmayonnaise, diese künstlich hochgetriebene Hefebildung, dieser neudeutsche Stil hat wie eine Seuche um sich gegriffen. Jeder Barbier spricht von «kulturbedingter Motorik der Neger», und man wird nicht glauben, wie komisch dergleichen im Jahre 1940 aussehen wird. Aber da wird es ja auch niemand mehr lesen.

Wer ist in Deutschland heute einfach? Die Schafsköpfe. Rudolf Herzog. Die treudeutschen Oberförster. Wenn sie nicht den schrecklichsten der Schrecken vollführen: die germanische Nachahmung ro-



manischer Beweglichkeit. Aber ist es nicht eine Schande, daß die andern «simpel» und «einfach» verwechseln? Sie denken im Grunde nicht komplizierter als du und ich. Doch diese Knaben haben Nietzsche gelesen und falsch gelesen, und Simmel verdaut, aber halb verdaut, und Spengler ausgelacht und sich angesteckt.

Kommt hinzu, daß jeder ein Fachmann für jedes sein will, daß keiner ums Verrecken zugeben möchte, er verstehe etwa von einer Sache nichts; kommt dazu, daß sie, analog ihren Vorfahren, den wallenden Oberlehrern, in das Leben Papiermühlen voll «rhythmischer Typen» hineininterpretieren, mit denen sie sich wichtig machen wollen: so darf gesagt werden, daß der neudeutsche Stil ein wahrer Ausdruck der nachwilhelminischen Epoche ist. Preußisches Barock.

Ich habe oft genug zum Spaß versucht, für französische Freunde dies oder jenes aus solcher Literatur ins Französische zu übersetzen, und daß es mir nicht gelungen ist, liegt sicherlich auch an mir. Aber meistens fehlte es mir nicht am Französischen, sondern an Verständnis für dieses Rackerlatein. Und dabei kommt man nicht nur zu der Erkenntnis, daß: «Was steckt an Kulturgut in ihr? Was ist bedingt daran durch ein Anderssein als wir» — daß es dergleichen im Französischen nicht gibt: man entdeckt auch rasch etwas anderes. Daß es das überhaupt nicht gibt. Und nun will ich euch einmal etwas sagen.

Als sich Emil Jannings eines Winters im Harz erholte, da saß im Hotel bei den Mahlzeiten ein piekfeines Paar: er klein und dick, aber gescheitelt vom Kopf bis zur Sohle, sie so elegant, wie sich Frau Potzekuchen Paris vorstellt. Sie sprachen wenig, hauchten nur hier und da ein paar Worte. So fein waren sie.

Und eines schönen Schneetages, als Emil gerade im Gelände umher-schlenderte, da sah er sie kommen, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Er stellte sich hinter vier Fichten, machte sich dünn, Schauspielerei können alles, und wartete ab. Das Paar stapfte heran: sie voran, in hochelegantem Sweater — gute Ware! — und er hinterher, klein und dick. Und da hörte Emil zum erstenmal während seines Aufenthalts das feine Paar laut sprechen.

Sie wandte den Kopf halb herum und sagte das erlösende Wort, eines, das der ganzen Qual eines gedrückten Herzens Luft machte: «Wenn ich bloß dein dämliches Gequatsche nicht mehr anzuhören brauchte —!»

Gott segne den neudeutschen Stil.

## FÜRSTENABFINDUNG

Im Kriege stand in Berlin ein Blinden-Lazarett, in dem lagen die unglücklichsten der Soldaten. Das besuchte von Zeit zu Zeit die Frau eines Hohenzollernprinzen, huldvoll lächelnd und stramm begrüßt von den klirrenden Stabsärzten. Die hohe Frau ging von Bett zu Bett und richtete Ansprachen an die Blinden. Gut, und was noch —? Sie verteilte. Nämlich —?

Ihre Fotografie mit Unterschrift.

Verlorenes Augenlicht kann nicht wiederkommen. Aber wenn das deutsche Volk noch einen Funken Verstand hat, dann gibt es für die blinden Kameraden eine andre kleine Ansichtskarte mit Unterschrift ab: einen Stimmzettel.

Als Dank, Quittung und Anerkennung für ein taktvolles Fürstenhaus.

## GRUSS NACH VORN

Lieber Leser 1985 —!

Durch irgendeinen Zufall kramst du in der Bibliothek, findest die *«Mona Lisa»*, stutzt und liest. Guten Tag.

Ich bin sehr befangen: du hast einen Anzug an, dessen Mode von meinem damaligen sehr absticht, auch dein Gehirn trägst du ganz anders . . . Ich setze dreimal an: jedesmal mit einem andern Thema, man muß doch in Berührung kommen . . . Jedesmal muß ich es wieder aufgeben — wir verstehen einander gar nicht. Ich bin wohl zu klein; meine Zeit steht mir bis zum Halse, kaum gucke ich mit dem Kopf ein bißchen über den Zeitpegel . . . da, ich wußte es: du lächelst mich aus.

Alles an mir erscheint dir altmodisch: meine Art, zu schreiben und meine Grammatik und meine Haltung . . . ah, klopf mir nicht auf die Schulter, das habe ich nicht gerne. Vergeblich will ich dir sagen, wie wir es gehabt haben, und wie es gewesen ist . . . nichts. Du lächelst, ohnmächtig hallt meine Stimme aus der Vergangenheit, und du weißt alles besser. Soll ich dir erzählen, was die Leute in meinem Zeitdorf bewegt? Genf? Shaw-Premiere? Thomas Mann? Das Fernsehen? Eine Stahlinsel im Ozean als Halteplatz für die Flugzeuge? Du bläst auf alles, und der Staub fliegt meterhoch, du kannst gar nichts erkennen vor lauter Staub.

Soll ich dir Schmeicheleien sagen? Ich kann es nicht. Selbstverständlich habt ihr die Frage: *«Völkerbund oder Paneuropa?»* nicht gelöst; Fragen werden ja von der Menschheit nicht gelöst, sondern liegen gelassen. Selbstverständlich habt ihr fürs tägliche Leben dreihundert nichtige Maschinen mehr als wir, und im übrigen seid ihr genau so

dumm, genau so klug, genau so wie wir. Was von uns ist geblieben? Wühle nicht in deinem Gedächtnis nach, in dem, was du in der Schule gelernt hast. Geblieben ist, was zufällig blieb; was so neutral war, daß es hinüberkam; was wirklich groß ist, davon ungefähr die Hälfte, und um die kümmert sich kein Mensch — nur am Sonntagvormittag ein bißchen, im Museum. Es ist so, wie wenn ich heute mit einem Mann aus dem Dreißigjährigen Krieg reden sollte. «Ja? gehts gut? Bei der Belagerung Magdeburgs hat es wohl sehr gezogen . . .?» und was man so sagt.

Ich kann nicht einmal über die Köpfe meiner Zeitgenossen hinweg ein erhabenes Gespräch mit dir führen, so nach der Melodie: wir beide verstehen uns schon, denn du bist ein Fortgeschrittener, gleich mir. Ach, mein Lieber: auch du bist ein Zeitgenosse. Höchstens, wenn ich «Bismarck» sage und du dich erst erinnern mußt, wer das gewesen ist, grinse ich schon heute vor mich hin: du kannst dir gar nicht denken, wie stolz die Leute um mich herum auf dessen Unsterblichkeit sind . . . Na, lassen wir das. Außerdem wirst du jetzt Frühstücken gehen wollen.

Guten Tag. Dies Papier ist schon ganz gelb geworden, gelb wie die Zähne unsrer Landrichter, da, jetzt zerbröckelt dir das Blatt unter den Fingern . . . nun, es ist auch schon so alt. Geh mit Gott, oder wie ihr das Ding dann nennt. Wir haben uns wohl nicht allzuviel mitzuteilen, wir Mittelmäßigen. Wir sind zerlebt, unser Inhalt ist mit uns dahingegangen. Die Form war alles.

Ja, die Hand will ich dir noch geben. Wegen Anstand.

Und jetzt gehst du.

Aber das rufe ich dir noch nach: Besser seid ihr auch nicht als wir und die vorigen. Aber keine Spur, aber gar keine —

## GEGEN DEN STROM

Ein erschütterndes Zeitdokument liegt vor mir: «*Gegen den Strom*», Aufsätze aus den Jahren 1914–1916 von N. Lenin und G. Sinowjew (bei Carl Hoym in Hamburg). Die fünfhundert bedeutendsten Seiten, die im Kriege geschrieben worden sind.

Die Verfasser flüchteten bei Kriegsausbruch aus dem österreichischen Galizien in die Schweiz, dort gaben sie den «*Sozialdemokraten*» heraus, dann eine Nummer des «*Kommunisten*», dann zwei Hefte des «*Sammelbuchs des Sozialdemokraten*». Dieser Sammelband eben hieß: «*Gegen den Strom*». Gegen welchen —?

Die Sozialdemokraten der großen kriegführenden Länder waren gleich zu Beginn glorreich umgekippt. Noch in den letzten Julitagen konnte

man in Frankreich und in Deutschland sozialistische Proteste lesen, die den Krieg als das charakterisierten, was er war: als einen imperialistischen Streit kapitalistischer Gruppen, dessen Ausgang dem Proletarier auf keinen Fall Gutes bringen konnte; Sieg und Niederlage waren in der Tat für den Arbeiter, der kein Vaterland hat, gleichgültig. Zu Beginn des August las mans anders. Da erließ jede Fraktion in jeder Hauptstadt der europäischen Reiche eine Erklärung, daß dieser Krieg auch ihr Krieg sei. «Das Vaterland ist in Gefahr . . . Verteidigung des Landes . . . Kultur und Unabhängigkeit unsres eignen Landes . . . kein Eroberungskrieg . . .» Es war das Ende der Internationale, auf die sich übrigens die Waschlappen alle beriefen. Gegen diesen Nilschlamm kämpft das Buch.

Diese Aufsätze sind stilistisch fast völlig schmucklos, sind gewiß nicht schön «geschrieben». Aber ich glaube nicht, daß ein Ertrinkender auf die kunstgewerbliche Ausführung seines Rettungsringes sieht. Lenin ist womöglich noch trockener, noch sachlicher, noch karger als Sinowjew — fast immer, wenn ein Artikel ein wenig lebendig anfängt, wenn Rede und Gegenrede zitiert werden, rührt er von Sinowjew her. Lenin ist ganz Tatsache, ganz Dokument, ganz Tendenz, ganz Eisen.

Was zunächst auffällt, ist der ununterbrochene, trommelnde, niemals nachlassende, nie aussetzende Kampf gegen die Verpfuscher des Klassenkampfes. Die militärische und kapitalistische Gegenseite wird als bekannt unterstellt, sie ist wissenschaftlich festgelegt, hier wundert nichts mehr. Was aber den paar Russen beinah noch gefährlicher erschien und es auch war, ist dies: eine «Klassenkampf» plakattierende Partei lockt die Massen zu sich, lullt sie ein, verspricht ihnen Befreiung und Umsturz, verrät sie, als es zum Klappen kommt — und beabsichtigt, das Spiel nach dem Kriege fortzusetzen. Hier war einzusetzen, hier haben sie eingesetzt.

Das ganze Kriegsverbrechen der II. Internationale, der königlich preußischen, der braven französischen, der revisionistischen russischen Sozialdemokratie geht aus diesen Aufsätzen hervor, die anklagen, nachweisen, das Urteil sprechen.

Uns interessiert am meisten das Urteil über die deutschen Kriegskreditbewilliger, über die Herrliches gesagt wird. «Ebert», so schrieb neulich ein Leser der *Weltbühne*, «hätte doch nicht die von Wrobel gewünschte Haltung einnehmen können; vor 1918 wäre er bestimmt zum Sandhaufen verdammt worden.» Lenin: «Man hätte uns verhaftet! soll in einer Arbeiterversammlung in Berlin einer der Reichstagsabgeordneten gesagt haben, die am 4. August für die Kriegskredite stimmten. Darauf riefen ihm die Arbeiter zu: Na, wenn schon!» Es ist ganz richtig, wenn von Feiglingen, die «Wissenschaftlichkeit» über ihren traurigen Mangel an Mut und Charakter decken, heute gesagt wird: Eine Revolution konnte man damals nicht machen — weil man

überhaupt keine Revolution «machen» kann. Wer hat das verlangt? Lenin: «Über die Stellungnahme zum Kriege konnten sich (1914) einigermaßen frei nur eine «Handvoll Parlamentarier» äußern, das heißt: ohne sofort gepackt und in die Kaserne geschleppt zu werden, ohne von unmittelbarer Erschießung bedroht zu sein, ausschließlich eine Handvoll Parlamentarier. Sie stimmten frei, rechtsgemäß, sie konnten noch dagegen stimmen — dafür wurde man nicht einmal in Rußland geschlagen oder mißhandelt, ja nicht einmal verhaftet . . .» Und wenn sie es getan hätten? fragt die Gegenseite. Wäre dann der Krieg abgebrochen worden. Nein. Aber die Massen, Unorganisierte und besonders Organisierte, hätten Mut bekommen, hätten den Krieg besser durchschaut und hätten *das* getan, was man ihnen heute in Deutschland vorwirft, und was sie leider nicht getan haben: sie hätten die Front erdolcht.

Denn hier scheiden sich die Wege: der breite der Kautsky, Bernstein, Südekum, Scheidemann, Ebert — und der schmale, der zum Ziel führt. Der Arbeiter hat kein Vaterland; er kämpft, wenn er dieses «Vaterland» verteidigt, einzig und allein für den Wechsel seiner Ausbeuter, und im großen ganzen kann ihm gänzlich gleichgültig sein, unter welcher Fahnenfarbe er ausgenutzt wird. Was wir erlebt hätten, wenn Deutschland gesiegt hätte, ist nicht auszudenken. Daß Staaten nach ihren Niederlagen meist weniger reaktionär sind als nach einem Sieg, den sie als Reklame für ihr System plakatieren, zeigt nur, welche immense Schuld die deutsche Sozialdemokratie nach dem Kriege auf sich geladen hat: es ist gradezu ein Kunststück, einen besiegten Staat in so kurzer Zeit weit unter sein Vorkriegsniveau zu treiben und noch reaktionärer werden zu lassen.

Karl Kautsky wird immer sachlich widerlegt. Die großen Verdienste Eduard Bernsteins werden stets anerkannt, wenn der entsetzliche Schaden, den er seiner Sache beigebracht hat, gezeigt wird. Bernstein . . . Ich sah ihn zum ersten Mal in den Tagen des Kapp-Putschs; meine ersten Worte nach der Begrüßung waren eine gerechte Charakterisierung Noskes, der damals grade auf Reisen war: er immer vorneweg, seine Schützlinge hinterher. Leider haben sie ihn nicht bekommen. Bernstein lief rot an und nahm hitzig den Renegaten in Schutz. Ich stand da, mit dem Hut in der Hand: vor mir der, von dem ich wußte, daß er durch Duldung der Verbannung sein Bestes für die Partei gegeben hatte, ein Mann, dessen Haar grau geworden war in Uneigennützigkeit. Ich schwieg. Es war schwer, zu schweigen. Denn er war die Gefahr.

Die Gefahr, der Millionen erlegen waren. Die Gefahr des Klassenkampf-Plakats, hinter dem nichts stand, nichts als kleinbürgerliche Demokratie, Reformmeier, kleine Weltverbesserer, die «Mißstände abstellten». Betrogen die Arbeiter, betrogen die Gläubigen, die Opfernden,



die jungen Menschen und die ergrauten. Und wofür —? Ein Glanzstück des Werkes: *«Die deutsche Sozialdemokratie und die zukünftige Internationale»* bringt ein Zitat aus den *«Preußischen Jahrbüchern»*, das das ganze Elend in einen einzigen Satz fängt. Es ist nach der *«patriotischen»* Haltung der Sozialdemokraten im Reichstag. *«Selbstverständlich haben unsre sozialdemokratischen Mitbürger durch die Erfüllung vaterländischer Pflichten keinen besondern Anspruch auf Entschädigung erworben.»* Judas, und nicht einmal dreißig Silberlinge.

Abgefangen war das Streben der Massen nach Klassenkampf, die Friedenssehnsucht, das dumpfe Streben, aus den Gräben herauszukommen . . . abgefangen und unschädlich gemacht. Sie zahlten noch immer ihre Mitgliedsbeiträge — aber die Partei war längst tot.

Immer wieder überrascht in dem Bande die fast prophetische Gabe, mit der die Weltgeschehnisse angesehen werden. Man denke dagegen an das Geschrei der Parlamentarier im Kriege; an die Forderungen der Industrie; an die Leitartikel, besonders an die, die ohne den Druck der Militärbehörden zustande kamen; an das Wirken all dieser *«Realpolitiker»*, die nicht über das nächste Bezirkskommando sehen konnten; an Paulchen Rohrbach, dieses Waldhorn der Politik (der heute noch munter schreibt, nach so vielen Blamagen immer noch Leser findet, die nicht alle werden) — man denke an alles das und entscheide, auf wessen Seite die Klarheit und die Wahrheit stand. Ach, wie haben diese beiden recht behalten!

Und wie kläglich wirkt solchem Buch gegenüber der maßgebende Typus des deutschen Sozialdemokraten, der es wagt, Wilhelm Liebknecht zu feiern, den Mann, auf den er jedes Anrecht verloren hat. *«Wilhelm Liebknecht gehörte der agitatorischen Periode des Sozialismus an.»* So kann mans auch nennen. *«Reinhardt»*, sagt der Schmierendirektor der Provinz, *«muß historisch erklärt werden.»* In solchem Wust von Charakterlosigkeit, Bequemlichkeit, Beharrungsvermögen und Blindheit vor den eignen Niederlagen wirken die Russen wie die ersten Chemiker im Zeitalter der Alchimie; wie die ersten Astronomen inmitten astrologischer Quacksalber. In diesem Scheidewasser lösen sich auch die künstlichsten Kristalle: ich weiß, wie schmerzlich es ist, eingeordnet zu werden, alles sträubt sich dagegen, wenn Barrès ein *«Reaktionär»* genannt wird, weil er ja auch noch eine Kleinigkeit mehr war. Aber doch nur eine Kleinigkeit, und auf die kommt es nicht an. Nein, es kommt nicht auf sie an. Das ist hier mit stählerner Mathematik bewiesen.

Dazwischen einmal, ein einziges Mal ein Sentiment. *«Zu Tode gemartert»*: ein Nachruf auf den russischen Revolutionär W. Lomtadidse, der in Saratow elend zu Grunde ging. Wie ein kleines schwarzes Kreuz starrt das in diesen grauen Artikeln.

Überzeugend ihre Stellung zu den Pazifisten.

Zunächst: sie sind gar keine. «Wir sind gar nicht gegen alle Kriege. Wir sind gegen ihre Kriege» — und *ihre* ist kursiv gedruckt und enthält eine Welt. Endgültig festgestellt ist das Wesen der Kriege — denn immer wieder legen beide den größten Wert darauf, daß es das nicht gebe: den Krieg. Sie schälen den wahren Grund, die wahren Ursachen des jedesmaligen Krieges heraus: den Nationalkrieg; den imperialistischen Krieg, wie der letzte einer war; den Krieg, den die Kolonie zu ihrer Befreiung von der Kolonialmacht führt . . . und so fort. Und sie entscheiden danach, ob die ausgebeutete Klasse von ihrer Teilnahme einen Vorteil hat oder nicht. Nur dies gilt.

«Also hätte Deutschland sich 1914 unterwerfen sollen?» So fragt die Dummheit. Was fehlte, war die revolutionäre Propaganda gegen den Krieg auf allen Seiten, der Massenstreik auf allen Seiten, der Bürgerkrieg auf allen Seiten. Dazu gehörten: Vorbereitung, Mut, illegale Organisation und Führer, die nicht schon während des Verrats fest entschlossen sind, sich hinterher zu *amnestieren*. «Wenn wir diese Zeit der Ungeheuerlichkeiten überstanden haben werden, wird es erst Pflicht sein, einander nicht bei Wort zu nehmen», sagt noch einer der Besten, der Sozialdemokrat Victor Adler. Man denke das zu Ende: wir toben jetzt wie die Wilden mit den Kapitalisten, um ihren Krieg zu machen, ihre Interessen zu vertreten, wir feuern unsre Leute noch an, die Genossen der andern Seite zu schlachten, selbst zu krepieren wie das Vieh — und hinterher sagen wir: Es ist nichts gewesen. Für wen wird das nationale Wort denn gesprochen, wenn es nachher nicht gelten soll? Sagen wirs getrost: es ist aus Angst gesprochen worden.

Freilich sah das auf allen Seiten gleich aus.

Die französischen Sozialisten waren meist um keinen Deut besser — manche Überlebende, die ich kenne, unterscheiden sich in nichts von Scheidemann, es sei denn durch ihren Intellekt —, und auch Jaurès ist zeitig gestorben. Mit feinstem Instinkt wird er von den Russen immer ein bißchen *à part* behandelt; sie sind mit Recht überzeugt, daß auch er in die Regierung gegangen wäre, für die *Verteidigung des Vaterlandes* — aber wenigstens hat er sich bis zum letzten Tag seines Lebens, der allerdings der entscheidende war, tapfer gehalten.

Von Herrn Vandervelde ist eine reizende Szene aufbewahrt. Dieser Arbeitervertreter war Minister ohne Portefeuille, als es losging — die belgische Regierung wußte, warum. Er sollte die russischen Sozialisten beruhigen, doch nur wenigstens jetzt nicht (wo es drauf ankam) Opposition zu machen. Er wollte ihnen telegrafieren, brauchte dazu aber die Zensur des russischen Botschafters in Brüssel. Hier der Bericht des Botschafters:

«Am Tage darauf machte ich die Bekanntschaft Vanderveldes . . . Das Gespräch kam auf das Telegramm, und Vandervelde las mir den

ursprünglichen Text vor. Er begann so: «Wir kämpfen gegen den Militarismus und Imperialismus . . .»

«Ich muß Ihnen zu meinem Bedauern sagen, daß ein solches Telegramm nicht durchgelassen wird. Sie rufen die Untertanen des russischen Reiches auf, gegen den Imperialismus zu kämpfen . . .»

«Ja, aber doch nicht gegen den russischen — unterbrach er mich rasch — sondern den deutschen, den kriegesischen Imperialismus, der alle bedroht . . .»

«Warum also nicht: gegen das preußische Junkertum?»

«Ach, ausgezeichnet! natürlich gegen das Junkertum!»

So wurde das Telegramm abgefaßt . . .»

Und das vertritt heute den Weltfrieden in Genf.

Der Kampf gegen die falschen Freunde, die schlimmsten Feinde in einem Kriege, der, wie sich heute deutlich zeigt, gegen die Arbeiter geführt worden ist — dieser Kampf tobt durch das ganze Buch. Und doch ist der Zorn dieser beiden so ganz anders als die Wut auf der andern Seite.

Ich kenne viele deutsche Sozialdemokraten, die gradezu Krämpfe bekommen, wenn von den Leuten, die links von ihnen stehen, die Rede ist. Diese blauroten Köpfe, diese kippenden Falsettstimmen, dieses Gefuchtel mutet sonderbar an. Woher der Eifer —? Die Wut dieser Arrivierten, dieser kleinen Beamten, die in ihrer «Organisation» nicht gestört werden wollen, dieser Knaben, die in dem Augenblick, wo sie in der Regierung sitzen, alles vergessen, was sie vorher gepredigt haben, um in die Regierung zu kommen — diese Wut ist mit dem Seelenzustand eines angebundenen Haushundes zu vergleichen, dem sich das Fell sträubt, wenn nachts, in der Ferne, die Stimme des Wolfs ertönt. Es ist nicht der Wolf, der heult. Es ist der Bruder, der ruft, der fast vergessene Bruder, den der Hund verraten hat, als er des Fressens halber zum Menschen ging, um die Herden zu bewachen . . . Der Hund reißt an der Kette und kläfft. In seinem wütenden Gebell ist Haß, Furcht und ganz, ganz zu unterst Reue, Scham, Gewissensbisse und die längst mit Gewalt unterdrückte Sehnsucht nach der Freiheit, die der andre, der hungrige Vagabund, genießen darf. Zurück Sehnsucht! Weg Freiheit! Ich bewache die Hütte meines Herrn! Zweifle ja nicht an meiner satten Treue . . . Kein Haß ist so groß wie der des Haushundes gegen den Wolf.

Diese beiden haben gehandelt und haben gesiegt. Und sie wußten nicht, daß sie siegen würden — wieviel Lenins, wieviel Sinowjews sind vor 1914 als Emigranten verhungert, ungekannt untergegangen, in Sibirien erfroren! —, aber sie wußten, daß die Idee eines Tages siegen würde. Sie sind glücklich zu preisen: sie haben es erlebt.

Und weil diese Kommunisten es erlebt haben, weil sie die Ausbrei-

tung ihrer Idee haben wollen — gegen die Sozialchauvinisten, die noch heute, dieselben Männer, die Partei weiter täuschen dürfen, über die Köpfe träumerischer Demokraten hinweg, die in dem Augenblick zurückschrecken, wo es ernst wird, und denen nachzugeben in manchen Gehirnen «taktisch» heißt —: weil sie gesiegt haben und weiter siegen wollen, sollten sie einen, einen einzigen Fehler vermeiden.

Sie sollten uns besser kennen, wenn sie bei uns arbeiten und arbeiten lassen. Aber darüber ein andres Mal.

## FANTASIA

« . . . sattsam bekannte Ignaz Wrobel.  
Ja, glaubt denn dieser degenerierte  
Wüstensohn . . . »

Nationale Zeitungsnotiz

Der Löwe hinter meinem Hause schlug kurz an.

Vom Felsgestein der sieben Lüste, das sich grade an der Wegbiegung erhob, schritt ein Mann, in einen ehemals fast weißen Burnus gehüllt, majestätisch auf mich zu. Es war Reimann-Effendi, der Führer der sächsischen Mohammedaner. «Batschari-Aleikum!» sagte ich, würdevoll die Hand auf meine orientalische Brust legend. «Wie gähds dr denn?» sagte der Effendi und holte aus seiner Toga ein Gaffeeegännchen, das er schlüpfend leerte. «Der Name des Propheten sei gelobt!» sagte ich. «Nimm Platz und rauche diese Nargileh — wenn du ziehst, kommt Rauch; wenn du bläst, spielt sie: Deutschland, Deutschland über alles!» Der Effendi setzte sich, zog, blies und schwieg. Die Sonne glühte, um eine Zeile zu füllen.

Der Effendi blinzelte durch die offene Tür meines Harems; leise hörte ich ihn vor sich himurmeln: «Eene gleene Digge hädch gern . . .», aber schon tauchte der riesige Schatten meines Leibeunuchen Lissauer auf — solange er da war, konnte ich unbesorgt sein: denn was der unter den Händen hatte, das wurde nichts. Um meinen Gast abzulenken, begann ich, höflich mit ihm zu plaudern.

«Habt Ihr schon einmal eine Fantasia gesehn?» fragte ich ihn. Reimann-Effendi sah mich mit listigen Äuglein an, schwenkte den Kaffee und sprach die Verse:

«Dein dämliches Gefrage ehrt den gemeinen Mann — der  
Majestät des Todes kann niemand entgehn —

Wenn Sie meinen, daß Fantasia gut ist — mir soll sie nicht  
zu dick sein.»

Darauf sagte ich die Verse:

«O Adamskind, laß nicht die Hoffnung höhnen — Fantasia  
ist kein Mädchen, sondern eine Art Reitervergnügen —

Wenn ich aber Anschluß mit Damaskus bekomme — dann kriegst du die Fantasia.»

Und ich forderte «Damaskus Neunundneunzigneunundneunzig» und bekam es dreimal fast, und schließlich sah Allah-el-Telefon wohlgesinnt auf mich herab, und ich bereitete alles vor, wie es vorgeschrieben steht in den heiligen Büchern, und wir saßen still auf unsern Matten und kratzten uns und warteten. Nur einmal unterbrach Reimann-Effendi die Stille und sprach: «Wenn die Araber 'n Geenj häddn, wär alles viel besser!» — und dann war es wieder still.

Mit einem Satz sprangen wir auf.

«Ululululululu —» heulte es durch die siedend-heiße Luft, und da brauste es heran. Wir stiegen uns aufs Dach und sahen hinunter auf Damaskus mit seinen Minaretts und seinem Moscheegekuppel, und dies war es, was wir sahen:

Vornweg sprengte die Reiterkavalkade der Samisischen Fischer: an der Spitze der alte Scheich Hauptmann, dem der Koran den Wein verboten hatte; hinter ihm ein Sklav' aus dem Stamme der Schmoggs; dann Thomas-al-Raschid auf einem Zauberpferd, das hatte vier Beine und kam nicht vom Fleck; dann Johab-il-Wassermann, der gern inkognito ausging; dann Trebitsch, der es lieber kognito tat; danach Shaw-Effendi, der Töpfer, der mit leeren Tongefäßen gute Geschäfte machte, und Rudolf Herzog, der Schuster . . .

«Ululululululu —» heulte die Kavalkade, und Tausende von arabischen Wüstensöhnen folgten, in Staub gehüllt, nach.

Da ritt, in prächtiger Haltung, der Reichsbund der deutschen Verleger, es waren einundvierzig Mann: Ali Baba und die vierzig andern; nach ihnen Alfred Sindbad der Seefahrer, der sieben Reisen gemacht hatte; Hedwig Scheherezade-Mahler, die sich dem Kalifen in der tausendundeinsten Nacht zum Fraße angeboten, aber er hatte gesagt: «Erzähle gottbehüte weiter!»; der junge Prinz Sternheim-al-Snob, der sich im Glanze einer Perlenkette sonnte, es war aber nur eine Perle daran; der Prinz von Theben; der Leibarzt des Kalifen, Unruh-Pascha, der Erfinder des immanenten Durchfalls; Omar-Klabund, ein vornehmer Perser, der hinter einem Steinklopfer herjagte, weil der ihm einen Film weggenommen hatte; der junge Seeler-Hassan, der schoß, kaum, wurde er unser gewahr, auf unsre Wasserpfeife, er mochte Pfeifen nicht; Abdullah Zuckermayer, der Besitzer eines berühmten Weinbergs, um den allabendlich, in der Dämmerung, die Säue grunzten; Fatme Geßlerine, eine bekannte Märchenerzählerin; der alte Kümmel-türke Bahr der Mohammedaner geworden war, von der letzten Bekehrung her hatte er noch ein Kreuz um den Bauch baumeln. Auch zwei verummte Gestalten bemerkte ich im Zug, die waren in weiße Tücher gehüllt, weil der Herausgeber der *«Weltbühne»* mir verboten hatte, sie anzugreifen, die alten Teppen — und so zogen sie ungenannt dahin.



Und ich reichte dem Reimann-Effendi mein Riechbüchchen mit Sago, und er hielt es an die edel geformte Nase und sagte die Verse:

«Wer ist der schöne Reiter dort, der keines unbeschnittenen  
Christenhundes Wut wich?

Gännsde dähn? Das ist wohl Aemil Ludwig!»  
und ich antwortete mit den Versen:

«Wer ist der edle Moslem dort — mit jenem rosa Pickele?

Gännsde dähn? Das ist wohl René Schickele!»

und so sprachen wir noch viele schöne Verse.

Und es ritt ein Fremdling im Gedränge mit, den niemand kannte — in einem sonderbaren Kostüm. Wie sich später herausstellte, hatten wir den Ritter von Hofmannsthal gesehen, einen Christen, den die Türken bei der Belagerung von Wien im Jahre 1529 dort zurückgelassen hatten, als einzigen seines Stammes; der hatte sich zur Abwechslung als Orientale verkleidet, und daher erkannte ihn im Morgenlande kein Mensch. Auch trieb sich ein Gaukler in der Schar umher, mit einem Tigerfell, darunter eine Panterhaut, darunter die Federn eines Wrobels — und unter alledem ein magerer, blau rasierter Kerl mit einem Gesicht, wie wenn er Essig gesoffen hätte.

Und es folgten, auf Pferde gebunden, die Kriegsgefangenen der Kavalkade: die verfluchten Söhne des Sozi-al-Demokrat. Auf daß sie weicher säßen, hatte man ihnen einige Kompromisse untergelegt, und doch waren sie braun und blau am ganzen Leibe, Allah weiß, von wem sie ihre Prügel bezogen hatten; und es war einer dabei, Hörsing aus Bagdad, das war ein Barbier und ein fürtrefflicher Schaumschläger vor dem Herrn. Und nach ihnen tänzelte noch ein junger, aber falscher Prinz, in Wahrheit ein Edschmid von Beruf, hier aber hieß er der Aufgewachsen-Bey, und das war der allerletzte.

Und als sie alle versammelt waren, siehe, da wurden wir Zeugen eines unvergeßlichen Schauspiels. Aufbäumten sich die Pferde der Fantasia, der Staub wirbelte, einer der Reiter erhob die Flinte und gab einen Schuß ab. Bestürzt und erschreckt hielt die Kavalkade der Tausende — sie dienten jetzt fünfundvierzig Jahre der Fahne des Kalifen —: aber einen Vorschuß hatten sie noch nie erlebt.

Und als sie alle, alle so auf ihren Pferden regungslos in der untergehenden Sonne hielten, horch, da sang der Muezzin vom Túrnm der nahen Moschee sein Abendgebet. Und also sprach der Muezzin:

«Allah-il-Allah — es gibt nur einen Gott, und Mohammed, der Heilige von Mokka und der ganzen Medine, ist sein Prophet!

Höret, Gläubige!

Lobet den Brecht, denn der Bronnen ist nicht weit — und ein Thomas in der Hand ist besser als ein Klaus auf dem Dach . . .

Wenn dich Kerr lobt, ist es Fatum; wenn dich aber Ihering tadelt,

ist es Kismet, und so spielen sie das Spiel: Haust du meinen Moslem, hau ich deinen Moslem . . . !  
 Gedenket in Liebe Paul Valéry's, der da Mode ist unter den Völkern; wer ihn aber lesen kann, dem will ich was prousten . . .  
 Herrgott, wie groß ist deine literarische Welt, wie erhaben deine *«Weltbühne»* und wie mannigfaltig dein Tierreich . . .  
 Und wer da eingeht in die Gesamtausgabe, dem ist das Paradies sicher, mitsamt den Houris, die da rufen: Na, Kleener —?  
 Es ging ein Fischer aus, einen Wolff zu suchen, aber es war eitel Reiß in seinem Netz, und als er sich den Schaden besah, da war die himmlische Schmiede leer . . .  
 Zeucht hin in Frieden, vermehret euch wie die Sandflöhe am Meer, denn wir haben noch nicht genug . . .  
 Allah-il-Allah —!»

Da erhob sich ein brausender Ruf aus tausend und aber tausend brauner Kehlen. «Wem sagen Sie das —!» riefen die degenerierten Wüstensöhne.

Der östliche Abend verdämmerte langsam im Westen, mein Gast Reimann-Effendi war längst gegangen, und ich sann noch lange unter den rauschenden Palmen über die Wunder des Morgenlandes.

## DU HAST EIN BETT

Auf dem Nebengeleis, in Bayonne, rangieren zwei Männer einen Güterwagen, pfeifen und schwenken eine Fahne, springen dem Rollenden auf den Leib und hüpfen wieder ab . . . Übrigens habe ich noch keine Wohnung in diesem überfüllten Laden, und alle Leute drängen schon mit ihren Koffern auf dem D-Zug-Gang und wollen heraus. Was wird das werden —?

Man mag nicht gern in einen Ort fahren, von dem man weiß, daß es schwer ist, unterzukommen. Hier ist besonders schauerlich: denn gleich von nebenan, aus Biarritz, kommen die Minderbemittelten, die da nur am Tage mondän sind, und wohnen in Bayonne. Kein Bett frei. Schließlich lande ich wieder beim Hotel Terminus, das im Bahnhof liegt, und der Mann an der Theke empfiehlt mir ein Häuschen, ein Stübchen, ein Bett . . .

Bis dahin sah ich die Stadt an, in unbehaglich frierende Haut gehüllt. Die Adour und die Arkaden und die Basken — alles sehr schön und gut, aber welche Wanze wird mich heute nacht beißen? Das war gar nicht romantisch, aber so war das.

Nein, so ist das immer.

Landschaftsschönheiten und tröstende Auskünfte und freundliches

Schultergeklopfe und herzinnige Kopfnicker — du hast ein Bett, ich habe noch keines. Neid noch auf den letzten Kohlenträger — er ist hier eingeschaukelt.

Schließlich werde ich eins finden. Aber wenn ich es nicht bezahlen könnte, wenn ich Hunger hätte? Was nützten mir da liebe Auskünfte, vollbärtige Ratschläge, tröstende Bibelsprüche, gesalbte Leitartikel? Sie machen mich nicht satt, und ich höre nur immer heraus: Du hast ein Bett, du hast ein Bett, ich habe keins.

Woher denn vielleicht diese merkwürdige Gleichgültigkeit der arbeitslosen Klassen den feinem Postulaten der Kunst gegenüber herührt; sie haben so gar kein Verständnis für die Adjektiva bei Proust! Und wie undankbar sind sie! Sage ihnen, daß Deutschland wieder empor müsse — sie verstehen dich nicht. Sage: wir alle wollen untergehn, wenn der Staat nur gerettet wird — sie bleiben stumm. Setze ihnen die ökonomischen Grundlagen der Krise auseinander: sie blicken verloren in die Weite und hören auf das Knurren eines Magens, der ihr eigener zu sein scheint. Kurz: undankbare Geschöpfe.

Aber immer, wenn ich Präsidentenreden, Wohltätigkeitssprüche, patriotische Rote-Kreuz-Damen, abwiegelnde Sozialdemokraten, Zahlabendbonzen und Reichstagsabgeordnete höre, tönt eine angeschlagene Saite in mir fort, ein lang hinhallender Ton wie von einer Stimmgabel: Du hast ein Bett, du hast ein Bett. Wir frieren.

## IN DER ERSTEN REIHE

Unmittelbar vor mir bummert der Mann auf seinem Flügel — ich höre nur Rhythmus, und das ganze große Orchester macht die Begleitmusik dazu. Kaum habe ich Zeit, mich herumzudrehen und zu gucken, was sie aus dem Tanzlokal Moulin Rouge gemacht haben: ein großes Theater — dann muß ich nach vorn sehen, was es da alles gibt.

Die Mistinguett ist noch nicht da, vorläufig hopsen noch die halb- und dreiviertelnackten Mädchen umher; manche, die feineren, tragen ein enggewickelter Leibchen von zweifelhafter Weiße, dunkelweiß, sozusagen. Eine ist rührend dünn, sieht aus wie ein gerupfter Sperling. Eine wackelt mit den Brustspitzen, hat aber durchaus schwarze Zähne. Man sieht von hier vorn ein bißchen zu genau; man sieht: die Fratze der Revue.

Ah, wie ich das kenne:

Die Hausvertraulichkeit; die winzigen Späße während der Arbeit; das gelangweilte Interesse an allen Vorgängen auf der Bühne — einmal ist große Heiterkeit im Orchester: der Kapellenmeister lächelt, die Bratschen feixen, das Saxophon grinst, und mein Pauker am Flügel reißt den Mund auf. Die nackte junge Dame, die an der linken

Säule lehnt, weiß, warum gelacht wird, sie verbeißt sich aber ihre privaten Empfindungen. Sie wechselt nur einen schnellen Blick mit den Musikarbeitern, dann bewegt sie die Arme, wie es ihr Tanzmeister befohlen hat. Dafür wird sie bezahlt. Und nun hüpf die ganze Bühne.

Diese Revue hat einen Vorzug vor allen andern in Paris: Tempo. Das geht wie geschmiert, eine Nummer rattert nach der andern herunter, und es sind recht gute dabei. Karikierte Herrenmoden: drei Männer mit riesig weiten Pluderhosen, mit noch größeren Mützen, mit ungeheuren Westen . . . sehr hübsch. Jetzt singt oben eine beklagenswerte dicke Dame ein schmachtendes Lied zu all der Nackigkeit, das Orchester seufzt auf, der Mann am Flügel wiegt sich. Und dann wird es plötzlich ganz laut, die Pauke sitzt glücklicherweise auf der andern Seite des Theaters, die Saxophone quäken, ein Takt, den ich kenne, tönt, *«Valencia!»* singt das Orchester — da ist Mistinguett.

Sie ist alt, aber das Publikum nimmt sie immer noch auf den Arm. Wenn sie parisiert, rauscht es durch die Stehplätze — da fühlen sich alle zu Hause. Sie singt *«Valencia»*, das Lied mit der Pause und dem Trommelrhythmus, wie eine Maschine arbeitet der Takt. Sie ist frech und steht allemal in der ersten Reihe; sie hat die größten Reiher und die grünsten Kostüme. Aus der Kulisse langt die Hand des Beleuchters, das Orchester tost; krack! macht es vor mir, da ist dem Flügel eine Saite aus dem Leib gesprungen, traurig liegt sie da und leuchtet matt. Oben geht Mistinguett umher und macht das Gesicht ihrer Jugend.

Ja, sie ist noch gut. Einmal kommt sie im braunen Röckchen, mit wirren Haaren; sie balgt sich mit bösen Männern im Wald herum, spielt mit einem Affen — da ist ein Augenblick, ein ganz kurzer nur, in dem versagt ihr die Stimme, als sie dem Affen erklärt, wie das mit der Liebe ist . . . gut. Dann quetscht sie wieder die Stimme, ist *«richtig»*, sagt *«nib»* statt *«rien»* und erfreut die Fremden, die sie kaum verstehen, kaum fühlen, und alle Franzosen, die da sind. Die Lokalanspielungen verpuffen hier.

Und ich sehe jedes Puderkörnchen, die Falten, die verlängerten Augenbrauen — auch dies ist schön. Auch weiß ich schon immer vorher, was kommen wird: in den Soffitten stehen die Auftretenden und warten, ungeduldig mit den Füßen scharrend, auf ihr Stichwort; einmal geht die Mistinguett im braunen Kittelchen ab und sieht noch eine Sekunde auf die nächste elegante Tänzerin; mit einem himmlischen Gassenjungenblick umfaßt sie die feine Dame und tanzt dann ab, die ganze Unsinnigkeit der tanzenden Eleganz in den Beinen, alles im braunen Kittelchen; von oben baumeln ein paar nackte Beine auf die Bühne; das ist eine ganze Vogelstange voll nackter Mädchen, die wohl gleich heruntergelassen werden, richtig, da sind sie . . . und so geht diese Revue hin.

Ich lerne eine neue Technik der Couplets kennen, aus der sich auch

für Berlin viel machen ließe, aber ich werde doch keine Geschäftsgeheimnisse verraten. Ein darstellerischer Schlager ist da: «Ich bin nicht so eine, wie Sie glauben», danach: «Was wollen der Herr denn anlegen?» — und das auf alle Geschlechter übertragen, auf die Politik . . . Und immer wieder «Miss», die die Leute hopp nimmt.

Unmöglich, mit dem Bankier aus Berlin neben mir ein Wort zu sprechen. Ich sehe nur, wie er die Lippen bewegt; was er sagt, wird von dem alles zermalmenden Lärm der Musiker verschlungen. Jetzt winkt er dem Klaviermann, er solle leiser spielen. Der lächelt und spielt lauter. Mein Nachbar kommt von der berliner Börse und ist lärmempfindlich: ein seltsames Naturspiel.

Und dann ist es aus: noch einmal singt alles «*Valencia*», auf der Szene stehen hundert junge Damen mit leuchtenden Trommeln und trommeln den unerbittlichen Takt, das Orchester macht einen Höllenlärm, ich weiß jetzt endlich — mitten in Paris —, was die hinter unsitzende berliner Rechtsanwaltswitwe für eine Geborene ist — und nun gehen alle nach Hause. Das Orchester ist noch sitzen geblieben und schmettert uns «*Valencia*» nach. Nein, es schmettert nicht — jetzt sitzen sie ganz still und singen leise, ohne Instrumentenbegleitung, den Refrain, der populär gemacht werden soll. Es hört sich an wie verhaltender Gesang auf der Wolga. Nun bin ich auf der Straße, klappe den Kragen hoch und gehe aus dem Fremdenzimmer wieder nach Hause, wieder nach Paris.

## INTERVIEW

Ich sage: «Sagen Sie mal», sage ich, «was schreiben Sie denn jetzt so —?»

«I», sagt er, «wir schreiben doch heute nicht mehr», sagt er.

«So?» sage ich, «Sie schreiben nicht mehr? Wie kommt denn das?»

«Sehn Sie mal», sagt er, «das ist so:

Wo die andern schon alles geschrieben haben — wozu sollen wir nochmal? Was Neues erfinden wollen wir nicht, weil wir nicht wollen — und da arbeiten wir um, ja. Da haben sie «*L'Aiglon*» geschrieben — das machen wir nochmal; da ist der «*Kean*» — den schreiben wir auch — einrichten nennt man diß. Nächstens werden wir einen «*Faußt*» und einen «*Hamlet*» und einen «*Fuhrmann Henschel*» schreiben . . . ja.»

«Aha», sagte ich.

«Ja!» sagt er. «Wir sind die Reclam-Dichter», sagt er. «Und denn», sagt er, «das enthebt uns sozusagen von aller Erfindung.»

«So —» sage ich.

«Allemaal», sagt er. «Wollen Sie mir vielleicht sagen», sagt er, «wozu die gute Königin Luise gelebt hat? Die hat gelebt, damit Herr Berger aus Frankfurt ihr Schicksal gestalten kann», sagt er. «Wenn die gute



Königin Luise auch aus Frankfurt wäre, hätt er das valleicht nicht getan», sagt er, «aber so —. Und dann haben wir den großen Preußenkönig — von dem schneiden wir die Romäne man bloß immer so runter», sagt er. «Der Mann war ja so interessant! Der Mann hatte ja solch ein Herz für sein Volk! Und für seine Leiden! Und für die Blasenleiden seiner Kammerdiener —! Ja. Na, und denn Joethe! Kenn Sie Joethen? Sie, da kommt keiner mit — son Stoff ist der Mann! Und Schiller? Kenn Sie Schillern? Das arme Luder hat Walter von Molon nicht mehr erlebt — sonst hätt er einen dreibändigen Roman aus ihm gemacht. Eine Tirolojieh nennt man diß. Ich sage Ihnen das eine», sagt er. «Wenn Sie schlau sind, dann stellen Sie man immer eine markige Gestalt aus dem Konversationslexikon auf die Beine, das sind schon zwei Akte, jedes Bein einer. Und dann stellen Sie noch eine Gestalt auf die Beine — das sind wieder zwei Akte, macht vier Akte. Und denn lassen Sie die beiden Persönlichkeiten miteinander reden, das sind schon fünf Akte, und wenn Sie eenen vajessen ham, denn sahn Sie: dichterische Freiheit. So macht diß Robert Neumann und Alfred Neumann und Hansjörg Neumann — so machen das alle unsre Neuleute. Ja.»

«Aha!» sage ich.

«Ja», sagt er. «So macht man diß, wenn man Grips hat. Das Publikum», sagt er, «hat Respekt vor seiner eignen Bildung», sagt er. «Da kann Ihnen gar nichts passieren. Sehen Se mal, früher: Pippa, Ophelia, der olle Moor, der junge Carlos — wat denn? wat denn?» sagt er. «Man muß die Leute mit seine Phantasmajohrjen nich irre machen. Künstlerische Wirklichkeit, Herr!» sagt er.

«Hindenburg?» sage ich.

«Zu nah», sagt er. «Es steht uns nicht an, die lebende Größe zu beleuchten», sagt er. «Nee: Wolfjang von Gneisenau! Hermann der Cherusker! Michel Anschelow», sagt er. «Nappolium, das pathetische Aast. Zeppedäus von Ziethen; Rinnesanx; der olle Pappenheimer — Geschichte, Herr! Historie! Bildung! Bildung!»

«So is diß!» sage ich.

«Ja», sagt er. «Es bringt die Bedeutung der verflossenen Vergangenheit dem deutschen Volke nahe», sagt er. «Was meinen Sie, wie viele Judenjungs heute in fremde Reiterstiebeln rumjehn! Die Geschichte ist die Mutter aller Dinge. Und denn», sagt er, «es ist auch leichter. Dies ist die Wiedergeburt des deutschen Dramas.»

«Na, denn hatchö!» sage ich.

«Einen deutschen guten Tag», sagt er.

«Sie mir auch!» sage ich. Aber da war ich schon draußen.

## DIE ANGELEGENHEIT

Bei meiner Jagd auf Modewörter springt ein seltsam schwarz-weiß gestreiftes Ding durch die Grammatik-Bäume, ich lege an, es bekommt die Ironie-Ladung grade in den . . . ich habe vergessen, wie wir Jäger diesen Teil des Wildes nennen, und als ich näher trete, erkenne ich die Beute. Es ist «die Angelegenheit». Das ist ja eine dolle Angelegenheit.

In dem Wort schnoddert so viel Offizierskasino, und dorthier kommt es wohl auch. Noch vor drei Jahren gebrauchte man den Ausdruck richtig für «affaire», für ein Gefüge von Ereignissen, Sachen, Personen, die alle zusammen eine Angelegenheit ausmachten. Das hat sich geändert.

Der Gebrauch des Wortes hat sich zunächst ausgedehnt; es wird, wie fast alle Modewörter, wahllos auf halbfertiggedachte Begriffe angewendet, so daß eine Definition kaum noch möglich ist. Alles ist eine Angelegenheit, und sie geht selten ohne Adjektiv aus. Sie hat leicht pejorativen Sinn; wenn einer «Angelegenheit» sagt oder schreibt, ist es, als rümpfe er verächtlich die Nase.

«Angelegenheit» wird auch recht reizvoll burschikos verwandt. «Martha — eine verwandtschaftliche Angelegenheit.» Auch wird das Wort da gesetzt, wo früher ein Adjektiv stand, also etwa so: «Das Stück ist eine verjährte Angelegenheit» — es klingt mongdäner, mehr aus der linken la main, wir schreiben das zwischen Frühstück und Golf.

Neulich traf die Angelegenheit im Walde ein Tier, das ihm merkwürdig ähnlich sah. Sie beschnupperten sich, sie waren sich sympathisch, sie konnten sich riechen. «Wer bist du?» sagte die Angelegenheit. Das andre Tier hob stolz den Podex. «Ich bin das Problem —!» sagte es. «Ah — drum!» sagte die Angelegenheit. Und im frischen Waldesgrün zeugten sie ein Kind, das hieß: Einstellung.

Mit Hilfe dieser Wörter fallen den Schreibern die fertigen Artikel aus dem Munde, es genügt, diese Ausdrücke aneinanderzusetzen, und man hat einen Aufsatz. «Meine Einstellung zu diesem Problem ist schon irgendwie eine komische Angelegenheit.» Es ist, wie wenn ein Kommiss ein Monokel trägt. Eine halbe Brille.

## HINTER DER VENUS VON MILO

Hinter der Venus von Milo, im pariser Louvre, steht ein kleines Bänkchen, auf das habe ich mich neulich gesetzt. Von der Venus sah ich nur den dunkeln, unbeleuchteten Rücken. Die Besucher standen in voller Tageshelle.

Es rückten an die Völker der Erde, in schlenderndem Museumschritt, schon ein wenig müde vom vielen Spazierengehen, und von

weitem sah man die Stumpfheit ihrer Gesichter. Wenn sie sich aber der Venus näherten, dann wechselte der Ausdruck.

Die meisten waren etwas befangen und traten mit einem Gesicht näher, das Männer machen, wenn sie einen Frack anhaben und einen etwas zu hohen Kragen. Sie gaben sich innerlich alle einen Bildungsruck und «nahmen Haltung an». Also das ist sie . . . Selbst die Frauen machten häufig eine halbe Verbeugung — aber nur, wenn sie allein waren —, manche lächelten wie ertappt. Es gab auch Offensivgeister, die traten rasch und resch in den kleinen hohen Raum: «Na sahn Se ma — sind Sie denn nu wirklich so schön, wie es immer heißt? Das wollen wir gleich ma sehn —!»

Sie traten vor und traten zurück, sie suchten einen «point de vue» und hielten die Hand vor Augen, um das ungehörige Licht abzublenzen; sie buchstabierten die kleine Drucktafel, auf der drauf stand, daß dies die Venus von Milo sei, ich sah in weitaufgerissene Nasenlöcher und auf funkelnde Brillengläser. Manche kamen schnell ange trabt, mit etwas in den Augen, das sagte: «Na, da bist du ja!» Und: «Du hängst übrigens bei uns in der guten Stube!» Und: «Wirklich sehr schön!» Für viele hätten blaue und rote Gläser da sein sollen, mit denen man sich das Schauspiel hätte bunter gestalten können.

Männer mit schweren Schritten, steifer Haltung und zu kleinen Hüten rückten an, die mußte ich schon mal gesehen haben; französisch waren nur die Wächter, und das Schrecklichste der Schrecken umringte die stille Statue: die reisende Mittelstands-Amerikanerin. Laut, frech, aufdringlich, taktlos, ein unangenehmer Papagei. Ein englisches Mädchenpensionat saß auf den Bänken, wie die Vögel auf der Stange — sie schnatterten ziemlich laut und zeigten sich Bonbons und Ansichtskarten. Ein grausiges Gestell aus Chicago verhandelte mit einem Aufseher, der gutmütig Auskunft gab in einer Haltung, die verriet: «Ich bin schon achtzehn Jahre in dieser Anstalt, ich wundere mich über gar nichts mehr!» — Und ein Liebespaar auf einer Bank in der Ecke blieb eine halbe Stunde — hier und nur hier fühlte es sich ungestört vom pariser Klatsch . . .

Und es kam die junge Generation, Sportfiguren und glatte Gesichter. Die sahen ganz anders zur Venus auf. «Ewig», steht in den Kunstbüchern, «ist der Schönheitswert dieses Körpers . . .» Ewig? Wirklich: ewig —? Diese jungen Leute, denen das Saxophon schon einiges erzählt hatte, dachten darüber vielleicht anders. Viele schnupften kurz auf, sahen hinauf, wieder hinunter, umstanden den Sockel und gingen wieder fort. Ihre Venus sieht vielleicht anders aus.

So saß ich noch lange, lange Zeit. Und muß sagen:

Ich persönlich möchte ja nicht die Venus sein. Hinterließen Augen Flecken: sie müßte aussehen wie eine Pardelhaut. Und wieviel Gleichgültige sehen sie an! Wieviel Konvention ist dabei, Mußbesuch, Pflicht-

spaziergang im Louvre — («Und nun noch der Eiffelturm und die Oper — und dann ham was geschafft —!») Ein Museum ist eine Sache.

Aber vielleicht darf man sich überhaupt nicht hinter die Objekte setzen. Denn was man da so im Laufe der Zeit zu sehen bekommt, läßt einen bald abstumpfen, weil es sich tausendfach wiederholt, weil die Phantasie der Menschen gering ist und ihre Spielarten noch kleiner — und weil Clowns, Richter, Ärzte und manche Damen Bescheid wissen, wie es wiederkommt, alles miteinander.

## INTERESSIEREN SIE SICH FÜR KUNST — ?

«Dieser unaufhörliche Musiktrieb gab ihm zu denken. ›Der Blinde hört gut‹, fiel ihm ein. An Stelle des verkümmerten Sehens scheinen die meisten Menschen eben mit etwas musikalischem Schwachsinn behaftet. Auch ist ja insofern Musik die bequemste Kunst, als ihre Reproduktion bereits die Illusion selbständiger Schöpfung gibt. Schließlich gilt es schon beinah als eine Art Leistung, in einem Konzert gewesen zu sein. Er dachte: schlappschenklig dasitzen, dösend recipierend, ohne daß die dicken Augenlider dabei aufgehen müssen, das ist bei übriger Denkfäule und Stagnation noch eben möglich. Hatte aber etwa ein Fremder hier noch nicht jedes Musikwerk und in jeglicher Bearbeitung gehört, wick man vor ihm zurück wie vor einem Aussätzigen, kam sich maßlos überlegen vor.»

Sir Galahad

Der Bürger mitteleuropäischer Staaten hat es mit der Kunst; darauf ist er sehr stolz. Das macht er so:

Papa liest in den Abendstunden ein ›gutes Buch‹, womöglich eines, das seiner alten Schulbildung schmeichelt und über das man nachher wunderschön reden kann. Mama liest den neuen Roman, in dem sie die Fährnisse der Geschlechtlichkeit erlebt wie ein alter Matrose die Beschreibung fremder Stürme — Ellychen liest denselben Roman heimlich, und dabei puppert ihr nicht nur das Herz; Karl war in der Kunstausstellung und erklärt die grünen Bilder für ›blödsinnigen Kitsch‹ und die roten für ›außerordentlich modern‹. So tut jeder, was er kann.

Das bliebe ja nun das Privatvergnügen der Herrschaften, wenn sie sich nicht noch gar so viel darauf einbildeten. Sie halten diesen Kunstrummel ernsthaft für das, was sie in ihren Salons ›Kultur‹ nennen — und sie glauben ebenso ernsthaft, es sei bereits etwas, wenn einer mehr oder minder geschickt über Hodler, die Epigonen C. F. Meyers, Honegger und Rodin mitreden könne. Es gibt auch schon eine ganze Menge Familien, in denen die Kunst ohne Snobismus gepflegt wird, recht vernünftig und gemessen — aber welche Überschätzung dieses Tuns —!

Es ist natürlich immer noch besser, wenn sich kleinere Gesellschaften über Strawinsky unterhalten, als daß sie pokern. Ich halte nur den Unterschied nicht für gar so gewaltig. Um das begreiflich zu machen, denken wir ein bißchen an eine Salon-Unterhaltung aus dem achtzehnten Jahrhundert, die wir imaginär miterleben wollen. Eine halbe Stunde unsichtbarer Gast in einem solchen Kreis, der sich die Zungen über die kleine Modeliteratur des Tages, über die Malerchen und Musikerchen zerbricht — und wir sprächen: «Sonst haben die Herrschaften keine Sorgen —? Das ist es, womit ihr euch beschäftigt? Seht ihr nicht um euch? Wie es den Bauern geht? Wie es in euern verlausten Gefängnissen aussieht? Wie die Warenproduktion geregelt ist? Daß Mädchen von ihren Aushältern gequält werden —?» Indigniert hätten sich alle Lorgnonträger abgewandt . . . Welch ein kulturloser Flegel!

Es ist heute genau so.

Sie sind nicht nur stolz auf die Tatsache, daß sie Kunst genießen — noch viel stolzer sind sie, wenn sie ein Urteil fällen. Ein junger, begabter Dramatiker Frankreichs, Marcel Belvianes, schrieb mir jüngst: «Der Leser fühlt sich dem Autor überlegen, einfach durch die Tatsache, daß er sein Urteil über ihn abgibt.» Moderne Literatengespräche, moderne Kunstgespräche unterscheiden sich in nichts von einer Börsenunterhaltung: notierte und unnotierte Werte schwirren in der Luft umher, der ist gut, jener ist besser, der dritte ist ganz schlecht — und eine hitzige, völlig sinnlose Debatte hebt an und endet nie. «Wie findest du Rilke? Wie, du findest ihn gut? Findest du ihn noch gut oder schon wieder gut? Malt Klee besser als Cézanne? Und ich sage dir, Pfitzner ist kein Wert für die moderne Musik . . .» Man kann das jahrelang fortsetzen. Der Kunsttrottel aber ist in seinem Kram so befangen, daß er ehrlich glaubt, mit diesem Geschwätz eine Leistung vollbracht zu haben.

Wer die Enge seiner Heimat ermessen will, reise. Wer die Enge seiner Zeit ermessen will, studiere Geschichte. Er sehe sich einmal alte literarische Zeitschriften an, ältere Kunstbücher — und er wird stauend erkennen, wie wenig bleibt: die Vokabeln, die Begriffe, die Schlagworte haben gewechselt, zergangen ist alles wie Staub im Wind.

Und es ist mit Recht vergangen.

Fragt mich einer nach den letzten schweizer Musikern, so fangen meine Gedanken an, zu wandern, und ich frage dagegen, ob es wahr ist, daß in gewissen schweizer Gefängnissen absolutes Sprechverbot besteht. Besteht es, dann können mir sämtliche schweizer Kunstbewunderer den Buckel herunterrutschen und ihre braven Frauen hinterdrein. Besteht es nicht, dann wollen wir weiter sehen.

Kunst ist in gemäßigten Bürgerkreisen ein Gesellschaftsspiel. Sie hat genau den Wert eines solchen und wiegt nicht ein Gramm mehr.



Richard Strauss, die Wertung des Kellerschen Einflusses auf die moderne Prosa, blinde Kuh, italienische Frühgotik und französische Spätrenaissance — es geht alles in einem hin. Dafür gibt es einen schlüssigen Beweis.

In dem Augenblick, wo solche Kunst Tendenz wird, spielt der Bürger nicht mehr mit. Er, der so entsetzlich stolz ist, wenn in seinem Literaturvereinen Georgese Verse mit denen Valéry's verglichen werden, erstarrt zu Eis, wenn solche Verse etwa den Aufschrei einer vom Arbeitgeber gequälten Kreatur wiedergeben. Nur sehr große Snobs sprechen dann noch von der 'Schönheit der Form' —. Die andern gehen lieber zu Proust über. Nur nichts ändern —!

Und diesem Getu ist entgegensetzen: alles ändern.

Das bürgerliche Kunstspiel ist die Ablenkung vom wesentlichen. Es führt zu gar nichts, als ohnehin satten Leuten die Zeit zu vertreiben. Es ist an sich vielleicht nicht schädlich — aber es wird maßlos überschätzt, und es wird bewußt überschätzt, weil es so schön ungefährlich ist, weil kein Zinswucher, keine Ungerechtigkeit des Besitzes an Grund und Boden, keine Agrarreform damit verbunden ist. Ein Musik-enthusiast frißt selten andre Menschen.

Soweit also die bürgerliche Kunstduselei keine Lüge ist, die den vom Wucher ermatteten Kaufmann abends freundlich aufheitert wie der Rundfunk und ihm die Möglichkeit gibt, einen richtigen — denken Sie nur! — 'Salon' aufzutun — ist sie gleichgültig. Hie und da unnütz. Auf alle Fälle unbedeutend.

Nicht das ist Kultur, daß irgendein Oberlehrer schöne Verse nachzuschmecken vermag, ein Musikstück versteht, ein Gemälde zeitlich richtig einordnet — nicht das ist Kultur. Das ist überkommenes Spiel.

Wertvoll darf heute ein Volk genannt werden, wenn seine Polizei in Ordnung ist. Wenn seine Geschworenen keine Mörder freisprechen, die unbequeme Reformer aus Rache ermorden. Wenn seine Arbeiter arbeiten können und dabei ihr Auskommen finden. Wenn die Verteilung von Einkommen und Lasten gerecht verteilt ist. Dann mögen sich die Leute die Köpfe über die Lyriker heiß reden. Aber erst dann.

Denn es kommt eben nicht mehr darauf an, welches Land die schönsten Theaterstücke, die besten Tänzer, die kompliziertesten Musiker hervorbringt, sondern es kommt darauf an, daß jeder tätige Mensch gesund und anständig wohnt, sich gut nährt, sich waschen kann und sein Leben nicht den Wirtschaftsoperationen des Staates schuldet. Dafür zu sorgen ist wesentlich undankbarer, weniger amüsant, mitunter gefährlicher als Fräulein Minna die Schönheiten Thomas Manns schwärmend auseinanderzusetzen.

Die Kultur fängt da an, wo Bankdirektors aufhören: bei der tätigen radikalen Politik, die die Welt nach oben reißen will.

## KEINEN MANN UND KEINEN GROSCHEN —!

Man denke sich einen Feuerwehrhauptmann, der allwöchentlich in der Stadtverordnetensitzung seines Heimatortes aufmuckt und folgende Rede hält:

«Wir Feuerwehrleute sind die ersten im Staate! Ihr habt für uns zu zahlen, daß euch die Knochen knacken! Wer nichts bewilligt, ist ein Schuft! Wir, die Feuerwehrleute, geben den Ton bei euch an! Wir Feuerwehrleute allein haben den echten deutschen Geist! Wir, wir, wir —!»

Spräche er so, so klopfte ihm nach der zweiten Ansprache sicherlich ein verständiger Mann auf die Schulter und sagte: «Lieber Herr Hauptmann! Regen Sie sich wieder ab! Die Feuerwehr ist eine Notwendigkeit, denn mal brennt es immer irgendwo. Aber dafür, daß Sie Ihre sicherlich schwere Pflicht tun, bekommen Sie bezahlt — Sie sollen auch die Gerätschaften haben, die Sie brauchen. Was aber den echten deutschen Geist betrifft, die Gesinnung und alles das . . . das ist nicht Ihre Sache. Tun Sie Ihre Pflicht, überlassen Sie den Bürgern und Steuerzahlern, was die für Ihre Feuerwehr ausgeben wollen, und im übrigen: schweigen Sie.»

So spräche ein Mann mit seinen fünf gesunden Sinnen.

Dieselben Reden wie die eines aus dem Leim gegangenen Feuerwehrhauptmanns hören wir ständig von unsrer Reichswehr. Nur liegt da die Sache weitaus schlimmer.

Von Geßler wollen wir nicht ernsthaft reden. Der Mann ersetzt, was ihm an Macht in seinem Bereich fehlt, durch Unverfrorenheit im Auftreten jenen Parlamentariern gegenüber, die es nicht besser verdienen, weil sie sichs gefallen lassen. Der wahre Reichswehrminister heißt Hans von Seeckt.

Wenn wir Seeckt den besten deutschen Politiker nennen, so heißt das zunächst nicht viel, denn ernsthafte Rivalen hat er nicht. Er ist aber nicht nur der Mann, der mit der weitesten Sicht seit Jahren unbeeirrbar auf sein unheilvolles Ziel zustrebt, sondern er ist der Mann, der, völlig befangen in der kaiserlichen Offizierserziehung, die Interessen seiner Kaste, nicht die seiner Person, über die wahren Interessen seines Landes setzt. Geht das so weiter, ist uns der Krieg im Osten sicher.

Zur Zeit des Noske, vor dem Kapp-Putsch, acht Tage vor der Ermordung Rathenaus habe ich mich jedesmal wegen «Unkens» auslachen lassen, und wer sich die Mühe nehmen will, die alten Nummern der *Weltbühne* nachzulesen, kann das feststellen. Ich bin bereit, auch dieses Mal mitanzusehn, wie die Herren Realpolitiker die Achseln zucken werden — das beweist aber, wie richtig unsere Politik ist. Und dies ist unsere Politik:

In einer Zeit, in der wir in Deutschland nicht Geld genug haben, um tuberkulöse Arbeiterkinder zu versorgen, um Notwohnungen zu bauen — in einer Zeit, die selbst dem, der arbeitet und arbeiten will, grade das knappe Auskommen gibt, ohne die leiseste Garantie, was denn nun im Alter mit ihm werden wird — in einer Zeit, in der alle kulturellen und sozialen Bedürfnisse der Nation aufs äußerste gefährdet und darniederliegen — in einer solchen Zeit scheint es mir ein verbrecherischer Wahnsinn, die Militärausgaben fortlaufend von Jahr zu Jahr zu steigern.

Das Heer, so wie es da ist, mit seinen 100 000 Mann (offiziell), mit seinem Mangel an Flugzeugen und schwerer Artillerie (offiziös) — dieses Heer ist für einen Angriffskrieg, ja, selbst für einen Verteidigungskrieg gegen eine gerüstete Macht nach außenhin vorläufig unbrauchbar. Nun will Seeckt zweierlei:

Er sagt in seinen Erlassen deutlich, daß er auf seinen Kriegsschulen mit einem Heer rechnet, wie es sein könnte und sein sollte — aber nicht, wie es ist. Er schafft zweitens eine entsetzlich gefährliche Waffe, gefährlich in den Händen der Arbeitergegner, denen schon der zahmste Demokrat als Umstürzler erscheint. Die Waffe hat schon zweimal zugeschlagen: in Sachsen und Thüringen. Jeder der Geschlagenen weiß, wie es damals zugegangen ist.

Ich rede gar nicht von dem überheblichen Ton, in dem uns immer wieder versichert wird, daß uns der Geist von Sedan not täte, daß die Armee dazu da sei, den Deutschen ein Ideal vorzuleben, und nicht von andern schönen Lesebuchphrasen, mit denen man höchstens einem nationalen Studenten der Juristerei imponieren kann. Ich rede hauptsächlich von dem, was bezahlt werden soll.

Der Heeresetat jeden Jahres ist ein Musterbeispiel von Verworrenheit und unübersichtlichem Kram. Es gibt kaum zehn Parlamentarier, die überhaupt wissen, was sie da bewilligen — weil sie viel zu faul oder zu fleißig, auf alle Fälle zu überladen und zu falsch beschäftigt sind, um diesen gradezu ungeheuerlichen Etat wirklich durchzuarbeiten. Daß die sozialistische Partei ihn nicht, schon als Geste gegen Seeckt und dessen Untergebenen Geßler, ablehnt, zeigt, wie volksfremd dieses Parlament geworden ist. Wir wollen ihm ein bißchen unter die Arme greifen.

Genau so, wie das Parlament mit seinem Kuhhandel um den Volksentscheid den klaren Willen der Massen, die es doch vertreten soll, *verfälscht*, genau so wenig kümmert es sich um uns, die wir es ja erst delegiert haben, um unsern Willen, das Heer betreffend. Unser Wille ist klar.

Wir wollen keinen Krieg.

Wir wollen keine sinnlosen Milliardenausgaben für eine Sache, die uns kulturfeindlich erscheint, deren einzelne Vertreter ehrenhafte Leute

sein mögen, die aber im ganzen nichts als Unheil im Reich anrichtet. Wir arbeiten nicht dafür, daß die Offiziere morgens, nach alter schlechter Sitte, von ihrem Burschen begleitet, spazieren reiten können; wir arbeiten nicht dafür, daß Zehntausende von jungen Bauernsöhnen von nützlicher Arbeit abgehalten werden und unproduktiv ihr Leben in einem geschäftigen Müßiggang verlungern; wir arbeiten nicht dafür, daß der Kasernenhofgeist in Familien und Gemeinde dringt — und wir arbeiten nicht für den Mord. Wir haben das satt.

Und so gewiß, wie wir uns abwenden, wenn die «Militärmusik mit blitzenden Instrumenten forsch, daß einem das Herz im Leibe lacht», dahermarschiert, so gewiß wenden wir uns von einem Mechanismus ab, dem wir sittliche Werte überhaupt absprechen und der der Feuerwehr weit, weit unterlegen ist. Diese Leute verhüten das Feuer nicht. Sie bereiten es vor.

Und weil das Parlament schläft und sich in Geschäftsordnungsdebatten erschöpft, wo es zu handeln gilt — deshalb wollen wir die Steuerzahler aufklären, damit endlich einmal Ordnung in den Laden kommt. Ich habe absichtlich nicht von dem gesprochen, was in Geßlers Häusern und Lagern in den letzten Jahren vor sich gegangen ist. Selbst, wenn um die Schwarze Reichswehr nicht Hunderte von Menschen unschuldig ins Zuchthaus gegangen wären, selbst, wenn niemand ermordet worden wäre, lehnen wir die Reichswehr ab, die wir nicht nötig haben.

Es ist nicht wahr, daß die Welt über uns herfallen wird, wenn wir kein Heer mehr besitzen; kein Heer wird sie davon abhalten, nicht einmal die Maschinerie des kaiserlichen Heeres hat das vermocht. Die Armee ist heute in Deutschland politischer Selbstzweck.

Und im Namen der Mütter, die den nutzlosen Tod ihrer für einen Dreck gefallenen Söhne beweinen, im Namen jener Millionen junger Menschen, die von diesem aberwitzigen Tun genug haben und den einfachsten Steinklopfer höher schätzen als einen Telefongeneral — im Namen aller dieser wehren wir uns gegen die Vergeudung unsrer Steuergroschen, die man uns abpreßt, und rufen:

DIESER REICHSWEHR KEINEN MANN UND KEINEN GROSCHEN —!

## NÄCHTLICHE UNTERHALTUNG

Der Landgerichtsdirektor schnarchte im Bett.  
Seine Garderobe lag — ziemlich komplett —  
auf dem Stuhl. Die Nacht war so monoton . . .  
Da machten die Kleider Konversation.

«Ich», sagte die Jacke, «werde ausgezogen.  
Ich hänge — ungelogen —  
im Beratungszimmer  
und habe keinen Schimmer,  
was mein Alter da treibt.»

«Wir sprechen Recht!» sagte die Weste.  
«Aber feste —!  
Wir schnauzen die Angeklagten an —  
wir benehmen uns wie ein Edelmann.  
Wir verbieten allen sofort den Mund  
und reden uns selber die Lippen wund.  
Wir verhängen über Wehrlose Ordnungsstrafen  
(nur, wenn wir Beisitzer sind, können wir schlafen).  
Zum Schluß verknacken wir. Ohne Scherz.  
Unter mir schlägt übrigens kein Herz.»

«Wir», sagten die Hosen, «wir habens schwer.  
Neulich kam der Landgerichtspräsident daher  
und hat revidiert. Er saß an der Barriere,  
und es ging um unsre ganze Karriere.  
Vor uns ein Kommunist. Da haben wir wie wild  
geschmettert, geschnattert, gestampft und gebrüllt.  
Aber wie es manchmal so geht hienieden:  
der Präsident wars noch nicht zufrieden.  
Und da blieb uns die ganze Rechtswissenschaft weg,  
und da bekamen wir einen mächtigen Schreck.  
Und zum Schluß besahen wir uns den Schaden:  
Wir Hosen hatten es auszubaden!»

So sprachen die Kleider in dunkler Nacht  
und haben sich Konfidenzen gemacht.

An der Wand aber hing ein stiller Hut,  
dem waren die Kleider gar nicht gut.

«Erzähl was, Hut! Erzähl uns was!»  
Der Hut aber sprach verlegen: «Das —  
das wird nicht gehn.

Ich armer Tropf

ich sitze nämlich bei dem auf dem Kopf.  
Und so hab ich, ihr müßt mich nicht weiter quälen,  
nicht das geringste zu erzählen —!»



## DER GENERAL IN DER COMÉDIE

Als ich hinkam, standen mehr Schutzleute da als Theaterbesucher, und alles drängte sich im grauen Abendregen um ein geklebtes Plakat, dicht am Denkmal von Musset: das Stück war abgesagt! An Stelle des Stückes wird heute abend *«Hernani»* gespielt. Und hundert Trillerpfeifen sanken enttäuscht in schwarze Manteltaschen. Da stand die patriotische Jugend von Paris und war ihres schönsten Vorrechts beraubt: Skandal zu machen, Skandal in der Comédie Française!

Das Stück hieß *«La Carcasse»*, das Gerippe — und war von den Herren Denys Amiel und André Obey, die nicht zum ersten Mal zusammengearbeitet hatten. Sie haben gemeinsam schon *«La souriante Madame Beudet»* gegeben, und von Amiel allein kenne ich einen entzückenden Akt *«Café-Tabac»*, der eine kleine Kneipe auf die Bühne setzt und so nebenbei ganz Paris. Die Autoren haben einen guten Ruf — aber dieses Mal haben sie in den Mostrichtopf gegriffen. Ein General wird in diesem Stück lächerlich gemacht!

Durch die pariser Kritik ging bereits am Tag nach der Generalprobe ein düsteres Raunen. Rechts räusperte man sich bereits, und die ältesten Knacker bewegten ihre Federn im Takt des Gassenschlagers *«La Trompette»*; die Wut der Wilden, denen ein Vorübergehender ein Manoli-Plakat auf den Vitzliputzli geklebt hatte, entlud sich in ärgerlichen Kritiken, die zunächst so halb und halb literarisch blieben. Die Premiere stieg, das Stück ging so lala durch, und die Herren, die ihre Theaterkritik wöchentlich schreiben, waren noch nicht so weit.

Inzwischen erschienen die maßvoll tadelnden Kritiken der Kanonen, die feinen Leute begannen sich zu regen — es kam der Donnerstag, und mit ihm die erste Abonnementsvorstellung. Seit dem *«Tombeau sous l'Arc de Triomphe»* war so ein Spektakel nicht dagewesen, von des seligen Bernstein Zeiten gar nicht zu sprechen. Die Leute zischten, machten «Huhu —», und einer stand im Parkett auf und hielt dem Darsteller des Generals, Herrn de Feraudy, eine schöngesetzte Rede: man dürfe nicht und solle nicht und könne nicht . . . Huhu — die Abonnenten waren bessere Leute, hatten gedient und dienen lassen und wußten, was sich gehört. Und nun gings los.

Pujo von der *«Action Française»* war an diesem Abend im Theater gewesen, man hatte ihn bemerkt, und schon sprach sich herum: eine Manifestation, eine Manifestation! Zu früh. Die sollte erst kommen. Und worum handelte sich denn nun?

Die Komödie der beiden Autoren ist ein Stück braver Sittenschilderung. Ein General, bereits zu Beginn des Krieges pensioniert — *«limogé»* der französische Fachausdruck —, ist ein Schuft. Vorsichtshalber hatten ihn die Dichter zu einem *«général d'habillement»* gemacht, was es nicht gibt — es gibt zwar Kammerunteroffiziere, aber keine Kammergenerale.

Dieser General also, der Hund, hat nicht nur einen Sohn, der Kavallerie-Unterroffizier und keineswegs brav ist, sondern auch eine Frau mit Liebhabern, von denen er ein bißchen lebt. Jener Sohn macht eine Unterschlagung in der Schwadronskasse und nimmt sich das Leben. Spielschulden. Große Szene: wie soll man dem Alten das beibringen? Die Köchin, die das Telegramm hat, wagts nicht abzugeben; der Bürgermeister der kleinen Stadt schickt einen Stadtrat, der will kondolieren, erfährt, daß der General noch von gar nichts weiß, redet hin und redet her . . . Schließlich versteht ihn Seine Exzellenz miß, deutet den offiziellen Besuch falsch und sagt etwas unvermittelt: «Ja, ich werde betrogen, und ich weiß es.» Und dann ist das Stück, sanft verkluckernd, aus . . . Etwas dünn.

Desto dicker war der Hallo. Man sollte nicht glauben, in wie gutem Geruch Generale stehn, die offenbar keine untern Extremitäten, keine leichtfertigen Frauen, keine bösen Söhne haben . . . Die vernünftigen unter den Kritikern brachten zunächst nur ein Argument vor, über das man immerhin diskutieren kann: das Stück eigne sich nicht für ein Staatstheater. Schön. Selbst Herr Antoine, der heute Theaterkritiker der *«Information»* ist, war dieser Meinung — hatte er seine große Vergangenheit vergessen? Man vergißt das manchmal. Daß Clément Vautel, der Sechser-Feuilletonist, dabei war, versteht sich — und auch der alte General Castelnau im *«Echo de Paris»* blies in die Trompete und knackte mit den rostigen Gelenken. Diese wildere Gattung begnügte sich nicht mit zahmen Argumenten.

Generale tun so etwas nicht. Generale sind Frankreichs Stolz. Generale haben, sind und können alles. Was sollen die Fremden von uns denken! Das ist der Beginn des Bolschewismus. Die Respektlosigkeit der untern Klassen . . . und was man so nach dem Abendbrot zu sagen pflegt.

Einige schrieben, man dürfe nicht *«generalisieren»*, was in diesem Zusammenhang besonders lustig wirkt; manche schlugen den Dichtern vor, dieses Fabelwesen an Scheußlichkeit doch einen anonymen Beruf ergreifen zu lassen, und einer machte sogar das Angebot, den Kerl zum Senator zu ernennen, dann sei das Land gerettet. Im übrigen: die feindliche Propaganda wird sich des Stückes bemächtigen. Wir kennen diese Musik.

Umsonst wandte der eine Verfasser, Amiel, ein, daß Dichter immerhin das Recht hätten, sich ihr Milieu auszusuchen; daß dies kein Angriff gegen das Militär sei; daß die Notare bei Becques *«Raben»*, die Beamten bei der *«Roten Robe»*, die Ärzte bei *«Knock»* von Romain ja auch nicht protestiert hätten . . . Umsonst. Ein General, ein General —!

Was Herr Desjardins, ein Abgeordneter aus dem Aisne-Departement, in der Kammer auf sagte, bewies die Vorzüglichkeit seiner Schulbildung sowie seinen Umgang in bessern Kreisen. «Cette pièce est une offense

à la famille, à la dignité de chacun . . . » Ablehnung seines Antrags, das Stück abzusetzen, mit 380 gegen 170 Stimmen. Der Unterrichtsminister, Herr Lamoureux, sagte, er pflichte der Entscheidung seines Vorgängers Delbos, der das Stück erlaubt habe, bei. Aus.

Aber noch lange nicht in den Zeitungen. Am unverhülltesten drohte die *«Action Française»*. Nach dem richtigen Satz: «Es gibt keinen Standpunkt, der nur und ausschließlich literarisch wäre», nach der Beschimpfung: «Es war vielleicht ein republikanischer General» (da gehts auf einmal!), nach dem Hinweis auf den guten Musterschüler Bernstein, bei dem immer alles so fein zugehe, auch wenns nicht fein zugehe — danach kam am Sonntag morgen die Drohung: «Maintenant, ils sont prévenus . . . das Stück zurückziehen, sonst . . . die Comédie Française zum Schlachtfeld . . . » Die Parole war gegeben.

Sonntag abend sollte die Aufführung sein. Sonntag mittag um halb zwei telefonierte Herr Amiel den Generalverwalter des Staatstheaters an: Das Stück wird zurückgezogen. Nachmittags Interpellation in der Kammer: Laßt ihr euch das gefallen? Antwort vom Regierungstisch: «Ja . . . wie es so manchmal zugeht im menschlichen Leben . . . selbst die Autoren wollen nicht . . . » Abends allerseits große Enttäuschung, das Eintrittsgeld wird zurückgezahlt, die Jeunesses Patriotes, die der Comédie schon einen gepfefferten Drohbrief geschrieben hatten, schoben ab. Sieg oder Platz?

Ich kann im Schlaf (nur im Schlaf) aufsagen, was bei uns darüber geschrieben werden wird. «Herr Wrobel ist mit seinen geliebten Franzosen nicht zufrieden: ein Zeichen, daß sich auch in Frankreich der Wille zur Nation zu regen beginnt, der ja dort stets . . . » Gute Nacht. Aber ich will euch mal was sagen.

In meinem Leben habe ich noch nicht gehört, daß Pazifisten ein Stück mit allen Mitteln boykottiert haben, wenn telefonierende Menschenschlächter darin belobt werden; wenn die ekelhafteste Manier, Menschen in den Tod zu schinden, besungen wird; wenn der Friede bespien und die Menschlichkeit mit Kommiß-Stiefeln zertrampelt werden. Da ist kaum einer da. Kein Kino, kein Theater hat Angst vor euch — weil ihr eure Macht nicht ausnutzt. Nicht eine Zeitung, die vor acht Briefen an den Verleger erzittert, kennt euch — wer je Redaktionspost gelesen hat, weiß, daß es immer die Generale, die Feldwebelleutnants, die Säbelträger sind, die ein Blatt wirklich abbestellen, ihm die Inserate entziehen, es wirtschaftlich schädigen, wo sie nur können. Die ändern —? Wo sind die ändern —?

Daß das Militärpack Mitläufer hat, Mitesser des Ruhms, ist bekannt. Daß sie ihm Beihilfe leisten, nicht minder. Militärfromme Justizräte, brave Bürgerväter, die lieber den Tod dreier Söhne als eine Kapitalzusatzsteuer verschmerzen, gute Gefreite im Herrn — das wackelt alles hinterher. Und entdeckt seinen Takt des Herzens, wenn unsereiner den

Krieg das nennt, was er ist: eine Schweinerei. Man darf doch nicht generalisieren . . . Vielleicht ist das in der Charge zu hoch gegriffen. Aber ich weiß, was man darf.

Man darf den Militärbonzen aller Länder ihren Stand und ihre Fahnen um die Ohren schlagen, daß ihnen der Lesebuchruhm zu den Ohren herausspritzt; man darf sich ausbitten, daß auf einer Bühne, die wir bezahlen, in einer Zeitung, die wir bezahlen, vom Krieg mit jenem Abscheu und jenem Grauen gesprochen wird, wie sich das gebührt, wenn von einem Massenverbrechen die Rede ist; und man darf nicht nur alles boykottieren, was den Krieg anpreist wie eine Badekur, sondern es ist unsre Pflicht, das zu tun.

Da liefen sie auseinander, die hoffnungsvollen Knaben der guten Gesellschaft und solche, die es werden wollen. Die Schutzleute zerstreuten sich, drin rollten sie *«Hernani»* herunter, die Kasse buchte und raschelte mit den Francscheinen, und ich sah den Demonstranten nach, die es heute abend nicht geworden waren. Ich sah ihnen nach und beneidete eine Bewegung, die über Fäuste verfügt, wenns not tut, über Lungen, die brüllen, und über Arme, die zuschlagen. Und die uns zwingen wollen, für sie Kinder in den Tod zu schicken, die weiter kein Verbrechen begangen haben, als einen braunen oder grünen Paß zu besitzen. Ich sah ihnen nach und verstand, was uns fehlt.

Die Soldaten des Friedens.

## HERR WENDRINER IN PARIS

«Mohjn, Welsch! Na, wie gehts? Ja, wir sind wieder zurück. Seit vorgestern. Komm Se rein. Na, erst an der Riwjera und denn noch 'n kleinen Abstecher nach Paris. Wies war —? Gott . . . wissen Se . . . wissen Se: Paris is nischt . . . manches ist ja schon faabelhaft. Nehm Se ne Zigarre —?

Also wie wir ankomm, regnets in Strömen. Ich denke: schon faul. Richtig: erst mußten wir zehn Minuten aufs Auto warten, der Kerl verstand erst nicht, na, dann gings. Ich hatte mir 'n Zimmer reservieren lassen — Grang Hotel, ganz ordentlich. Na, und am nächsten Morgen sind wir dann los. Da hab ich meiner Frau mal Paris gezeigt. Nee, ich war vorher noch nicht da. Na, also die Buhlewars — ein faabélhafter Autoverkehr, na, unerhört. Da stehn die Autos man immer so in sechs, acht Reihen. Das ist schon imponierend. Und fahren tun die Kerls —! Man denkt immer, sie wern einen überfahn, oder man wird umkippen. Kippt aber keiner. Regierer war übrigens auch in Paris — wir trafen ihn auf der Plahhß an der Oper; mir war das sehr angenehm, er hatte die letzten Kurse aus Berlin telegrafisch bekommen, man hört doch immer gern von zu Haus. Sie, hörn Se, schmeißen Sie mir die

Asche nich aufn Teppich, meine Frau kann das nicht leiden, hier ham Sie 'n Aschbecher! Na, meine Frau hat eingekauft, nicht zu halten war sie. Wissen Se, soo billig ist Paris nu auch nich. Ich hab ihr unter anderm 'n Jackenkleid gekauft und zwei Kleider, ein großes Abendkleid, dann was fürn Strand, wenn Gott will, wird sie das in Heringsdorf tragen — dafür hab ich bezahlt, zusammen, im ganzen also 3550 Francs, das macht, warten Se mal, das wahn damals . . . circa 510 Mark. Dafür hat sies in Berlin auch. Aber sehr schick. 'ne sehr schicke Verkäuferin hat uns bedient . . . Gegessen ham wir natürlich bei Prünjeeh. Haben Sie mal bei Prünjeeh gegessen? Nein? Na, faabelhaft. Sehr elegantes Publikum — Engländer, große Amerikaner, offenbar auch viel Diplomatie. Bei Ssiroh? Nein da war ich nicht, das soll ja nicht so gut sein. Im allgemeinen find ich die Portionen 'n bißchen klein, die Orrdöwas sind ja phantastisch, aber die Portionen sind doch 'n bißchen klein. Ein Freund von dem Bruder meiner Frau, der hat einen Vetter, der lebt in Paris, der hat uns in ein Lokal mitgenommen, da komm sonst Fremde nie hin, das war echt pariserisch. Na, und dann wahn wir im Louwer, sehr interessant, wahn Sie auch im Louwer?, ja, das muß man ja. Na, und denn sind wir noch so rumgebummelt, abends warn wir in der Revue, bei der Mistuingett. Ham Sie die Mistuingett mal gesehn? Ach, Sie ham sie gesehn . . . Na ja, die ist ja nicht so doll. Die Revue war ja faabelhaft. Aber dann haben wir in einem kleinen Theater da eine Person gesehn, ich weiß nicht mehr, wie sie heißt . . . ich komm nicht auf den Namen . . . die wern Sie nicht kennen — na, die war faabelhaft. Das hab ich noch nicht gesehn. Die Lichtreklame fand ich ja nicht so aufregend. Ich meine, das haben wir in Berlin auch. Dann wahn wir abends auf Mongmachta — kennen Sie das? Ach, Sie kennen das . . . Ja, ich war auch nicht so begeistert. Apachen sieht man gar nicht. Aber dann wahn wir im Perrokeeh — kennen Sie das? Das kennen Sie nicht? Was, Sie kennen Perrokeeh nicht? Na, das ist faabelhaft. Wir ham bezahlt, warten Sie mal, Sekt natürlich, alles in allem 320 Francs. Das sind . . . das waren damals 45 Mark. Im Café de Paris? So, wahn Sie da? Ich war da nicht, das soll ja nichts sein. Dann haben wir Freunde getroffen, wir hatten grade Strümpfe für meine Frau gekauft, und wie wir noch so vorm Laden stehn und umrechnen, wer steht da? Freund. Mit Frau. Ich mag ihn ja nicht. Hat er übrigens den Kredit aus Stuttgart bekommen? Sie, ich wer Ihnen was sagen: das ist ein ganz unverschämter Gauner ist das! Er hat gewußt, ich will den Kredit haben, schließlich haben wir zuerst mit den Leuten unterhandelt . . . Er sieht übrigens nicht gut aus. Regierer hat im Klärritsch gewohnt — ich möcht wissen, wie der Mann das macht. Was wir noch gesehn haben? Prünjeeh, die Revuen, die große Opa, Mongmachta, Notta Damm, den Louwer — na, das Wichtigste ham wir gesehn. Weiter ist ja dann auch nichts.



Ja, und einen Abend bin ich allein ausgegangen. Wissen Sie . . . also ich hatt doch erst den Doktor Hauser aufgesucht, ja, der immer in der *«Weltbühne»* diese berliner Sachen schreibt. Jedesmal, wenn ich das lese, sag ich zu meiner Frau: *«Regierer — wie er leibt und lebt!»* Na, er war kolossal erfreut, er freut sich wohl immer, wenn er Landsleute sieht. Ja. Na, und den hab ich nach Adressen gefragt. Seh ich gar nicht ein — wozu bin ich auf die *«Weltbühne»* abonniert? Er hat gesagt, er wüßt keine . . . na, Regierer wußte aber welche, und an der Börse hab ich mir auch welche sagen lassen — und eines Abends hab ich zu meiner Frau gesagt, mein liebes Kind, du wirst müde sein, ruh dich aus, ich wer mir 'n bißchen die Schaufenster ansehen gehn. Da haben wir uns dann 'n Auto genommen, Regierer und ich, allein war mir die Sache zu riskant. Na, wissen Sie . . . Vorm Haus standen schon andre Herrschaften, ich dräng mich so vorbei, auf einmal hör ich, wie einer sagt *«Boches!»* — na, ich muß ja nicht von allem haben und wollt schon vorbei, aber auf einmal hör ich, die Leute sprechen deutsch! Da bin ich ran und hab dem Kerl aber ordentlich meine Meinung gesagt! Wissen Sie die Deutschen auf der Reise . . . Na! Ich habn aber ordentlich Bescheid gestoßen. Es war so ein ganz Kleiner, dem hab ichs aber gesagt! Na, und drin war denn alles voller Spiegel, und ein ganzer Saal mit nackten Weibern. Ein ganzer Saal voll. Na, nich rühr an, natürlich. Ich hab die obligate Flasche Sekt bezahlt, die Mädchen haben auch ein bißchen getanzt, eine hat was vorgemacht, eine sehr nette Person, sie sprach auch 'n bißchen deutsch. Ich war eigentlich etwas enttäuscht. Ich hatt mir die Pariserin eleganter gedacht. Überhaupt, nu frag ich Sie: wo ist in Paris die Eleganz? Auf den Buhlewars sind ja manchmal ganz schicke Personen — aber ich meine, sowas sieht man bei uns in der Premiere auch. Ich wer Ihnen mal was sagen: es is sehr viel Blöff dabei. Verstehn Sie? Sehr viel Blöff. Das sag ich Ihn. Na, und am Dienstag sind wir dann weg. Meine Frau wollte noch bleiben. Aber ich hab gesagt, mein liebes Kind — nu is genug Paris. Mein Bedarf ist gedeckt.

Und ich wer Ihn mal was sagen, Welsch — Herrgott, schmeißen Sie doch die Asche nicht immer aufn Teppich! Tun Sie das bei sich zu Hause auch? 'n Gemüt. Ich wer Ihnen mal was sagen: ich reise gewiß gern. Aber wissen Sie, wenn man so lange weg war, zur Erholung, immer in den Halls und in den eleganten Kasinos da unten, an der Riwjera, jeden Abend im Smoking — wenn dann der Zug so nach der Paßkontrolle über die Grenze fährt, und ich seh wieder den ersten Stationsbeamten in Preußisch-Blau — und man hat wieder seine Ruhe und seine Ordnung nach all dem Trubel — Paris hin, Paris her — könn Sie sagen, was Sie wollen —: am schönsten is doch ze Hause —!»

## SÜDFRÜCHTE

Wenn einer und er ißt Mittach —  
 feine Leute nennen diß «friehsticken» —  
 also: wenn er friehstickt un bestellt sich zum Schluß  
 wat Sießet: Appelsinenauflauf mit Guß,  
 und nu wird ihm der Kellner eine Gurke bringen —  
 so sagt der: «Nehm Sie das wieder fott!  
 Denn, lieber Herr Ober:  
 Saure Jurke ist keen Kompott!»

So auch im Leben.

Da glauben Biederbrillen und Fortschrittskneifer,  
 das deutsche politische Leben würde immer reifer und reifer.  
 Und sprechen davon, bei Tage, abends und in der Nacht,  
 wie wir es doch so herrlich weit gebracht.  
 Und wir hätten eine Republik und eine Verfassung  
 und ein freies Wahlrecht dazu —  
 wat sagste nu —?  
 Ich sage: Das Schild hat gewechselt, sag ich — im Laden der alte Trott:  
 Saure Jurke is keen Kompott!

Und ich sage: Wenn ich so abends die Herren Ministersch seh,  
 und die Herren Staatssekatäre im Frack, im Bristoll und Theata pareh —  
 wie sie doch so gern möchten mongdän sein mit ihre Damens  
 und vor jeden fremden Dippelmaten zusammenknicken,  
 wegen des Namens;  
 wie sie Fettlebe machen bei Rechtsanwälte und bei Bankiers,  
 wie sie so rumscharwenzeln auf die feinsten Modetees —  
 selig, wenn einer hinter sie herzsichelt: «Diß is Geßler! Das ist Koch!»  
 wie manche fressen und spinkulieren noch und noch —  
 wenn ich das so sehe und denke: Die bilden sich nu ein,  
 große, internationale, politische Welt zu sein . . .  
 Dann sag ich bei mir: Die —? Ach, du lieber Gott . . .  
 Lauter saure Jurken. Und kein Kompott.

## EINE AKADEMIE

Der preußische Kultusminister Becker, ein feingebildeter Mann, hat  
 den Plan zur Errichtung einer Akademie für Literatur ersonnen. Eine  
 Akademie der Künste ist schon da — ihr soll eine Sektion für die  
 Dichter angegliedert werden.  
 Der Plan ist überflüssig.

Es ist auch ganz und gar gleichgültig, ob neben die Dichter als erwachsene Aufsichtspersonen noch einige Universitätsprofessoren gesetzt werden, damit kein Unglück geschehe — es ist ebenso einerlei, ob man wirklich, wie es verlautet, zwei so bedeutungsvolle Dichter wie Gerhart Hauptmann und Thomas Mann berufen wird oder nicht: der Staat möge um Gottes willen nicht «Kunst und Wissenschaft» pflegen, sondern die Hände davon lassen. Er hat ganz andre Aufgaben.

Zunächst ist die Form einer Akademie etwas Altertümelndes. Sie setzt voraus, daß es keine andern Mäzene gäbe als die Landesherren; sie setzt die unbestrittene Macht des Staates voraus — und alles das ist nicht mehr richtig. Das geistige Leben in seinen wichtigsten Teilen spielt sich heute nicht mehr an den Universitäten oder an andern vom Staat ausgehaltenen Stellen ab, der Staat ist dem Handel schwer verschuldet und in seiner Hand — und wir würden uns freuen, wenn die Straßen gut wären und die Beleuchtung funktionierte. Mehr wollen wir gar nicht.

Wollen wir aber mehr, so gibt es für den Kultusminister dringlichere Aufgaben als eine Akademie der Eitelkeiten. Wird in seinen Schulen zum Kriege gehetzt — ja oder nein? Wird dort eine verfälschte und verlogene Geschichte gelehrt — ja oder nein? Erfährt der preußische Gymnasiast vom letzten Kriege, wie er wirklich gewesen ist — ja oder nein? Befindet sich diese Pseudobildung auch nur im entferntesten Einklang mit den Regierungsgrundsätzen von Locarno? Nein.

Die preußische Schule ist ein Hort der Reaktion.

Die preußische Schule tut heute noch das, was sie immer getan hat: sie verdummt und verplattet die Gehirne. Und macht aus jungen Leuten, die zu gebildeten Männern erzogen werden sollten, drillfertige Unteroffiziere und aufgeblasene Assessoren, Untertanen und Ober-tanen.

Von den Universitäten zu schweigen.

Die liefern das beste Freikorpsmaterial und diese Richter, diese Oberpräsidenten, diese Landräte.

Hier und nur hier liegt das Arbeitsgebiet des Kultusministers. Er beseitige die schreienden Ungerechtigkeiten, die auf den Universitäten gegen Republikaner, Sozialisten und gar Kommunisten begangen werden; er kümmerge sich um seinen Geschichtsunterricht; er reinige sein Lehrpersonal. Für die Förderung der Dichtung braucht er sich nicht einzusetzen.

Demgegenüber will mir bedeutungslos erscheinen, wer in die Akademie hineingeht und wer nicht. Viel mehr als sanftes und repräsentatives Geschmuse wird man von den amtlichen Dichtern nicht erwarten können; denn nicht sie werden das amtliche Milieu beeinflussen, sondern sie werden sich von ihm beeinflussen lassen. Und die Frage, ob denn auch die junge Generation von dieser Akademie etwas haben

könnte, ist vielleicht nicht ganz richtig gestellt. Es liegt im Wesen einer Akademie, auf Seiten der Tradition, des Reifen, des Fertigen zu stehen — nicht immer gegen die Jungen, aber zum mindesten doch ohne sie zu sein. Eine revolutionäre Akademie ist keine.

Es ist eine alte optische Täuschung, den Preußen-Maßstab als gültig anzunehmen und sich nachher zu wundern, wenn etwa Liebermann oder der zukünftige Akademiker Mann «gar nicht so schlimm» sind. Die Akademiker werden sich sicherlich nicht törichter und nicht eben klüger betragen, als sie es immer getan haben, wenn man von der mattgoldenen Aureole der Journal-Nummer und der Registratur abieht. Der Versuch aber, mit Hilfe eines auf Grün und Braun gestimmten Raumes und einiger hochlehniger Armstühle deutsches Geistesleben zu erzeugen, sollte lieber unterbleiben.

Wenngleich das Manifest der Akademie zum nächsten polnischen Kriege als nicht unbedeutsam veranschlagt zu werden verdient.

## DEUTSCHENHASS IN FRANKREICH

Auf meine neulich hier erhobene Frage: «Haßt der Franzose den Deutschen?», die ich mit Nein beantwortet habe, schreibt mir, unter andern, ein berliner Studienrat und fragt seinerseits nach den französischen Schulbüchern. Er führt an, eine nationalistische deutsche Monatsschrift habe erst jüngst einen Aufsatz mit Zitaten aus französischen Schulbüchern veröffentlicht, die angeblich alle im Gebrauch seien, und habe diese Methoden einer verhetzenden Kindererziehung als Waffe gegen den Pazifismus ausgespielt. Der Studienrat fügte hinzu, daß ihm diese Monatsschrift als in solchen Dingen nicht zuverlässig erscheine.

«Nicht zuverlässig» ist sehr höflich. Es handelt sich um die «*Monatshefte*» des Herrn Cossmann, und es ist natürlich nicht möglich, nach der Dolchstoßlüge sich ernsthaft mit einem Organ abzugeben, dessen objektive Sorgfalt bei Zitaten mehr als fraglich erscheint. Also diese Veröffentlichung besagt natürlich weder für noch gegen die Franzosen irgend etwas.

Es gibt in Frankreich nationalistische Schulbücher: Lesebücher mit nationalistischen Erzählungen. Geschichtsbücher, die mehr als nötig den gesamten Plunder an Kriegstaten und Daten, bezopften Dynastiehistorien, von Geschichten vom bösen Feind und dem guten lieben Vaterland enthalten. Daran ist gar kein Zweifel. Es wird auch in fortschrittlichen Kreisen darüber geklagt.

Diese Schulbücher sind, soweit ich das nachprüfen konnte, nicht die Mehrheit. Hier ist sorgfältig zwischen «national» und «nationalistisch» zu unterscheiden — der Durchschnitt der französischen Schule ist, der

Zusammensetzung des Parlaments, der allgemeinen Gesinnung und der Verfassung gemäß, noch lange nicht «paneuropäisch». Aber wer dumm und starr nach dem Buchstaben zitiert, begeht bei der Betrachtung französischer Zustände einen womöglich noch größeren Fehler als er ihn dadurch anderswo beginge: der Franzose ist nicht autoritätsgläubig.

Der geradezu märchenhaften Überlastung der französischen Schulkinder durch Hausaufgaben steht eine ungleich größere Gewissensfreiheit gegenüber. Selbstverständlich ist die Möglichkeit einer Infektion, einer Beeinflussung gegeben: aber der Druck, der auf dem Kinde lastet, ist lange nicht so groß wie in Deutschland. Das oberste Prinzip des französischen Lehrers ist: abwarten, zusehen, lenken, aber nicht vorwärtspuffen.

Kommt dazu, daß die sozusagen politische Selbständigkeit der höhern Lehranstalten verhältnismäßig groß ist, was sich bei der Wahl der politischen Redner anlässlich der Verteilung der Schulpreise ausdrückt, so wird man ermessen, wie schwer ein allgemeines Urteil zu fällen ist. Ich glaube aber sagen zu können:

Wenn in größerem Ausmaß, als mir bekannt ist, eine nationalistische Verhetzung der Kinder durch die Schule besteht, so scheitert sie in ihrer Wirkung an dem durchaus friedlichen Gesamtgeist der Bourgeoisie. Dieser immanente Pazifismus hat einen viel gefährlicheren Feind, als es die Schule ist — und das ist die Kirche.

Es kann nur immer und immer wieder davor gewarnt werden, etwa die Begriffe «Zentrum» und «Clergé» gleichzusetzen. Der französische Klerus ist reaktionär, durchaus nationalistisch, verhetzt und verhetzend und leistet dem Staat seine wie er glaubt unschätzbaren Dienste hauptsächlich, um sie ihm eines Tages vorrechnen zu können. Was er ununterbrochen tut: das Konto «Geistliche und Ordensangehörige im Kriege» wird hier noch dauernd präsentiert. Da steckt nun wirklich die Quelle einer die Tatsachen bewußt entstellenden Haß-Propaganda. In diesen Kreisen ist auch die etwas blutrünstig ausgemalte Greuel-Sage noch am Werk, die immer nur den Gegner sieht, von aufgespießten Witwen und Waisen spricht und den protestantischen Staat des Feindes meint — diese Gefahr ist nicht akut, aber schleichend vorhanden.

Betrachtet man das Ganze, so ist sie klein.

Ich halte, zusammenfassend, die Jugenderziehung in Frankreich für national, aber nicht für nationalistisch.

Der Studienrat erlaube mir zum Schluß eine kleine Anmerkung. Er schreibt: «Wenn diese Bücher in irgend nennenswertem Maße in französischen Schulen gebraucht werden, dann kann tatsächlich von einem Abbau des Hasses auf französischer Seite nicht gesprochen werden, und dann wäre es würdelos, wenn wir die Hand ausstrecken



wollten, gewärtig, daß hineingespuckt wird.» Nun, das wird nicht geschehen. Jeder, ausnahmslos jeder ehrliche Kenner des heutigen Frankreichs weiß, daß es tatsächlich unmöglich ist.

Aber ich setze den Fall, Frankreich wäre so geartet, wie (nicht mein Briefschreiber, aber) sich der Stammtisch zu Belgard in Pommern das vorstellt. Ist der wirklich würdelos, der die Hand zum Frieden ausstreckt? Man wird sich auf jene Sätze Schopenhauers besinnen, der unsere Ehre niemals vom Verhalten des andern abhängig macht, sondern immer nur von unserem eigenen. Selbst wenn der andere spuckt, haben wir uns nichts vergeben — das ist ein Korpsstudenten-Standpunkt — immer nur der Speiende sinkt.

Frankreich ist ein Land, das schwer zu behandeln, in das einzudringen außerordentlich diffizil ist. Das wird aber nicht nur lohnend, sondern auch im Interesse eines europäischen Zusammenlebens notwendig und durchaus möglich sein.

Ich habe hier so viel guten Willen gesehen, zu einer Verständigung zu kommen, daß ich nur raten kann, mit dem Maximum von Verstand, Takt und Geschicklichkeit — und mit einem absoluten Minimum an dem, was man so gemeinhin nationale Würde nennt, für eine Annäherung zu wirken.

## STUDIO DES URSULINES

Wer Paris besucht, sollte nicht versäumen, sich das kleine Kino in der rue des Ursulines anzusehen. Er wird da immer neue und merkwürdig interessante Filme finden. Es ist sozusagen ein cinéma d'avant-garde.

In dieser Woche gab es zum Beispiel *«Faits divers»*, einen französischen Film von Claude Autant-Lara, ein immerhin eigentümliches Experiment. Da war ein an sich banales Eifersuchtsdreieck zu sehen, aber in neuartigen Ausschnitten (der Film ist übrigens schon zwei Jahre alt). Man sah Gesichtsteile, das Arbeiten eines verzweifelten Mundes, das Spiel der Hände, wenn einer zweifelte, verwandelte er sich in zwei Personen, dazwischen Wasser und Sonne als stimmungstönende Faktoren — kurz: viel Literatur, noch mehr Symbol, und das Ganze wirkte wie ein altbackener Napfkuchen in einer Kubistenkiste. Aber immerhin mußte man unaufhörlich zusehen.

Dann gab es, wie immer, eine Wochenschau aus dem Jahre 1910 — und die hatte allerdings einen tollen Heiterkeitserfolg. Es war aber auch zu schön: die Moden in Auteuil (Riesenfederhüte, lange Kleider, kleine Fräckchen der Damen) — die alten Minister, darunter auch der jetzige Präsident, Herr Doumergue, der schon vor sechzehn Jahren so freundlich lächeln konnte wie heute — auch trat ein uns bekannter uniformierter Herr auf und nahm eine Parade in Bonn oder sonstwo

ab, und weil der Film etwas rasch lief und die Soldatenbeine strampelten, gab es leise Pfliffe, die aber rasch erstickten. Der Skandal kam erst viel später.

Es war nämlich der in Deutschland schon bekannte «absolute» Film des Malers Ruttman auf dem Lichtspielplan — und dazu gab es gratis einen herrlichen Radau. Es ist nicht zu glauben, wie einfache Linien und Farbflecke, Spiralen und drehende Kreise eine Menschenmenge so zum Überkochen bringen können. Die Leute pfliffen und sangen und schrien, manchmal fragte einer: «Est-ce qu'il y a quelqu'un qui comprend?» und dann antworteten wieder die andern: «Wer das nicht versteht, braucht ja nur hinzusehen!» und so ging das unter mächtigem Krach eine schöne Viertelstunde. Ohrfeigen waren nicht gefragt, Hinauswürfe unter Pari. Besonders herzlich und dumm lachten die anwesenden Damen — und die allgemeine gute Laune kam erst wieder, als ein alter Verbrecherfilm gezeigt wurde, in der der alles verloren habende Spieler in Monte Carlo mit einem zu kleinen Hut und wilden Gesten ans Meer stürzt und dort — halt dir feste! — einen Mann in weißen Hosen niederknallt. Das Verbrechen wird aber entdeckt, als der böse Mann ein herzinniges Mädchen als Braut umarmt. Die Leute lachten Tränen, und man sollte auch in Berlin einen alten Herzenswunsch von mir erfüllen: alte Filme zu geben. Das ist eine Kurzweil von zehn Minuten, und die Direktoren werden sich die Hände reiben. Mehr wird bei Chaplin auch nicht gelacht.

## FLAGGENLIED

In einer kleinen Ecke  
da ist dein Flaggenreich.  
Du wehst auf dem Verdecke  
wohl übern großen Teich.  
Du wehst am Steuerruder  
und in Amerika;  
du bist ein armes Luder,  
weißst nicht, wie dir geschah —  
Republik!  
Republik!  
Hast du das gewollt?  
Schwarz die Reichswehr.  
Weiß die Zelle.  
Rot die Schande.  
Kehre um!  
Kehre um!  
Zu Schwarz-Rot-Gold!

In Rio de Janeiro  
da steht ein Stammtisch rund.  
Dran sitzt der Caballero  
und schimpft dich auf den Hund.  
Und nun trägst du die Farben,  
die einen Krieg geschürt,  
die uns schon mal verdarben  
und in den Tod geführt —

Republik!

Republik!

Hast du das gewollt?

Kehre um!

Kehre um!

Zu Schwarz-Rot-Gold!

Die ihr bis jetzt geschlafen:  
seid ihr nun endlich wach?  
In jedem großen Hafen  
bekommt ihr eins aufs Dach.  
In jedem fernen Lande  
umflattert euch der Hohn  
und zeigt der Welt die Schande  
von deutscher Reaktion —

Republik!

Republik!

Hast du das gewollt?

Schwarz die Reichswehr.

Weiß die Zelle.

Rot die Feme,

Kehre um!

Kehre um!

Zu Schwarz-Rot-Gold!

P. S. Im übrigen ist das gar nicht so wichtig.  
Zum ersten Mal firmiert ihr richtig —!

## DIE NEUTRALEN

Mir ist in ganz Frankreich, in Paris und in der Provinz, ein Menschentyp aufgefallen, den es in Deutschland kaum noch gibt —: der Neutrale. Das ist so:

Am Sonnabend nachmittag kommt eine Hausbesitzerin aus ihrem kleinen Haus herausgestürzt, in dem sie wohnt, und macht unten dem

Posamentierwarenhändler große Vorwürfe: er verbrauche zuviel Wasser, um das Trottoir zu reinigen. Die Frau scheint angetrunken und vollführt auf der Straße großen Spektakel — beides für hiesige Verhältnisse eine außerordentliche Seltenheit. Drum herum stehen etwa zwanzig oder dreißig Personen, die da auf Bekannte warten, Leute, die in der Nähe Einkäufe machen, die schon vor dem Zusammenstoß da gestanden haben. Und nun begibt sich . . .

Und nun begibt sich gar nichts.

Nicht einer mischt sich ein. Nicht einer gibt laut sein Urteil ab. Nicht einer belehrt die Frau, den Posamentierwarenhändler, die andern. Alle bleiben neutral. Der Zank ist eine Sache, die nur die Beteiligten angeht.

Und das kann man in Frankreich tausendfach sehen: auf der Straße und in der Bahn, im Restaurant und im Theater. Die Leute kümmern sich nicht um einander. Um das ganz zu verstehen, muß man sich die Lage in Deutschland vergegenwärtigen.

Da kümmern alle sich um alles. Jeder reibt sich an jedem. Benimmt sich einer schlecht, so sind gleich zwanzig da, die ihm das sagen, dreißig, die Partei gegen die zwanzig nehmen, und hundertundfünfzig, die ihre individualpsychologischen, wirtschaftspolitischen und allgemeinen Erwägungen an diesen Fall lehrhaft knüpfen. Das gibts hier nicht.

Denn der Deutsche ist nicht nur ein Schulmeister, sondern vor allem ein öffentlicher Schulmeister. Er belehrt die Welt, er nimmt sie entsetzlich ernst, und besonders da, wo sie das gar nicht verdient, wo es nicht lohnt. Bei deutschen Zwischenfällen hat man immer das Gefühl, als seien sie nur Anlaß zur Entladung aufgespeicherter Energien, die nur darauf gewartet hätten, herauszupuffen. Die Deutschen sind mit Offensivgeist getränkt. Der Aufwand an Radau steht meist in gar keinem Verhältnis zur Sache — aber das Prinzip, das Prinzip muß durchgefochten werden.

Die allgemeine Nervosität, die viel mehr ist als nur das, liegt auf der Lauer. Die Luft ist geladen. Ein unbedachtes Wort — und der Straßenbahnwagen verwandelt sich in eine Tobsuchtszelle. Belehrend, protestierend, gegen den Protest aneifernd, schreiend, rechthaberisch — so keifen sie durcheinander.

Schwer, einem solchen Volk begreiflich zu machen, daß die 'Atmosphäre' eines französischen Coupés, eines Restaurants, eines Wartesaals nicht vorhanden ist. Man kann es nicht anders ausdrücken: sie ist nicht vorhanden.

Die Leute sitzen stundenlang nebeneinander und sprechen kaum ein Wort mit Fremden. Sie fahren lange zusammen und zanken sich nicht über Politik. Kommt überhaupt ein Gespräch zustande, so bleibt es höflich-neutral, bewußt an der Oberfläche, sehr, sehr zurückhaltend. Es ist eine Wohltat für deutsche Nerven.

Haß und Liebe werden nicht öffentlich begründet. Man spricht Frauen nicht auf der Straße an; sie mögen es nicht einmal. Das «Ekel» ist so gut wie unbekannt. Die Leute noch in den kleinsten Städten sind viel großstädtischer als die Berliner, die sich gar so viel darauf einbilden. Die Franzosen wissen aus einem jahrhundertealten Instinkt heraus, daß es nicht lohnt, jede Kleinigkeit bis zum Äußersten zu verfolgen, daß es sich mit Höflichkeit bequemer lebt, daß es praktischer ist, sich anständig zu benehmen. Nur abgeschliffene Steine stoßen sich nicht.

Was geschieht bei einer französischen Auseinandersetzung?

Die Gegner versuchen, einander zu überzeugen. Es wird materielles Recht abgehandelt, keine Prozeßordnung. Es wird gesagt: «Dieses Glas hat einen Fehler — ich mag nicht den vollen Preis bezahlen!» Und: «Alle meine Gläser sehen so aus — urteilen Sie selbst!» Und: «Dann sind eben alle Ihre Gläser fehlerhaft — ich kann dafür nicht den vereinbarten Preis bezahlen!» Es wird aber nicht gesagt: «Vor allen Dingen benehmen Sie sich mal in diesem Geschäft anständig!» Es wird aber nicht gesagt: «Ich verbitte mir . . .» Und das dritte Wort ist: Arrangement. Capus: «Alles im Leben endet mit einem Arrangement.» Im französischen Leben unbedingt.

Streitende wissen hier aus Instinkt, daß nie einer ganz recht hat und der andre ganz unrecht. Man trifft sich in der Mitte. Und man kann das umso leichter, als jeder Franzose das ist, was unsre Kaufleute «kulant» nennen. Und er kann das sein, weil seine «Ehre» nicht davon berührt wird, wenn er nachgibt. Wer etwas durchgesetzt hat, ist kein Sieger — wer nachgegeben hat, kein Unterlegener. Diese Betrachtungsweise fällt hier fort — sie mutete den Franzosen etwa so an wie die Frage, ob das neue Musikstück mehr auf den schwarzen als auf den weißen Tasten gespielt wird. Die Frage stellt sich nicht.

Es sind keine Engel — und zutiefst ist das Verhältnis des Arbeitnehmers zum Arbeitgeber ökonomisch begründet, wenn auch patriarchalisch abgeschwächt. Es ist ein «Noch» — es ist kein «Schon». Nur ist dieses vollendete «Noch» dem durchlöcherten «Schon» tausendmal überlegen. Und aus Klugheit, aus Weisheit selbst, sind so viele Beziehungen zwischen Menschen in Frankreich neutralisiert.

Da wird nicht «Stellung genommen», da wird nichts ein für allemal entschieden, wenn ein kleiner Hund in den Briefkasten fällt, da wird nicht zur Geschäftsordnung gesprochen, und da gibt es keine Probleme, keine Einstellung und kein Holterdipolter. Es gibt — in allen Schichten — nur vernünftige, sehr klare, sehr rationelle Menschen, die in Kleinigkeiten keine Prestigefragen kennen.

Ich las neulich, daß der deutsche Rundfunk doch auch Anstandsunterricht geben könne, etwa: wie man den Kellner behandeln soll, wie man ihn zum Zahlen zu rufen habe . . . Unmöglich, das einem Fran-



zosen klarzumachen. Eine Fragestellung über solche Dinge liegt außerhalb seiner Vorstellungswelt. Zum Kellner spricht er wie zu aller Welt: ohne verhaltenen Grimm, ohne Oberhoheit, neutral. Das macht: er ist kein Ritter, der im Visier schlottert und daher mit dem Schwert rasselt, wie es der Selige zu tun pflegte. Er ist ein Mensch, einfach ein vernünftiger Mensch. Es ist die Humanität, die in Frankreich in ausnahmslos allen kleinen Vorgängen des Lebens siegt. Gewiß nicht immer in den großen.

Und wie viele Deutsche im Leben unendlich weit von Humanität entfernt sind, weil sie glauben, Menschlichkeit und Sentimentalität sei eins, das merken wir erst im Ausland.

Es ist selbstverständlich nicht richtig, wenn etwa behauptet wird, im Ausland klappe alles besser, sei alles besser, schmecke alles besser. Dergleichen sagen kleine und große Moritze aus Frankfurt am Main.

Aber das öffentliche Leben im westlichen Ausland spielt sich geräuschloser ab, glatter, geölter. Man findet viel mehr Bereitwilligkeit bei allen Leuten, und die ist ganz grundsatzlos, nicht etwa diktiert von dem Wunsch, «durch gesittetes Benehmen den für das Land nützlichen Faktor des Fremdenverkehrs zu heben». Davon ist gar keine Rede. So lange man von den Franzosen nichts weiter will als eine Auskunft, als für sein Geld zu fahren und zu sitzen, zu plaudern und zu leben — so lange gehts ausgezeichnet. Aber das ist schon sehr viel. Welch eine Fülle von Ärger in Deutschland, von Nervenbelastung, von Konfliktstoff! Und wie unnütz und überflüssig ist das —! Wie vertan der Aufwand, lächerlich das Gespreize, gockelhaft das Kollern von Männern, die ihren Bezirkskommandos gegenüber nie gewußt haben, was Freiheit ist —! Sklaven auf dem Maskenball, als freie Männer verkleidet. Freigelassene.

Ich bin dem Herausgeber dieser Blätter dankbar, daß er meine hymnischen Ergüsse aus meinen ersten pariser Tagen nicht zum Druck befördert hat. Sie waren verständlich — ich kam aus dem schlimmsten Inflations-Deutschland in die Freiheit —: aber sie waren falsch, weil gar zu subjektiv. Heute hingegen nach Jahren, wo der erste Rausch verfliegen ist, und wo ich Frankreich nüchterner, aber viel klarer ansehe als damals, wo ich auf den Knien lag und so nicht viel sehen konnte — heute erkenne ich, was den ungeheuern Vorzug dieses Landes ausmacht. Es ist die Humanität, die Neutralität des öffentlichen Lebens.

Wir aber sind auf unsre Fehler stolz und bemühen uns — oho! —, sie nach Kräften zu vergrößern.

## KONVERSATION

Magda spricht. Arthurchen hört zu.

Magda (presto)

«Gott, Sie verstehen doch was vom Theater — endlich mal einer, der was vom Theater versteht. Ich werde Ihnen das also ganz genau erzählen.

Die Leute hatten zunächst die Straub engagiert, die sollte den Dragonerrittmeister spielen. Ich die Lena. Ich habe gesagt, neben einer Hosenrolle komm ich nicht raus. Ich komme doch nicht neben einer Hosenrolle raus —! Mit mir kann man das nicht machen. Wenn ich mir mal was in den Kopf gesetzt habe, alle meine Freunde sagen, ich bin so eigensinnig, und das ist auch wahr. So bin ich eben. Nicht wahr, Sie finden das auch —? Nicht wahr? Ja. Und da habe ich dem Direktor gesagt, ich sage, wenn ich die Lena nicht spielen darf, dann schmeiß ich ihm seinen Kram vor die Füße. Papa sagt auch . . . Finden Sie richtig, nicht wahr —? Ja. Da hat der Direktor natürlich nachgegeben, soo klein war er, ich kenn doch die Schwester von dem Kammergerichtsrat Bonhoefer, der der Onkel von seinem Geldgeber ist — wissen Sie übrigens, daß Klöpfer die neue Rolle nicht spielen will? Er hat gesagt, so einen Drecktext spricht er nicht. Klöpfer geht zum 1. Juni auf Tournee. Ich sollte erst mit, aber ich mach mir nichts aus Tourneen. Gott, ich hätt's ja vielleicht getan — aber wenn jetzt die neue

Arthurchen (denkt)

Das kann man wohl sagen, daß ich was vom Theater verstehe — das hat sie ganz hübsch gesagt. Natürlich versteh ich was vom Theater. Nu leg mal los.

Sie ist ja doch pikant, sie hat was. Nette Beine. Ob sie einen Büstenhalter trägt? Nein, sie trägt wohl keinen. Wenn sie schnell spricht und dabei lacht, dann hat sie so ein nettes Fältchen um die Augen. Sie sollte sich übrigens die Wimpern nicht färben, das steht ihr gar nicht. Aber eine nette Person. Eigentlich . . . Wer hat die eigentlich —? Na ja, Franz — aber das füllt sie doch nicht aus! Dabei spricht sie immer von Papa und Mama, wie macht sie das mit dem Ausgehn? Lebt sie zu Hause? Wenn sie auch zu Hause lebt, das kann man arrangieren . . .

Die Schwester von dem Kammergerichtsrat? ein übles Aas. Wer weiß, ob die Leute überhaupt so viel Geld haben . . . Was hab ich denn heute für einen Schlips um? Sie guckt mir immer so nach dem Hals . . . Das ist doch eine neue Krawatte — hab ich da 'n Fleck . . .? Nein, das war wohl nichts. Wenn sie die Augen zu-

Trustdirektion kommt, dann werden wir ja sehn! Ich hab in diesen Sachen so was Kindliches. Ich bin überhaupt ein großes Kind. Finden Sie nicht auch —? Nicht wahr? Ja. Kennen Sie Gerda, die blonde Gerda? Die, die'n Verhältnis mit der Frau Petschaft hat — na ja, sie hat auch'n Freund, aber bloß so nebenbei. Der Freund weiß das, natürlich. Mit mir hat sie . . . ach, Sie sind'n gräßlicher Mensch — was Sie immer alles gleich denken! Die Gerda ist völlig talentlos. Und frech ist die Person —! Das Gretchen will sie spielen. Was sagten Sie —? Nein. Ja. Ich meine: die Frau darf das einfach nicht spielen. Geht auch gar nicht, weil die neue Kombination Fischer-Hirsch dagegen ist. Und wenn die Kombination nicht dagegen wäre — Himmel, es ist sechs Uhr! Nein, wie man sich mit Ihnen verplaudert! Sie reden so nett und anregend . . . Grüß Gott, Doktorchen. Seins nicht böse — aber ich muß fort. Auf baldiges —»

macht, sieht sie nett aus. A certain moment — stand neulich in dem Roman. So sieht sie dann aus. Nett. Sie kann doch sehr lustig sein. Es kann doch sehr lustig werden. «Ja, das finde ich auch. Gewiß, gnädiges Frollein.» Reizende Person. Wie spät mag das sein? Sie erzählt ja 'n bißchen viel. Aber jetzt kann ich nicht nach der Uhr sehn. Verdammte, die Uhr im Salon kann man von hier aus auch nicht sehn. Ich wer mal so ganz nongschalang aufstehn . . . Sieht man die Uhr auch nicht. Die Gerda —? Die Gerda mit ihr zusammen — wär gar nicht übel. Was ist das fürn Parfum, das sie hat? Was ich gesagt habe? Ich hab doch gar nichts gesagt. Mein Gott, spricht die Frau! Mein Gott — aber man müßte sehen, zu irgendeinem Schluß zu kommen, so oder so . . . Schnupfst du eigentlich Kokain, mein Engel? Hoffentlich nicht. Sechs? Schockschwernot, Hilde wartet nie so lange. Und nachher ist die Wohnung zu, und ich habe keinen Schlüssel. Na, dann diese hier. Bin ich heute abend frei? Ja. Sind Sie vielleicht heute abend . . . «Auf Wiedersehn!» Wupp. Jetzt ist sie weg.

## PARISER DANKGEBET

In Nummer 20 hat Peter Panter geschrieben:

«Ich bin dem Herausgeber dieser Blätter dankbar, daß er meine hymnischen Ergüsse aus meinen ersten pariser Tagen nicht zum Druck befördert hat.» Auf diesen Satz hin hat man mich der Feigheit geziehen: ich Internationalist hätte vermutlich aus Angst vor den deutschen Nationalisten nicht gewagt, die Wahrheit über Frankreich zu drucken. Bekanntlich ist Angst die Signatur dieser Blätter. Aber diesmal wars bei mir keine Angst, sondern einfach aus besserer Kenntnis der Stadt die Voraussicht, daß mein Mitarbeiter sich spätestens nach einem Jahr freuen würde, mit einem ungerechten Überschwang, wie er sich etwa in diesem Gedicht hier entfaltet, nicht Woche um Woche zu Worte gekommen zu sein.

Hier tritt mir keiner auf die Stiebeln. Hier sind die Leute höflich und nett. Und wenn mir doch mal einer rauftritt, dann sagt er: «Ah pardon, monsieur!» überall, in Malakoff und in der rue Lafayette.

Kyrie eleison!

Hier fahren die Autos glatt und schnell. Und geraten sie wirklich mal aneinander mit leichtem Buff,

dann sagt keiner: «Dir hol ick jleich runter vom Bock, du oller Mistkutschenfahrer, pass mal uff —!»

Kyrie eleison!

Hier ist der Schaffner kein Vorgesetzter, und der Verkäufer teilt keine Gnaden, sondern Schnitzel aus.

Hier geht man frühmorgens heiter und pfeifend aus seinem Haus. Amen.

Hier kann man sich noch freuen, weil eine Markise so schön gelb leuchtet. Hier hat jeder Arbeit und doch Zeit, ein Mensch zu sein, aufzuatmen allein und zu zweit.

Kyrie eleison!

Rekonvaleszenten sehen aus den Fenstern der Krankenhäuser, ungehetzt und voll Ruh.

Alte Herren gucken im Luxembourg den Spielen der Kinder zu.

Kyrie eleison!

Hier ist Wolke noch Wolke und Stein noch Stein.

Hier hat es noch einen Sinn, am Leben zu sein.

Amen.

Hier sind die Professoren keine Staatssklaven und die Studenten keine Hausknechte.

Hier muß man gebildet und kultiviert sein — das verlangt die Linke wie die Rechte.

Kyrie eleison!

Hier können sogar die Royalisten gute Artikel schreiben — es sind Leute von Witz und Esprit.

Und von schimmernder Wehr und Großfrankreich sprechen die Blätter fast nie.

Kyrie eleison!

Wenn sich hier die siegreichen Generale so benehmen wollten wie unsre geschlagenen zu Haus . . .!

Ein ganzes Land streckt friedfertig die Arme aus —

Amen.

Wie schön ist es, hier zu leben: ohne diese Gesichter, die keine sind; ohne Krach und Krakeel — ohne den staubigen berliner Sommerwind.

Zehn Jahre zu spät! Und doch darf ich nicht klagen.

Es tut so wohl, auch einmal Ja zu sagen.

## HERR WENDRINER ERZÄHLT EINE GESCHICHTE

«Mahlzeit! Guten Appetit! Na, dann wolln wir anfangen! Na, was ist —? Du hast uns zum Essen reingerufen, und das Essen steht nicht auf dem Tisch! Hundertmal hab ich schon gesagt, wenn ich reinkomm, will ich, daß das Essen aufm Tisch steht. Das Mädchen . . .! Das Mädchen . . .! Entschuldigen Sie, Welsch, aber wir haben 'n neues Mädchen . . . Na, ich will mich am Sonntag nicht ärgern. Ja, also was ich sagen wollte: ich wollt Ihnen doch erzählen, was mir da neulich passiert ist. Ich komm also — ah, endlich, die Suppe! Guten Appetit! tu auf — ich komm also nachm Theater, ich glaube, es war im Schauspielhaus, nein, doch nicht . . . im Deutschen Theater, richtig, komm ich raus und geh so auf die Straße — mir nicht so viel Klößchen — Welsch, nehm Sie von den Klößchen, die sind excillent, ich soll sie bloß nicht essen, ich wer so dick, sagt der Arzt — komm ich raus, spricht mich ein wildfremder Mensch an. Ganz jung, ein ganz junger Mensch . . . Soo! Walter, kannst du denn nicht vorsehn! Jetzt haste wieder alles danebengespritzt! Nächstens wern wir dir 'n Pichel umbinden! So ein großer Junge! Weiß oder rot, Welsch? Ich nehm auch lieber roten . . . 'n ganz junger Mensch, ich kenn ihn nicht — gib mir mal 'n bißchen Salz — und spricht mich an. Er hätt nichts zu essen. Ich sage, lieber Freund, sag ich, ich hab auch manchmal nichts zu essen, aber deshalb spricht man doch nicht gleich jeden Menschen auf der Straße an! Ausgerechnet mich! Als ob nicht reichere Leute aus dem Theater . . . Lächerlich, Welsch, was Ihnen meine Frau auftut, könn Sie essen! Genieren gibts hier nicht, nu nehm Sie schon . . . Also ich sag zu dem jungen Mann, hörn Sie mal, sag ich, Sie sehn doch ganz anständig aus, wie kommt das, daß Sie nichts zu essen haben . . .



Also, Welsch, jetzt tun Sie mir den einzigen Gefallen und zieren Sie sich hier nicht! Nehm Sie doch! Nu nehm Sie noch 'n bißchen Zander! Nu nehm Sie doch! Bedienen Sie sich! Genötigt wird hier nicht. Ja, sagt der junge Mann, er wär aus Breslau, ich horch natürlich auf — Walter, du sollst nicht so viel Buttersauce essen! Iß nicht so viel! Das bekommt dir nicht! Neulich hat er sich erst übergeben! Iß nicht so viel Buttersauce! Kannst du nicht hören? Nimm ihm mal die Buttersauce weg! Nehm Sie noch 'n bißchen, Welsch! Vorjen Sonntag war Regierer hier, der hat sich für drei Wochen voll gegessen! Ein gesunder Appetit! Nehm Sie noch 'n bißchen, Welsch! Jetzt hast du wieder das gehackte Ei vergessen! Paß doch 'n bißchen besser auf! Nie paßte auf. Was sagen Sie, Welsch? Volksentscheid? Ich weiß nicht, ich bin nicht dafür. Ich hab son unbehagliches Gefühl! Damit fangen sie an, und mitm Auto hörn sie nachher auf. Und ich will Ihnen mal sagen — unterbrich mich doch nicht immer! — ich will Ihnen mal sagen . . . grade die Juden sollten . . . *La domestique* . . . Jaa, ja, das Fleisch ist sehr schön durch! Ich erzähl Ihnen nachher weiter. Jetzt nicht. Sagt der junge Mensch also zu mir, er wär aus Breslau. Ich hab mich unterbrochen, ßis nicht nötig, daß das Mädchen alles hört. Sie gehn bloß nachher rum und erzählen wer weiß was. Nehm Sie doch 'n bißchen Kompott! Kompott ist sehr gesund. Essen Sie auch Fruuhtsoohlt — ich meine, son Salz — es ist kein richtjes Abführmittel . . . Hilde, siehst du eigentlich von deinen Eltern, daß sie sich bei Tisch in der Nase bohren? Bei Tisch bohrt man nicht in der Nase. Tut man überhaupt nicht, hat Welsch ganz recht. Ja, um auf den jungen Mann zurückzukommen, er erzählt also von Breslau, kommt raus, er hat als kleiner Junge meinen verstorbenen Vater gekannt — er hat manchmal Bobongs von ihm bekomm. Ich hab mich natürlich nich zu erkennen gegeben, überhaupt war es schon spät, und es war auch 'n bißchen dunkel auf der Straße — ich konnt ja nicht wissen, wer der junge Mensch war . . . Ist kein Brot da? Siehste, wieder haste kein Brot reingestellt — du weißt doch, daß ich Brot beim Essen aufm Tisch haben will! Zieh dich eben vorher an! Das Bild hängt schief — Kinder, was macht ihr bloß den ganzen Tag! Keiner paßt auf — wenn ichs nicht sehe . . .! Ja, 'n ganz hübsches Bild — ich sammel son bißchen. Impressionisten natürlich. Von der modernen Kunst halt ich nichts. Ja, also richtig: er sagt, er wär stellungslos, er hätt keine Wohnung — und — Mahlzeit! Mahlzeit! Mahlzeit, Hilde! Mahlzeit, Walter! Mahlzeit, Welsch! Komm Sie, 'n Likör . . . Kaffee trinken wir drin. Komm Sie, wir rauchen ne Zigarre. Hier, die is leicht. Nein, nehm Sie die — die is besser. Hier ham Sie Feuer. Ja, um auf die Geschichte zurückzukommen — Sie, meine Frau ist grad mal rausgegangen, kennen Sie schon den Witz von dem alten Grafen, der heiratet und im Hotel vor der Hochzeitsnacht noch schnell in die Bar geht? Ja. Er verlangt Pilsner; sagt der Barkiehper, Herr Baron, nehm Sie kein Pilsner,

das schlägt nieder. Nehm Sie lieber 'n Glas Scherri. Tut er. Wie er am nächsten Morgen runterkommt, sagt er zu dem Kellner: Wissen Sie was, geben Sie mir zwei Glas Scherri und meiner Frau schicken Sie ne Kanne Pil — Ach, da bist du ja — ich sage grade zu Welsch, mit der Mietsregelung müßte man das anders regeln. Ist der Kaffee fertig? Ja? Komm Sie, Welsch, wir wolln Kaffee trinken. Ein oder zwei Stück Zucker? Milch? Ich nehm nie Milch. Hat mir der Arzt verboten. Kaffee hat er mir auch verboten. Man kann bloß nicht alles tun, was einem die Ärzte sagen. Ja, nu passen Sie auf, wie das mit dem jungen Mann war. Er hat mich um meine Adresse gebeten . . . na, das hab ich nu nicht getan — ich wer doch einem fremden Menschen nicht meine Adresse geben . . . Wo soviel Schwindler in Berlin rumlaufen. Dabei fällt mir ein: haben Sie eigentlich Oberbedarf verkauft? Ich weiß nicht . . . ich hab kein rechtes Zutrauen . . . Was! Was denn! Sie gehn doch noch nicht! Ach, Welsch, machen Sie doch keine Geschichten! Wird Ihre Schwägerin eben 'n bißchen warten! Komm Sie immer noch früh genug hin! Lächerlich! Bleiben Sie doch noch 'n bißchen! Ih — bleiben Sie doch noch! Na, wenn Sie durchaus wollen. Warten Sie, ich bring Sie raus. Hier — das ist Ihr Überzieher. Das ist meiner. Ja, ich laß bei Kropat arbeiten — ich bin ganz zufrieden . . . er macht mir Extrapreise. Der Meister bedient mich immer selbst. Welsch, ham Sie das Papier hier hingeschmissen? Ach, das is von Ihren Blumen. Walter! Nimm mal das Papier hier weg! Hilde soll hinten nicht sonen Krach machen; sag ihr mal, Papa will das nicht. Und schick mir mal das Mädchen vor. Na, denn auf Wiedersehn, Welsch! Auf Wiedersehn! Komm Sie gut nach Hause!

Wo bist du denn? Ich weiß nicht: der Welsch gefällt mir nicht. Nerwöhs is der Mann! Ich hab ihm ne Geschichte erzählen wollen — weißt du, das von dem jungen Mann, was ich dir schon erzählt habe, neulich vom Theater . . . die Sache is ja auch sehr interessant . . . Welsch kannste nichts erzählen. Weißte, was er tut? Er hört nicht zu.»

## DER RASENDE KOMMIS

Namentlich hat Heine große Furcht  
vor dem reisenden Vaterlande.

Ludwig Wihl, Oktober 1837

«Jetzt war ich rund. Trat der Jungfrau von Orleans, die herausfordernd ihre goldene Standarte auf der Place Rivoli in die Wintersonne reckte, keck entgegen. Weise dich wieder aus, Dame! Kein gealteter Bernard Shaw macht als Symbol einer hysterischen Protestantin, kein Joseph Delteil dich uns Heutigen als Gleichnis einer geilen Kuhmagd, die nach Stall und —»

Ja, wer tomt denn da —? Ja, wo hattu denn dein Wehwehchen? Wer ist hier so keck? So rund? So erschrocklich verwegen —? Es ist nur Sternheims Carl, den sie nach Paris hereingelassen haben, und das traurige Ergebnis ist ein Heft, «Heinrich Heines Unsterblichkeit gewidmet» und «*Lutetia*» betitelt, «*Lutetia, Berichte über europäische Politik, Kunst und Volkswesen 1926*». Das Buch ist nach dem Rezept jenes hamburger Maurermeister gearbeitet, der da sprach: «Erst bau ich 'n Haus, nöch? Und dann mach ich 'n büschen Stil an!» Dieser Stil zum Beispiel ist so:

«Jetzt wird Ordnung in mir, der Standpunkt ist klotzig da!» — «Dreißig bedeutende französische Menschen, mich mit ihnen bekannt zu machen, hatte ein pariser Bekannter abends zu sich geladen.» — «Und damit erscheint zu dem das westliche Europa vernichtenden, verpestenden Phänomen, aus Befangenheit vor erledigten Metaphern keine zeitgenössische Urteile bilden zu wollen . . .» — Am schönsten offenbart sich die Grammatik des ehemaligen Komödiendichters an der Stelle, in der man das Wort «deutsch» beachten wolle: «Ich bat eine junge Dame, der ich auf den Fuß getreten hatte, um Verzeihung. Tut nichts, rief sie deutsch, man ist es, Männer denken, spazierengehend, Problemen nach, wieder gewöhnt.»

Dies ereignete sich dem Buch nach in Paris.

Was mir an den Besuchen des «reisenden Vaterlandes» in Paris ausnahmslos auffällt, ist die maßlose Selbstüberschätzung, die hier ein wenig provinziell wirkt, sowie die Überschätzung der eigenen Wirkung. Sieht man von den jüngsten Beispielen ab, unter denen ein älteres Stiftsfräulein der deutschen Literatur abwechselnd als *précieuse ridicule* und als Schulamtskandidat *Germaniae* auftrat, so ist Sternheims Büchelchen der billigste Artikel in dieser Branche. Was er über Paris schreibt, ist von vorn bis hinten falsch.

«Am infamsten, wie der allgemeine Verzicht, selbständig zu sein und fühlen zu wollen, der Frau äußere Erscheinung in Grund und Boden gerammelt hatte. Jede war zu einer der Nachbarin aus demselben Milieu gleichenden Larve erstarrt und fertiggepinselt —» Falsch. Eben das gilt in einem kultivierten Lande nicht als Originalität, sich eine Zigarrenkiste auf den Kopf zu setzen, um nur ja anders auszu-sehen als der Nachbar, und eine Sechserindividualität verfängt in Frankreich kaum. «Immer noch werden bei Duhamel Hamp Radiguet Morand de Montherlant Valéry Cocteau . . . Spleene der Herrschenden verherrlicht.» Abgesehen davon, daß diese Reihe, deren Glieder ums Verrecken nicht durch Kommata getrennt werden, etwa der Zusammenstellung: Albrecht Schaeffer, Max Kretzer, Rilke, Loeser u. Wolff entspricht, soll der Monokeljunge eine Stelle, eine einzige, bei Pierre Hamp, dem Schilderer der menschlichen Arbeit aufzeigen, in der Spleene der Herrschenden verherrlicht werden. Er hat wahrscheinlich niemals ein Buch dieses Schriftstellers in der Hand gehabt.

Er spricht mit der Comtesse de Noailles, die das Unglück hat, deutsche Literaten in Flegel zu verwandeln: nach der letzten Unruhe nun dieser. Der nennt sie «eine herrlich aussehende Frau», schreibt von ihr, sie habe ihn «unter den kaum vorgestellten, die uns gespannt umstanden, auf einen Stuhl» genagelt — im übrigen gleicht er vor ihr dem Liebhaber eines kleineren Sommertheaters.

«Der Sieger im Weltkrieg nimmt neugierigen Anteil an deutscher Literatur, den er nie vorher bewiesen hat.» Falsch. Bis auf eine gewisse Literatengruppe kümmert sich der französische Leser wenig um ausländische Literatur; vier pariser Salons sind noch nicht Frankreich, und die beiden Länder kennen sich nicht gut. Sternheim weiß von Paris wenig, aber dieses wenige hat er nicht verstanden. Unerträglich wird er erst, wenn er sich sein Monokel aufsetzt und pariser Restaurants, Frauen, Baulichkeiten, Läden und Theater vorbeidefilieren läßt, wobei sich denn freilich der heimliche Sachse, der in ihm steckt, offenbart, wenn er von einem Restaurant «Boccardi» schreibt; zwar sind dort die Spaghetti weich, aber das B ist hart, und der Mann heißt Poccardi.

In dem Buch ist gleichfalls von Berlin, von München, von der Schweiz die Rede, und das mögen die einzelnen Orte mit ihm auspauken. Es lohnt nicht recht, denn er steht noch bei jenem wilden Inflationshaß auf Deutschland, bei jener kindischen Überschätzung der Fremde, weil sie die Fremde ist — und leider spricht er auf jeder dritten Seite auch von sich selbst, das ist keine sehr interessante Landschaft.

Wir hören von Van Gogh, «dessen Lebensbeschreibung aus meiner Feder im . . . Verlag das heutige Publikum nicht genügend liest». Recht hats. Und wir erfahren, daß der Palmnickener Anzeiger für Stadt und Land an Dichter Sternheim eine Rundfrage gerichtet hat («Gibt es eine christliche Dichtung und wie sehen Sie ihr Bild, oder was spricht dagegen?») — und auf dieses Gelalle antwortet er mit einem Fleißaufsatz, dem die Note IV/V zu geben ich mich in die traurige Lage versetzt sehe. Und wir erfahren, daß er im Kriege zunächst in Belgien gewohnt hat . . . «Bei unserm Fortgang auf elendem Einspänner bei strömenden Regen hatte ein Teil der Dorfbevölkerung, unser belgisches Personal, das den Wagen umstand, Tränen in den Augen.» Das war damals, Carl, als dir die Köchin, die dir immer deine Aufsätze korrigiert, noch ein Buch auf den elenden Einspänner reichte: es war die deutsche Grammatik. Aber du wendetest dich ab und sprachst: «Nicht brauche sie ich» — und die Grammatik fiel in den Modder, und da liegt sie heute noch. Und wir erfahren, wie er massiert worden ist: «Meine Masseure im Bad waren so unvergleichliche Kerle, wie ich sie in der ganzen Welt nicht getroffen habe . . . Diese meist über fünfzig Jahre alten Burschen von morgens bis abends in heißem Wasser mit hundert- und zwanzig Mark Monatsgehalt stehend . . .» Vor solchem Stil lob



ich mir die Kindsmagd Marie. «Jedes Mal bei der Fahrt durch das milchfließende Allgäu fällt mir unser niederbayerische Kindsmagd Marie ein, die, als ich sie beim Apfelkompottessen eines Verstoßes wegen zur Rede stellte, mir den Teller mit Mus auf dem Kopf plattschlug.» Selten habe ich bei einer dramatischen Situation so eine Befriedigung empfunden wie hier. Bravo, Marie!

Übrigens hat der Stilkünstler einen durchaus kongenialen Kollegen, und mit dem ist es so: «Denn vor kurzem schrieb mir mein Kamerad Kasimir Edschmid, dessen deutsche Prosa ich von der zeitgenössischer deutscher Autoren mit am höchsten schätze. Baden-Baden stehe vor wirtschaftlichem Zusammenbruch . . . Ich schrieb ihm, sich als Kur- und Theaterdirektor an die Spitze aller dortigen Veranstaltungen zu stellen, Behörden und Einwohnern Baden-Badens wenn nicht zeitgenössische Ideen, doch Umgangsformen beizubringen.» In schlaflosen Nächten hat mich oft die Frage geplagt, was man mit Edschmid um Gottes willen beginnen solle, wenn diese Sorte Literatur ihren Mann nicht mehr ernährt. Ich hatte auf Barbier geraten, auf Damenschneider für ältere Amerikanerinnen . . . jetzt weiß ich es endlich: dieser Mann ist der geborene Kurdirektor, und auch Sternheim wäre als Renommiergast nicht eben schlecht zu gebrauchen.

Über dieses lächerliche Heft wäre zur Tagesordnung überzugehen, aber nicht ohne daß im Ernst einige Worte über Herrn Sternheim hinzugefügt werden.

Der Hypothekenfürst bildet sich ernsthaft ein, überlegen-weltmännisch, international, mondän, kurz etwas zu sein, was man in seinen Kreisen «große Klasse» nennt. Er ist nicht groß, und er ist nicht Klasse, und ich will ihm sagen, was er ist. Er ist ein Kommis Wilhelms des Zweiten. Er ist genau dieser Typus des zum Reserveleutnant als unerreichbarem Ideal heraufschielenden Heringsbändigers aus dem Kaiserreich, der nichts mit einem anständigen kaufmännischen Angestellten, aber alles mit der Karikatur einer schlechten herrschenden Klasse gemein hatte. Kommishaft das fatale Grinsen, mit dem pariser Absteigequartiere beschrieben werden, kommishaft das Sonntagsmonoke!, kommishaft dieser erste Gedanke beim Anblick junger Amerikanerinnen: «Bestimmt waren sie nicht lesbisch, weil es anstrengend persönlich, darum shocking gewesen wäre.» Kommishaft die schmatzende Wonne, mit der Mayonnaisensauce, Van Gogh, Paris und die eigene Wohlhabenheit genossen werden, kommishaft der Jargon, die kindlichen Übertreibungen, für irgendeine Clique «Paris» zu setzen. Kommis der ganze Kerl.

Und es gibt eine Stelle in dem Buch, die nicht der literarische Kritiker, sondern jener Chauffeur, der Herrn Sternheim zu seiner größeren Sicherheit abends in Bayern begleitete, rezensieren sollte.



und das mit der größten Handschuhnummer. Es ist von der Beerdigung Eberts die Rede, und die Stelle lautet: «Daß dem Sarg des einstigen Sattlers erzgeschiente Bataillone, Schwadrone, berittene Haubitzbatterien vorausgingen und folgten, schien denkerisch unfäßbar.» Die Form der Beerdigung des ersten Reichspräsidenten ist diskutierbar wie der ganze Mann, und ich weiß, daß der politische Gegner das Recht hat, die politischen Fähigkeiten Eberts auf das schärfste zu verneinen. Einen Sozialdemokraten aber, der sich von unten nach oben gearbeitet hat, nur deshalb zu brandmarken, weil er einmal Sattler gewesen ist, scheint mir die niedrigste Art politischer Betrachtungsweise und daß die möglich ist, beweist, daß Herr Sternheim fremde Länder, die ehrlich demokratisch sind, ohne Erfolg besucht hat. Sie ist so recht die Äußerung eines verkleideten Freigelassenen im gutsitzenden Frack.

Ich habe den deutschen Handlungsgehilfenverbänden viel abzubitten, wenn ich Herrn Sternheim als das bezeichne, was er ist: einen rasenden Kommis.

### DREI BIOGRAPHIEN

«Sie sind der ungeborene Peter Panter —?» sagte der liebe Gott und strich seinen weißlichen Bart, der stellenweise etwas angeraucht war. Ich schwamm als helle Flocke in meinem Reagenzgläschen und hüpfte bejahend auf und nieder. «Für Sie gibt es drei Möglichkeiten», sagte der himmlische Vater und zerdrückte in unendlicher Güte eine Wanze, die ihm über das Handgelenk lief. «Drei Möglichkeiten. Wollen Sie sie bitte überprüfen und mir dann mitteilen, welche Wahl Sie getroffen haben. Es liegt uns viel daran, bei dem herrschenden Streit zwischen Deterministen und Indeterministen es mit keiner von beiden Parteien zu verderben. Suchen Sie hier oben aus, was Sie einmal werden wollen — unten können Sie nachher nichts dafür. Bitte.» Der alte Mann hielt mir einen großen Pappdeckel vor das Gläschen, auf dem stand zu lesen:

#### I

Peter Panter (1. Verarbeitung). Geboren am 15. April 1889, als Sohn armer, aber gut desinfizierter Eltern, zu Stettin auf der Lastadie. Vater: Quartalssäufer, das Jahr hat fünf Quartale. Mutter: Abonnentin des *«Berliner Lokal-Anzeigers»*. Studiert das Tierarzneiwesen in Hannover und wird 1912 städtisch approbierter Kammerjäger in Halle. Zwei Frauen: Annemarie Prellwitz, edel, Schneckenfrisur, in Flanell (1919–1924); Ottilie Mann, sorgfältig, korrekt, von großem Gebärfließ, in Ballonleinen (1925–1937). Vier Söhne; danach Anschaffung eines deutschen Perserteppichs. 1931: Reinigung des Bartes von Hermann

Bahr, Bahr kommt heil davon, P. wird katholisch. Wird im Juni 1948 nach Wien berufen, um die Wanzen, die sich in der Feuilletonredaktion der *«Neuen Freien Presse»* angesammelt haben, zu vertilgen. Da die Operation selbstverständlich mißlingt, wird Kammerjäger P. trübsinnig. Hört in dieser Geistesverfassung am 20. April 1954 einen Keyserling-Vortrag. Tod: 21. April. Panter geht mit den Tröstungen der katholischen Kirche versehen dahin, nachdem er kurz zuvor mit großem Appetit ein Mazze-Gericht verzehrt hat. Beerdigungswetter: leicht bewölkt, mit schwachen, südöstlichen Winden. Grabstein (Entwurf: Paul Westheim): 100,30 Mark, Preis des Marmors: 100 Mark. Stets in Ehren gehaltenes Andenken: acht Monate.

«Nun —?» sagte der liebe Gott. «Hm —» sagte ich. Und las weiter:

## II

Peter Panter (2. Verarbeitung). Geboren am 8. Mai 1891 als ältester Sohn des Oberregierungsrats Panter sowie seiner Ehefrau Gertrud, geborener Hauser. Das frühgeweckte Kind hört schon als Knabe auf dem linken Ohr so schwer, daß es für eine Justizkarriere geradezu prädestiniert erscheint. Tritt in das Korps ein, in dem ein gewisser Niedner alter Herr ist —

Der liebe Gott behakenkreuzigte sich. Ich las weiter:

— und bringt es bald zu dem verlangten korrekt-flapsigen Benehmen, das in diesen Kreisen üblich ist. 1918: Kriegsassessor, gerade zu Kaisers Geburtstag. Schwört demselben ewige Treue. 1919: Hilfsbeamter im Staatskommissariat für öffentliche Ordnung; der Staatskommissar Weismann sitzt, aus altpreußischer Schlichtheit, in keinem Fauteuil, sondern auf einer Bank und hält dieselbe Tag und Nacht. Landgerichtsrat Panter leistet der Republik die größten Dienste sowie auch ihrem Präsidenten. Schwört demselben ewige Treue. Beteiligt sich 1920 am Kapp-Putsch, berät Kapp in juristischen Fragen und schwört demselben ewige Treue. Durch das häufige Schwören wird man auf den befähigten Juristen aufmerksam und will ihn als obersten Justitiar in die Reichswehr versetzen. Inzwischen wird Rathenau ermordet, weshalb die Republik einen Staatsgerichtshof über sich verhängt, wo ohne Ansehen der Sache verhandelt wird. Dortselbsthin als Richter versetzt, verstaucht er sich im Jahre 1924 beim Unterschreiben von Zuchthausurteilen gegen Kommunisten den Arm. Eine Beerdigung entfällt, da ein deutscher Richter unabsetzbar ist und auch nach seinem Tode noch sehr wohl den Pflichten seines Amtes nachkommen kann.

«Wie kann man so tief sinken —!» sagte der liebe Gott, weil ich inzwischen auf den Boden des Reagenzgefäßes gekrochen war. Ich

wackelte mit dem Schwänzchen, der liebe Gott erriet richtig «Nein!», bedavidsternte sich und gab mir

## III

zu lesen:

Peter Panter (3. Verarbeitung). Geboren am 9. Januar 1890 zu Berlin mit ungeheuern Nasenlöchern. Seine Tante Berta umsteht seine Wiege und hat es gleich gesagt. Gerät nach kurzen Versuchen, ein anständiger Mensch zu werden, in die Schlingen des Herausgebers S. J., der ihn zu mannigfaltigen Arbeiten verwendet: er darf zu Beginn der Bekanntschaft Artikel und Gedichte schreiben, bringt es aber schon nach fünfzehn Jahren zum selbständigen Briefefrankieren und andern wichtigen Büroarbeiten. Nimmt nacheinander die Pseudonyme Max Jungnickel, Agnes Günther, Waldemar Bonsels und Fritz von Unruh an. Kann aber niemand darüber hinwegtäuschen, daß hinter diesen Namen nur ein einziger Verfasser steht. Wird von Professor Liebermann in Öl gestochen und schenkt ihm als Gegenangebinde einen echten Paul Klee, den Liebermann jedoch nicht frißt. Panter stirbt, als er alles weiß und nichts mehr kann — denn so kann man nicht leben.

«Nun —?» fragte der liebe Gott. «Hm —» sagte ich wieder. «Könnte man nicht die drei Biographien kombinieren? Vielleicht so, daß ich als Sohn des Oberregierungsrats Kammerjäger bei der *Weltbühne* . . .»

«Beeilen Sie sich!» sagte Gottvater streng. «Ich habe nicht viel Zeit. Um zehn Uhr präsidiere ich drei Feldgottesdiensten: einem polnischen gegen die Deutschen, einem deutschen gegen die Polen und einem italienischen gegen alle andern. Da muß ich bei meinen Völkern sein. Also — wählen Sie.»

Und da habe ich dann gewählt.

## DAS MITGLIED

In mein' Verein bin ich hineingetreten,  
weil mich ein alter Freund darum gebeten,  
ich war allein.

Jetzt bin ich Mitglied, Kamerad, Kollege —  
das kleine Band, das ich ins Knopfloch lege,  
ist der Verein.

Wir haben einen Vorstandspräsidenten  
und einen Kassenwart und Referenten

und obendrein  
den mächtigen Krach der oppositionellen  
Minorität, doch die wird glatt zerschellen  
in mein' Verein.

Ich bin Verwaltungsbeirat seit drei Wochen.  
Ich will ja nicht auf meine Würde pochen —  
ich bild mir gar nichts ein . . .  
Und doch ist das Gefühl so schön, zu wissen:  
sie können mich ja gar nicht missen  
in mein' Verein.

Da draußen bin ich nur ein armes Luder.  
Hier bin ich ich — und Mann und Bundesbruder  
in vollen Reihn.  
Hoch über uns, da schweben die Statuten.  
Die Abendstunden schwinden wie Minuten  
in mein' Verein.

In mein' Verein werd ich erst richtig munter.  
Auf die, wo nicht drin sind, seh ich hinunter —  
was kann mit denen sein?  
Stolz weht die Fahne, die wir mutig tragen.  
Auf mich könn' Sie ja ruhig «Ochse» sagen,  
da werd ich mich bestimmt nicht erst verteidigen.  
Doch wenn Sie mich als Mitglied so beleidigen . . .!  
Dann steigt mein deutscher Gruppenstolz!  
Hoch Stolze-Schrey! Freiheil! Gut Holz!  
Hier lebe ich.  
Und will auch einst begraben sein  
in mein' Verein.

## HERR SCHWEJK

Neulich habe ich hier davon erzählt, wie mir in den sechs so sehr zu empfehlenden Bänden des «Welthumors» von Roda Roda (erschieden bei Albert Langen) im letzten Band ein Mann aufgefallen ist, dessen Humor völlig neuartig erscheint: Jaroslav Hašek. Ein pariser Leser der «Weltbühne» hat uns dann einiges vom Lebenslauf dieses seltsamen Menschen mitgeteilt, der, vierzigjährig, vor drei Jahren gestorben ist, und auch davon, wie populär, ja, berühmt Hašek bei den Tschechen ist. Ich wäre schrecklich stolz auf meine Entdeckung, wenn die eine wäre, und wenn Hašek nicht so groß wäre, daß er sofort auffallen muß.

Das Kapitel im *«Welthumor»* ist der Anfang von Hašek's Hauptwerk, dessen erster Band jetzt in deutscher Übersetzung vorliegt. *«Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges»* (bei Adolf Synek in Prag). Zu diesem Buch ist mir in der gesamten Literatur kein Gegenstück bekannt. Deshalb will ich erzählen, was ich darin gefunden habe.

Herr Schwejk ist dumm-pfiffig, klein, völlig unbekümmert um alles, was mit ihm geschieht, aber voll des größten Interesses für alles, was um ihn herum vorgeht. Wo bei andern Pathos ist, da blinzelt er treuherzig-gelassen, und oft fragt man bei so viel Unbekümmertheit, ob er spaße. Nein, es ist ihm nur leicht ums Herz.

Diesen Schwejk nun stellt der Verfasser in den Weltkrieg, und es begibt sich, daß der kleine Tscheche die gesamte österreichische Monarchie übers Ohr haut, wozu nicht viel gehört — mehr: daß er ihrer Herr wird, daß er sich mit der unschuldigsten Miene von der Welt über sie lustig macht, und daß alles vor diesem idiotisch-schlauen Kerl versinkt, Sieg, Niederlage, Ehre, Ruhm, General und Krankenschwester. Die Gespräche des Herrn Soldaten sind alle von leichter Blödelei angefüllt, an jeder Gesprächsecke überfallen ihn die Erinnerungen seiner Gasse, und wenns ernst wird, beginnt er, dem erstaunten Partner mit einer Geschichte aufzuwarten. So etwas von Pointenlosigkeit soll nochmal geboren werden. Aber um von dem Wesen des bekanntesten aller Soldaten einen Begriff zu geben, setze ich den Anfang des Buches hierher.

««Also sie ham uns den Ferdinand erschlagen», sagte die Bedienerin des Herrn Schwejk, der vor Jahren den Militärdienst verlassen hatte, nachdem er von der militärärztlichen Kommission endgültig für blöd erklärt worden war, und der sich nun durch den Verkauf von Hunden, häßlichen, schlechtrassigen Scheusälern ernährte, deren Stammbäume er fälschte. Neben dieser Beschäftigung war er von Rheumatismus heimgesucht und rieb sich grade die Knie mit Opo-deldok ein. «Was für einen Ferdinand, Frau Müller?» fragte Schwejk, ohne aufzuhören, sich die Knie zu massieren. «Ich kenn zwei Ferdinande. Einen, der is Diener beim Drogisten Pruscha und hat dort mal aus Versehn eine Flasche mit irgendeiner Haartinktur ausge-trunken, und dann kenn ich noch den Ferdinand Kokoschka, der was den Hundedreck sammelt. Um beide is kein Schad.» — «Aber, gnä Herr, den Herrn Erzherzog Ferdinand, den aus Konopischt, den dicken, frommen.» — «Jesus Maria», schrie Schwejk auf. «Das is aber gelungen. Und wo is ihm denn das passiert, dem Herrn Erzherzog?» — «In Sarajewo ham sie ihn mit einem Revolver niedergeschossen, gnä Herr. Er ist dort mit seiner Erzherzogin im Automobil gefahren.» — «Da schau her, im Automobil, Frau Müller, ja, so ein Herr kann sich das erlauben und denkt gar nicht dran, wie so eine



Fahrt unglücklich ausgehn kann . . . Der Herr Erzherzog ruht also schon in Gottes Schoß? Hat er sich lang geplagt?» — «Der Herr Erzherzog war gleich weg, gnä Herr, Sie wissen ja, so ein Revolver is kein Spaß. Unlängst hat auch ein Herr bei uns in Nusle mit einem Revolver gespielt und die ganze Familie erschossen, mit-samt dem Hausmeister, der nachschaun gekommen is, wer dort im dritten Stock schießt.» — «Mancher Revolver geht nicht los, Frau Müller, wenn Sie sich aufn Kopf stelln. Solche Systeme gibts viel. Aber auf den Herrn Erzherzog ham sie gewiß was Bessres gekauft, und ich möcht wetten, Frau Müller, daß sich der Mann, der das getan hat, dazu schön angezogen hat.»»

Schwejk also setzt sich den Hut auf und geht ins Wirtshaus. Dort sitzt schon, beim Wirt Palivec, der Polizeispitzel Bretschneider, der auf Hochverräter aus ist. Es gelingt ihm, dem Wirt und dem eintreffenden Schwejk hochverräterische Redensarten gegen das kaiserliche Haus herauszulocken, und Schwejkn nimmt er gleich mit. So kommt Schwejk via Polizeigefängnis, Irrenhaus und Garnisonarrest als Bursche zum Feldkurat Katz, später zum Oberleutnant Lukasch. Was sich da unterwegs begibt, ist nicht aufzuzählen. Das völlig Absonderliche des Buches ist sein Humor, der aus Flaschenbier und Schnaps anmutig gemischt ist. Nicht nur Schwejk ist blöd, sondern auch die kleine Welt, die da vor uns aufgebaut wird: verzerrt, schief und krumm und schauerlich wahr. Es gluckert ein Hohn unter den Zeilen, eine solche hassende Verachtung Österreichs, des Militärs, der Kriege, dieses ganzen militärischen Gehabes, daß der Autor, wäre Ludendorff nicht nach Schweden ausgerissen, hätte alt werden müssen wie Methusalem, um alles abzusitzen. Der Höhepunkt dieses Trubels ist Schwejk.

Dem kann nichts passieren: er hats gut, er ist blöd. Er sagts auch — und wenn ihn der Oberleutnant anbrüllt: «Kerl, ich glaube, Sie sind ein großer Idiot», dann spricht er sanft und freundlich: «Melde gehorsamst, Her Oberlajtnant, jawohl. Ich bin sogar für völlig blödsinnig erklärt worden. Da hatten wir mal in der Gasse bei mir zu Hause . . .» Und dann wird er rausgeschmissen.

Dabei ist er dankbar und bescheiden und freut sich dessen, was das Leben beut. «Heutzutage ist eine Hetz, eingesperrt zu sein», sagt er. «Kein Vierteilen, keine spanischen Stiefel, einen Tisch hamr, Bänke hamr, wir drängen uns nicht einer auf den andern, Suppe kriegen wir, Brot geben sie uns, einen Krug mit Wasser bringen sie uns, den Abort hamr direkt vorn Mund. In allem sieht man den Fortschritt.» Und so ganz nebenbei erzählen die Zellengenossen Schwejks ihre Schicksale, und die sind in ihrer Unsinnigkeit, ihrer Qual, ihrem Wahnsinn die hohnvollste Satire auf das kaiserliche Österreich, die mir jemals unter die Augen gekommen ist. Vor allem deshalb, weil gar kein Wesens aus diesem Bruhaha gemacht wird. Das Narrenhafte ist das Primäre.

Manchmal spricht Schwejk die gehobene Sprache kleinerer Provinzblätter, dann ist er besonders erheiternd. Wimmert ihm ein Arrestant etwas vor, so tröstet er ihn, und das macht er so, daß er dem die Folgen seiner Verhaftung recht grauslich schildert, immer ganz pomadig. «Ja, so ein Augenblick der Lust, wie Sie ihn sich vergönnt ham, zahlt sich nicht aus. Und hat Ihre Frau mit Ihren Kindern von was zu leben, für die Zeit, wo Sie sitzen wern? Oder wird sie betteln gehn und die Kinder verschiedene Laster lernen müssen?» Verschiedene . . . Schwejk denkt an alles.

Und er ist gelehrig und ein Mann von Welt. «Zu mir kommen Damen zu Besuch», sagt der Oberleutnant, «manchmal bleibt eine über Nacht hier, wenn ich früh keinen Dienst habe. In so einem Fall bringen Sie uns den Kaffee zum Bett, wenn ich läute, verstehn Sie?» — «Melde gehorsamst, daß ich versteh, Her Oberlajtnant, wenn ich unverhofft zum Bett kommen möcht, könnt es vielleicht mancher Dame unangenehm sein. Ich hab mir mal ein Fräulein nach Haus geführt, und meine Bedienerin hat uns grad, wie wir uns sehr gut unterhalten ham, den Kaffee ans Bett gebracht. Sie is erschrocken und hat mir den ganzen Rücken begossen und hat noch gesagt: «Guten Morgen wünsch ich!» Ich weiß, was sich schickt und gehört, wenn irgendwo eine Dame schläft.»

Man sieht: durchaus nicht der Wurstl von Offiziersbursche, diese alte, tausendmal gebrauchte Figur, die dumm war zum Ruhm des so klugen Leutnants, schmutzig vor dem, ach, in allen Wassern gewaschenen General . . . Sondern etwas ganz andres.

Es ist der kleine Mann, der in das riesige Getriebe des Weltkriegs kommt, wie man eben da so hineinrutscht, schuldlos, ahnungslos, unverhofft, ohne eignes Zutun. Da steht er nun, und die andern schießen. Und nun tritt dieses Stückchen Malheur den großen Mächten der Erde gegenüber und sagt augenzwinkernd leise, schlecht rasiert die Wahrheit. Man stellt alles Mögliche mit ihm an, man gibt ihm Klistiere und Arrest, steckt ihn zu den Verrückten und zu den Offizieren — nichts hilft. Er bleibt ernsthaft dabei, unmöglich zu sein — und hat das Gelächter einer ganzen Welt für sich, weil nur er ausspricht, was alle gefühlt haben. Und es wird doppelt gelacht, weil sich die Würdenträger so anstrengen, ihn hinzumachen, und weil es nicht gelingt, denn er ist aus Gelatine, Gummi und Watte — ein runder Kullerball der Dummheit. Die — oh, Hegel! — so gesteigert ist, daß sie in ihr Gegenteil umkippt.

Denn so ist dieser Humor beschaffen:

Schwejk, der nicht weiß, wo Gott wohnt, geschweige denn, was er mit ihm anfangen sollte, weil der liebe Gott ja keine Hunde kauft, Schwejk, der von seinem Feldkuraten im Kartenspiel gesetzt und an den Oberleutnant Lukasch verloren wird — Schwejk ist der einzige kleine Kreis unter Millionen Rechtecken. Sie trudelt so dahin, die

kleine Kugel — und man muß unbändig lachen, weil in diesem gesalbten Trottel das letzte Restchen heruntergetretenen Menschenverstandes inkarniert ist, der auf den Kasernenhöfen noch übrig war. Er ist der ewige Zivilist unter verkleideten Soldaten; die Uniform macht ihn nur noch ziviler, noch nie in seinem Leben hat er so wenig Paraden mitgemacht wie beim Militär. Er wirkt, wie wenn im feierlichsten Augenblick einer Fürstenbesichtigung der rechte Flügelmann einmal schnell in die Luft spränge — gezogen am Schnürl der Komik. Kasperle hat immer recht; vor ihm sind Stabsärzte, Feldintendanten, Obersten und Feldmarschälle nichts als putzige Figuren. Nur die Betrunkenheit des edeln Feldpredigers, der doppelt sieht, auf Schwejk zeigt und sagt: «Sie haben schon einen erwachsenen Sohn?» kann an Wahnsinn mit ihm wetteifern. Während jener aber nur vom Alkohol angefüllt ist, lebt Schwejk klar dahin, besonnen, ein Tell im See des Militarismus, die letzte Hoffnung der Vernünftigen. Daher seine ungeheure Popularität, daher unsre Freude, und daher die knockout gehauten Vorgesetzten: ihre gereckte Würde wird völlig zuschanden vor diesem kleinen dicken Kerl. Es ist immer schön, wenn der Schwächere der Stärkere ist.

Es ist die urgesunde Volkskraft, die gegen die Brillen- und Monokelmenschen revoltiert. Schwejk hat einen entfernten Verwandten in Amerika, einen kleinen Mann mit Hütchen und Stock . . . Aber er ist verschmitzter als der, von einer bösartigen Harmlosigkeit, die da meldet, die Angorakatze habe den Schuhcreme gefressen. «Und ich habe sie in den Keller geworfen, aber in den von nebenan» . . . «aber» — eine der seltsamsten Schuldrechnungen, die jemals aufgemacht worden sind. Dieser Katze übrigens gibt Schwejk die drei Tage Kasernenarrest weiter, die ihm verliehen sind, er hat den Herrn Vorgesetzten so verstanden und führt getreulich einen Befehl aus, der gar keiner war. Die Katze kriecht wieder unter das Kanapee. Schwejk und die österreichische Würde bleiben oben sitzen.

Könnte der deutsch-nationale Student lesen und läse er dieses Buch, so wäre er schnell bei der Hand, etwa zu sagen: «Solch einen Feldkuraten hats sicherlich nicht einmal bei den Nazis gegeben.» Vielleicht hats ihn nicht gegeben. Die schwerflüssige Besoffenheit dieser Figur ist himmlisch, wenn auch um eine Kleinigkeit zu gedehnt beschrieben, und im übrigen kommt es gar nicht darauf an, obs das gegeben hat. Was Hašek aber über die Offiziersburschen und die Gefängnisse, in denen ein Zigarrenstummel, sonntags aus einem Spucknapf aufgeklaut, mehr galt als das ganze Evangelium, was er über die Kasernen sagt und über die Arreste — das klingt verdammt echt und wird schon stimmen. Schwejk sieht demgegenüber sanft darein, ihm ist der eine Vertreter der Militärmacht so viel wie der andre, und wir schließen uns dem vollinhaltlich an. Nur tut er etwas, was nicht allen gegeben

ist: er lächelt freundlich, ist noch eine Kleinigkeit gerissener als die andern und nimmt nichts ernst. Und das ist das Klügste, was er tun kann.

Das Buch ist aus dem Tschechischen ins Deutsche übertragen worden — soweit ich das beurteilen kann, nicht sehr glücklich. Vielleicht ist es gut übersetzt, aber der Eindruck dieses Jargons, den Schwejk spricht, ist nicht lustig. Seine Grammatik ist farblos und steht in gar keinem Verhältnis zu den herrlichen Sachen, die er zusammenphilosophiert — man ahnt, was einem da alles verloren gegangen sein mag. Ich gebe zu: dergleichen überträgt sich nicht. «Du bist woll mit de Muffe jebufft?» heißt nicht: «Hat Sie jemand unsanft mit einem Pelzmuff angerührt?» — sondern etwas anders. Und das bleibt freilich am Bodensatz des Dialekts kleben, es kommt nicht herauf, und hier steckt die Tragik des Buches.

Schwejk ist einen halben Millimeter von der Unsterblichkeit entfernt. Er ist nur zu lokal. Er fühlt tschechisch, was ein Vorzug ist — aber er fühlt nur tschechisch, was ein Nachteil ist. (Gegenbeispiel: Tolstoi.) Im Vorwort nimmt die Übersetzerin den Mund etwas voll und sagt, was der Leser sagen müßte: Tschechischer Cervantes ... und dergleichen. Man kennt die Intensität der kleinen Staaten! Ungarn besteht ja nur aus «berühmtesten» Künstlern — und wenn sie die Landesgrenzen einmal verlassen haben, ist es nachher halb so schlimm. Hašek ist ein großer Satiriker — nur daß er das Unglück hat, in der tschechischen Sprache zu dichten, aus der man ihn erst herausholen muß, ist bitter. Hätte er englisch geschrieben, wäre der Mann eine Weltberühmtheit. Nicht nur, weil ihn Millionen automatisch verstünden — sondern weil Millionen in denselben Formen empfinden wie er. Die Gefühle Schwejks sind universal komisch — ihre Ausdrucksform kaum. Und erklären kann man da nichts. Er ist um den entscheidenden Hauch zu provinziell.

Noch zwei Bände stehen bevor, und ich freue mich, sie nicht zu kennen, den Genuß noch vor mir zu haben. Hoffentlich werden sie kräftiger übertragen, hoffentlich schreibt man nicht mit beharrlicher Bosheit «Sie» in der Anrede klein, und hoffentlich ändert sich die Ausstattung. Wenn Schwejk nur bleibt.

Schwejk, der unerschütterlich ruhig lächelt, wenn alle andern vor österreichischem Weh aufstöhnen, Schwejk, der keinem Menschen Ungelegenheiten bereiten will: dem Polizeikommissar nicht, dem er alles, alles unterschreibt, was der nur will, um des lieben Kriegs willen; den Ärzten nicht, denen er schöne und lehrreiche Geschichten erzählt; und seinem lieben Feldkuraten nicht, dem er in den besoffensten Lagen des menschlichen Lebens hilft. Und käme, meinen Namen sollt ihr nie erfahren, der Kaiser Franz Joseph selber: Schwejk empfinde ihn freundlich und erzählte ihm sicherlich, er habe ein kleines Kind gekannt, das

habe auch Franz Joseph geheißén, es sei aber unrettbar blódsinnig gewesen, weil seine Aufwárterin es einmal habe vom Tisch fallen lassen . . . Ja.

Hašek, du bist jetzt drúben, im Himmel, in dem es keine Prohibition gibt. Eine Frage, guter Hašek:

Wo wäre Schwejk heute —? Die ósterreichische Militärmonarchie, eines der schuftigsten Gebilde der Welt, maltrátierte ihn nicht mehr. Sie ist dahin. Aber fände er um Prag gar keine Soldaten? keine Spitzel? keine Nationaltrottel? Feldkuraten? Oberleutnants? Garnisonarreste? Was meinst du, Hašek?

Du wirst mich richtig verstehen, und in diesem Sinne ruf Schwejk her, hol die Flasche mit dem Nußschnaps und laß uns anstoßen: auf euch beide, Hašek. Auf einen großen Dichter und auf den braven Soldaten Schwejk.

## DIE FEHLENDE GENERATION

Denen, die sich nicht getroffen fühlen

Die deutschen Jahrgänge 1890 bis 1900 haben im Kriege schwer gelitten — in ihrer vollen Stärke sind sie nicht mehr da. Ersetzt wurden sie durch Frauen, durch ganz junge Leute und durch die Alten; man hat das Alter sozusagen ‹gestreckt›. Noch nie ist so viel Geschrei um die junge Generation gemacht worden, und noch nie waren wir so überaltert wie heute.

Es ist immer verdáchtig, wenn um eine so selbstverständliche Sache, wie es die nachrückende Folge der Geschlechter ist, gar zu viel Lärm geschlagen wird — und der Spektakel täuscht auch nicht. Es kommt ja nicht darauf an, welches Alter die Dramatiker haben, auch bin ich für mein Teil lieber mit Raabe alt als mit Herrn Unruh jung — es kommt nur darauf an, wer in den maßgebenden Stellen sitzt. Wer —? Geistig überalterte Leute.

Der Krieg hat sie in ihren Stellen belassen, und niemals waren alte Leute so alt. Zwischen Vater und Sohn liegt ein Weltgeschehen, und weil es ja nicht wahr ist, daß man sich mit der Zeit wandelt, sondern unwandelbar die Bahn zu Ende láuft, getreu der Schulung, in der man angetreten, so sitzt an hunderttausend Stellen noch eine Generation, die den guten alten Walzer tanzt, als gábe es kein Saxophon auf der Welt.

Der außerordentliche französische Schriftsteller Bainville hat neulich auseinandergesetzt, daß der Faschismus neben andern Entstehungsmotiven eins habe, das besonders für Frankreich bemerkenswert sei: die italienische Politik wird von einer jungen Generation gemacht. Das



ist aber leider nicht nur für Frankreich ein bizarrer Gedanke, sondern auch für uns.

Deutschland wird heute auf tausend Gebieten von Leuten geführt, die den Krieg als einen ärgerlichen Zwischenfall ihrer graden Lebensbahn ansehen. (Thomas Mann hat ihn in Paris zu den «wüsten Ereignissen» gerechnet.) Die wüsten Ereignisse haben diese Leute selbstverständlich nicht wandeln können — sie leben ihr Leben zu Ende, wie der Pfeil vom Bogen schnell. Daher ihre gradezu kindische Sehnsucht nach der alten Zeit; daher die Bezeichnung «Friedensware»; daher ihre Ankündigungen, die etwas als «im Stil der Vorkriegszeit» anzeigen, was ein Lob sein soll; daher ihr alberner Gesichtsausdruck, der schafsromantisch in die Vergangenheit stiert. «Alles kommt einmal wieder» sang ein aufs Podium verschlagener Konfektionär.

Nein, es kommt nichts wieder. Welch eine Erinnerung, die zwölf Jahre zurückdrehen will —! Welch eine Vertrottelung, die da glauben machen will, es sei nun alles vorüber; jetzt regnets nicht mehr, spannen wir die Regenschirme wieder zu, und kehren wir zu den friedlichen Beschäftigungen von damals froh und strebsam zurück —! Das ist Verkalkung.

Und weil man in entscheidenden Jahren diese alten Leute in den entscheidenden Stellen faute de mieux hat arbeiten lassen, so sitzen sie heute noch da, sind vieltausend Jahre alt und sind schon lange tot und wissen es noch gar nicht. Nun hat der Alte eine unverwüstliche Zähigkeit, wenn er jüngere Leute hindern will, nachzurücken, und was da an Energie, Kampf, Intrige, Kraft ausgegeben wird, wäre einer bessern Sache würdig. Sie kleben, sie sind da, sie weichen nicht.

Wobei eines Typus gedacht werden mag, der mir immer als besonders schrecklich erschienen ist: das ist der Greis in kurzen Hosen. Es gibt, allerdings hauptsächlich in der Kunst, wo es nichts kostet, eine Menge alter Leute, die den letzten Schmarren der Saison ehrfurchtsvoll umtanzen, damit um Gottes willen keiner glaube, sie seien schon über sechzehn. Von diesem Mißverständnis leben manche jüngern Dichter.

Wo es aber ernst wird, wie etwa im Gerichtswesen, in der Schule, in den Arbeitshäusern, in den Gefängnissen: da weht kein frischer Hauch. Da sind sie noch alle da — und sie unterdrücken die Jugend, von der sie rund zweitausend Jahre entfernt sind, mit Gewalt.

Mehr.

Es ist ihre Schuld, es ist die Schuld dieser vierfach überalterten alten Leute, wenn die Jugend den großen Schritt rückwärts tut. Sie haben die Kinder in den Krampfhänderhänden; sie leiten die Mädchen; sie überwachen die jungen Menschen. Da kommt keiner auf. Mag der einzelne junge Lehrer mit den besten Absichten den riesigen «Lehrkörper» angehn, mit den schönsten Vorsätzen, mit den jüngsten Theorien —: er

wird erbarmungslos niedergeknüppelt. Und weil es der Schulrat ist, der über Avancement, Versetzung, Titelverleihung entscheidet, so fügen sie sich. Tun sie nicht, fliegen sie.

Wer nicht grade eine Kunst ausübt, hats als junger Mensch in seinem Beruf außerordentlich schwer. Denn er trifft heute nicht nur auf den alten Mann, der ihn hindernd belehrt, wie das immer der Fall gewesen ist, sondern er hat einen Saurier vor sich, der noch übrig geblieben ist, und den sie nicht ins Museum gesperrt haben, sondern der fröhlich grunzend umherkriecht. Das ist ein schwerer Kampf.

Diese Karikatur des Alters schadet dem Alter. Vor Leuten, die etwas in ihrem Leben geleistet haben, die etwas gewesen sind, soll man Achtung haben. Als ich Anatole France ein paar Monate vor seinem Tode noch einmal sprechen hörte, rieselte mirs über den Rücken. Das war einer. Aber der hat ja auch keinen gehindert hochzukommen, weiterzuarbeiten, sich seinen neuen Weg zu suchen. Greulich ist nicht das Alter. Schauerlich sind nur diese geschäftigen alten Leute, die jede Eingangstür abschließen.

Und sie sind auch gefährlich.

Denn was sie leisten, ist nicht nur gänzlich wertlos — es ist auch unsinnig, verfault, eine anachronistische Onanie. Ich will nicht mehr vorgekauft haben, daß «wir» vor dem Kriege das immer so und so gemacht haben, daß die alten guten Grundsätze wieder zu Ehren gebracht werden müssen. Die alten guten Grundsätze haben neuen guten zu weichen, und meistens waren die alten nicht einmal gut. Eine Generation, die den Jüngeren diesen Krieg gebracht hat, hat jedes, aber auch jedes Recht verloren, uns in irgendeiner moralischen Frage zu belehren. Schlimmer konnte sich ihre völlige Impotenz nicht erweisen. Und wenn ein Tor aus Lust an der Opposition von allem das Gegenteil wie diese machte, käme er noch gar nicht einmal zu schlechten Resultaten.

Die alten Leute von heute haben Glück gehabt. Es fehlt hinter ihnen eine ganze Generation. Die ist dezimiert, auseinandergetrieben, directionslos gemacht, in schlechtem Gesundheitszustand und selbst um Jahre nach vorn geworfen. Die Alten sitzen fester denn je, weil keiner nachdrückt und keiner nachrückt, weil der natürliche Wechsel der Generationen gestört ist — und so dürfen sie ihren geordneten Wahnwitz ruhig weiter betreiben. Man sollte Tausende von ihnen aus den entscheidenden Stellen hinauswerfen, und ihnen, die das Morden mit weisen Reden von hinten begleiteten, einen Kampf liefern, wie ihn bis jetzt nur die Theater, die Kunstaustellungen und die Buchverlage siegreich durchgepaukt haben.

## DIE HERREN GASTGEBER

Fast die ganze deutsche Presse — die eine strenge, aber ungerechte Überwachung fremder Korrespondenten als eine ihrer politischen Aufgaben ansieht — erteilt dem berliner Korrespondenten des *«Petit Parisien»* die Note: mangelhaft. «Ein gewissenloser Korrespondent.» Was gabs —?

Pierre Loutre, der übrigens nicht nur den *«Petit Parisien»* in Berlin vertritt, und der zu den bestunterrichteten französischen Journalisten in Deutschland gehört, hat nach Frankreich unter den zahllosen richtigen, wahren und gut informierten Berichten der letzten Zeit telegraphiert, man frage sich in Berlin, was aus den deutschen Generalstabs-offizieren werden solle, die den Kampf der Kabylen gegen Frankreich und Spanien geleitet hätten. Ich halte diese Information für falsch. Übrigens nicht für falscher als die hundert deutscher Korrespondenten auch . . . solche Irrtümer sollen vorkommen, und wenn sie nicht vorkommen, werden sie manchmal durch Streichungen in den Berichten verursacht. Nun mischt sich aber W.T.B. ein und dementiert.

Dementis des Wolffschen Telegraphenbüros sind wertlos und keine Diskussionsbasis. Auch diese offiziöse Auslassung enthält die knüppeldicke Lüge, niemals hätten deutsche Blätter in dem Sinne geschrieben, daß Afrika vom französischen Joch befreit werden müsse. Nachweislich falsch: nicht nur kommunistische, sondern auch nationale Blätter haben das geschrieben. Das Dementi enthält aber einen Satz, den man diesen aufrechten Patrioten doch nicht durchgehen lassen soll.

«Bedauerlich ist, daß Herr Loutre die ihm gewährte Gastfreundschaft dazu benutzt . . . gegen Deutschland aufzuhetzen.»

Hier wird gar keine Gastfreundschaft gewährt, Herr Loutre bezahlt seine Wohnung und sein Essen, und Steuern zahlt er wahrscheinlich auch. Dieses Fibelgeschwätz, als sei ein Land heute noch eine Kinderstube, das die braven Kinder einlädt und die unartigen nicht, hat zu verstummen. Wenn dieser infame und dumme Satz eine Anspielung darauf sein soll, daß Fremde in Europa heute rechtlos sind, daß Ausweisungen nach Gutdünken der beamteten Lügner vorgenommen werden können — wenn dieser Satz eine Drohung sein soll, so protestiere ich dagegen, nicht nur, weil ich ein Kollege des Herrn Loutre bin. Es ist eine Taktfrage, ob ein Fremder in einem fremden Land in die dortige Politik eingreift, wozu er selbstverständlich das Recht hat — es ist aber gar keine Diskussionsbasis, daß ein Korrespondent das Recht hat, nach Hause zu berichten, was er will. Hier gibt es keine Gastfreundschaft, und hier gibt es keine guten und schlechten Zensuren — diese traurige Demokratie sollte wenigstens den Mut aufbringen, in derart nebensächlichen Fragen so zu tun, als sei sie eine.

Pierre Loutre möge sich das Dementi des W.T.B. nicht zu Herzen nehmen. Man möchte beinah glauben, die Nachricht sei wahr.

## LORBEEREN DER HERRSCHENDEN KLASSE

Für Max Hölz

Du sitzt für uns alle.

Unerschütterlich.

Wir gedenken deiner. Wir grüßen dich.

Als es aus war, hast du deinen Kopf hingehalten.

Gegen die Presse, die Bürger, die Polizei — gegen alle Gewalten.

Als es aus war, hast du vor Gericht gestanden.

Als ein Mann!

Alle Paragraphen wurden zuschanden.

Der Richter funkelte — weiß vor ohnmächtiger Wut.

Du sahst ihn nur an wie der Hauptmann den dummen Rekrut.

Der Richter kreischte und schimpfte unflätig — gemein.

Da standest du auf! Und spieest der Justiz mitten in ihr Gesicht hinein!

«Wer seid ihr?» Und: «Ich erkenne dies Gericht nicht an!»

Und: «Was könnt ihr mir schon —?»

Die zappelnden Talare übertönte dein Ruf:

«Es lebe die Weltrevolution —!»

Jetzt sitzt du im Zuchthaus.

In der Hand von Gefängniswärtern und Direktoren.

Du wirst schikaniert, geschlagen, gequält . . .

Du hast den Mut nicht verloren.

Tausende sitzen wie du. Tapfer, ohne zu klagen, stumm.

Opfer der Richter. Wer kümmert sich drum —?

Wer —?

Wenn wo Proletarier zusammenstehn,

wenn sie deinen Namen hören, dein Bildnis sehn —

dann wird es ganz still. Die Köpfe neigen sich.

Du sitzt für sie alle.

Sie geloben Rache. Schweigen . . .

Und grüßen dich.

## DIE TAKTISCHEN

Im Zeitungsstand hing das Blatt so geknickt, daß nur zu lesen war:

EIN REPUBLIKANISCHER MISSERFOLG

— das konnten nur wir sein. So: «Le Journal». «L'Œuvre» sah das Ereignis als einen Erfolg der Republikaner an — nun, das ist Geschmacks-

sache. Aber wenn in der Fürstennacht von Potsdam bis Doorn die Sektgläser geklungen haben, dann sollen die «großen Familien», wie das in China heißt, nicht nur Herrn v. Loebell danken und dem alten ewig-jungen Hindenburg und andern Inkarnationen deutschen Geistes — sondern sie sollen ihren Dank in ein Lager hinübersenden, an das sie wahrscheinlich gar nicht denken, und das sie ganz zu Unrecht dem feindlichen zurechnen.

Sie sollen sich bei unsern eignen Leuten bedanken: bei den Taktischen.

Wir haben in unsern Reihen bis zu den Demokraten hin Leute, die Taktik für etwas halten, das sie gepachtet haben. Diese Taktik sieht so aus:

Man muß den Herrn Lehrer nicht erzürnen. Denn wenn wir den Herrn Lehrer nicht erzürnen, dann hat er keinen Anlaß, uns den Popo vollzuhauen. Wir sehen wohl den Rohrstock. Aber wir, schlau, wie man uns hat, lassen uns nicht provozieren, wir sitzen artig in unserm Eckchen, und wenn er uns doch haut — dann begeht er eine Unge-rechtigkeit. Die weisen wir ihm dann nach. Die Kehrseite haben wir allerdings voll. Aber wir sind im Recht.

So wird da gesprochen.

Die Rechte macht ja viele Torheiten in Deutschland — aber eine hat sie noch nie gemacht: sie hat noch nie den Massen Viertelideale vorgehalten. Getan hat sie meistens das Sechzehntel, das Zweiunddreißigstel — aber paradiert hat sie immer mit dem Ganzen. Nicht so unsre Klug-schreiber.

Von der Wahl des Herrn v. Hindenburg an haben wir immer wiederholt: Es ist ein Unfug, mit dieser lächerlichen Miene von Verehrung an den Mann heranzugehen oder vielmehr: nicht an ihn heranzugehen. Kein Grund, ihn zu beleidigen — aber ebensowenig ist da ein Grund, über ihn zu schweigen, nicht zu sagen, wer da auf dem Präsidenten-stuhl sitzt. Ein geschlagener General. Ein Mann, der sich selbst, bewußt und angenehm offen, als ungeistig gibt.

Die Taktischen leihen dazu, was jenem an Geist fehlt. Sie haben nicht gehört — der Hindenburg-Brief war die Quittung. Seine Wirkung basiert auf einem Vertrauen, das den Taktikern tabu war.

Man muß das böse Gewissen verspürt haben, mit dem seine Kandidatur bekämpft wurde — und als wir, die kleine Gruppe derer, die falsch prophezeiende Wetterfrösche gern «Literaten» nennen, immer wieder darauf hingewiesen haben, daß es falsch ist, bei jeder Art Massenbeeinflussung in der Mitte des Weges stehen zu bleiben: da tobte uns derselbe Orkan von Dummheit entgegen wie dem Abgeordneten Rosenfeld, als der dem Präsidenten «Wortbruch» vorwarf. Ach, sind in solchen Augenblicken die Taktischen klug —! «Wie kann man»,



lächelt das überlegen, «dem Gegner nur solche Handhaben bieten . . .» Aber der greift ja nur zu, weil er die Schwäche fühlt, die Angst; weil da keiner ist, der sofort zurückstößt und ruft: Noch viel mehr als Wortbruch — noch viel mehr.

Beim Volksentscheid darf allerdings nicht vergessen werden, daß ein großer Teil seiner Anhänger den Sieg gar nicht gewollt hat; daß ihnen mau war vor der eignen Courage; daß sie nur so leise mitgingen, um hinterher sagen zu können: Und ich war auch dabei. Was soll man dazu sagen, daß ein sonst so aufrechter Demokrat wie Anton Erkelenz ganz offen vor dem Entscheid predigt: Wird er angenommen, dann können wir immer noch den Fürsten eine Schenkung machen . . .!

Sie sind alle so schrecklich vornehm, so fein, so taktvoll, so zurückhaltend — darunter übrigens Männer, die durch eine lebenslange Tapferkeit bewiesen haben, daß diese falsche und in der Politik völlig unangebrachte Reserviertheit nicht Angst ist. Aber fühlen sie nicht, wie ihnen diese Vornehmheit, dieser Takt, diese Taktik nicht einmal nützen? daß sie nichts einbringt, nicht einmal Anerkennung? daß alles nicht hilft? daß nichts hilft als — in solchen Augenblicken —: dreinschlagen. Sie fühlen es nicht — denn sie haben kein Fingerspitzengefühl. Sie sind stumpf. Sie leben nur unter sich.

Wer da weiß, mit welchen kleinen Mitteln in diesem letzten Kampf, wie in jedem andern der letzten zehn Jahre, von der Rechten gearbeitet worden ist, wer da weiß, wie diese kleinen Mittel die großen sind, der wird gewiß nicht unsern Leuten den Vorschlag machen, seinen Gegner nun im Bett aufzusuchen oder solche widerlichen Stänkereien zu vollführen, wie sie auf der andern Seite gegen republikanische Beamte unternommen werden. Aber wenn doch unsre Zweigroschen-Diplomaten nur ihre Taktik zu Hause lassen wollten —! Taktik heißt: Gerissenheit. Skrupellosigkeit. Frechheit. Schnelligkeit. Politische Taktik ist aber nicht: Reserve. Seelenadel. Feinheit. Die ist völlig unangebracht — damit mistet man keinen Stall aus. Und mit Kuhknechten verhandelt man nicht in Maeterlincks Idiom.

Was aber immer wieder erstaunlich ist, das ist dies:

Wie die Leute ihre eignen Niederlagen nicht fühlen. Wie sie noch so stolz auf ihre Taktik sind, auf dieses kindische Amusement, den Gegner «logisch» abgeführt zu haben — und das immer in den eignen Blättern, in den eignen Vereinen, in den eignen Versammlungen. An den Gegner selbst reichen diese Taktiker nicht einmal heran. Sie bleiben fern vom Schuß — aber sie sind vornehm.

Und weil sie eben immer, immer in der Defensive stehen, sich stets entschuldigend, niemals angreifend, immer abwartend, abwehrend, vornehm beschwörend oder vornehm historisch-nachweisend, weil sie immer nur zu den Eignen sprechen und die «Überzeugung der andern

achten», bekanntlich das Kennzeichen wahrer Demokratie — so stehen sie da, wo sie heute stehen: im Mustopf.

Wenn der Topf nun aber ein Loch hat —?

Sie gingen nicht heraus, sie blieben drin. Denn es wäre unritterlich, solchen durch die äußern Verhältnisse gegebenen Vorteil auszunutzen; auch wäre erst festzustellen, wie es sich denn mit der Geschichte der Mustopflöcher verhält — und so bleiben sie denn da sitzen, wohin Gott sie gesetzt hat. Und wohin sie gehören.

Wir werden aber noch manchen entzückend geschriebenen und klug durchdachten Leitartikel von ihnen zu erwarten haben.

Dieser Taktik gegenüber gibt es nur eine: falsche Freunde den Feinden zuzurechnen.

## EIN LUMP

Ich entsinne mich noch sehr genau des Skandals, den es setzte, als inmitten der Inflationszeit Maximilian Harden beschuldigt wurde, er hätte gegen die Auslandshilfe gehetzt. Seine Informationen, die er an das Ausland gegeben hätte, seien geeignet gewesen, Kreditgeber zu verjagen — und so habe er hungernde deutsche Kinder und Notleidende geschädigt. Vaterlandsverräter . . . und die ganze preußische Musik.

Nun war das nicht einmal richtig. Harden hatte einige Lügen offizieller deutscher Amtsstellen berichtet — weiter nichts. Aber jetzt:

Als dem Deserteur in Doorn der Aar mit Grundeis ging, gab er dem *«New York American»* ein Interview, worin er nicht nur seine Befürchtungen darlegte, sondern Amerika aufforderte, einem Lande, das Ent eignungen vornähme, keine Kredite zu geben.

Dieser entlaufene Monarch wagt also, die Handelsbeziehungen eines Landes zu stören, weil man ihm nicht rechtswidrige Forderungen erfüllen will.

Wir sind seit Jahren gewöhnt, daß im Kampf zweier Parteien die eine immer den guten Onkel aus Amerika an die Wand malt: Wart, wart! Wenn du nicht willst, was ich will — dann wird dir der Onkel keine Dollars geben! Diese Prophezeiungen sind erlaubt, wenn auch etwas kindlich. Daß aber einer hingeht und den Amerikaner — selbstverständlich erfolglos — aufzuputschen versucht, das ist denn doch neu. Immerhin: kein Zeilenschinder vom *«Berliner Lokalanzeiger»* läßt ein Wörtchen verlauten — in der *«Deutschen Tageszeitung»*: kein Muck.

So soll denn wenigstens hier stehen, wie er da gehandelt hat, für Geld, für sein eignes Geld.

Wie ein Lump.

## KOCHREZEPTE

*Aus einem völkischen Kochbuch.* Man schneide einen alten Juden in nicht zu dünne Scheiben, wälze ihn in einer Mehlschwitze und überstreue ihn vorsichtig mit etwas gestoßenem *«Berliner Tageblatt»*. Die Mischung lasse man in einem Stahlhelm dreimal aufkochen und serviere heiß. Ein Hakenkreuz aus Mazze wird den Appetit jedes deutschen Gastes anregen.

*Aus einem demokratischen Kochbuch.* (Vorrede). Wir enthalten uns hier ausdrücklich jeder Politik, da wir der demokratischen Auffassung sind, daß die Hauptgebiete des Lebens, wie zum Beispiel die Nahrungszufuhr, unpolitisch sind und es auch bleiben müssen. Daher folgen hier die Rezepte in der ungekürzten Fassung der Vorkriegszeit, ohne Rücksicht auf die Zeitereignisse —

(Eine Seite darauf)

Unserer ersten deutschen Hausfrau:

der jeweiligen deutschen Kaiserin

ehrfurchtsvoll dargewidmet

von einer deutschen Familienmutter.

*Aus einem sozialdemokratischen Kochbuch.* Man nehme nach Anhörung des Parteivorstandes drei frische Eier und zerschlage sie bei einem vorliegenden Beschluß der Reichstagsfraktion. Während man umrührt, berufe man einen Parteitag ein und lasse über die Menge des zu verwendenden Mehles abstimmen. Will man ein brauchbares Rezept haben, verwende man die Angaben der Opposition. Ist Einstimmigkeit zwischen Fraktion und Vorstand erzielt, setze man die Speise aufs Feuer, ziehe sie aber bei Bedenken der Gewerkschaften sofort zurück. Auf diese Weise hat man zwar keinen Eierkuchen, wohl aber ein höchst anregendes Gesellschaftsspiel.

*Aus meinem Privatkochbuch.* Man fülle guten, alten Whisky in eine nicht zu flache Suppenterrine, rühre gut um und genieße das erfrischende Getränk, soweit angängig, nüchtern. Ein Zusatz von Mineralwassern empfiehlt sich nicht, da selbe oft künstliche Kohlensäure enthalten, daher gesundheitsschädlich sind.

Anmerkung: Der Whisky muß von Zeit zu Zeit erneuert werden.

## KARTENGRUSS AUS DEM ENGADIN

Unten im weißen Nietzsche-Haus  
geht Ludwig Fulda ein und aus und ein und aus.  
Wegen kongenial.

Drum herum wallen und ziehn  
Menschenbrocken, ausgespien  
aus Berlin.

Herr Wendriner, Frau Wendriner.  
Lauter ringfeine Smoking-Berliner.  
Wenn sie durch die Landschaft gehn,  
wird ihnen hintenrum so mondän.  
Sie machen mit den Kellnern Krach,  
sie sind wie im Geschäft: überwach.  
Der Fexgletscher leuchtet in eisiger Ruh —  
ihr Gesicht sagt: Das steht mir nämlich zu.  
Ich hab es bestellt. Ich hab es bezahlt.  
Für mich ist der Zauber hier aufgemalt.  
Nachts unter den ewigen Sternen  
werden sie in grauen Kasernen  
untergebracht. Da, in den Riesenhotels,  
schlummern die großen Frauen voll Schmelz  
selig im Arm der Liebe. Na, Arm . . .  
Die Leipziger Straße hat ihren Charme  
hier hinaufgeschickt in sauerster Süße . . .

Du guter Leser — herzliche Postkartengrüße!  
Hier gletschern die Gletscher. Der Fexbach rauscht.  
Die Sonne brennt. Das Zeltdach bauscht  
sich im heißen Mittagswind.  
Ein Kindlein pflückt bunte Blumen lind.  
Da sitzt Theobald und fühlt innerlich:  
Und wer pflückt mich?

## DER SULTAN IM THEATER

Ich und der Sultan von Marokko waren neulich abend im Théâtre de la Madeleine — ich heiße Peter, er heißt Moulay-Youssef. Wir waren da, um uns eine Galavorstellung von *«Manneslist»* anzusehen, ein arabisches Stück von Herrn Theaterautor Si Kaddour Ben-Ghabrit. Der Stückeverfasser war auch da und wimmelte aufgeregt im Turban, im Burnus und im Theater umher: ein älterer Mann mit harten, schlauen Augen und einem Spitzbärtchen.

Unten, am Eingang, standen die Statisten der Garde Républicaine, mit Roßhaaren auf dem Kopf und je einem Säbel in der Hand. Auch eine arabische Kapelle war vorhanden, in bunten Röcken. Und die beste Gesellschaft von Paris im Sommer, und das ist nicht die beste.

Um neun Uhr zehn erschien der Sultan, der nach seinem Triumph über Abd el-Krim besonders angeregt aussah, und begab sich elastischen Schrittes. Hinter ihm eine arabische Suite, aber auch europäische Männer im schwarzen Rock, mit bedeutenden Glatzen und Röllchen mit großen, goldnen Knöpfen. Auch sah ich mit meinen eigenen Augen ein menschliches Wesen, das trug zum Smoking einen weißen Schlips. Es war furchtbar, meine Begleiterin mußte gelobt werden.

In der ersten Reihe des ersten Ranges nahm der Sultan Platz, er hatte einen wundervollen Diamantring am Finger. Neben ihm saß der Gouverneur, Herr Steeg, und als die kleinen Prinzen gereicht wurden, zog der Gouverneur seine goldne Uhr mit Schnappdeckel und hielt sie dem prinzlichen Kleinen ans Ohr, einem ältern Sanitätsrat nicht unähnlich; das Ganze so recht ein herziges Bild von der Versöhnung der Völker.

In der Suite ausgezeichnete Köpfe; reiche Araber erinnern stets an erfolgreiche Bankdirektoren voll außerordentlicher Gewitztheit. Auch ein ebenholzschwarzer Mohr saß im Gefolge, eingesunken in seine weißen Gewänder wie ein schwammiger Pilz. Keine Frauen — mit Ausnahme eines Admirals, der, gehalten von riesigen Schwalbennestern auf seinen Schultern, neben dem Sultan saß, eine herrlich anzusehende Figur aus einem Roman Claude Farrères: Sinneslust und Admiral in einem. Unten im Foyer war er durch die Massen geschritten, ehrfurchtsvoll hatten sie ihm Platz gemacht, und ein fatter Kaufmann hatte ihm so bejahend und bewundernd nachgesehen, wie fette Kaufleute überall Admiralen nachzusehen pflegen. Inzwischen fing das Stück an.

Der reiche und vornehme Händler Seif-Eddin aus Bagdad, der seit sechs Monaten in Fes Handel treibt, ist an Frauenerfolge gewohnt und bildet sich ein, Männerlist stehe über Frauenlist. Er hat sogar in arabischen Lettern diese seine Überzeugung in seinem Laden anslagen lassen. Hei! das läßt den Dichter nicht ruhen. Er schickte viele verkleidete französische Schauspieler und Schauspielerinnen aus den Kulissen heraus, die den Tollkühnen durch Belehrung, durch List und durch die Nase von dieser seiner Überzeugung abzubringen hatten. Aber vergebens! Das Stück hört nicht auf, und hört nicht auf, und wenn sie nicht gestorben sind, dann spielen sie heute noch.

Der Sultan bekam Eiswasser zu trinken, die bunte Kapelle spielte so falsch, daß sie mich an die Sterndampfer meiner Heimat erinnerte, und drei empörend schöne Frauen aus dem Orient schritten durchs Publikum und ließen die Geblüter aufkochen. Und dann fing es wieder an, und bei den besonders lehrreichen Stellen klatschten die Leute, und am Schluß des achten Bildes begannen die Araber, in hohen Kehlkopf-



tönen zu trillern: «Ulululululululu—!» Die anwesenden Europäer kamen sich maßlos europäisch vor, denn sie tun so etwas bei Premieren nicht.

Was es mit dem Besuch des Sultans in Paris auf sich hat, mögen die Politiker entscheiden. Ich für mein Panterteil hatte den Eindruck, einer Kindervorstellung beizuwohnen, die man einem wohlgelittenen, weil artigen, Knaben gegeben hatte. Und aber in dreihundert Jahren will ich desselben Weges fahren — und dann wird vielleicht ein weißer Sultan zu einem gelben Volk huldvollst eingeladen, darf dort ein Museum einweihen, bekommt ein Festessen, und abends sitzt er im Theater, und ein freundlicher Japaner hält einem kleinen weißen Prinzen aus dem Abendlande einen Apparat ans Ohr. Kolonialvölker soll man nett behandeln.

## BEI NÄHERER BEKANNTSCHAFT

*Praesentia minuit famam*

Von ferne gleichen die Großen im Geist  
den Göttern, den hehren.

Solange du nichts von ihnen weißt,  
kannst du sie verehren.

Doch hast du mit Deutschlands Musenpracht  
erst nähere Bekanntschaft gemacht,  
dann schick deine Illusionen man pennen:

Du mußt sie nicht kennen! Du mußt sie nicht kennen!

Der flicht an der alten Griechen Statt  
die tragische Kette —

doch verreißt ihn das *«Nordhausener Tageblatt»*,  
dann fällt er aus't Bette.

Der meckert im Alter wie ein Bock  
und kriecht einer Tänzerin unter den Rock.

Und was sie an Damen ihr Eigen nennen:

Du mußt sie nicht kennen! Du mußt sie nicht kennen!

Denn mit etwas hat Gott sie schön angeschmiert:  
mit ihren Frauen.

«Mein Mann, mein Mann!»

Dergleichen blamiert:

ein Weibstück, scheeläugig und verschmiert,  
in den himmlischen Gauen.

Der sitzt in der Höhle, ein krötiger Greis,  
der spricht nur von sich, weil er sonst nichts weiß . . .

Von weitem! Laß sie am Himmel brennen!

In Büchern und an Rundfunkantennen . . .

Aber: Du mußt sie nicht kennen. Du mußt sie nicht kennen!

## NIEDER MIT DEM ROTEN KREUZ!

Bei einer Rettungsübung des Roten Kreuzes ist unter den Klängen eines Militärmarschs ein kleiner Junge ertrunken.

Und als sich der Schwarm verlaufen hatte, wards still in der Runde, und es ist nichts geschehen. Die Fäden, an denen dieses rote Kreuz schaukelt, reichen zu hoch hinauf.

Daß eine große Organisation einmal Pech hat, daß in einem solchen Rahmen auch Fahrlässigkeiten vorkommen können, wäre keiner öffentlichen Behandlung wert, wenn nicht etwas Grundsätzliches dahintersteckte.

Das Rote Kreuz ist eine durchaus wilhelminische Einrichtung geblieben.

In den leitenden Stellen wimmelt es von Adligen, von ehemaligen hohen Militärs und andern Rentenempfängern, von Oberstabsärzten, von Leuten, die aus dem Kriege her in unangenehmster Erinnerung sind. Der Damenflor setzt sich aus Blüten zusammen, die viel zu wenig karikiert werden: diese maßlos hochmütige, egoistische, raffeurische Kastenfrau, die alles vom Staat beansprucht, weil sie ihn als ihr gehörig ansieht, und ihm nichts gibt als ein Rudel Jungen, die Mamachen flott imitieren. Es ist das jene Gattung, für die Wohltun Zinsen bringt — 6 Prozent —, und die das Almosen dem Armen nur darreicht, wenn der die Hacken zusammenschlägt, also «eine ordentliche Gesinnung» hat. Vorgesetzte einer Nation, die sich still und dämlich nachsetzen läßt.

Der Herr Pressechef im Roten Kreuz — wer wäre heute ohne einen solchen! —, der das hier liest, möge nun ja nicht nachsichtig die Achseln zucken und sprechen: «Der bedauerliche Unfall wird zu einigen verallgemeinernden und verhetzenden Angriffen gegen das Rote Kreuz benutzt . . .» Diese Melodie können wir im Schlaf singen. Es handelt sich hier um den Unfall als Anlaß, einmal einem Gefühl Ausdruck zu geben, das viele teilen. Das Rote Kreuz ist seiner Organisation, seiner Personalzusammensetzung, seiner Fürstenverehrung nach: militärisch, reaktionär, antidemokratisch.

Man muß also abraten, dieser Einrichtung auch nur einen Groschen zukommen zu lassen. Sie verdient ihn nicht. Wer für die öffentliche Pflege der Unfallsverletzten etwas tun will, der gebe den Arbeiter-Samaritern oder der Roten Hilfe. Nicht dem schwarz-weiß-roten Kreuz.

# WEGE DER LIEBE

Alle Wege führen nach Moskau, dachte Frau Kollontai und schrieb *«Wege der Liebe»*, drei Erzählungen, von denen der Malik-Verlag zu Berlin eine schöne Ausgabe gemacht hat.

Die erste Erzählung ist gut, *«Die Liebe der drei Generationen»* heißt sie. Die Mutter der Erzählerin dieser Geschichte ist mit dem Regimentskommandeur verheiratet, liebt aber den Kreisarzt: Krach, Schwangerschaft und Verlassen des Ehemanns — eine liberale Ehe-tragödie, wie sie in der Zeitung steht. Die Erzählerin selbst lebt mit einem Genossen zusammen, wird aber im Strudel an einen Ingenieur getrieben, kommt wieder fort von ihm . . . vorbei. Die Tochter lebt gleichfalls mit einem Genossen — daneben noch mit andern, sie findet nichts dabei. «Aber welcher Zusammenhang ist zwischen der Partei», sagt sie, «der Revolution, der weißgardistischen Front, dem Zusammenbruch und allem, was du angeführt hast — und dem, daß ich mich mit Andrei und noch einem andern küsse . . .?» Sehr fein, wie in diesen drei Generationen jede Mutter immer nur ihren eignen Fall, aber keineswegs den der Tochter versteht. Jede schüttelt den Kopf und versteht die Welt nicht mehr . . .

Folgt noch eine Erzählung: *«Schwestern»* (französischer Realismus aus dem Jahre 1895), und dann die Hauptide Erzählung: *«Wassilissa Maligyna»*. Ja, das ist nun so eine Sache . . .

Also, ich kann mir nicht denken, daß das die neue bolschewistische Welt, die neue Liebe, die neue Generation ist. Ist sie aber wirklich: dann ist Frau Kollontai eine höchst mäßige Schriftstellerin. Über solche Dinge, Rußland betreffend, muß man in Deutschland ja immerzu nach zwei Fronten hin reden, und ich brauche wohl nicht zu betonen, daß zunächst und vor allem einmal die Nationalen im Unrecht sind, bevor sie noch den Mund aufgemacht haben. Auch erwarte ich keinerlei Romantik, und ich empfinde nichts so komisch wie den Einwand, den neulich ein deutscher Romantiker gemacht hat: das politische Leben der Russen sei ohne alle *«Schönheit»* — in schmutzigen Redaktionsstuben debattierten sie endlos und drehten sich Zigaretten . . . Möge jener in Schönheit sterben. Nein, der Mangel an Romantik ist es nicht. Es ist nur, halten zu Gnaden, belanglos.

Daß die Grete den Hans liebt, der aber hinwiederum es, mit der Lotte hat, wird dadurch nicht interessanter, daß sich die handelnden Personen mit *«Genosse Diensthabender»* anreden. Selbst wenn man, in verständlicher Mißachtung des Westens, nicht zeigen will, wie ökonomische Zustände Urtriebe verändern oder es nicht zu tun vermögen: es gibt ein Kunstgesetz, das ewig ist: Wir wollen nicht gelangweilt werden! Und dies ist zum Gähnen langweilig. Auch hat diese Liebesgeschichte etwas, was Fontane so schön *«sechserhaft»*

nennt: es sind Murks-Liebesschmerzen, Murks-Ausschweifungen, murksig das Ganze.

Also ein gleichgültiges Buch, wie es deren Hunderte gibt.

Aber mitnichten möchte ich in den Topf der snobistischen Antibolschewisten geworfen werden, die «schon wieder» dagegen sind, worauf es gewiß nicht ankommt, und denen sich, zu meinem Schmerz, in einem unsäglich albernem Buch auch Sir Galahad angeschlossen hat. Das kommt sich gar so mutig vor, wenn es etwas gegen Dostojewski, und weil wir grade bei den Russen sind, auch gleich gegen die Bolschewisten sagt... So geht das wirklich nicht. Da drüben steht eine politische Leistung, wie sie nur alle paar Jahrhunderte einmal vorkommt. Mäßige Literatur ist kein Einwand gegen ein Land.

Frau Kollontai ist sicherlich eine gute Politikerin. Bücher schreiben kann sie nicht. Aber schließlich haben wir ja auch von Kanzler Marx kein Lyrikbändchen *«Heckenros' und Vergißmeinnicht»*, und so scheint mir zunächst wichtiger, daß die Leute in Rußland zu essen haben und nicht ausgenutzt werden, als daß sie, den Antiquaren zu Gefallen, in Leder zu bindende schöne Bücher verfassen. Was sie, übrigens, dennoch tun.

## HABEN SIE SCHON MAL...?

Für Ernst Toller

Haben Sie schon mal, Herr Landgerichtsdirektor,  
als Gefangener eine Nacht durchwacht?

Haben Sie schon mal vom Herrn Inspektor  
einen Tritt bekommen, daß es kracht?

Standen Sie schon mal, total verschüchtert,  
vor dem Tisch, wo einer untersuchungsrichtert?

Ihnen ist das bis zum Ruhestand  
dienstlich nicht bekannt.

Haben Sie schon mal acht heiße Stunden  
ein Verhör bestanden, das Sie nicht verstehen?

Haben Sie schon mal die Nachtsekunden  
an der Zellenwand vorüberlaufen sehn?

Oben dämmert ein Quadrat mit Gittern;  
unten liegt ein Tier und darf nur zittern...

Diese kleinen Züge sind in Ihrem Stand  
dienstlich nicht bekannt.

Aber Kommunistenjungen jagen,  
 wegen Hochverrat ins Loch gesperrt;  
 vor Gericht die Spitzel mild befragen,  
 Saal geräumt, wenn eine Mutter plärrt;  
     Fememörder sanft verschoben,  
     mit dem leisen Schleierblick nach oben,  
     Existenzen glatt vernichtet,  
     die von Waffenplätzen was berichtet . . .  
 Unglück rings verbreitet, Not und Qual —  
 Ja, das haben Sie schon mal —!

## TSSCHECHEN UND RUSSEN

Ich kann zwei schöne Bändchen aus der verdienstvollen Malik-Bücherei (im Malik-Verlag zu Berlin) anzeigen: tschechische Lieder und russische Revolutionserinnerungen.

Übertragungen aus der slawischen Sprache sind selbstverständlich immer Nachdichtungen. Diese scheinen mir geglückt. Auf eine sehr gute Einleitung von F. C. Weiskopf folgen Gedichte der jüngern tschechischen Literatur, darunter das wunderschöne *«Ritten, ritten Adjutanten . . .»* von Frana Sramek, das im Ton — bis auf manches Reimwort — so nachgeschaffen ist, als habe es Roda Roda unter den Fingern gehabt.

Ritten, ritten Adjutanten  
 wie der Wind.  
 Melden, daß die Rebellanten  
 wieder auf den Beinen sind.  
 Schlag die Trommel, Trommler,  
 rühr die Schlegel strack,  
 daß wir heut nicht schonen  
 Rebellantenpack.

Und so noch viele. Am schönsten darunter die Volkslieder. Ein paar Perlen: *«Böhmisches Rekrutenlied»*, ein *«Mährisches Volkslied»* und ein slowakisches. Das slowakische ist so traurig wie eine alte Melodie . . .

Das andre Bändchen ist von Wera Figner und heißt: *«Das Attentat auf den Zaren»*. Da erstarrt einem allerdings das Blut.

Die Frau, die heute noch lebt (und deren Erinnerungen übrigens gleichfalls im Malik-Verlag erschienen sind), schildert hier Vorge-



schichte, Vorbereitung und Ausführung der Attentate aus den Jahren 1875 bis 1883. Das ist denn doch was anderes als diese trüben Gesellen aus den nationalen Verbänden. Die haben Geld, Auslandspaß, Hilfe bei allen offiziellen und privaten Stellen, ein mit ihnen sympathisierendes Land — hier: Askese, übermenschliches Leiden, Not, Hunger, Verrat auf allen Seiten, ständige Todesgefahr. Denn die russischen Richter waren wie die deutschen, nur behandelten sie schuldige Terroristen wie unsre Richter die Kommunisten, bevor die noch etwas ausgefressen haben. Im Hintergrund blitzt Sibirien auf. Und schlimmer: die Schlüsselburg.

Wie da das kleine Häuflein der Terroristen arbeitet, wie sich der Charakter, die Opferwilligkeit, der fast mönchische Verzicht auf das Leben vereinen, um für die Idee zu wirken: das packt und ist Vorbild in einem Lande, wo es noch dem traurigsten Schiffahrtsdirektor hoch angerechnet wird, wenn er das «Opfer» bringt, den Reichskanzlerposten zu übernehmen. Von gewissen Sozialdemokraten ganz zu schweigen, die sich still in die Ecke zu verkriechen haben, wenn von diesen Männern und Frauen, von echten Helden die Rede ist.

Das Vorwort verhehlt nicht, wie der Bolschewismus zu ihnen steht. Er billigte diese Einzelaktionen nicht, er achtete die Täter. Und Wera Figner hat das gradezu phantastische Schicksal gehabt, die Öffnung der polizeilichen Geheimarchive noch zu erleben, was ihr das eigne Leben nun von der andern Seite noch einmal zeigte. Was müssen das für Stunden gewesen sein, als sie in Akten und Spitzelberichten alles noch einmal durchlebte: als sie erfuhr, wer verraten hatte, und wem die Bewegung dieses Opfer und jenen Mißerfolg zu verdanken hatte...!

Voll Trauer legen wir das Büchlein aus der Hand. Bei uns werden keine derartigen Archive geöffnet, weil das nicht «opportun» ist; wir behalten dieselben kaiserlichen Beamten in der Regierung, weil sie doch «die Verordnungen» so schön kennen, und so hat jedes Land, was es verdient: das eine seine Bestimmung und das andre seine Bestimmungen.

## TRAUM

Die braunen kleinen Adler saßen lebendig, aber die Füße zusammengeschnürt, auf halbhohen Klötzen und blickten still, wie ausgestopft, vor sich hin. Hinter jedem saß das Ding. Es war ausgemacht, daß das Ding das Gehirn der Adler ausfraß, während sie noch lebten — das sah man aber nicht, ich wußte das nur. Auch hatte in den Büchern gestanden, daß die Augen ausgepickt würden. Der Traumverstand seinerseits hielt dafür, daß die Adler es waren, die fraßen und pickten.

Jedenfalls blieb während des Fressens dies von den Tieren übrig:

Eine schwankende und zuckende fleisch-helle Banane, eine konische Form, in die das noch bestehende Leben hineingepreßt war — es lebte noch, aber selbst, wenn man jetzt dazwischentrate und das noch retten wollte, wäre nie wieder ein Tier daraus herzustellen gewesen. Das war vorbei. Aber es lebte. Es litt, blutete unsichtbar und lebte.

Und es war so entsetzlich nah, und der wehrlose Zuschauer sah, wie es litt, und wie es zuckte — und daß das tierische Opfer noch, während es gefressen wird, eine Verbindung mit dem Fresser eingeht, es tut mit, es spielt das Spiel mit, auf dem Blutgrund ist noch so etwas wie Liebe. So schwankten die fleisch-hellen Stangen, so standen sie, so sahen sie dich blind an. Noch vor einer halben Stunde waren wir unversehrt, Tiere wie wir alle — jetzt sind wir das. Es ist unwider-ruflich, was da mit uns geschehen ist. Zurück geht es nicht mehr.

Die nächste Ration Adler saß schon auf ihren Klötzen, sah starr gradeaus und war in fünf Minuten dran.

## VIER SOMMERPLÄTZE

Von der Normandie habe ich schon erzählt. Das ist ein heiteres, grünes Land, mit kleinen Badesträndchen und großen mondänen Plätzen, um die bequeme Wege herumführen. Bevölkert wird daselbe von Eingeborenen und einigen Fremden, die französisch sprechen; die Landessprache ist englisch. Kleiner Mittelstand, der über die Schienenstränge schlägt, ist bekanntlich das schauerlichste, was es gibt — nicht zu Unrecht sind die Franzosen manchen Reise-Amerikanern und Valuta-Engländern gegenüber gereizt. Die affenartige Wiederholung einiger Inflationssymptome zeigt aufs neue, was es mit dem Nationalstolz auf sich hat: Romantik von gestern, vorgehängt vors Geschäft von heute. Wenn zum Beispiel kleine Ausschreitungen gegen Fremde vorkommen, dann sagt auch nicht ein Blatt: Dies ist blödsinnig — sondern jedes sagt: Es schadet unsern Handelsbeziehungen. Das haben wir alles schon einmal gehört. Im übrigen weiß vom normannischen Bauern keiner was, der nicht bei seinen Erbteilungen, Hypothekenaufnahmen und Grundstücksauflassungen dabei gewesen ist. Die Originalität von «Sitten und Gebräuchen» liegt hauptsächlich da — der Stamm der Spittelmartindianer macht keine Ausnahme.

Der Übergang von der Normandie nach Garmisch war etwas schroff.

Wir sind vor Jahren die ersten gewesen, die den Ruf «Reisende — meidet Bayern!» ausgestoßen haben, damals, als es sehr, sehr nötig gewesen ist. Etwas geholfen hat er. Und auch heute noch lockte es

mich nicht in das Land, von dem der ursaupreußische Fridericus in seiner echt kernig-deutschen Sprechweise gesagt hat: «C'est un paradis, habité par des animaux» — aber ich war gewiß nicht zu meinem Vergnügen in Garmisch. Das muß auch schwer sein.

Auf den Wegen stapfen unwirsche Norddeutsche, Sachsen, als Diroler verkleidet, und solange sie nicht den Mund auf tun, ist die Täuschung vollkommen: dann hält man sie für Berliner. Die Männer sehen alle viereckig aus, auf dem Hals tragen sie eine kleine Tonne, daran ist vorn das Gesicht befestigt. Morgens setzen sie es auf, und was für eines —! Die Frauen schlappen daher. Alles baumelt an ihnen, auch die Seele. Ich war seit zwei Jahren zum ersten Male wieder in Deutschland; in der Heimat kann ich nicht sagen, weil es sich ja um Bayern handelt — wir würden uns das beide verbitten.

Das erste, was auffällt, ist: Ganz Deutschland besteht aus Augen. Große Telleraugen, blanke Glasscheibchen, trübe Wasserflecke — sie starren dich an. Alle sehen alle an, ganz genau. Sie mustern, machen Inventur, prüfen, überprüfen, riechen mit den Augen. Auch machen sie eine unendliche Wirtschaft aus allem, sich und den andern das Leben schwer und das Reisen zu einer Dienstpflicht, der sie mit zusammengepreßten Lippen und angestrengtem Gesichtsausdruck obliegen; noch nie habe ich auf einer französischen Bahn einen solchen Trubel um nichts erlebt. Wo einer sitzt, ob das Fenster auf oder zu ist, und wie der Handkoffer liegt, und was es da alles gibt... es sind typische deutsche «Probleme»: anderswo gibt es sie gar nicht, oder sie sind keine. Muß das Dasein hier Kräfte kosten —!

Kostet es auch. Die Luft ist geladen mit Spannung — man empfindet das nie so stark, wie wenn man von draußen kommt, wo das Leben keineswegs paradiesischer, aber geölter dahinfließt, auch da, wo es stockt. Ein französisches Verkehrshindernis erfordert von den Beteiligten weniger Nervenkraft als der deutsche glatt abgewinkelte Verkehr.

Alle sind gestrafft, ihrer Zuständigkeitsrechte sich durchaus bewußt, scharf abgegrenzt gegen den lieben Fernsten. Einmal bin ich durch eine Gruppe Sprechender auf einem Korridor mit einem leise gemurmelten Gebet hindurchgegangen — ich durchschnitt eine pappendeckelfeste Atmosphäre von Übelwollen und Offensivgeist. Stramm, stramm.

Dabei ist äußerlich alles praktischer, aber auch beinahe alles hübscher als in Frankreich: Konditoreien, Hotels, Straßen, Häuschen, Zigarrendüten. Und dennoch —

Leider haben sie auch eine Bar, wo Prokuristen und Zahnärzte so auszusehen sich bemühen, wie es in ihren Dienstvorschriften — den illustrierten Zeitungen — vorgeschrieben steht. Inferno. Mit heißen, roten Köpfen drehten sich prustende Klumpen in einem bonbongelben Licht zu den Klängen eines synkopierten Parademarschs. Einer trank

eine Flasche Sekt und nahm damit zu sich: klassenbewußte Lebensbejahung, wohlverdientes Ferienglück, Distanzierung gegen die da unten. Ein guter Popo ist ein sanftes Ruhekissen.

Auch schwebten wir die Zugseilbahn hinauf, ich paßte auf, daß Fritzi Massary nicht herausfiel, und daß mir nicht übel wurde. Die befohlene Aufgabe wurde voll erfüllt.

Die Zugspitzbahn ist ein Triumph menschlichen Erfindergeistes, ein Wunderstück deutscher Technik, die Überwindung der Elementargewalten durch die Kraft der Beharrlichkeit und etwas völlig Blödsinniges. Wenn ich Zugspitze wäre: man müßte sich ja zu Tode schämen. Sieht man von den Ski-Leuten ab, die sich «mit die Brettln» im Winter da heraufziehen lassen können, um herrlich wieder herunter, zu Tal, zu fahren — der Berg ist gar kein Berg mehr. Entzaubert, von seinem Thron jäh heruntergeholt, eine Plattitüde von dreitausend Metern. Oben stehen die Leute und wissen nicht genau, was sie da sollen. Manche lassen sich anseilen, um bis zum noch unasphaltierten Gipfel zu steigen: grinsend zog an uns ein baye-rischer Führer vorbei, seine Opfer, das Seil über den Sommerüberziehern, zog er hinter sich her. Ihre Augen sagten: Ihr Lümmels in der Etappe . . . ! Ein Grammophon mit Schinkensemmeln zeigte an, bis zu welchen Gebirgshöhen heute die menschliche Zivilisation vordringen kann. Polgar, der mit heraufgeschwebt war, suchte eine Ansichtskarte, die er an Hans Müller schicken könnte. Dann schwebten wir wieder herunter.

Von dem nun folgenden Fex-Platta oberhalb Sils-Marias kann ich diesbezügliche Aussagen nicht machen. Mein dort ansässiger Brotherr, S. J., schloß mich bei meiner Ankunft gerührt in seine bärtigen Arme, wies mir kurz das Nietzsche-Haus, drohte mit Ludwig Fulda, der darin sein Wesen trieb, und bedeutete mir streng: «Und dann ist hier noch viel Natur — setz dich hin und arbeite.» Darauf sperrte er mich in einen hängenden Stall, den er als Balkon ausgab, legte mir einen Band Reichsgerichtsunterscheidungen unter den wackelnden Stuhl, weiße Rückseiten alter Korrekturfahnen auf den Tisch und schloß ab. Zu den Mahlzeiten wurde ich ein Stündchen herausgelassen. Das Fextal soll eine sehr schöne Landschaftlichkeit besitzen.

Dann fuhr ich nach Hause.

Unterwegs stießen rauhe Schweizerkehlen noch manchmal einen alten schwyzerischen Schlachtruf: «Passug!» aus, was ich für den Anfang eines Landsknechtsliedes hielt, es ist aber ein Mineralwasser, ich kaufte auf einer Station ein Lokalwitzblatt und erwachte in Tränen gebadet, in Basel umgurgelten mich zum letzten Mal die Kehllaute der Saalmädchen, und am frühen Morgen, als auf dem Gare du Nord jemand neben mir sagte: «Na nu mah rin ins Vajnie-jen!» — da hatte Paris mich wieder.



Jetzt sitze ich in der Bretagne und lerne Englisch, um durchzukommen. Zum Abschied in Bayern hatte ich Pallenberg gebeten, mir etwas Französisch aus seiner reich assortierten Sprechkiste zu holen; er tat es sofort und erklärte mit aufgeweichten Konsonanten, er sei ein armes Mädchen, das man im Kriege in einer belgischen Kupplerei beschäftigt — man braucht hier übrigens in der Bretagne kein Französisch. Doch, man braucht's, wenn man die kleinen windstillen Ecken aufsucht.

Nun senken sich langsam die Eindrücke der Reise nieder, wie weitflügelige Vögel nach einem langen Flug fallen sie sacht aus der Luft: In Quimper lag im Stadtfluß ein toter Hund, starr wie ein zackiger Baumstamm; der Speisewagen von Chur nach Basel hatte mattfarbene Ornamente, wie vom vorjährigen Picasso; bayerische Beamte sind manchmal höflich; kein hübsches Mädchen diesmal neidisch vorbeiziehn gesehn; es gibt einen gewissen norddeutschen Frauentypus, der nur mit Prügel zu regalisieren ist, diese Frauenzimmer fühlen sich an wie gegen den Strich gebürstete Zylinderhüte; man möchte sein ganzes Leben lang allein sein; in der Schaukel der Zugspitzbahn stand ein einarmiger famoser österreichischer Offizier; man möchte nicht mehr allein sein.

Aus der Luft kommt noch ein Vogel matt herabgefallen.

Man möchte doch allein sein.

## ZWEI SEELEN

Ich, Herr Tiger, bestehe zu meinem Heil  
aus einem Oberteil und einem Unterteil.

Das Oberteil fühlt seine bescheidene Kleinheit,  
ihm ist nur wohl in völliger Reinheit;  
es ist tapfer, wahr, anständig und  
bis in seine tiefsten Tiefen klar und gesund.

Das Oberteil ist auch durchaus befugt, Ratschläge zu erteilen  
und die Verbrechen von andern Oberteilen  
zu geißeln — es darf sich über die Menschen lustig machen,  
und wenn andre den Naseninhalt hochziehen, darf es lachen.

Soweit das.

Aber, Dunnerkeil,  
das Unterteil!

Feige, unentschlossen, heuchlerisch, wollüstig und verlogen;  
zu den pfinstersten Pfreuden des Pfleisches fühlt es sich hingezogen —  
dabei dumpf, kalt, zwergig, ein greuliches  
pessimistisches Ding: etwas ganz und gar Abscheuliches.



Nun wäre aber auch einer denkbar — sehr bemerkenswert! —, der umgekehrt.

Der in seinen untern Teilen nichts zu scheuen hätte,  
keinen seiner diesbezüglichen Schritte zu bereuen hätte —  
ein sauberes Triebwesen, ein ganzer Mann und  
bis in seine tiefsten Tiefen klar und gesund.

Und es wäre zu denken, daß er am gleichen Skelette  
eine Seele mit Maukebeene hätte.

Was er nur andenkt, wird faulig-verschmiert;  
sein Verstand läuft nie offen, sondern stets maskiert;  
sogar wenn er lügt, lügt er; glaubt sich nichts, redet sichs aber ein —  
und ist oben herum überhaupt ein Schwein.

Vor solchem Menschen müssen ja alle, die ihn begucken,  
vor Ekel mitten in die nächste Gosse spucken!  
Da striche auch ich mein doppelkollriges Kinn  
und betete ergriffen: «Ich danke dir, Gott, daß ich bin, wie ich bin!»

Was aber Menschen aus einem Gusse betrifft in der schönsten der  
Welten —:  
der Fall ist äußerst selten.

## BEGNADIGUNG

Das Preußische Justizministerium, das es — oho! — trotz allem als  
Aufsichtsbehörde gibt, hat sogenannte «Beauftragte für Gnadensachen».  
Diese Begnadigungen gehen, obgleich ein Teil der Justiz, im Dunkel  
des Verwaltungsweges vor sich, wie ja auch eine Kontrolle der Straf-  
vollstreckung kaum besteht. Was geschieht —?

Das Gericht spricht in einer politischen Strafsache seine ebenso poli-  
tische Meinung aus. (Wir sollten nicht mehr den Fehler machen, diese  
Veranstaltungen als Rechtsprechung anzusehen — damit hat diese rein  
administrative Betätigung nichts zu tun.) Nehmen wir einmal an, daß  
ein nationaler Angeklagter zu einer, selbstverständlich milden, Strafe  
verurteilt wird. Wie verbüßt der Mann seine Strafe —?

Davon wissen wir gar nichts. Wir wissen nicht, welche Vergünsti-  
gungen er genießt, wer sie ihm gibt; ob man aus seiner Gefängnis-  
strafe nicht eine milde Haftstrafe macht — ob aus der Festungsstrafe  
nicht eine Farce wird . . . wir wissen das nicht.

Wann wird er begnadigt? Das gelangt in den seltensten Fällen in

die Öffentlichkeit — eine Kontrolle über die politische Handhabung dieser Begnadigungsakte ist also nicht vorhanden.

Wird umgekehrt ein linker Mann zu Zuchthaus oder zu Gefängnis verurteilt — wer hilft dem Sträfling, wenn er schikaniert wird, daß ihm die Augen übergehen? Keiner. Denn die vorgesetzte Behörde, oder wie sich dieses Gremium nennt, wo immer einer die Verantwortung auf den andern abschiebt, braucht nur «sinngemäß» die Bestimmungen anzuwenden — und der Mann tut gut, sich aufzuhängen.

Blast euch nur dem Mittelalter gegenüber auf —! Wir, wir haben eine Geheimjustiz.

Der Verteidiger bekommt die Akten nicht zu sehen, bis Polizei und Untersuchungsbehörde sie schön gar gebacken haben; was man mit juristisch ungeschulten Leuten in Verhören anfangen kann, weiß jeder Jurist. Das bißchen Verhandlung ist öffentlich: so oft unverständlich ohne Aktenkenntnis, eine überflüssige Formalität — zwar wird das Urteil da gesprochen, aber nicht gebildet. Strafvollzug und Begnadigungsakte stehen außerhalb jeder Kontrolle — dieses Parlament hat sich selbst geköpft und sich so in kindischer Autoritätsfurcht jedes Ansehen genommen. Was ist ein Abgeordneter im Gefängnis? Höchstens ein Sträfling — sonst hat er da nichts zu suchen.

Die deutsche Strafjustiz in politischen Prozessen verdient das Vertrauen, das sie genießt.

## FUSSBALL MIT MENSCHENKÖPFEN

Um nur ein Beispiel zu nennen:

Das Infanterie-Regiment Nummer 7 der Reichswehr, das in Schweidnitz liegt, gibt *«Sportnachrichten»* heraus. Wie sieht so etwas aus —?

Außer gleichgültigen und schlecht geschriebenen Aufsätzen, neben denen, in zwei Nummern, einer über *«Langlauftraining des Skiläufers»* anständig und sachlich gehalten ist, ein paar verzeichnete Akte, Vereinsknatsch und ein dummer Zukunftsroman, wo Deutschland die Führung in Europa hat, weil Frankreich und England sich inzwischen zerfleischt haben — aus Deutschlands Reihen wird das Oberhaupt der Vereinigten Staaten Europas gestellt . . . neben diesem Hintertreppengewäch dieses:

«Wir kennen unser festgelegtes Ziel und verfolgen es unbeirrbar: Zusammenfassen aller Volksschichten zu kraftvoller Geschlossenheit auf dem Wege der körperlichen Ertüchtigung, die die geistige Wiedergeburt selbsttätig mit sich bringt. Wir gehen unsre Bahn zweckbewußt im Bestreben, die Zahl der Anhänger ständig zu mehren um der heiligen Sache willen, für die wir eintreten: Deutsche Einheit. Wir verachten die Kleinlichen, Selbstsüchtigen, Nörg-

ler, Besserwisser und Halsstarrigen und bekämpfen um des Leides willen, das sie dem Vaterlande brachten, die Schwärmer von Weltfrieden und Weltverbrüderung.»

Abgesehen davon, daß es «gebracht haben» heißen muß: wir wußten noch gar nicht, daß Hindenburg und Ludendorff Schwärmer von Weltfrieden gewesen sind — wir wußten bisher nur, wer achtundvierzig Stunden Frist für Abschließung eines Waffenstillstands gegeben hat: die Oberste Heeres-Leitung. Aber was wird denn nun hier gespielt —?

Die Angehörigen der Reichswehr sind dafür angestellt und bezahlt, eine Wehr des Reiches zu bilden — weiter nichts. Trotz aller gegenteiligen Betätigung des Herrn Geßler: weiter nichts. Unter gar keinen Umständen hat aber der, der da «In Gruppen rechts schwenkt — marsch!» kommandiert, seinen Volksgenossen, und zwar genau der Hälfte, zu erzählen, wie er über Weltverbrüderung, verzeihen Sie das harte Wort: denkt. Wir wünschen nicht, uns von diesen Elementen belehren zu lassen. Dafür sind sie nicht da. Und auch nicht qualifiziert.

Auf diesen Ton einer vaterländischen Instruktionsstunde ist die Publikation gestimmt, die deutlich merken läßt, wie die Offiziere «zum Kerl heruntersteigen» und eine Kameradschaft betätigen, die einer Mausefalle verdammt ähnlich sieht. Mit welcher falschen Liebe da Schach gespielt, Schneesport, Rundfunkbastelei und ähnliche Betätigungen betrieben zum Wiederaufbau des durch Schikanen und Mißhandlungen in die Binsen gegangenen Mannschaftsvertrauens! Ziel der Hefte:

«Förderung des Sportgedankens unter dem Gesichtspunkt der allumfassenden völkischen Sportgemeinschaft, die über den kleinlichen Parteihader als machtvolle Kundgebung hinauswächst, und so den Weg zur Einheit des Wollens weist.»

Die Wahrheit sieht so aus:

«Machen wir uns nichts vor! Der begeisterte Sportsmann hat nicht das Endziel, seinen Körper zu stählen. Sondern diese Stählung ist nur ein Mittel zu seinem einzigen, wahren Ziel, welches heißt: Kampf und Sieg.»

Ob die sich da etwas vormachen, weiß ich nicht. Daß wir uns aber von dieser Reichswehr nichts vormachen lassen, das ist einmal sicher. Die Ideologie, die da den Satz aufstellt: «Kämpfen dürfen ist eine Ehre» — einen Satz, den man in allen Abdeckereien anschlagen sollte, damit das Schlachtvieh doch wenigstens weiß, woran es ist . . . diese Ideologie ist verwerflich, nichtsnutzig und hassenswert.

Daß die meisten Reichstagsabgeordneten ihre Pflicht nicht tun und das Parlament zu einer traurigen Bewilligungsmaschine haben herabsinken lassen, kann uns nicht abhalten, ununterbrochen — im In- und Ausland — die Wahrheit über diese Reichswehr nach Kräften zu verbreiten, ohne jede Rücksicht darauf, daß das in geselligen Kasinokreisen

als «Hochverrat» angeprangert wird, ohne Rücksicht darauf, wie verhetzte Korpsstudenten, die einmal im Jahre 1930 den Talar tragen werden, darüber denken. Die Reichswehr ist überflüssig, verdient, abgeschafft zu werden und ist in ihrer heutigen Zusammensetzung gefährlich. Wer das nicht einsieht, mag alle schätzenswerten Eigenschaften eines Vereinsvorstands haben — mit Politik sollte er sich nicht befassen.

Und wenn leider Gottes die meisten Sozialisten und viele von denen, die sich Pazifisten nennen, Vornehmheit der Gesinnung betätigen, Takt, Taktik, Strategie, Besonnenheit, alles, alles — nur kein echt revolutionäres Gefühl, so glaube ich, daß mangelnde Geschichtsbildung und fehlendes Fingerspitzengefühl kein Grund sein sollte, die Bewegung des anständigen Republikanertums in Deutschland durch diese Leisetreter schänden zu lassen. Die eines Tages sehen werden, wohin die geschwellte Männerbrust führt: in die Kalkgrube.

Wir ändern aber betrachten diese Heftchen der völkischen Reichswehr als das, was sie sind — trotz der Besserwisseri lächerlich blamierter Demokraten, die bisher auch nicht eine richtige Voraussage in der Innenpolitik gemacht haben. Gegen diese Jammerlappen mit der falschen Präntention von vorgestern ist festzustellen: Was ist diese Reichswehr —? Nun spitzt aber der Oberreichsanwalt seine langen Ohren. Laß hängen.

Sie ist die Auflösung der Reihe — des Kastenrätsels in einem der Heftchen. «Etwas Einzigdastehendes.»

## KLEINE STATION

«— 'menau!» rufen die Schaffner. «— 'menau!» Mit dem Ton auf der letzten Silbe. Wir sehen hinaus.

Da rauschen ein paar Bäume, der Stationsvorsteher hat sich Sonnenblumen gezogen, die aus der Zeit herrühren, wo er noch nicht Fahrdienstleiter hieß, da steht «Männer» dran und da «Frauen», und für die Zwitter ist auch noch ein Güterschuppen da. Die Lokomotive atmet. Niemand steigt aus. Niemand steigt ein. Aber hier ist: Aufenthalt.

Von «— 'menau» ist nichts zu sehen, das liegt wohl hinter den Bäumen. Doch, hier ist ein kleines Stückchen Straße, wenn nicht alles täuscht: die Bahnhofsstraße, maßlos häßlich, hoffen wir, daß es da hinten hübscher aussieht. Sicherlich tut es das.

Da steht ein Schillerdenkmal (1887) und ein Kriegerdenkmal — nein, zwei: eins von dunnemals und eins von heute, eins mit einer Zuckerjungfrau und eins mit einem Stahlhelmmann. Eine Kaiser-Wilhelm-Straße ist da, und die lange Chaussee trägt den Namen der nächsten großen Stadt. Die Kirche ist aus romanischem Stil und das Postamt aus Backsteinen.

Einer ist der reichste Mann von «— 'menau» — einer muß doch der Reichste sein. Er ist viel in der Stadt und weilt nicht oft im Orte, wie das Blättchen schreibt. Am Stammtisch sorgen der Amtsrichter, der, ach Gottchen, Referendar, der Apotheker und der Postinspektor für die Aufrechterhaltung der Republik, wie sie sie auffassen. Manchmal darf da auch der Redakteur sein Bier trinken.

Wenn Markt ist, schwitzen dicke Bauerngesäße in der Kneipe, alles ist voll Dunst und Rauch und Geschrei. Der Lehrer hat ein bißchen die Tuberkulose, aber das macht nichts: im Sommer fällt ohnehin der Unterricht so oft aus, wie der Gutsbesitzer die Kinder zur Feldarbeit braucht. Es ist ein Arzt da, der viele Kinder hat, merkwürdig. Am Marktplatz wohnt Fräulein Grippenbergr, sie spielt Klavier; wenn nachts der Mond geschienen hat, singt sie am nächsten Tage, die Hunde haben das nicht gern. Ein Polizeibüro ist da, worin es grob und säuerlich riecht; der amtierende Polizist hat hervorstehende Augenbrauen, fast kleine Buschen; er war aktiver Wachtmeister, seine Einjährigen hatten nichts zu lachen, aber er hatte was.

Wo die Liebespaare wohl hingehen? Wahrscheinlich in die Felder. Die Gemeinde zählt 1245 Seelen, da heißt es fleißig sein; der Kaiser braucht Soldaten . . . ach nein! Ja doch. Telefonieren kann man beim Doktor, sonst im Gasthaus, aber da ist das Telefon kaputt. Auf einem brachliegenden Felde in der Gemarkung VIII des Kättners Römmelhagen steht ein Runenstein. Schadt nichts, laß ihn stehen.

Möchte man hier leben —? Auf dich haben sie nicht gewartet; sie haben ihre Schicksale, sterben, saufen, handeln, lassen Grundstückseintragungen vornehmen, prügeln ihre Kinder, stecken der Großmama Kuchenkrümel in den Mund und verzweifeln — höchst selten — an der Welt. «— 'menau!»

Ja, und dann fahren wir wieder.

## RECHENAUFGABEN

1 Bauer besitzt 1 Feld von 18 Hektar, das ihm sein Nachbar im Alter von 54 Jahren streitig macht. Wie hoch sind die Gerichtskosten, wenn der Rechtsanwalt auf gegnerischer Seite Cohn XVII heißt?

Das Mundwerk eines Oberpräsidenten ist 4 Meter lang und 2 Meter breit. Wie lange kann der Mann Mitglied der SPD sein, wenn er 1100 Arbeitermorde auf dem Gewissen hat?

1 Untersuchungsrichter läßt 1 im Verdacht des Judentums stehenden Kaufmann 11 Wochen in Haft sitzen. In welcher Zeit avanciert der Richter zum Landgerichtspräsidenten?



Aufgabe mit imaginären Größen:

1 sozialdemokratische Partei hat in 8 Jahren 0 Erfolge. In wieviel Jahren merkt sie, daß ihre Taktik verfehlt ist?

1 Volksstaat Sachsen macht sich seinen Dreck alleene. Wieviel Auguste von Sachsen braucht man, um alle Reimann-Anekdoten allein zu machen?

1 Kaiser kostet monatlich 50 000 Mark Arbeitslosenunterstützung. Was kosten 2 Kaiser auf dem Thron einer Republik im Alter von 8 Jahren? (Berechne dasselbe mit der deutschen Republik — Gleichung mit einer Unbekannten!)

1 deutscher Richter sperrt in 1 Tage 1 Kommunisten ein. Wieviel deutsche Richter sperren alle deutschen Kommunisten in wieviel Tagen ein —?

1 Kronprinz hat 1 uneheliches Kind. (Es handelt sich hier um eine theoretische Aufgabe.) Wieviel Kronprinzen sind nötig, um die Mongolei zu bevölkern, wenn der dortige Sittlichkeitskoeffizient mit 218 angenommen wird?

(Die Auflösungen sind nur für die Herren Lehrer bestimmt.)

## L'ESPRIT

In jedem Lande fängt zur Zeit eine junge Generation völlig von vorn an. Dabei bleibts gewöhnlich. Immerhin soll man sich um jeden ernsthaften Versuch kümmern; wir habens nötig. Wenn ich ein französisches Beispiel wähle, so geschieht das nicht nur, weil ich grade in diesem Lande lebe — in Deutschland wüßte einem verdammt schwer gemacht, sich mit dergleichen zu befassen. Die Wertvollsten und Anständigsten der jungen Leute schweigen oder sprechen sich in Konventikeln aus, woraus sie schwer zu lösen und zu erlösen sind, und von der «jungen Generation», die sich schmockig fotografieren läßt — im Hintergrund das tiefe schmerzliche Wissen um die letzten Dinge —, von diesen uralten Journalisten um einundzwanzig herum wollen wir uns nicht weiter unterhalten. Es ist eine Familienangelegenheit.

«L'Esprit», 1. Heft (erschieden bei F. Rieder in Paris, 7 Place Saint-Sulpice).

Es ist eine Gruppe junger französischer Philosophen, die sich da zusammengetan haben; sie setzen eine begonnene Arbeit fort. Dieser Beginn hieß: «Philosophies», eine kleine Zeitschrift, die sich für Ruß-

land gegen die französische Kolonialpolitik aussprach und plötzlich zu erscheinen aufhörte; wer daran schuld war, soll hier nicht untersucht werden. Das vorliegende Heft scheint mir in seiner Unvollkommenheit lesenswert, grade deshalb — selten bringen Verleger den Mut auf, solchen Anfängen ans Licht zu helfen.

Bemerkenswert erscheint mir, der ich mich keinesfalls legitimiert glaube, den Windungen dieser philosophischen Straßen überallhin zu folgen, ein guter allgemein einleitender Aufsatz Pollitzers: *«Introduction»*; dieser junge Mensch hat Schelling ins Französische übersetzt, und er ist es wohl auch, dem die Gruppe ihre Neigung zu Hegel verdankt. In der Einleitung stehen gute, jugendliche Sätze wie der hier: «Die Philosophen ohne Substanz sind immer zu tief, viel zu tief, um wahr zu sein — und durch ihre übergroße Tiefe schießen sie über das Ziel hinaus, um nicht an den Grundlagen des Staates zu rütteln.» Der Aufsatz, der eine merkwürdige Verbindung französischer Philosopheme und deutscher Denker darstellt, zeigt, was die Gruppe ablehnt, stellt sich zwischen Scholastik und Revolution, wendet sich mit Recht gegen jene, denen keine Demonstration genügt, gegen die Nieüberzeugten, die Nie-zu-Überzeugenden und kündigt Positives erst an.

Das Heft enthält ferner einen Abschnitt aus Hegels *«Phänomenologie des Geistes»* — wie muß die französische Sprache gestöhnt haben, als man ihr das zumutete! Den Beschluß macht das Haupt der Gruppe: Pierre Morhange, ein tapferer, sauberer und unendlich fleißiger junger Mensch, der schon viele Leute hat aufhorchen machen. Ich bekenne, von seinem Aufsatz *«La Présence»* kein Wort verstanden zu haben, und will gern die Schuld auf mich nehmen: sei es, daß mir die nötige Vorbildung mangelt, dergleichen zu verstehen, sei es, daß ich nicht lesen kann — genug, ich kann darüber nichts aussagen.

Am wirklichkeitnahesten scheint mir eine sehr interessante Arbeit zu sein: *«Ils ont perdu la partie éternelle d'euxmêmes»*. Da weiß man, wo und wie, und liest alles von Anfang bis zu Ende. Wie dieses Ende aussieht?

Der Verfasser — Georges-Philippe Friedmann — nimmt auf etwa fünfzig Seiten zunächst ein höchst erfreuliches Schlachten vor. Da lacht einem das Herz im Leibe. «Schaum, Schaum ist alles, was ich berühre . . .» Schaum die Wirtschaft, die Philosophie, Schaum die Afterreligionen, die keine mehr sind. «Das asketische und mystische Ideal des Christentums ist keinesfalls Sieger. Im Gegenteil. Sicherlich: die Menschen leben nicht für das Jenseits. Ob sie ungläubig oder Namenschristen sind (wie so viele Christen): sie glauben nicht an das Reich Gottes, aber sie leben wiederum auch nicht mehr im Diesseits; denn unfähig . . . das Leben der ratio zu leben, begeben sie sich in eine Welt hinauf, die sie sich erst hergestellt haben.» Das ist gut — hier scheint mir der Angelpunkt der neuen Metaphysik zu liegen, jenes faulen

Religionsersatzes, der selbstverständlich keineswegs ausreicht. Kolonialreichs Ende, das neue Asien, zwei Völker, die jung geblieben sind: Rußland und Italien — dann die große Totenklage um das Weltbild, das nicht da ist.

Wir kennen diese Klage — wer nicht Katholik ist, hat sie in Europa erhoben, erheben müssen —: sie irren und suchen und finden nicht.

Sehr gute Hiebe gegen die falsche «Objektivität» der Gelehrten, eine gradezu vorzügliche Abhandlung gegen einen Typus, den Friedmann «le disponible» nennt, jenen, der es alles in sich aufsaugt, dessen Seele für alles wahllos offensteht, der keine Partei nimmt, und der schrecklich stolz ist auf das, was hier mit Recht als Schwäche entlarvt wird . . . diese kleine Skizze: «*Esquisse d'un type de jeune Disponible*» ist beste französische Machart — und daneben und dazwischen höchst erfreuliche Schläge auf alles, was da behutsam krecht und zu fliegen versucht. Paul Valéry bekommt es nicht schlecht ab, auch er ein «Disponible», Proust zu dem Teil, wie ers verdient — hierbei eine schöne Bemerkung: es gäbe keine starken Unberührten, eingekapselt in der angeblich so festen Hülle des Individuums — «ils sont les grands complices de l'être».

Und —?

Und dann wirds dünn. Dann kommt ein kleines positives Endchen, das kümmerlich hinten dran baumelt: Spinoza war ein großer Philosoph. Sicherlich, das war er, wer wüßte es nicht. Aber erlöst mich das? Bringt mich das fort? Hilft mir das aus meinen Zweifeln?

Ich möchte diesem saubern und klaren Versuch, unternommen mit allen Mitteln einer Jugend, die etwas will, ohne vielleicht ganz genau zu wissen, was sie will — ich möchte ihm nicht das Unrecht antun, dergleichen etwa mit den schöngeistigen Gesellschaftsspielen unsrer süddeutschen Universitäten wie Heidelberg oder Göttingen zu vergleichen, wo die Eingeweihten von sich und untereinander sprechen wie Mönche aller Grade — mit heiligen Äbten und je einem Papst, der immer des Kaisers neue Kleider trägt —: damit hat das hier nichts zu tun. Aber was nützt dies alles?

Es wäre nicht gerecht, zu sagen, daß etwa Friedmanns Arbeit nichts sei als nur eine verkappte Literaturkritik, in der nun alle, alle ihr Sprüchlein abbekommen — mehr ist sie bestimmt. Es wäre auch nicht richtig, die Gruppe mit einem Gedicht T. S. Eliots zu belasten, das in diesem Heft abgedruckt ist, eine Mischung von Symbolismus, Dada, mit einem Schußchen Whitman . . . und den allerkomischsten Anmerkungen, die jemals ein Autor seinem eignen Gedicht angehängt hat, darin er zitatenmäßig genau nachweist, wo er sich den Schnupfen seiner Inspiration zugezogen: bei Wagner, Shackleton, Hermann Hesse, und wo zu dem Vers: «Avec un bruit sourd au dernier coup

de neuf heures» treuherzig angemerkt wird: «Dieses Phänomen habe ich oft beobachtet.»

Das alles sind Schönheitsfehler. Kein Schönheitsfehler aber ist die maßlose Überschätzung dessen, was hier «das Geistige» genannt wird.

Ob «das Geistige» etwas bewirkt oder nur etwas Geschehendes ankündigt, steht dahin. Daß der Bolschewismus auch einmal Theorem gewesen ist, abstrakt von Habenichtsen, die jeder Esel von Realpolitiker verlacht hat, ausgeklügeltes Programm — das wissen wir. Aber wenn hier — in der Gruppe des «*Esprit*», die sich übrigens von den Surrealisten ausdrücklich getrennt hat — irgend etwas Lebensfähiges stecken sollte, so muß noch viel Fett herunter. Das Fett der falschen Lyrik, der Dichtung überhaupt, das Verschwommene — der Meister Hegel wird den Schülern noch vielen Kummer verursachen, und ein bißchen Schopenhauer täte ihnen trotz allem ganz gut.

Und anstelle des Fetts brauchen sie Sehnen und Muskeln: die Meditation über das Leben, basiert auf Technik — denn es heißt nicht: Fort von der Technik, fort vom Spezialistentum, fort von der Maschine! Man muß da hindurch — man muß nur aufzuhören wissen, sonst droht der Fluch, ein Fachmann zu werden: aber man muß einmal ein Fachmann gewesen sein. Und zwar gewiß kein Fachmann der Schuhsohlenfabrikation, aber einer des Lebens.

Wie hat Lenin Jahrzehnte lang gerufen? «Seid bereit! Seid bereit! Seid bereit!» Sind es diese jungen Franzosen?

## KLEINE DIENSTREISE

In Frankfurt haben sie eine Brucken geschlagen;  
über den Main herüber tut sie nunmehr ragen.

Und um sie einzuweihen, haben die Frankfurter eine große Feier  
arrangiert — mit Böllergeläute und Festzug und Äppelwoi und ge-  
dichteter Sangesleier.

Gut.

Dazu haben sie auch den diensttuenden Reichspräsidenten eingeladen.  
Bei dem steht aber die Stadt Frankfurt nicht recht in Gnaden,  
und so ist er auch zur Mainbrücken-Feier nicht gekommen.

Denn er hat, glaube ich, den Frankfurtern übel genommen,  
daß sie — pfui Deubel! — Demokraten sein.

Und darauf sagte er: «Nein!»

Gut.

Die Frankfurter haben sich den Schmerz von der Nase gewischt  
und machten sich aus der präsidentlichen Abwesenheit weiter nischt.

Wo aber — das fragen wir uns — war der hohe Gast,  
der fast

in eine republikanische Demokratenstadt hineinzufallen in die  
schmerzliche Lage gekommen wäre?

In Berlin? Nein. In Köln? Nein. In Königsberg? Nein. Vielmehre,  
weil man ihn dorthin zu einer Familienfeier lud:

In Stolp. (Hinterpommern.)

Gut.

Ja da —!

Da gehts noch zu wie in einem altdeutschen Napfkuchen.

Da kann man sich die Republikaner mit der Reichswehrlaterne suchen.

Da kommen noch abends die Honoratioren zusammen,

sitzen breitährig da und tun die verfluchte Judenrepublik verdammen.

Da ist noch deutsche Ordnung, Zucht, Sitte und Gottesfurcht in  
schönem Quartett

und kein Wasserklosett.

Dortselbst weihte unser Oepperster ein Stadion ein.

Stolp (Hinterpommern) scheint wichtiger als eine Brücke über den Main,  
die Nord und Süd verbindet, eine schöne Allegorie aus Granit.

Jeder, wohin es ihn zieht.

## ÜBER DEN SOGENANNTEN «LANDESVERRAT»

Die Talarvereinigung, die sich in Deutschland «Reichsgericht» nennt,  
hat seit jeher über Landesverräter geradezu barbarische Strafen ver-  
hängt. Diese rein administrativen Maßnahmen werden in geheimen  
Sitzungen vorgenommen; es ist immer wieder zu betonen, daß eine  
juristische Kritik hier nicht vorzunehmen ist: mit Rechtsprechung  
hat das, was da getrieben wird, nichts zu tun.

Wer sind nun diese Landesverräter, und was ist Landesverrat?

Die üblichen Spionagefälle betreffen meist Leute, derer man sich nur  
schwer annehmen kann: es sind im allgemeinen üble Existenzen, die  
da ihr etwas schmieriges Gewerbe ausüben. Ihr Beruf erfordert in den  
Spitzenleistungen sehr viel Intelligenz, Geistesgegenwart, Gerissen-  
heit — muß sich aber doch meist derart schmutziger Mittel bedienen,  
daß es auch beim besten Willen nicht möglich ist, diesen Handel mit  
Geheimnissen hoch zu bewerten. Schmutzig die Mittel, schmutzig der  
Zweck, sehr oft ein Geschäft und nichts als das, mit Alkohol, Be-  
stechung, Weibern und Diebstahl arbeitend . . . es ist nichts.



Daß die richterliche Bewertung dieser Straftaten danebenhaut, ist verständlich, wenn man die Vorbildung dieser Richter kennt; ihre durchaus nationalistische Erziehung, ihre Klassenherkunft setzen sie nicht in die Lage, über staatliche Interessen so objektiv zu denken, wie das nötig wäre.

Ganz etwas anders aber ist die *moralische* Wertung der Personen und der Sache. Und da erhebt sich die Frage:

Darf der Pazifist, wenn es ihm richtig erscheint, natürlich, ohne daß Geld im Spiel ist, Fremden das mitteilen, was man bei ihm zu Hause als «geheim» bezeichnet?

Diese Frage ist zu behandeln ohne jede Rücksichtnahme auf die herrschende Bürgerideologie von der «Heiligkeit des Staates».

Es ist grundfalsch, wenn lammfromme Pazifisten oder Sozialisten vor ausländischen Freunden plötzlich zusammenknicken, weil dies oder jenes «aus taktischen Gründen» vor Ausländern nicht gesagt werden dürfe. Das ist entweder Feigheit oder Verkennung der eigenen pädagogischen Belastung.

Wenn man mir in Frankreich das Ansinnen stellte, die trüben Geheimnisse der deutschen Reichswehr an Franzosen auszuliefern, so würde ich folgende Überlegung anstellen:

Wer stellt das Ansinnen an mich? Sind es pazifistische Freunde? Was werden diese pazifistischen Freunde mit meinem Material tun? Nützen sie damit unserer Bewegung? Besteht Gewähr, daß dieses Material so verarbeitet wird, daß seine fälschliche Ausnutzung durch fremde Nationalisten in gewissem Maße verhindert wird? (Ganz verhindern kann man dergleichen nie, ist auch nicht nötig.) Schädige ich mit der Preisgabe solchen Materials deutsche Arbeiter und Angestellte, die unschuldig an den Rüstungen sind?

Hätte ich diese Fragen nach bestem Wissen und Gewissen so entschieden, daß sie für die Preisgabe des Materials sprechen, so lieferte ich das Material aus.

«Und wenn Sie späterhin von einem deutschen Richter gefragt werden, ob Sie es getan haben — dann haben Sie doch hoffentlich den Mut, zu bekennen?»

Dann hätte ich nicht das dazu nötige Maß Torheit, zu bekennen.

Ich sehe noch die blauen Augen eines tapferen und anständigen Pazifisten vor mir, der mir während einer gegen ihn gerichteten Voruntersuchung sagte: «Ich werde doch natürlich nichts verschweigen!» — Falsch. Der Korpsstudentenstandpunkt des Untersuchungsrichters, den ich nicht dazu gemacht habe, auf dessen Ernennung und Absetzung ich niemals Einfluß gewonnen habe, weil meine Volksvertreter zu schlapp sind — dessen Ehrenstandpunkt ist mir vollständig gleichgültig. Gleichgültig seine Fibelsprüche von der Heiligkeit seines Staates, von dem, was er unter Feigheit, unter Tapferkeit

versteht . . . Es gehört mitunter mehr Mut dazu, «feige» zu sein, als eine Mensur auszupauken.

Unter revolutionären Pazifisten kann es nur eine einzige Front geben. Pässe sind gleichgültig, Grenzpfahlfarben, Uniformabzeichen, Gerichtshöfe: über die braven Vorschulideale hinweg soll der Pazifist seine eignen Ideale zur Geltung bringen.

Und deshalb halte ich es für den schwersten Fehler, den unsereiner begehen kann, wenn er den andern immer wieder den Gefallen tut, auf ihre vaterländischen Bibelverse hereinzufallen und entschuldigend zu rufen: «Nein, ich bin kein Vaterlandsfeind! Ich bin ein Pazifist, *nur* ein Pazifist! Nein — so böse bin ich gar nicht, wie du mich da himmalst! Ich bin staatsfromm — auch ich!» — Es nützt nicht einmal etwas.

Diesen Leuten ist nur beizukommen, wenn sie den Gegner spüren, mit dem sie rechnen, den ernsthaften Gegner, den militanten Pazifisten, den kämpfenden Friedensfreund. Ob die das «Landesverrat» nennen, was wir tun, ob sie uns beschuldigen, Antideutsche zu sein, Vaterlandsverräter und Staatsfeinde: das ist alles völlig unerheblich. Wir haben sie nicht gefragt.

Daß es in den meisten Fällen für den internationalen Pazifisten nicht einmal für seine eigene Sache günstig sein muß, den fremden Imperialismus gegen den eigenen auszuspielen, ist eine andere Sache. Daß diese allsonntäglich gepriesene, und allwöchentlich verhohnepipelte Republik eine Zeitlang auf den Spitzen fremder Bajonette gestanden hat, daß die entsetzliche Enttäuschung, die Frankreich der deutschen Linken bereitet hat, noch nicht verwunden ist, steht dahin. Aber was gar nicht dahinsteht, ist dies:

Eine moralische Verurteilung durch die Vaterländischen ist für uns manchmal ein Lob, meistens gleichgültig. Denn das Land, das ich angeblich verrate, ist nicht mein Land, dieser Staat ist nicht mein Staat, diese Rechtsordnung ist nicht meine Rechtsordnung. Mir sind ihre Farbenzusammenstellungen so gleich wie ihre lokal begrenzten Ideale; hier habe ich nichts zu verraten, denn man hat mir nichts anvertraut.

Den braven Bürgersprüchen nachzugeben, zu schweigen, wo wir sprechen sollten, uns zu beugen, wo wir zurückschlagen müßten —: nur dies wäre Verrat, Verrat an unserer eigenen pazifistischen Sache.

## DER SIEG DES REPUBLIKANISCHEN GEDANKENS

In diesem Zusammenhang kam Hörsing auf die Kleinkaliber-Frage zu sprechen und erklärte, das Kleinkaliber-Schießgewehr sei nicht alleiniges Privileg der sogenannten Vaterländischen. «Das, was die können, können wir auch.»

(Brausender Beifall)

Jeden Sonntag treten völlig heterogene Menschen zusammen, singen brausend das wirklich schlechte Gedicht *«Deutschland, Deutschland über alles»* und schwenken schwarz-rot-goldene Fahnen. Dabei trägt der Wind die Worte des Redners über das Feld, über den Marktplatz, und wenn man genau hinhört, so kann man etwas von «demokratischer Republik» und vom «Sieg des republikanischen Gedankens» hören. In der letzten Zeit siegt der republikanische Gedanke ein bißchen viel in Deutschland. Wie sieht der eigentlich aus —?

Die zahllosen vaterländischen Verbände, die sich nach dem Kriege unter dem Protektorat von staattretenden Sozialisten und Demokraten bildeten, hatten zunächst keine rechten Ziele, kaum Ansätze zu einem Programm — sie waren aus einer Mischung von Wut, Vereinsmeierei und jener verblasenen Ideologie zusammengekommen, die sich in das abstrakte Land der Gruppenbeschlüsse flüchtet, weil das Individuum allein mit dem Leben nicht fertig wird. Erst später bemächtigten sich wirtschaftliche und kleinstaatliche Klassen- und Kasteninteressenten der vorhandenen Gefäße, um ihren schmutzigen Wein dahineinzuschütten. Dieser Qualligkeit von Kommerz, Vereinskram, Drillsehnsucht republikanisch dotierter Offiziere und Größenwahn der «Jungführer» setzte Hörsing eine Tages «das Reichsbanner» entgegen. Also etwas völlig Negatives — wir sind nicht so wie die andern. Was aber sind wir denn?

Das Positive ließ nicht lange auf sich warten.

Fritz Ebert hatte einen «republikanischen Gedanken» erfunden, der eine einzige treffliche Eigenschaft besaß: er tat keinem Menschen weh. Man konnte ihn propagieren — noch die dickste Achselklappe konnte eigentlich nur dazu blitzen: Höchst brav! Es war ein Bekenntnis zur Republik wie etwa die *«Neunte Symphonie»*. — Jeder hört 'das mit seinen Ohren, und was in die Töne hineingelegt wird, ist Privatsache. Hier bot sich dem Reichsbannerführer ein weites Feld. Er beschritt es.

Nun hat das Reichsbanner — besonders in Untergruppen, besonders da, wo es nicht offiziell arbeitet, und besonders auf dem Lande — seine größten Verdienste. Es hat als Saalwache so und so oft Leute

geschützt, die von der nationalen Übermacht ohne Zweifel glorreich verhaufen worden wären, was um so risikoloser war, als die Sache nachher vor deutsche Richter gekommen wäre — und der Idealismus, die persönliche Anständigkeit, die Uneigennützigkeit seiner meisten jungen Anhänger steht überhaupt nicht in Frage. Aber wo ist sein positiver Gedanke —?

Nicht nur die Tatsache ist leicht komisch, daß die ältern Führer des Reichsbanners und der ihm nahestehenden Organisationen Sonntagsrepublikaner sind, für die die Weimarer Verfassung etwa die Rolle spielt wie für den Industriellen die Heilige Schrift — wochentags gilt das Strafgesetzbuch —, nicht nur das ist komisch, daß diesen bramsigen Reden kaum etwas als positiver Machtfaktor entspricht: die Redner sind ja nicht imstande, auch nur die Brutalisierung eines Polizeigefangenen zu verhindern, haben kaum einen Einfluß auf die Besetzung der mittlern Beamtenstellen, auf die soviel ankommt — und sind sicherlich sehr stolz, wenn einer der ihren durch die edle Zentrale für Heimatdienst zum Polizeipräsidenten von Altona gemacht wird. Nicht nur das ist lustig, wie sie der eignen deutschen Justiz ohnmächtig gegenüberstehen, auf eine Evolution hoffend, der nur sie selbst unterliegen, und der sie zum Teil schon unterlegen sind.

Pathos, Ideengänge, Ideologie und Vokabularium dieser Sonntags-Republikaner sind Imperialismus-Ersatz.

Sie sind großdeutsch, propagieren den Anschluß an Österreich, lösen die paneuropäische Frage zunächst einmal so, daß die deutschen Grenzen so ausgedehnt wie möglich sein sollen — wem das frommt, das fragen sie nicht. Unklar, verblasen, zu nichts verpflichtend, wolkig und verquollen zeigt doch dieser merkwürdige Republikanismus eines:

Die Person des Kaisers ist dahin — seine Ambitionen sind geblieben.

Sie sehen nicht, daß die Frage: Republik — Monarchie ganz sekundär geworden ist, sie sehen nicht, daß sich im tiefsten Grunde in Deutschland allerdings etwas geändert hat: Es ist schlimmer geworden.

Es gibt heute eine republikanische Verlogenheit, so, wie es eine kaiserliche gab, und diese neue Gesinnung ist im besten Zuge, sich die Schulaula und den Leitartikel zu erobern. Die Gleichheit vor dem Gesetz aufgehoben, ein Streich, der sich auch noch gegen die Urheber kehrte; eine in politischen Strafsachen überall auftretende Verkommenheit, wie sie unter dem Kaiser auf diesem Gebiet niemals von Dauer hätte sein können; dem Tüchtigen freie Bahn: ins Freie — und dieser Zustand gekrönt von einer wirtschaftlichen Versklavung der Arbeiter. Wehe, wer mit Worten daran rührt —!

Da entrollen sich die Fahnen im Wind; da schallen die Sprüche;

da wird das umlogen und vertuscht — ohne das leiseste ökonomische Glaubensbekenntnis, auf das es so sehr ankommt; da sollen Sentenzen vom Niveau Emanuel Geibels über eine neue Zeit hinweghelfen. Sie helfen nicht.

Der Sieg des republikanischen Gedankens ist eine optische Täuschung. Das Ufer bewegt sich nicht — der Dampfer fährt aufs Ufer zu.

Der Sieg des republikanischen Gedankens bedeutet nicht etwa, daß diese Republikaner durch die Mächtigkeit ihrer Ideen, durch die Unerbittlichkeit ihres politischen Kampfes die andern bezwingen — er bedeutet vielmehr:

Sie geben Tag für Tag eine Position nach der andern auf. Sie rücken den alten, verfaulten, verbrecherischen Idealen immer näher, bekennen sich zur absoluten Souveränität des Staates, zum Recht, Kriege zu führen, zur wirtschaftlichen Autokratie, zum Großdeutschtum, zum Autoritätsgedanken — nur sagen sie mit ein bißchen andern Worten. Und man fühlt gradezu, wie das die Gegner umwimmert, die ja tausendmal mehr gesunden politischen Instinkt haben; wie sie wortlos bitten und betteln: «Auch wir sind Patrioten! Fühls doch! Auch wir wollen ja nur das Beste für unser Vaterland — auch wir! Komm doch, stoß dich nicht an den paar Äußerlichkeiten — im Grunde sind wir doch deutsche Brüder!» Sie sinds.

Schon die Feigheit, am 9. November keine Feier zu wagen, zeigt, wes Ungeistes Kinder hier ihr Spiel treiben. Alles, was gegen das Regime, das Deutschland in so unnennbares Unheil gerissen hat, sprechen könnte, ist sorgfältig ausradiert, und der zu nichts verpflichtende 11. August ist so recht ihr Wahrzeichen. Eine Verfassung zu feiern, deren öffentliche Lektüre Lachsalven wecken müßte, von der — bis auf den § 48 — auch nicht ein Buchstabe jemals befolgt worden ist, die man getrost beschwören kann, weil sich das hübsch fotografiert — solche Verfassung an einem Tage zu feiern, der noch dazu in die Schulferien fällt: das ist ein schöner republikanischer Gedanke.

Und weil von Jahr zu Jahr immer mehr kluge Leute der deutschen Reaktion, des deutschen Imperialismus, des deutschen Militarismus begreifen lernen, daß die Brüder auf der andern Seite ja im Grunde gar nicht so gefährliche Löwen sind, sondern lauter Weber, Zettel geheißen, weil sie allmählich merken, daß man auf trockenem Wege viel weiter kommt als auf blutigem, daß man auch mit diesen da «arbeiten» kann — so arbeiten sie. Gut drei Viertel ist schon verarbeitet. Führe einen mit verbundenen Augen in eine republikanische Versammlung — er wird lange nachsinnen müssen, wo er sich befindet: die Couleur sieht er nicht, und das ist auch der einzige Unterschied.

In Frankreich hält man diese neue Art von deutschem Republi-



kanertum für abgefeimten Schwindel. für ein Betrugsmanöver . . . Ach, so schlau sind diese braven Nationalliberalen nicht einmal! Es gibt ein gut Teil unter ihnen, die ehrlich glauben, was sie da predigen — die nicht nur brav und gottesfürchtig einen Pazifismus betätigen wie der Herr Bergsträsser, der in Bierville vor allem zu sagen hatte, daß die Franzosen aus dem Rheinland herausgehen sollten, weil doch Deutschland solche Wohnungsnot habe — sie glauben wirklich und sehen diese grausige Reaktion nicht, die dabei herauskommt, wenn geschmeichelte und plötzlich nach oben geworfene Kommunalbeamte in einem richtigen Staatsministerium herumwirtschaften dürfen: schlimmer als die adligsten Oberregierungsräte. Und sie glauben an den Sieg des republikanischen Gedankens, sie glauben, daß Hindenburg den Frieden will, sie glauben an die Friedfertigkeit des pulverlosen Mannes, der nicht schießt, weil sein vergrabenes Gewehr grade nicht in Ordnung ist . . . sie glauben das alles in ihrer bodenlosen Instinktlosigkeit. Weil das neue System ihnen erlaubt, sich wichtig zu machen. Weil sie sich fühlen. Weil sie mit dabei sind. Weil sie «gehört werden». (Getan wird nachher allerdings das Gegenteil.)

Dieser «republikanische Gedanke» ist nichts wert, weil er zu nichts verpflichtet. Seine allgemeinen Grundsätze sind so weit, daß man bequem alle Welt unter diesem brüchigen Dach zusammentreiben kann. Seine Programmlosigkeit machte ihn zu einem nur ungefährlichen Vereinsunfug, wenn er nicht den guten Willen so vieler junger Leute ablenkte und gefangen nähme. Eine Sackgasse.

Dies aber ist die wirkliche Gefahr daran:

Wenn übermorgen wegen des polnischen Korridors oder wegen des Saargebiets oder wegen sonst einer Frage, die für die Nation von Belang sein kann, ein Konflikt ausbricht, so wird diese Art Republikaner, ohne Ausnahme, der Hypnose des Nachrichtendienstes unterliegen, weil keine ideologische Impfung sie davor schützt. Sie werden besinnungslos umknicken.

Und es stehe hier, zum Nachschlagen:

Dieselben Phrasen, mit denen Deutschland 1914 in den Krieg getaumelt ist, werden dann zu lesen und zu hören sein; dieselbe Denkart wird Siege erträumen, wo nur Aktienkonsolidierung und menschliches Elend zu holen ist. Erweiterung der Beamtensphäre und Befriedigung von Kasteneitelkeit — dieselbe falsche Philosophie und wirtschaftliche Ignoranz wird alle zu Etat-Bewilligern machen und noch die widerwärtigsten Militärverbrechen bejahren, weil die «dienstlich notwendig» sind. Brave Kinder.

Ihre heutige Begeisterung gleicht Schülerscherzen auf einem Ausflug: es ist alles so erlaubt, so legitim, so artig. Sie sind stolz, stramm stehen zu dürfen, stolz, Abzeichen, Uniform, Fahnen tragen zu

können, stolz, einem Verband anzugehören. Merkllich und unmerklich rücken sie den schlechtesten Elementen Deutschlands immer näher, freuen sich dessen und bejubeln — «was die können, können wir auch» — den Sieg des republikanischen Gedankens.

## DER LETZTE TAG

Heute bin ich schon den ganzen Tag fein angezogen, denn heute abend fahren wir fort — dies ist der letzte Tag an der See. Ich komme mir so unwohnlich in meinen Stadtsachen vor . . . Vier Wochen lang bin ich hier bunt wie ein Gockelhahn herumgelaufen, mit gestreiften Strandjacken und ultravioletten Jacketts und weißen Hosen — mitunter trug ich auch den hellgrauen Anzug, den ich mir einst von einer Weihnachtsgratifikation des Herausgebers zugezogen habe, das Ding sah schon am zweiten Tag aus wie ein stark benutzter Sack. Und jetzt bin ich so fein —

Ich gehe noch einmal durch alle Sträßchen und auf die Mole und an den Strand und an die große Bucht und an meine kleine Privatbucht. Die Erinnerungen der vier Wochen lösen sich wie Briefmarken, die man aufgeklebt und gleich wieder heruntergenommen hat. Sie haben die Gegenstände noch nicht infiltriert, sind noch nicht aufgesogen worden — sie fallen ganz leicht ab. Hier hat die kleine Engländerin, die wie ein Junge aussieht, gesagt: «Perhaps—», was doch bekanntlich auf Damen-Englisch «Ja —» heißt — und am nächsten Tag fuhr sie ab. Aber der schmale Felsweg und dies «Perhaps» sind noch nicht eins geworden, sind nicht untrennbar miteinander verbunden, sondern sie sagte es, zufällig, hier, und der Felsweg ist ganz ohne sie auch denkbar. Stolz gehe ich vorbei.

Stolz an den bunten Windzelten, die, wenn der Wind sie füllt, aussehen wie Araberturbane; stolz am Tabakladen vorbei, wo die alte Frau mir Schokolade, Claude Farrère, Streichhölzer und alle vierundneunzig Zeitungen aus Paris verkauft hat. Zur Käsefrau, die immer so viel spricht und so liebenswürdig-streng mit mir war, gucke ich gar nicht mehr hinein; die schwarze Katze vom Obstmann grüße ich nicht zurück, sie sieht mir verwundert nach. Da unten liegt, noch einmal, das Meer.

Die langen Stunden, in denen gar nichts geschah, wo nur der Wind, das arme Ding, über mich hinwegfächeln mußte — wo die Sonne den Bauch erst beschien, dann bestrahlte, dann in eine wie Feuer brennende Tomate verwandelte, schließlich ging er braun wie eine Kaffeebohne unter. Das ist ein schönes Bild. Die langen Stunden, wo der verschleierte Blick ins Wasser sah, die Linie am Horizont nach nichts absuchend, wo die Sandkörner rieselten und die Strandhüpfer unendlich

geschäftigen Geschäften nachhüpften, sie kamen sich sicherlich sehr amerikanisch vor. Wenn man genau hinhorchte, konnte man sie etwas vom «Rhythmus dieser Zeit» wispern hören. Die leeren Stunden, wo sich Energie, Gehirnschmalz, Verstand und Gesundheit gewissermaßen aus dem Reservoir des Nichts ergänzten, aus jenem geheimnisvollen Lager, das eines Tages leer sein wird. «Ja», wird dann der Lagermeister sagen, «nun haben wir aber nichts mehr...» Und weil ich nicht schon vorher auf die leisen Warnungen des Ressorts gehört habe, werde ich mich dann wohl hinlegen müssen... Die langen Stunden —

Da kehre ich mich auf dem Absatz meiner dicken Reisetiefel um, sehe das Meer kaum an, streife es so mit einem fast beleidigenden Blick: «Ich bin ein Stadtmensch, kennst du meine Schlipse?» und nun kenne ich es auf einmal nicht mehr.

Wenn Sie mich fragen, wo ich diesen Sommer war, werde ich gleichgültig antworten: «Irgendwo — in der Bretagne — an der See —»

### AN MEINEN SOHN

Wenn du mal groß bist, Leopold,  
dann sieh dich um in Deutschland-Preußen,  
wo eure Flagge Schwarz-Rot-Gold  
im Wind weht über lauter Preußen.  
Stell dich auf einen Aussichtsstand,  
und vor dir liegt dein Vaterland:

Ganz oben thront die Schicht mit Geld,  
die hat die Kohlen, Stahl und Rüben;  
die lenkt den Lauf der deutschen Welt,  
die läßt die Reichswehr kräftig üben.  
Augen gradeaus!

Gehorsam harret ihres Winks  
das Korps der Rache in Talaren:  
die segnen rechts und wüten links,  
so lernten sies auf Seminaren.  
Im Namen des Volkes —!

Da schwätzt der Reichstag, lieber Gott!  
Hörst du den alten Breitscheid reden?  
Er ist voll Ironie und Spott —  
zum Schluß bewilligen sie dann jeden  
Etat.

Und unter allen den Gewalten  
da kannst du, Leopold mein Sohn,  
dein Leben lang die Schnauze halten —  
von wegen Subordination.

Aber lauter Republikaner,  
lauter Republikaner!

Und willst du wissen, wem du das  
verdankst, dies Reich von kleinen Strebern:  
dann wein dir nicht die Äuglein naß —  
dann wandle du zu deutschen Gräbern.

Auf jedem ein Gedenkstein:

Da liegen, die zu meiner Zeit  
aus Angst vorm Volk die eignen Ziele  
verrieten — taktisch so gescheit!  
und klug! und überhaupt Schlemihle.

Sie machten schon im Umsturz schlapp  
und saßen ängstlich auf der Banke.  
Charakter war bei denen knapp . . .  
Leg einen Kranz auf jedes Grab  
und dann sag leise, leise:  
Danke.

## EVELINE, DIE BLUME DER PRÄRIE

«Hugh!» sagte der Reichstag. «Ich habe  
gesprochen.»

Als der selige Brunner noch die preußische Sittlichkeit zugedeckt hielt, besuchte ich ihn einst in seinem Moralladen der Leipziger Straße. In einem schönen Zimmer des Wohlfahrtsministeriums, desselben, das für die Wohlfahrt der kranken Untersuchungsgefangenen sorgt, fand ich einen ältern, hagern Herrn, der alle unanständigen Bücher und Fotografien durchzusehen hatte, und der infolgedessen recht angegriffen aussah. Wir unterhielten uns so über dies und das, meistens über das — und so ganz nebenbei gab mir der Mann, dem die verbogenen Hemmungen zu allen Knopflöchern herausguckten, das Filmgesetz zu lesen. Und sprach dazu sein einziges vernünftiges Wort. «Sehen Sie», sagte er, «so hat die Reichsregierung das Gesetz dem Reichstag überreicht — und in dieser Form hat es dann der Reichstag verabschiedet. Sie sehen: in wesentlich verschärfter Form.»

Das war richtig.

Aus dem ziemlich vorsichtig abgefaßten Entwurf war eine dehnbare, moral-philiströse und gefährliche Sache geworden, die ja dann auch dazu geführt hat, daß heute die Filmzensur ein politisches, selbstverständlich reaktionär geführtes Machtinstrument geworden ist. Der *«Fridericus»*-Film wurde überhaupt nicht vor dem Ausschuß geprüft — dem *«Potemkin»*-Film die größten Schwierigkeiten gemacht. Woher die Verschärfung im Reichstag —? Das wollen wir gleich sehen.

Das neue Zensurgesetz gegen unwillkommene Literatur, das im Jahre 1925 der Minister Schiele dem Reichstag unter dem Namen: *«Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften»* vorgelegt hat, ist ein Erzeugnis, das raffinierter, gefährlicher und bössartiger in der Wirkung sein kann als jenes Zensurgesetz des Films.

Zunächst sind die Einleitungsworte des § 1: *«Zum Schutze der heranwachsenden Jugend werden Schund- und Schmutzschriften in eine Liste aufgenommen»* eine Unwahrheit. Beabsichtigt ist nicht der Schutz der heranwachsenden Jugend — gewollt ist die Bevormundung der Erwachsenen.

Das Gesetz will den Werken, die in die *«Reichsschundliste»* aufgenommen werden, womit nicht das Strafgesetzbuch gemeint ist, fast ganz den Weg zur Öffentlichkeit versperren. Diese Werke dürfen

1. von umherziehenden Kolporteurs weder feilgehalten noch angeboten noch angekündigt werden; auch dürfen von diesen Händlern keine Bestellungen angenommen werden;

2. Buchhändler dürfen sie in ihren Läden weder feilbieten noch ausstellen noch irgendeine Reklame für sie machen;

und nun erst — unter Ziffer 3 — wird gesagt, daß Personen unter 18 Jahren diese Werke nicht erwerben dürfen. Der vorgeschobene Schutz der *«Jugendlichen»*, wie dieses widerwärtige Wort heißt, steht also erst an dritter Stelle und ist den Inspiratoren des Gesetzes ja auch tatsächlich gleichgültig. Daß das Werk überhaupt für Kinder bestimmt oder hauptsächlich von ihnen gelesen wird, ist zur Unterdrückung nicht nötig.

Die Begründung, die, wie meistens, keine ist, gibt zu, mit diesen unerhörten Bestimmungen weit über die §§ 42a und 44 der Gewerbeordnung und die §§ 184, 2 und 184a des Strafgesetzbuchs hinausgegangen zu sein. Ein auf die Liste gesetztes Werk ist mit seiner Aufnahme in die Reichsliste tatsächlich erledigt.

Wie kommt nun so ein Buch in die Liste —?

Jedes Land hat das Recht, eine Prüfstellung zu errichten, und jedes Land kann allein das Buch für das ganze Reichsgebiet verbieten lassen! Wenn also in Thüringen fünf Männerchen der Ansicht sind, ein Buch beschmutze und beschunde die Jugend, so wird das Buch vom Handel de facto ausgeschlossen. Man lasse sich durch die amtliche Ter-



minologie nicht täuschen: Das Buch wird vom Handel ausgeschlossen.

Das gilt auch für Zeitschriften: werden mehr als zwei Nummern innerhalb eines Jahres auf die Liste gesetzt, so kann auch diese Zeitschrift für drei Monate bis ein Jahr tatsächlich vom Handel ausgeschlossen werden.

Diese Prüfstellen nun sollen sich folgendermaßen zusammensetzen:

Ein Vorsitzender (Beamter), je ein Sachverständiger aus den «Kreisen der Kunst und Literatur, des Buch- und Kunsthandels, der Jugendwohlfahrt und der Volksbildung».

Berufung gegen die Zensurfeme, nur vierzehn Tage lang möglich, geht an einen Ausschuß von Beamten, die der Minister des Innern und der Reichsrat bestimmen. Strafen: Gefängnis bis zu einem Jahr oder Geldstrafe, Einziehung der Bücher oder Zeitschriften.

Die «Begründung» begründet, die bisherigen gesetzlichen Handhaben reichten zur Bekämpfung der schädlichen Schriften nicht aus: «Insbesondere aus den Kreisen der Lehrerschaft und der Geistlichkeit, der Volksbildung und der Jugendpflege ist immer wieder auf die schwere geistige und sittliche Schädigung breiter Volksschichten durch die Verbreitung der Schund- und Schmutzliteratur hingewiesen worden» — auch hätten diese Kreise angeblich immer wieder so ein Gesetz verlangt, und die Deutsche Nationalversammlung hat im Jahre 1920, weil sie damals keine andern Sorgen hatte, tatsächlich die Reichsregierung ersucht, so ein Gesetz auszuarbeiten.

Die Begründung weist dann sehr fein auf den subtilen Unterschied zwischen Schmutz und Schund hin, sagt ferner die Unwahrheit, wenn sie behauptet, die Aufstellung der Liste geschehe zentral durch das Innenministerium, während das in Wahrheit nur die Formalität erfüllt, die die gesetzlich bindenden Beschlüsse der Länder ihm auferlegen, und betont voll Freude, daß der ordentliche Rechtsweg, also die nochmalige Prüfung der Schrift vor Gericht, ausgeschlossen ist.

Ausgehängt ist dann eine erste Liste, die in sehr geschickter Weise als Köder für die sozialistischen Abgeordneten auch patriotische Hintertreppenwerke enthält: neben «*Harry Piel, der Verächter des Todes*» und «*Eveline, die Blume der Prärie*» finden sich: «*Unter deutscher Flagge*», «*Von deutscher Treue*», «*Das eiserne Kreuz*», «*Unsre Feldgrauen*» — und kein Werk, das etwa nach Sozialismus oder Bolschewistenverherrlichung auch nur riecht.

Dieser Entwurf ist der schärfste Angriff auf die geistige Freiheit Deutschlands, der seit Jahrzehnten verübt worden ist. Die große Zeit ausgenommen. Seit den Tagen der Generalkommandos, die das Kriegsverbrechen durch Niederknüppelung jeder kritischen Äußerung so lange verlängerten, wie ihnen das möglich war, ist Ähnliches nicht dagewesen.

Im Parlament aber wird folgendes vor sich gehen:

Wie bei dem Gesetz über die Fürstenabfindung, wie bei der schändlichen Kommissionsberatung über den neuen § 218, wo Sozialdemokraten immer munter für den Gebärzwang ihrer Arbeiterwählerinnen stimmen, wie beim Gesetz über die Filmzensur rollt sich immer, immer dasselbe Schauspiel ab:

Die G'schaftlhuberei siegt.

Die erste Liste des Entwurfs ist allein von 10 (zehn) «Organisationen» unterzeichnet, von denen sich eine immer wichtiger vor- kommt als die andre — wenn man nur die Namen hört, weiß man Bescheid: «Rat für künstlerische Angelegenheiten» (Frankfurt am Main), «Reichsjugendring» —, ohne Kompetenz, ohne daß diese Herrschaften auch nur gebeten worden sind, zu beraten, zu hüten oder zu be- wahren, wirtschaftet das in Vereinen umher, um den Beamtenkoller, der sonst keine Luft bekommt, austoben zu lassen. Verhinderte Polizeipräsidenten.

Und weil nun der politische Instinkt dieses Parlaments gleich Null ist, so werden die Tölpel «Sicherungsvorschläge», «Schutzparagraphen», «Milderungsbestimmungen» einfügen, die dann in verwaschener, kau- tschukhafter, dehnbarer Form aufgenommen werden, und über die ein interpretationskundiger Jurist mit Recht zur Tagesordnung seines Urteils übergeht.

Wie das aussieht, was im allgemeinen «aus den Kreisen der Kunst und der Volksbildung» zur Prüfung entnommen wird, wissen wir. Es taucht dann der bekannte Schriftsteller Konrad Horst Pröppke auf, der Verfasser von «Waldesrauschen auf Helgoland» sowie Frau Jugend- pfleger Annemarie Silberpuntz, die die ganze versetzte Erotik ihres dickbeinigen Lebens in die Zone der Jugendpflege verlegt hat. Kurz: es wird eine Auswahl ähnlich der, wie sie bei Geschworenen üblich ist; durch ein paar amtliche Manipulationen werden Intellektuelle und Oppositionelle aller Schattierungen ihrer sogenannten bürger- lichen Ehrenrechte beraubt, mit Zuchthäuslern auf eine Stufe gestellt und gelangen niemals in einen solchen Ausschuß. Gelangen sie schon hinein und versuchen da, die allerärgsten Dummheiten zu verhindern, so sehen sie sich — wie etwa Julius Bab — aus Gewissensgründen ge- nötigt, auszuscheiden, weil sie das nicht mehr mittun wollen und können.

Diese «G'schaftlhuberei» der Vereine kann auch die Ursache für eine Verschärfung des Gesetzes sein. Das stumpfsinnige Listenwahlssystem ermöglicht heute den langweiligsten Parteisekretären, den unbedeu- tendsten Bonzen, den lokalsten Funktionären den Eintritt ins Parla- ment, und so sieht das ja auch aus. Und man muß nur sehen, wie kleinbürgerlich sich diese Geschäftigkeit aufspielt, welche Fibel- und Bilderbuchwelten sich da entrollen, wenn einmal ernsthafte Fragen der Weltanschauung aufs Tapet kommen. Die Spitzen langen etwa

bis Bölsche. In ihrer Sucht, auch dabei zu sein, auch mitzuregieren, auch Gesetzgeber zu sein, werden sie mit wallender Würde die Seele der Jugend bewahren und die zarten Keime der Volksentwicklung dem Pilz der Gemütsvergiftung entreißen. Und nur eines werden sie nicht begreifen: daß sie überflüssig sind.

Dieses Gesetz ist ein frecher Eingriff in die kümmerliche Freiheit deutschen geistigen Wirkens. Es ist in Bausch und Bogen abzulehnen. Sicherheiten gegen seinen Mißbrauch gibt es nicht.

Das hehre Beispiel des kläglichen Schutzgesetzes gegen die Republik hat es gezeigt: was dieser Staat, so wie er da ist, in die Finger seiner Verwaltung bekommt, zu der die politische Justiz rechnet, ist unrettbar verloren. Diese Prüfungskammern werden sich aus lokalen Hampelmännern zusammensetzen, aus «zuverlässigen» Leuten, aus gesiebten Volksschullehrern, deren man, obgleichs nicht leicht ist, die nötige Menge an Reaktionären zusammentrommeln wird, aus Roten-Kreuz-Damen, aus diesen entsetzlichen Spießherinnen der Volkswohlfahrt, die für drei Pfennige Gutes tun und dafür acht Mark an Spesen, Spektakel und moralinsaurer Wirtschaft aufwenden — aus Pastoren werden sie sich zusammensetzen und ein paar Buchhändler, die die Konkurrenz töten wollen. Jedes im Parlament gegebene Versprechen, jedes Geschwätz in der Rede eines Ministers ist, wie der genau weiß, juristisch unverbindlich und verhallt. Es bleibt das Gesetz.

Es darf nicht bleiben, und es muß ganz und gar und bis auf den letzten Buchstaben abgelehnt werden.

Es darf nicht bleiben, weil es schon nach Monaten in der niedrigsten und politisch schmierigsten Weise ausgenutzt werden wird. Gegen wen —? Gegen uns. Gegen Pazifisten und Revolution; gegen Sozialismus und Freiheitlichkeit — nichts ist vor diesem Metternich-Gesetz sicher. Heute ist es noch «*Der Junggeselle*» und das «*Berliner Leben*», heute sind es noch die nackten, unwahrscheinlich dünnen Beine jener Figurinen in usum masturbantium; morgen ist es eine unwillkommene Wandervogelzeitschrift, eine Schulpublikation für revolutionär empfindende Schüler — und übermorgen sind es, woran kein Zweifel: wir.

Die bestehende Gesetzgebung reicht aus, um das in der Literatur zu verbieten, was wahrhaft schädlich und häßlich ist: die Auslegung der Paragraphen durch die Gerichte ist weit genug. Mehr brauchen wir nicht. Und mehr hieße, unter anderm, die Wirkung dieses Schundes überschätzen.

Gegen das andre da, wogegen dieser Polizeientwurf angehn will, gibt es ein Mittel, das freilich Geld kostet, der Reichswehr abziehendes Geld — ein Mittel, das freilich schwerer zu erreichen ist als durch Kommissionssitzungen vereinswütiger Vorstandsdamen, ein Mittel, das freilich peinlich revolutionär ist:

Die Umbildung der anarchischen Gesellschaftsform in eine, die der Jugend vor allem einmal körperliche Hilfen gibt, die ihr Licht, Luft, Wohnraum, Gesundheit verleiht, die sie vor gemeiner Ausbeutung hütet und vor Tuberkulose. Auf dieser Basis kann man dann das tun, was heute nur vereinzelt und nur unter Aufopferung von wahren Jugendpflegern gelingt, deren Arbeit kein Mensch anständig bezahlt, die kaum gekannt sind, die im Dunkel wirken, Männer und Frauen: dann, wenn jene wirtschaftlichen Forderungen erreicht sind, kann man die Seelen der Kinder immum machen gegen solchen Schmutz; sie werden dann stark genug sein, solche Ansteckungsstoffe gar nicht aufzunehmen. Langweilig soll ihnen das Laster sein.

Davon wissen die mit dem Polizeiknüppel nichts. Sie verkriechen sich hinter ein lächerlich unwirksames Verbot — und sie sind unehrlich: denn sie wollen das gar nicht treffen, was sie da als Schießscheibe aufstellen. Dahinter steht etwas ganz andres.

Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller und die mit ihm arbeitenden Gruppen werden kämpfen müssen. Auf das Parlament ist nicht zu hoffen.

Wer an diesem Gesetz mitarbeitet, wer die vorgespiegelte Absicht ernst nimmt, bereitet das vor, was die Gesetzesmacher gewollt haben: die administrative Zensur und die Unterdrückung der Meinungsfreiheit, soweit sie noch besteht.

Dieses Gesetz gegen Schmutz und Schund fällt unter sich selbst.

## FELDFRÜCHTE

Sinnend geh ich durch den Garten,  
still gedeiht er hinterm Haus;  
Suppenkräuter, hundert Arten,  
Bauernblumen, bunter Strauß.

Petersilie und Tomaten,  
eine Bohnengalerie,  
ganz besonders ist geraten  
der beliebte Sellerie.

Ja, und hier —? Ein kleines Wieschen?  
Da wächst in der Erde leis  
das bescheidene Radieschen:  
außen rot und innen weiß.

Sinnend geh ich durch den Garten  
unsrer deutschen Politik;  
Suppenkohl in allen Arten  
im Kompost der Republik.

Bonzen, Brillen, Gehberockte,  
 Parlamentsroutinendreh . . .  
 Ja, und hier —? Die ganz verbockte  
 liebe gute SPD.  
 Hermann Müller, Hilferlieschen  
 blühn so harmlos, doof und leis  
 wie bescheidene Radieschen:  
 außen rot und innen weiß.

## DIE KOKAINSCHACHTEL

Neulich begab sich in einem pariser Kabarett diese Szene:

Eintritt die *«poule de luxe»* — was gewiß nicht *«Luxushuhn»* heißt; übersetzen Sie bitte: *«eine feine Dame, die keine feine Dame ist»*. Sie hat einen Smoking an, eine viel zu kurze Figur und ist von ärmlicher Eleganz. Weil sie aber mannequinhaft wedelt, darf sie als verderbt gelten. Sie ist es auch — denn man hat sie übernachtigt, und wir werden gleich sehen, was das für eine ist.

Denn sieh, dort naht, fröhlich singend, und durchaus blond: *«la Française moyenne»* — die Durchschnittsfranzösin, deutsche Varietés nennen das: *«ein echtes deutsches Weib»*. Die beiden stoßen heftig, aber liebenswürdig aufeinander.

«Ja, ich bin immer vergnügt», sagt die Französin etwa, «ich bin meinem Mann treu, ich habe nur den einen, ich Sorge für die Wirtschaft, ich fühle mich wohl dabei, früh gehe ich ins Bettchen, früh stehe ich wieder auf, ich bin Johanna, die muntere Seifensiederin!» —

Die *«poule de luxe»* aber, was tut dieses lasterhafte Weib? Sie zieht verächtlich die schön geschwungenen Mundwinkel herunter, wie ein Portokassenjüngling, wenn er Sekt trinkt — zieht sie herunter und aus der Tasche des verderbten Smokings: was —?

Eine Prise Kokain. Das Luder schnupft.

Aber sie schnupft aus einer kleinen Pappschachtel, und das fand ich rührend und nett. Da, wo ich her bin, da haben die bessern Damen, die etwas auf sich halten, kleine Emailledöschen, und zum Schnupfen bedienen sie sich eines kleinen goldenen Ohrlöffelchens, damit schaukeln sie den weißen Staub in die Nase. Emaillé und Gold — unter dem tun sie nicht.

Und diese Verderbte hier hatte eine Pappschachtel, und mir fiel ein, wie der berliner Schauspieler Schroth einst, bei den Rotters, einen falschen Kavalier zu spielen hatte, und als er Zigaretten zu rauchen anbot, tat er das aus einer Papierdüte —! Da war ein Rauschen durchs Parkett gegangen, und alle Welt war sich einig gewesen: Der Kerl hat nicht einmal ein goldenes Zigarettenetui — das kann kein feiner



Mann sein —! Hat man je gehört, daß Kokain aus einer Pappschachtel geschnupft wird —?

Aber so ist es oft im menschlichen Leben:

Die einen glauben von den andern, sie hätten Mäuse im Keller; doch wenn sie sich in ihren eigenen bemühen wollten: da quiekt es nicht schlecht. Aber wer wird denn in seinen eigenen Keller gehen —!

## EIN KLEINER DRUCKFEHLER

Der Pazifisten-Kongreß zu Bierville, dessen weitherziger Veranstalter Marc Sangnier alle, alle eingeladen hatte, die sich im Frieden zum Frieden bekennen wollten, hat in der französischen Presse erfreulicherweise einen ziemlichen Spektakel hervorgerufen. Leider nur in der Presse — ich glaube nicht, daß sich das große Publikum sehr mit diesem Gericht (Reisauflauf mit Gitarrenbegleitung, kalt zu servieren) beschäftigt haben wird. Aber es ist recht bezeichnend, daß man den jungen Leuten alles hingehen ließ: Wandervogellieder mit Apostroph, wann wir schreiten Seit' an Seit', Fackelzüge und Freilichtinszenierungen, Zeltlager und liebe Reden — das war zur Not noch gestattet. Bedenklich schien den Franzosen schon, daß Herr Nitti mitwirkte, jener italienische Minister, den sie stark im Verdacht der Deutschfreundlichkeit haben, und der es heute genau weiß, wie man es damals hätte machen müssen . . . Aber als es wirklich — ein einziges Mal — ernst wurde, da merkten es doch gleich alle, und nun ging es los.

Ein deutscher Pazifist, Ehlen, hatte den Antrag eingebracht: «Der Kongreß sieht im obligatorischen Heeresdienst eine unbillige Einmischung in die Souveränität des persönlichen Gewissens» (ich zitiere nach dem französischen Text). Dieser doch sehr milde Satz wurde in der Kommission von den Pazifisten Ferdinand Buisson und Marc Sangnier angegriffen, in derselben Kommission angenommen und im Plenum verworfen. Der *«Temps»* runzelte die grauen Brauen. Was? Die Zwangspflicht, sich töten zu lassen und andre zu töten, verstoße gegen die Gewissensfreiheit? Und noch dazu ein Deutscher, der das sagte! «Enfin, il y avait quelque audace et même quelque indécatesse . . .» Wie delikat die Brüder sind, wenn es sich um die Internationale der Abdecker handelt! Selbstverständlich hat ein deutscher Pazifist trotz der enormen Belastung durch seine Kriegsgeschichte das Recht, vor internationalen Pazifisten dergleichen zu vertreten, und Herr Ehlen verdient alle Anerkennung für seinen Mut und seine Initiative.

Zu lesen stand im *«Temps»* dann noch, daß es doch ein unmöglicher Zustand sei, jedem Esel von Staatsbürger die Prüfung zu überlassen,

ob denn die vorliegende «nationale» Sache auch wert sei, sich totschießen zu lassen — das könne er nicht beurteilen. Und in Zeiten der Not vernünftige Prüfung? Wo kämen wir da hin! «In einem Augenblick, wo die Solidarität von Menschen derselben Rasse, derselben Traditionen, desselben Blutes unumgänglich notwendig ist...!» Kurz: die Behauptung in die Voraussetzung gestellt, denn es handelt sich ja grade darum, zu beweisen, daß diese Solidarität notwendig ist und nun gar noch bis in den Tod zu gehen hat.

Der Kongreß, der mit diesem nicht einmal angenommenen Beschluß kaum mehr getan hat als das harmlose internationale Manifest, das da den Völkerbund auffordert, die Abschaffung der Heeresdienstpflicht vorzuschlagen, hat anläßlich dieser Wendung eine böse Presse gehabt. Bis dahin war er enthusiastisch überschätzt worden — maßlos angeblafft oder orgiastisch gelobt —, und nur Fouchardiére hatte im «*Œuvre*» mit bezaubernd leichter Hand auf diese eigenartige Art von Pazifismus hingewiesen, wie sie auch Estournelles de Constant repräsentiert habe, und wie sie heute der katholisch gefärbte Marc Sangnier, dessen Vorname die boshaften Nationalisten auf französischer Seite mit einem «k» schreiben, in Reinkultur vertritt. «Denn», sagte Fouchardiére, «wenn es selbst für Marc Sangnier schwer ist, eine Kanone zum Schweigen zu bringen, so ist es für die Kanone ebenso unmöglich, Marc Sangnier zum Schweigen zu bringen.»

Über die eigentümliche Mitwirkung von Mitgliedern eines Kabinetts, das grade eine finstere Spionin — heute, nach acht Jahren — für ihr gradezu ekelerregendes Wirken öffentlich belobt hatte, über die Mitwirkung der Kirche zu schweigen. Wenn sich Freidenker und Äbte die Hand reichen, kann man mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß einer der Dumme dabei sein wird — und es ist immer derselbe. Eine Kirche, die sich über vier Jahre lang an der Schlächtereier durch Einsegnung der Abdecker und der Schlächtermesser beteiligt hat, sollte sehr vorsichtig auftreten, wenn von Pazifismus die Rede ist. Katechismus der Diözese Paris, vom 12. Juli 1914: «Ist es manchmal erlaubt, seinen Nächsten zu töten?» — «Ja, es ist manchmal erlaubt, seinen Nächsten zu töten: 1. um einen Verbrecher zu töten, der gerichtlich dazu verurteilt ist; 2. um sein Vaterland gegen den Feind zu schützen...» So weit die Praxis einer Religion, deren Papst ja einmal in einer Audienz ausgesprochen hat, daß die «*Apóstel* zu ihrer Zeit gewiß sehr nützlich gewesen sind; heute aber — wenn sie heute wiederkehrten, würden wir ihnen sagen: Ihr müßt zunächst einmal unter die kirchliche Disziplin». Ein Unternehmen, das sich vor einem wirklich zu schämen hat: vor seinem Begründer.

Am tollsten aber heulte die «*Action Française*». Das Gekläff Léon Daudets, dem in letzter Zeit etwas in die Kehle gekommen sein muß, weil er sich wohl heiser geschrien hat, übertönte das ganze Blatt.

Der Mann, der vor dem Kriege berühmt gewordene Prophezeiungen über das, was kommen werde, ausgestoßen hat, sieht auch heute noch in Deutschland die große Gefahr für Frankreich. Nur: wie er das sieht, wie er das schildert, das zeugt zwar von einem vielleicht vorhandenen ungewissen Instinkt, aber von seltener Ahnungslosigkeit, was Zusammenhänge, Milieu, Gründe und Ursachen betrifft. Was er davon schildert, ist meist nachweislich falsch; von den wirklichen Gefahrenzentren ahnt er kaum etwas. Das müßte mal ein Deutscher in die Hand nehmen.

Daudet sieht in diesen Wandervogelscharen, in diesen deutschen Pazifisten, in allen pazifistischen Demokraten Heuchler, Lumpen, Betrüger, Intriganten, ja Leute, die ihrer Überzeugung nur Ausdruck geben, um Frankreich hinters Licht zu führen. Das ist die Phantasie eines Harry Piel-Films.

Was Daudet nicht weiß, ist, daß diese Menschen in ihrer Mehrzahl absolut ehrlich, gläubig, anständig sind, daß sie wirklich glauben, das deutsche Bürgertum von heute sei gegen den Schwertglauben immun, und daß sie ihre eignen Volksgenossen nicht kennen. Die etwas ungeschickte Bierviller Rede Ludwig Bergsträssers, der sofort den Pazifismus bei der Besetzung des Rheinlandes anpackte, mag zu diesem Eindruck beigetragen haben. Er ist falsch.

Etwas andres ist zu sagen:

Diese Leute sind völlig einflußlos.

Sie sprechen für niemand; sie repräsentieren nichts, wobei nicht an eine vereinsmäßige Delegierung gedacht ist, sondern an eine typisierte Darstellung von Gesellschaftsklassen; es sind Außenseiter.

Denn da, wo es auf Entscheidungen ankommt, sitzen nicht sie, sondern ihre Gegner. Und wenn sie einmal zur Entscheidung zugelassen werden, dann fallen sie um.

In einem lichten Augenblick hat Daudet an die schmachvollen Sozialistenkongresse vor den Kriegen 1870 und 1914 erinnert; die letzte derartige Zusammenkunft fand in Basel statt, Jaurès und Hermann Müller und viele andre versicherten sich damals — ein paar Tage vor Beginn der großen Zeit — ihrer unverbrüchlichen internationalen Solidarität. Dann spielten die Bezirkskommandos höhere Gewalt, und blutenden Herzens zogen die völkerumspannenden Sozialdemokraten in den Krieg, Marx im Herzen und die realpolitische Gasgranate in der Hand.

Daran erinnert Léon Daudet, finstere demokratische Verschwörer witternd, wo brave, gehorsamtüchtige Bürger sind, Konspiratoren bei Fackellicht sehend, wo charakterlose und feige Verdienner ihre Reichwehr und ihr Auswärtiges Amt bis zu Katastrophen geruhig weitermachen lassen. Und da heißt es:

«Genau wie die Boches von Bierville schwor Hermann Müller mit

der Hand auf dem Herzen, daß die deutschen Sozialdemokraten bei Kriegsgefahr die Kredite verweigern würden. Unter dem Beifall von Jaurès und seinen Freunden erklärte er wörtlich: «Je considère comme exclue l'hypothèse d'un vote des crédits de guerre...» Und um nun zu zeigen, wie authentisch diese klassische Äußerung ist, gibt Daudet sie auf Deutsch hinterher, und dabei geschieht nun ein kleines Malheur, Vater Freud, dein Name sei gepriesen, und die Übersetzung sieht so aus:

«Daß man für die Kriegskredite stimmt, halte ich für ausgesprochen.»

Ich auch.

Und ich halte für ausgesprochen, daß man wieder für sie stimmen wird, weil:

Das deutsche Parlament sich kein Kontrollrecht über die wirkliche Führung der außenpolitischen Geschäfte verschafft hat; weil die übergroße Mehrheit der Arbeitervertreter kleinbürgerlich orientiert ist, eine Sicherheit, die Hungerlöhne bringt, einem Kampf vorziehend, der der Parteiorganisation und einem Apparat schaden kann, der längst Selbstzweck geworden ist; weil die Arbeiter durch ihre schlechte Presse unaufgeklärt und müde sind; weil die Macht der Sozialdemokratie auf der Zerfahrenheit der Kommunistischen Partei basiert — und weil es in Deutschland noch keinen tatkräftigen, kämpferischen, wahrhaft antimilitaristischen Gedanken in den Massen gibt. Unlust ist keine Waffe, Verärgerung kein Prinzip, Gleichgültigkeit keine Idee.

Der Druckfehler hat die Wahrheit gesprochen, Daudet soll wieder ins Körbchen gehen und andre Leute in die Waden beißen: es fehlt eine pazifistische Mobilmachung für den Krieg.

## DREI AUF DEM BODENSEE

Er:

ist ein Geschäftsmann auf Urlaub. Über dem harten Kinn ist der Mund wie ein Säbelschnitt eingehauen — mit ihm Kirschen essen und Geschäfte machen muß kein Vergnügen sein. Die grauen Augen erstaunen nicht mehr — dahinter denkt es noch weiter, wenn auch das Schiff schon im Sinken wäre. Es sinkt aber nicht. Auf den großen Händen mit den Sommersprossen wachsen rötliche Härchen. Der Mensch ißt gut, er fühlt sich gesund, kräftig, im Vollgefühl einer Macht. Ich weiß nicht, welcher. Jetzt sitzt er auf der langen Bank an der Bordbrüstung, leicht angelehnt, manchmal sieht er auf seine kleine Familie, und seine freundlichen, erbarmungslosen Augen lachen alle aus, die da vorüberziehen: die aufgeregte dicke Madame, die

einen Koffer, zwei Schirme und ihre Seelenruhe verloren hat; den Mann, der schon zum zweitenmal das Schiffsmenü herunterrißt; eine Mama, mit einem Hühnerhof voller Kinder, die sie laut umgackern. Er hat nichts verloren, er will jetzt kein Menü, ihn umgackert nichts. Er ist auf Urlaub, atmet die freie Seeluft ein. Sieht kaum auf die Seeufer, die da vorüberziehen — jedesmal steht ein Zollmensch am Landungssteg und spielt: Staat. Interessiert hierorts nicht. Er ist auf Urlaub. Aber bis zu mir herüber vibrieren noch die in der Stadt angeschlagenen Nerven, wittern Gegner, Widersacher, wollen kämpfen . . . Er kann noch nicht lange von Hause fort sein. Es macht noch in ihm: Tack-tack . . . Manchmal sieht er auf

*Sie.*

Sie ist gut und gern ihre hmzig Jahre alt, aber nur, wenn sie so den Kopf dreht — so, wie jetzt —, dann fällt das glänzende Wellenlicht zu scharf auf den Puder. Aber wenn sie anders herum sitzt, das ist schon etwas anderes! Das ist eine Frau in den besten, aber schon in den allerbesten Jahren — neben ihr steht, in Leder gehüllt, das Bündel Golfschläger. Sie weiß, was sie will. Sie hat: abends ein gutes Hotel, in das sie mit kühlem Gruß eintritt, Schlafzimmer, Badezimmer, morgens den Tee — dann Golf — dann Frühstück — dann den riesigen Wagen, der langsam vor die Hoteltür gebrummt kommt — abends das Essen, etwas Tanz . . . Seltsam, wie ihr Gesichtsausdruck vom Licht umgeformt wird, wie das hin und her spielt . . . Freundin ist sie jetzt, Freundin des Mannes; dann: Dame, glatt, undurchdringlich; einmal ein kleiner Blitz aus den Augenwinkeln — ah? Und in allem eine so ruhige Selbstverständlichkeit, die sich über nichts wundert, weil alles vorhergesehen ist. Sie hat das Leben so fest in der Hand wie das Lenkrad ihres Wagens. Sie trägt große Lederhandschuhe. Und nun auf einmal ist sie nicht mehr Freundin, nicht Dame, nicht jenes andere — jetzt ist sie Mutter. Sie spricht mit ihrem Jungen.

*Es*

ist etwa elf Jahre, sieht blond und englisch erzogen aus, sauber gebadet, gerade an der Grenze entlangkippelnd, wo das spielende Kind ganz leise schon in den Rayon für Männer herüberblinzelt. Es hat eine breite Nase, ein klein wenig ungelenke Gelenke, vereselt sich schon oder noch und befühlt sachverständig die Golfschlägergriffe. Es kennt das Leben von Papa und Mama nur von der mühelosen Seite, hat es nicht miterwerben helfen, es wunderte sich nur, wenn es nicht so wäre. Das gibt ihm einen fast grausamen Zug um die Jungenslippen: es kann maßlos verachten, auch schon ein bißchen quälen, wer gerade da ist, ein Tier, einen Spielkameraden . . . Dem flößt kein Geschäftsführer des Hotels mehr Angst ein. Der kann schon befehlen.

Und ein Band umschlingt alle drei — das Band des jahrelangen Zusammenlebens, Reisen, Essen, die Mauer des Geldes und der Gel-



tung. Sie benehmen sich so ruhig, so unauffällig, so leise, wie man das nur tut, wenn man sehr, sehr viel ist. Es sind kleine Könige mit zahllosen kleinen Reichen, die man überall aufrichten kann, wo es einem beliebt: in Rorschach und in St. Moritz; in Scheveningen und in Biarritz. Kulissen, die man wählen kann. Drei Augenpaare sehen ruhig auf die kräuselnden Wellen des Kielwassers. Sie sitzen acht Schritt von mir entfernt, und sind zwei Welten weit. Glückliche Reise —!

Übrigens soll man Fahrtgenossen nicht so scharf ins Auge nehmen.

### WAS MACHEN MENSCHEN, WENN SIE ALLEIN SIND —?

Diese Frage hat Maxim Gorki einst gestellt, und er hat sie fast tragisch beantwortet. Vor allem: er hat sie für Russen beantwortet. Was aber tun brave Mitteleuropäer?

Zunächst ist festzustellen, daß in dem Augenblick, wo der Mann allein ist, etwas von ihm fällt, eine dünne Haut — eine zarte Maske . . . Einer der größten deutschen Denker, Lichtenberg, hat einmal die Beobachtung aufgezeichnet, wie Menschen in Nebenstraßen ein anderes Gesicht aufsetzen als in Hauptstraßen. Daran ist viel Wahres. Was also tut der Mann, wenn er allein ist?

Ist er ohne feste Beschäftigung, so wird fast jeder Mann um etliche Jahre jünger: er beginnt, wenn auch nicht zu spielen, so doch seinem Spieltrieb leise nachzugehen. Es ist viel Jungenschaftes, was sich da meldet. Ich glaube, daß kinematographierte Menschen, die allein sind und sich unbeobachtet glauben, zu dem Komischsten gehören müssen, was es gibt.

Die Tür ist also zugefallen, du bist allein. Was nun?

Die Sache fängt gewöhnlich damit an, daß man bei ganz vernünftigen Handgriffen mit etwas völlig Sinnlosem beginnt. (Ein kaum wahrnehmbarer Schleier von Irrsinn liegt auf Leuten, die allein sind.) Du nimmst die Bürste, das ist wahr — aber dabei hebst du einen Kamm auf, und wenn du auch nur eine Minute Zeit hast, balancierst du den ein bißchen, und wenn du nicht balancierst, dann fängst du an, irgend etwas in Reih und Glied zu legen, und wenn du nicht in Reih und Glied legst (was sehr beruhigt), dann trommelst du mit dem Nagelreiniger auf einer Seifenschale . . . Welcher Oberregierungsrat hätte noch nie im Bad mit dem Thermometer Schiffchen gespielt!

Auch ist sehr schön, Männer, die allein sind, singen zu hören. Daß die Majorität so schön singt wie Suzanne Lenglen, mag noch hin-

gehen. Aber was sie so singen! Zunächst: fünfzigmal dasselbe Lied, nein, denselben Liedfetzen, dieselben paar Takte, immer sentimentaler, immer falscher — immer im Rhythmus dessen, was sie grade tun . . . Auch verwandelt sich der Text leicht in einen völlig wahn-sinnigen Indianergesang:

Valencia!

Laß mich wippen, wippen, wippen  
auf den Klippen, Klippen, Klippen —  
mit der ganzen Kompanie —!

Das klingt nach der einundsechzigsten Wiederholung ganz menschlich. Auch kann man es pfeifen.

Dann gibt es etliche, die sprechen sehr leise mit ihren Sachen. Es erhebt sehr, wenn man die Arbeit mit frommen Sprüchen begleitet. «Wo ist denn der Schuh? Wo ist denn der Schuh?» (Jetzt kleiner Opernchor: Schuhschuh — Schuhschuh — Schuuuuuuu —!) Dann: «Na, da bist du ja! Vielleicht läßt du dich noch drei Stunden suchen. Hund!» (Rrrumms, an die Wand.) Großes Orchester: «Trararaaha —!» Gesprochen: «Das Zahnwasser ist alle.» Gejodelt: «Alléhallé —!» So an sonnigen Tagen.

Für alle Tage aber gilt eines, das bei allen Alleinseiern zu beachten ist, wenn die nicht gerade in acht Minuten sich anziehen müssen, um ins Geschäft zu stürzen: das sind die amüsanten kleinen Umwege, die ihre Betätigung vornimmt. Sie macht Kurven, schlägt Bogen, spielt unterwegs, verbraucht den Kräfteüberschuß, den jeder gesunde Mensch inne hat . . . Und das ist bei der Arbeit nicht anders.

In Sinclair Lewis' herrlichem «*Babbitt*» steht zu lesen, wie der Held dieses amerikanischen Romans arbeitet, wie er Zettelchen vollschmiert, und ich bin überzeugt, daß wir alle so zu «malen» beginnen, wenn wir das tun, was wir mit Denken bezeichnen. (Es ist bekannt, daß die meisten Menschen keinem Redner zuhören können, ohne Männerchen zu zeichnen.) Es ist, als ob neben der eigentlichen Kraft des Arbeitsmotors noch ein Nebenstrom herlief, der Schnitzel und Späne auf einer Säge produziert. Nutzen hat das keinen, aber ohne den Strom geht es auch nicht . . . Arbeitet einer mit andern zusammen im großen Büro, so läßt er seinen Eigenheiten im allgemeinen nicht so ungehinderten Lauf, hat er aber ein «Privatkontor», so schöpft er aus dem großen Reservebehältnis einer angeblichen Kraftverschwendung neue Kräfte. Dazu hat der Mensch seine Nägel, die Ohren, die Krawatte — die Beschäftigung mit diesen Dingen stärkt sehr. Und aus der unergründlichen Tiefe eines Spiels mit dem Manschettenknopf und einem Blaustift steigen schwerwiegende Entschlüsse auf . . . Soweit die Männer, diese ewigen Jungen.

Kinder sind oft allein, auch wenn sie gar nicht allein sind. Sie spielen, in einer Hülle von Jugend und Unbekümmertheit, die nur selten zerreißt: wenn sie Hunger haben oder sonst etwas Wichtiges wollen.

Was Frauen tun, wenn sie allein sind, ahne ich nicht. Ein Weiser hat behauptet, eine Frau sei überhaupt nie allein — sie stelle sich stets jemand vor, und sei es auch nur einen Spiegel. Ich denke, daß sich ein Mann da kein Urteil erlauben kann: denn ist er mit einer Frau allein, dann ist sie nicht mehr allein, er stört sehr, und so mag diese Frage eine Frau entscheiden.

## KNIGSMACHER IN DER BRETAGNE

Hinter der Garnison Saint-Brieuc, an einer bretonischen Bucht, liegt ein kleines Nest, da hopst der französische Mittelstand ins Meerwasser und wundert sich nicht, wenn auf jeden Franzosen eine ausgetrocknete Amerikanerin kommt. Das ist bei uns so Sitte . . .

Vier Wochen wars still und stumpf: in den Felsen pfi der Wind, die Sonne ging abends blutrot unter oder ließ sich durch Regenwolken entschuldigen; die kleinen Kinder brüllten wie am Spieß, wenn sie ins Wasser getunkt wurden, und die se, junge badende Engländerin entpuppte sich erst am vierundzwanzigsten Tag als Mädchen — meine anatomischen Kenntnisse hatten mir bis dahin erlaubt, sie für einen Jungen zu stimieren. Am fnfundzwanzigsten Tage aber ruhte mein Auge mit Wohlgefallen auf ihr, und am Abend dieses Tages wurden wir alle jäh aus unserer bescheidenen Idylle aufgestört. Die *«Action Française»* war da!

Wirklich: die *«Action Française»* läßt Reisedredner herumrollen, und die klappern nun Strand auf Strand in der Bretagne ab und scheuchen die erholungsbedrftigen Leute aus ihren Windzelten auf — Versammlung! Politik! Politik mitten in den Ferien —!

Der kleine Kasinosaal, in dem sonst *«Comment j'ai tu mon enfant»* und der Lichtschatten des armen Valentino zu sehen waren, fllte sich höchst langsam: als es losging, waren wir etwa hundertundfünfzig Menschen, darunter drei Viertel Frauen und sehr viele junge Mädchen in Weiß. Nein, der englische Damenjunge ist nicht da — hier sind, fast zum ersten Male, die Franzosen unter sich.

Oben, auf dem kleinen Bhnnchen mit den Zimmerkulissen, steht der Vorstandstisch, über den die Buche und die Brte hängen. Der Vorsitzende erhebt sich.

Man soll Reden nie vorlesen. Nicht nur, weil eine Rede keine Schreibe ist, sondern weil es mitunter schief gehen kann. *«Ich danke Ihnen, meine Damen und Herren»*, liest der Vorsitzende aus seinem Papier vor, *«daß Sie sich hierher bemüht haben. Besonders aber danke*

ich Ihnen, meine Herren», liest er vor, «daß Sie Ihre Erntearbeiten im Stich gelassen haben, um zu uns zu eilen . . .» Ich sehe mich um, ich denk: Nanu? denk ich — hier ist doch keiner, aber kein einziger Mensch, der heute auch nur einen Blumentopf begossen hat? Diese angeredeten Bauern also waren nicht da.

Der erste Redner: «Die Situation der Lage». Alles kann man von der «Action Française» sagen, nur eins nicht: daß sie greisenhaft sei. Dies aber war ausgegraben alt. Man denke sich einen an Schlafsucht leidenden Christlich-Sozialen aus Wien, und man hat ungefähr diesen Redner: Steuern müssen wir zahlen, und überhaupt ist das Leben teuer und häßlich anzusehen, und wer ist daran schuld? Die Republik! Die Freimaurer! Kurz, wie die Franzosen sagen: An Kini muß her —!

Manchmal, wenn der Redner Wasser trank oder die Stimme mit unendlicher Anstrengung erhoben hatte, klatschten die kleinen Mädchen wie im Theater. Ich sehe mich um.

Die Frauengesichter nicht sympathisch: sehr viel Verkniffenes, Schmallippiges, was man sonst in Frankreich nur in Kirchen zu sehen bekommt — harte, böse Augen, Klassenerste, die voller Verachtung auf die sitzengebliebene Mitschülerin sehen. Als sich vier Arbeiter, schweißig, mit Mützen, in den Saal schieben, steht ein Action-Jüngling auf, ein bildhübscher Bengel, weist ihnen Sitze an und paßt genau auf, daß sie auch nicht zischen oder «Huhu!» machen. Sie schlafen aber sanft vor sich hin.

Auch noch, als der zweite Redner antritt, ein Herr von etwa hundertundachtundsechzig Jahren: ein Admiral. Wenn es einen Vorwurf gegen die +++-Republik gibt, so etwa den: wie kann so etwas Admiral werden? Der legt nun los.

Die Schimpffreiheit in Frankreich geht sehr weit; man kann in Versammlungen amtierende Minister Idioten, Hammelhunde und «salauds» betitulieren, das wird dann heftig belacht, und im übrigen geschieht weiter nichts. Von dieser Freiheit macht der Admiral ausgiebigen Gebrauch. Seine Bildung steht etwa auf der Stufe eines Oberprimaners; er sagt die höchst mäßige Broschüre auf, die man uns in die Hand gedrückt hat — und mich wundert das.

Denn man muß ja nicht vergessen, daß die Radaupraxis der Action an Brutalität, Lärm und Feigheit durchaus dem Niveau mancher hannoverschen Studenten entspricht — aber die geistige Untermauerung sieht denn doch wesentlich anders aus. Charles Maurras ist nicht nur ein bedeutender Schriftsteller, sondern ein Denker, übt also eine Beschäftigung aus, die in unsern nationalistischen Kreisen nahezu unbekannt ist. Aber was ist von seinen Ideen, von seiner oft fruchtbaren Kritik, von der häufig witzigen Schlagkraft Daudets geblieben!

Nichts. Es ist kümmerlich, was der Admiral vorträgt. Die Mängel des parlamentarischen französischen Systems zugegeben: so kommt

man der Sache denn doch nicht näher. Nichts Positives, kein Wort von neuen Vorschlägen — eine mitteleiderregende Sache.

Aber dies verdient festgehalten zu werden: Solch ein durchaus reaktionärer Mann verlangt vom französischen Regime was —: Frieden. Und versucht, nachzuweisen, daß unter den französischen Königen immer Friede geherrscht habe und unter den verschiedenen Republiken immer Krieg — und man fühlt, wie er auf die zweifellos vorhandene Friedenssehnsucht seines Publikums nicht nur Rücksicht nimmt, sondern ebenso empfindet wie seine Zuhörer.

Auch, daß er Poincaré, der in Deutschland so oft klobig verzeichnet an die Wände gemalt wird, Vorwürfe macht, ist nicht unpikant. Der ist — nun? Ein Antimilitarist! Und das will keineswegs heißen, daß seine Maßnahmen Deutschland gegenüber zu schwach gewesen seien, sondern diese Kennzeichnung zeigt, wo Poincaré in der französischen Innenpolitik steht: im Zentrum, durchaus nicht rechts.

Nun fährt das Admiralsschiff langsamer, seine Flagge pendelt in der Flaute, das Publikum wird müde, manche gehen. Und da holt der alte Mann zu seinem großen Schlag aus. Er spricht von «Jean III.» — von seinem im Exil aufbewahrten König, von Duc de Guise.

Ein Ausschreier vor einer Jahrmarktsbude kann das nicht besser. Doch — er kanns viel besser. Denn der würde nicht so weinerlich-pathetisch sprechen, so kümmerlich-bittend, so untertänig-flehend. «Hier noch ein gut erhaltener Original-König! Er lebt mit seinen Landpächtern zusammen, wie ein einfacher Mann — er studiert den ganzen Tag — er kennt alles — er bereitet sich auf sein schwieriges Amt vor — er lebt nur für Frankreich. Nehmen Sie keinen andern! Und diese Königin! Wir, die wir die Ehre hatten, ihr vorgestellt zu werden, waren tiefgerührt von so viel Lieblichkeit, Klugheit und andern schönen Eigenschaften! Billig abzugeben! Durch Zufall frei!» Mit tränenerstickter Stimme — es kann aber auch ein Schlucken sein — redet der olle Mann auf die zukünftigen Untertanen ein, die es gar nicht so genau wissen wollen. Und dann schreien alle noch ein bißchen «Vive le roi!» und «Vive Daudet!» — und dann gehen sie nach Hause.

Nein, so wird das wohl nichts. Daß das Zentrum der Action-Studenten an der Sorbonne immerhin ein bißchen anders aussieht als diese Kläglichkeit, ist eine andere Sache. Aber so groß auch die geistige Beeinflussung der französischen Jugend durch diesen Kreis sein mag —: so tief kann der Franken gar nicht fallen, daß diese kleinbürgerlichen Spektakelmacher wirklich zur Macht kommen könnten. Es gilt hier in manchen Milieus für schick, reaktionär zu sein — und solche feinen Herren waren auch im Saal. Ein König —? Für den König —? Die Frage ist ja so sekundär . . . Und ich dachte an jenes Wort Clemenceaus, das der vor der Wahl Loubets in Versailles ausgesprochen haben soll. «Ich — ich stimme für den Dümnesten.»



## BERLINER VERKEHR

Bezüglich dem berliner Verkehr steht an jeder Ecke ein Mann,  
der müllert  
und hält alle Autos und Kinderwägen und Invaliden auf Rollen an.

Weiße Handschuhe heben sich, Lampen blinken, Signale blitzen,  
während gelangweilte Fahrgäste in den Wagen sitzen,  
auch haben wir leuchtende Schildkröten, bitte sehr —  
und das einzige, das uns noch fehlt, ist der Verkehr.

Aber wo nichts ist, haben nur S. M. der Kaiser das Recht verloren,  
nicht aber wir deutschen Organisatoren —  
denn ist auch unser Wagenpark noch so klein:  
organisiert muß sein.

Es läßt uns nicht ruhen.  
Und genau so, wie wir dies tun,  
wie wir den nicht vorhandenen Verkehr in Klein-Rülpzig und Groß-  
Berlin befestigen und organisieren,  
regieren  
wir im ganzen Lande umher.  
Das deutsche Leben gehört dem Aktenverkehr.

Wir organisieren Kleinkinder-Gärten und das Groß-Hamburger  
Hafenlogis,  
den Radiumverbrauch auf dem Lande, den Weinbau in Ostpreußen  
sowie  
Aufzucht von Ammen und Seidenraupen im Spreewald, auch des-  
gleichen  
den Wohnungsbau und die Reform der Aktenzeichen.

Sinn hat unser Tun keinen, in allen Fällen.  
Wir sind so, wie wir uns die Amerikaner vorstellen.  
Wir sind nicht mehr Posen, noch nicht Amerika,  
sondern stehen inmitten  
beider in emsiger Leere da,  
halten den Verkehr auf und uns für sehr fortgeschritten.

## PARISER CHANSONNIERS

Der Senior ist etwa siebenundsechzig Jahre alt und heißt Hyspa — ein sauberer, weißbärtiger Herr in schwarzem Röckchen, der mit einer historisch knarrenden Stimme leise Lieder von großen Papierbogen absingt. Ab und zu glückt ihm ein Schlager allererster Güte, wie der vom *«Sans rien dire — sans rien dire —»*, ohne Worte, ohne Worte . . . Da hat er ein altes Kitschlied neu bedichtet, nun geht es auf den Präsidenten der Republik, der immer lächelt. *«Avec son plus beau sourire»* tut er alles: *«er trinkt sauern Ehrenwein, sans rien dire, sans rien dire; er hält lange Reden, sans rien dire, sans rien dire; er schießt, auf einer Jagd bei Rambouillet, Herriot in den Popo, avec son plus beau sourire.»* Wenn Hyspa das singt, funkeln seine kleinen schwarzen Äuglein wie lackierte Knöpfe.

Bastia ist dick und sieht aus wie der Sohn eines Raubvogels und eines jüdischen Kammerdieners. Er kommt heraus und muschelt erst einen langen Salm durch die Nase, es ist eine Art Einführung, die er gleichgültig zu Boden fallen läßt. Da liegt sie. Über sie hinweg singt der Kammervogel.

Seine Texte gehören zum Allerbesten, was die politische Lieder-satire von Paris zur Zeit herzugeben hat. Da ist ein Chanson: *«Les prisons de France»*, eine monotone Beklagung des hin und her geworfenen Caillaux, gradezu ein Musterbeispiel von witziger Frechheit. Bastia hat gar keine Stimme, aber so viel Witz! Von ihm stammt jene unverschämte Verquickung von Psalm und Politik: zu fingierten Harmoniumklängen des Klaviers spricht die modulierende, verquetschte Stimme einen biblischen Text. *«Und Herriot ging aus, an den Golf von Lyon, und er verteilte hundert Painlevés unter das hungernde Volk — und er redete so lange, bis alle satt waren . . .»* Bastias Technik, die Pointen fallen zu lassen, erinnert sehr an Berlin.

Was das betrifft, so dürfte Dorin gradezu an der Panke geboren sein. Wenn er an der Spitze des Witzes angelangt ist, zieht er ganze Sätze zu einer Silbe zusammen, das Refrainwort *«Pourquoi pas?»*, das er allen Ereignissen anhängt, besteht überhaupt nur noch aus einem Schnaufer — und auch ihm verdankt man eine Kunstperle bester Güte: das Gedicht von der Ehe. Zwei sitzen zusammen, seit fünfundzwanzig Jahren, rein zum Ekel wird man sich, wie es bei Wilhelm Schäfer heißt — und auch Geschichten zu erzählen hat wenig Wert. Jeder weiß alles vom andern — und der andre weiß das . . .

«Car je sais que tu sais,  
et je sais que tu sais que je sais,  
et je sens que tu sens,  
et je vois que tu vois que je vois que tu vois —»

Heiliger Strindberg, ist das eine Geschichte! Und das alles in einer

Silbe, und das Publikum bekommt Erstickungsanfälle und erholt sich erst, wenn jener von der Bühne abgetobt ist.

Jetzt aber wollen wir einen gebührenden Zwischenraum frei lassen, denn es naht Martini. Auguste Martini. Der ist allerdings das Ende von weg.

A. Martini, ein runder Mann mit Flatterschlips, mit freundlich runder Brille und ebensolchem Sitzgestell, ist ein ganz böses Luder. Er schreibt nicht nur hervorragend gehässige Antirepublikanismen im *«Charivari»*, er sagt sie auch auf, und wenn er seine dicksten Unverschämtheiten losläßt, die durchweg reaktionär sind, dann zeigt er die Zähne und lächelt wie seine eigne Tante und überhaupt wie eine Tante — und manchmal legt er auch ein kleines Tänzchen ein und gaukelt mit den dicken Händen, und alles erklärt er mit dem dicken Zeigefinger, so wie ein kleiner Junge, der eine Geschichte erzählt . . . Und so sind diese Geschichten auch. Man muß hören, wie er die Hochzeitsnacht der nicht mehr jungen Schauspielerin Cécile Sorel, einer berühmten tête de Turque, beschreibt: *«Notre chère Sénile Sorel»* — wie er treuherzig berichtet, jene habe zur Feier ihrer Vermählung 43.50 Francs für die Armen gestiftet. *«On ne peut pas perdre tout à la fois . . .»* Dann zeigt er die Zähne.

Und dazwischen erzählt er gute alte Witze und hervorragend gute neue, und dann sammelt er für den armen Loucheur, der so arm ist, daß er seit Jahren denselben Hut tragen muß: im ersten Jahr hat er das Hutleder erneuern lassen, im zweiten das Hutfutter, im dritten das Band — und im vierten hat er ihn im Café vertauscht . . . Und alles erklärt der kleine, dicke, kindliche Zeigefinger.

Martini, du Aas. Sei froh, daß du nicht in Deutschland lebst. Da nehmen sie alles ernst: den eignen Beruf, sich selbst und nun gar die Revuen und das Cabaret! Du wärest soziologisch-kapitalistisch-biochemisch eingestellt, rechts orientiert und überhaupt ein Problem. Sing weiter, Dicker. Gibs der Republik ordentlich. Und wenn du König geworden bist, dann will ich dir huldigen, denn ein Martin I. ist immer noch besser als ein Wilhelm II. oder ein Bürovorsteher imaginärer Größe.

## ALTBEWÄHRTE ESEL

Es gibt überhaupt nur noch *«altbewährte Fachleute»*. Wir haben alte bewährte Segelflieger (3 Jahre Praxis), bewährte alte Radiofachleute (2 Jahre) — wenn sie alle zusammen über Berufliches reden, so quatscht das, daß ihnen die Schnauze schäumt, und wenn sie gar noch so sprechen können, wie es im amtlichen Bericht steht: so unpersön-

lich, so darüber stehend, so vornehm abgeklärt, dann strahlen sie über das ganze Antlitz. Etwa so:

«Gestern abend wurde in der Wohnung des Berufszwerges Jakob Nietzke von dem diensthabenden Sohn Nietzkes, dem acht Jahre alten Fridolin, das dortige Wasserleitungsrohr als verstopft gemeldet. Die Meldung lief bei Frau Nietzke abends 9.10 Uhr ein.

Frau Nietzke gab die Meldung sofort ihrer Hausangestellten, Fräulein Anna Koschmann, weiter, die allerdings, da sie keinen Dienst mehr hatte, Weiteres zunächst nicht veranlassen konnte. Der gegen halb zwölf Uhr von ernster Berufspflicht aus der Scala heimgekehrte Ehemann Nietzke wurde gleich nach seiner Rückkehr verständigt. Die Operationen wurden auf seine Anordnung hin bis zum nächsten Tag verschoben.

Am nächsten Tage — also heute morgen — begab sich zunächst eine Kommission, bestehend aus dem Berufszwerg Nietzke, dessen Ehefrau als Beraterin sowie dem elfjährigen Sohn Hadubrand, zu dem fraglichen Rohr; geleitet wurde die Kommission von Herrn Zwerg Nietzke. Zwerg Nietzke erkannte sofort, daß das Wasserleitungsrohr nicht funktionierte, weil es verstopft sei, und begab sich daraufhin persönlich zu dem Hauswart Schippanofsky, obgleich derselbe seinen Dienst noch nicht angetreten hatte. Schippanofsky forderte dementsprechend Nietzke auf, welcher Aufforderung dieser aber nicht nachkam. Die Privatbeleidigungsklage ist eingereicht.

Am Nachmittag erschien dann, auf erneute Vorstellung, Frau Schippanofsky; die Wasserrohrbereinigungskolonne war folgendermaßen zusammengesetzt:

Technische Leitung: Frau Hauswart Schippanofsky; Personalaufsicht: Frau Zwerg Nietzke; Leitung der Hilfsmannschaft, bestehend aus dem Sohn Hadubrand Nietzke: Hadubrand Nietzke. Oberleitung: Herr Nietzke.

Umgeben von seinem Stabe, machte sich Direktor Nietzke persönlich an die fachtechnische Arbeit.

Die Beratung ergab folgendes: Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus wäre die Anlegung eines neuen Wasserrohrs anstelle des alten allerdings empfehlenswert, doch bestanden aus allgemeinen wirtschaftlichen Erwägungen sowie auch wasserbautechnisch einige Bedenken. Während ästhetisch gegen die Einführung eines sogenannten Schrubbers in das Wasserrohr Einwendungen nicht bestanden, konnte doch dieselbe zunächst nicht vorgenommen werden, da von Seiten der Personalaufsicht hauswirtschaftlich eingewendet wurde, daß ein solcher Schrubber nicht vorhanden sei. Die Technische Leitung erklärte, daß sie ihrerseits zur Materialbeschaffung nicht beitragen könne, was die Personalaufsicht sowie die Leitung der Hilfsmannschaft heftig bestritten. Die Oberleitung entschied schließlich, daß aus hygienischen sowie aus ernährungswissenschaftlichen Grün-

den die sofortige Beschaffung des Wasserrohrreinigungsbehelfsmittels in augenblickliche Erwägung zu ziehen sei, da die Leitung der Oberleitung als langbewährter Fachmann darüber fachmännischen Rat zu erteilen sehr wohl in der Lage sei. Die Benennung «Alter Kuhkopp!» vonseiten der Technischen Leitung lehnte der Leiter der Oberleitung, als lange im Berufsleben stehend, ab.»

Ja, da lachste!

Wenn aber drei Beamte einen Nagel einschlagen sollen und deshalb einen solchen Betrieb veranstalten, der weiter keinen Sinn hat, als Bedeutung, Notwendigkeit und Wichtigkeit der beamtlichen Existenz möglichst aufzublasen — da lacht keiner. Denn Deutschland ist ein gründliches Land: kein Kind ohne Nachtopf, kein Erwachsener ohne fachliche Hochschulbildung, ohne Titel und einen ganzen Kopf voller Einbildung.

### WENN JENER WIEDERKÄME...

In Holland ruht des Holzhauers Hacke.  
Da ist eitel Freude und Koffergepacke —  
au Backe!

Da legen Lakaïen in die ganz enormen  
Kisten die feldgrauen Uniformen...

«Er kehrt uns zurück», sagt der Zeitungsbericht.  
Warum eigentlich nicht —?

Warum eigentlich nicht —?

Im Fall eines Falles  
fände er ja doch schließlich alles  
unverändert...

Seine Richter. Sein Militär.

Seine Untertanen. Und noch viel mehr:

Seinen Feldmarschall. Seinen Schulunterricht.  
Also warum eigentlich nicht —?

Er fände auch seinen Reichstag wieder.  
Hörte die alten, lieben Lieder  
der Sozialdemokraten...

Da sitzen noch dieselben Leute,  
die mit ihm gebrüllt — damals wie heute.  
Die seine Kriegsverbrechen gebilligt.  
Keine Sorgen — alles bewilligt!

Und was auch die Republik verspricht:  
Warum eigentlich nicht —?



Dem Reisenden ist Ruhe zu gönnen.  
 Die Flucht hätte er sich sparen können.  
 Sie sind ja so artig . . .  
 Denn eine deutsche Revolution, die eint,  
 ist niemals nicht persönlich gemeint.  
 Fahr nicht nach Homburg. Komm nach Berlin!  
 Kehr zurück! Hier wird dich alles verziehn.

## EIN DIKTATOR UND SEIN PUBLIKUM

Das Noske-Stück hat in Deutschland keiner geschrieben: das Drama vom Sozialisten, der auf dem Rücken seiner Klassengenossen hochgewirbelt wird, oben sein bißchen Kopf und Charakter verliert und nun auf die alten Freunde schießen läßt . . . In Frankreich hat dieses Stück jetzt seine Premiere gehabt: *«Le Dictateur»* von Jules Romains.

Die vier Akte zeigen den Aufstieg zweier Sozialisten aus den kleinen Bierkneipen in die hohe Politik — der eine, Herr Denis, wird von einem imaginären König in die Regierung berufen, nimmt an, übt Verrat an seinem alten Sozialistenfreund, den er verhaften läßt, weil es dem mit der Revolution ernst ist . . . Wie kommt uns das bekannt vor —! Und auch die Franzosen dürften sich, wenn im Stück von einem niedergeknüppelten Eisenbahnerstreik die Rede ist, an einen Minister erinnern haben, der mit dem Anfangsbuchstaben Briand beginnt . . . Aber lassen wir das Persönliche beiseite.

Man kanns nur nicht beiseite lassen.

Mit den Stücken, die eminent politisch sind und in einem erfundenen Lande spielen, mit einem erfundenen angenehm zivilen König, der sicherlich Porzellan sammelt, mit einer erfundenen hocheleganten Königin, mit einem erfundenen Kabinettschef — mit diesen Stücken ist das so eine Sache. Sie lassen, soweit die Politik in Frage kommt, leicht kalt. Denn die Entschuldigung, die es für die Politik gibt, ist die, daß sie real ist — politische Märchen sind fast immer nur Märchen. Fingierte politische Ereignisse wirken nie sehr stark.

Und es gibt keinen Zuschauer, der nicht Parallelen zieht, und es gibt keinen Dichter solcher Stücke, der nicht seinerseits Partei nimmt. Romains hat Partei genommen, und der Regisseur, der ausgezeichnete Schauspieler Jouvett, desgleichen.

Der ehemals sozialistische Parteiführer, der sich, oben angekommen, diktatorische Macht vom König geben läßt, vom König, der, wenn der Boden seines Reichs erzittert, vornehm wie ein Flammri mitzittert — der Diktator ist mit einem sympathischen Komödianten besetzt, also richtig. Der mahnende Freund, das dumme Aas von Revolutionär, aber hat ein schiefes Karpfenmaul und wird vom Publikum leicht ausgelacht.

Und dieses Publikum war so:

Gut Abendbrot gegessen habend, saßen da weichmündige Herren und brave Damen und paßten hier und da auf, wenn sie nicht mit Recht schliefen, und klatschten. Wann —?

Immer dann, wenn ihr Konto, wenn ihr Automobil, wenn ihre Hausordnung verteidigt wurde; wenn gesagt wurde, daß alles so weiterlaufen müsse wie bisher. Und sie waren gar nicht zufrieden, wenn die Königin, in höchster Angst vor der Straße, zum sozialistischen Ministerpräsidenten gelaufen kam und zu miauen anfang wie ein Kätzchen, das den Durchfall hat. Was? Eine feige Königin? Das gibts gar nicht! Protest! Um mich herum zischelte es: «Idiotisch! Das ist eine Köchin!» Und es war doch eine Königin, und das soll ein ganz gewaltiger Unterschied sein, höre ich.

Da machte der König schon andre Figur. Voll Freude stellte das gutgekleidete Publikum fest, daß dieser Herrscher auch in Zivil vornehme Umgangsformen und majestätisch gestärkte Manschetten zur Schau trug, ein sauber gebadeter Familienvater und Klubmann mit weltmännisch leichtem Vollbart — enfin, ein König. Der Sozialist knickte vor ihm langsam, aber sicher zusammen — es war also alles in Ordnung. Als der neue Mann im Amt war, und der König ihn mit den Worten: «Mein lieber Präsident!» begrüßte, empfand ich das tiefste Mitleid mit dem ehemaligen Sozialisten: da hatten sie ihn. Da stand er, war der liebe Präsident und hatte verraten und war verkauft und war überhaupt ein armes Luder. Vergessen die feurigen Stunden in den möblierten Zimmern, die hitzigen Diskussionen mit den Freunden, die Treue, die Klarheit, der Funke — er verbeugte sich leise, mit etwas Männerstolz vor Königsthronen, wie das in Schöneberg so üblich ist, und er sagte einen Satz, mit dem der Übersetzer seine liebe Mühe haben wird. «Je m'excuse d'être si gauche.» Was heißt hier: gauche? Links oder linkisch? Wahrscheinlich beides.

Aber wenn er sich entschuldigte, links zu sein — er war es nicht mehr. Die Wände des Ministeriums hatten schon angefangen, zusammenzurücken, sie engten ihn ein, strahlten jene geheimnisvolle Luft aus, die die Besten verdirbt — und als der Freund aus bessern, schlechtern Tagen kommt, ihn zu warnen, er solle nicht auf die meuternden Arbeiter schießen lassen: da bricht er aus.

«Hier stehe ich — ich kann auch anders! Mein Lieber, an diesem Platz, in diesem Zimmer fühlt man erst die ganze Verantwortlichkeit, die auf einem lastet! Der Staat! Der Staat muß erhalten bleiben! Hier dieses Kursbuch! Wie sieht es mich plötzlich an, wie schwer drückt es — Politik hin, Politik her:

Il faut que les trains partent —! Die Züge müssen laufen!»

Il faut que les trains partent —?

Nein!

Die Züge sollen auf offener Strecke verrostet und verkommen — *il faut que les trains partent?* Es ist gänzlich gleichgültig, ob der Betrieb stockt oder nicht. Das Standesamt muß funktionieren? Die Gerichtsbarkeit darf nicht angetastet werden? Handel und Wandel dürfen nicht gestört werden?

Daran erkenn ich meine Pappenheimer. Stationsvorsteher, Weichensteller, Bürobeamte, armselige Hampelmänner eingebildeter Pflicht. *Il faut que les trains partent* —? Aber das setzt voraus, daß der Unterbau, auf dem die Züge dahinrollten, gut war; daß alles aufs beste bestellt war, daß es der großen Masse des Volkes so gut ging, wie es Menschen gehen kann; daß sie Gerechtigkeit hatten, Licht, Luft, Selbstbestimmungsrecht . . .

Nichts von alledem hatten sie. Eingepfercht in schmutzigen kleinen Stuben, deren Zinsnutznieser mit feinem Schmatzen Utrillos sammelten, dumm gemacht von dem tobenden Schwachsinn ihrer Straßenpresse, geduckt von Polizisten, verfolgt und gequält von ihren infamen Richtern, betrogen von den eignen Parteiführern — so lebten sie dahin. Man hatte sie gelehrt, daß das «Ordnung» sei — und wer wollte es wagen, die Ordnung zu stören! *Il faut que les trains partent!* Hochaufgerichtet stand das Diktatorchen da, hinter ihm der König: der Chef und sein Prokurist — der Herr und der Hund.

Und an dieser Stelle brauste der Beifall des gesättigten Publikums auf: der Beifall gegen die Kerls, der Beifall gegen alles, was den lichten Wohnraum, die Geltung, die Polizeiverbrechen stören könnte — der Beifall der wahrhaft echten Internationale: der des Besitzes.

Als der Diktator seine Gewissensskrupeln heiß kochte, als er schmerzlich die Augen mit den Händen bedeckte: wie schwer hat mans mitunter, die besten Freunde muß man verhaften lassen, wenns die Pflicht gebeut, ach ja, auch wir harten Diktatoren haben ein reich ausgestattetes Innenleben, man merchts nur nicht immer . . . da nuckelten die Leute gleichgültig mit dem Kopf. Das mochte er mit sich abmachen. Wenn er nur funktionierte. Einer im Parkett rief: «Huhu! Nieder mit der Diktatur!», und da wachten sie auf, und ein vornehmer Mann mit Monokel sprach verächtlich: «Allez! Pauvre ridicule!»

Oben stand der Diktator und blickte visionär in den ersten Rang. Der Freund in den Händen der Gendarmen, draußen die brüllende Straße, die er nun zusammenschießen lassen wird. «Du beginnst immer mit Lyrik und endest dann mit einem Ultimatum», hatte der Freund gesagt. Das schwarze Jackett straffte sich, und eine harte Hand faßte den Telefongriff . . . Jeder Zoll ein Hofhund.

Junge Huren — alte Betschwestern. Junge Sozialisten — alte Ministerpräsidenten. Die einen kuschen, demokratisch, wie man sie hat, vor den fremden Diktatoren und machen die Fremden im Lande rechtlos, aus Angst, aus Angst — die andern geben Position auf Position

auf, bekommen den Hintern ausgehauen, werden heimlich und offen verlacht; aber sie sind Minister. Realpolitische Minister, Realpolitiker, getreue Diener ihrer alten Herren; aus Untiefen bricht, schäumt das Untertanenblut auf, und Selbsthaß und enttäuschte Liebe verwandelt sich in Roheit und Schuftigkeit.

Man sollte das Stück von Romans in Deutschland aufführen. Zum Schluß steht da der Diktator, preßt die Lippen aufeinander — und wenn er nicht gestorben ist, regiert er heute noch als Untergebener einer Reichswehr oder als Minister des Innern.

## ANGST DES KAPITALISTEN VOR DER EINIGKEIT DER ARBEITER

Früher hatte ich *einen* Feind:  
Die verdammten Proleten!  
Wie waren die Luder feste geeint —  
Spitze — kurz treten!  
Ein Stand — ein Kommando —  
Ein Wille — ein Schritt —  
Und alle mit —

Im November hing ich an einem Haar.  
Die verdammten Proleten!  
Meine Bank, mein Heiligstes, war in Gefahr —  
Kopf ab — zum Beten . . . ?  
Ein Tag — eine Welle —  
Ein Volk — ein Riß — —  
Und ich hatte Schiß.

Heute gibt es viele Sozialistenparteien,  
Die dummen Proleten!  
Laß sie doch durcheinander schrein,  
Dann kann ich sie besser treten!  
Ein Chaos — ein Kampf —  
Ein Krach — ein Gerauf — Gottseidank:  
Und ich obenauf! —

## DIE DREI

Den Gutsherrn mit den fetten Backen,  
 den Ringen und dem Speck im Nacken,  
 mit Haus und Hof und mit Gesinde,  
 mit junger Frau und gutgenährtem Kinde;  
 den Gutsherrn mit dem Schloß in Fliederranken,  
 mit der Pension und seinem Konto auf den Banken,  
 mit seinem Speck und seiner Wuchersaat:  
*den schützt der Staat.*

Den Unternehmer, der die tiefen Schächte  
 ausraubt nach eigenem, freiem Rechte,  
 der Herr ist über tausend Leben,  
 dem tausend Räder Ware weben;  
 den Unternehmer, dessen Schlote  
 auch qualmen bei dem Streitgebote —  
 als ob die Not der andern gleich wär:  
*den schützt die Reichswehr.*

Doch den, der mit den harten Händen  
 von früh bis spät die Dividenden  
 erst schafft, die jener lächelnd handelt,  
 der Stein und Stoff in Gold verwandelt;  
 den Mann, des Sorge seinem Kind flucht,  
 des Frau verröchelt an der Schwindsucht,  
 der ohne Hoffnung auf ein Morgen  
 sich windet um die Alltagssorgen . . .  
 grau wird der Kopf, die Löhne kleiner,  
*den Mann schützt keiner —!*

## VERFASSUNGSSCHWINDEL

«Und wenn das hundertmal in der  
 Reichsverfassung steht — hier in der  
 Anstalt bin ich die Verfassung!»

Auf meinen Angriff gegen die neurepublikanische Verlogenheit hat mir — neben vielen andern — ein Reichsbannerführer einen vornehmen und sachlichen Entgegnungsbrief geschrieben, worin er mir erklärt, warum das Reichsbanner zur deutschen Verfassung steht. Der Verfassungstag liege zwar in den Schulferien, verhinderte also so die wichtigste Propaganda: nämlich die republikanische Beeinflussung von



Kindern — aber das mache nichts. «Wir stehen und fallen mit dieser Verfassung.» Na, da fällt man.

Eine Verfassung ist, so sie diesen Namen überhaupt verdient, der Extrakt aller Grundgesetze, staatlicher Einrichtungen, wichtigster Praxis des Landes. Diese da ist ein Hütchen, das sich ein gänzlich ungewandelter Koloß spaßeshalber aufs linke Ohr setzt — eine Papiertüte zum politischen Bockbierfest und für höhere Feiertage. Bei der Arbeit nimmt man sie ab.

Denn nicht eher ist an eine ehrliche Wandlung Deutschlands zu glauben, als bis diese Wandlung sich da zeigt, wo sie am allerschwersten durchzusetzen ist: in den kleinen Zellen der Gemeinschaft, im Dorf, im Schulzenamt, in der Reichswehrkompanie, im Konferenzzimmer der Schule, im Direktorialzimmer der Fürsorgeanstalt — da, nicht in der Verfassung. Da, nicht im Oberbau des Reichs, pulst das Leben, schlägt der Takt des Daseins, da leben und leiden Menschen — nur da. Und wie sieht es da aus —?

Ungewandelt.

Für den Häftling ist sein Gefangenewart und der Direktor die Reichsverfassung; für den Fürsorgezögling: der Leiter der Anstalt; für den Referendar: der Amtsrichter der ersten Station und später irgendein Landgerichtspräsident — höher hinauf reicht ihrer aller Erleben nicht, und ein sogenannter republikanischer Minister in Berlin kann die in Gumbinnen nicht trösten. Tatsächlich ist die Autorität der sabotierenden, autokratischen, wilhelminischen, größenwahnsinnigen Beamten und Vorgesetzten aller Art nicht gebrochen, sondern gestärkt.

Hier zeigt sich die ganze Machtlosigkeit der gutwilligen und die ganze Macht der böswilligen Republikaner. Staatsformen sind viel eher diskutierbar als die wirkliche Reform auf einem Gutshof, und eher kann man den berüchtigten Ebert-Artikel 48 der Reichsverfassung ändern als die Machtvollkommenheit eines Gutsinspektors oder eines Anstaltsarztes. Wer das am wenigsten von allen einsieht, ist diese Volksvertretung, die so ganz in ihren lächerlichen Geschäftchen aufgeht.

Man frage einmal einen ausgekochten Parlamentarier, was er denn so im Laufe seiner Amtszeit zur Verbesserung des bejammernswerten Loses derer getan habe, die das Unglück hatten, der deutschen Justiz in die Hände zu fallen. Wenn wirklich einmal, wie in diesem Jahr, von Parlamentariern eine Besichtigungsreise durch die Gefängnisse unternommen wurde, so war die halbe Wirkung selbstverständlich von vornherein sabotiert: die Reise war angekündigt. Kein Volksvertreter hat das Recht, unangemeldet ein Gefängnis zu inspizieren. Also hat er praktisch nur die halbe Möglichkeit, Mißstände aufzudecken. Diese Reise, zum Beispiel, ergab die widerlichsten, die schlimmsten und abscheulichsten Mißstände, anerkannt von Demokraten, ja, selbst von

Sozialdemokraten: unmögliche hygienische Zustände; Schikanen höherer Beamter, die nicht dulden, daß Leute aus überfüllten, stinkenden, alten Gefängnissen in modernere Häuser, die halb leer stehen, überführt werden; völlige Straflosigkeit solchen Tuns; unnütze und sinnlose Quälereien der Sträflinge . . . Was wird nun geändert? Die Volksvertreter treten in Erwägungen ein, und die Eingesperrten abends wiederum in die nach Fäkalien duftende Zelle. Schade, daß man sie nicht austauschen kann.

Im kleinen Kreis Revolutionen durchzuführen: erst das wäre wirklich eine Umwälzung. Die kleine Gruppe ist viel starrer organisiert; ihre Machtverhältnisse sind einfacher aufgebaut, drücken sich täglich und stündlich bei allen Handreichungen aus und werden ängstlich innegehalten. Der Justizminister kann bei einer Kompetenzstreitigkeit schon einmal nachgeben; der Kompaniefeldwebel unter gar keinen Umständen.

Und er gibt auch nicht nach.

Zwei Stunden vor den Toren Berlins treten die Gutsarbeiter morgens zum «Appell» an; drei Stunden von der Wilhelmstraße entfernt pfeift alles auf wahre Demokratie. Und manchmal braucht man gar nicht einmal so weit zu gehen. Der kleine Machthaber, unerbittlich, ungewandelt, viel gefährlicher noch als der große, vereint in sich alle schlechten Eigenschaften dieses Landes: Herzlosigkeit, Brutalität, wo sie nichts kostet, sechserhaftes Nerotum . . . sie sind alle noch da.

Und werden es bleiben, bis aus unsern «Realpolitikern» Politiker der Realität geworden sind: Männer, die einsehen gelernt haben, daß man das Dorf reorganisieren muß, wenn man ein Land umwälzen will — daß Wandlung nicht oben, sondern unten, nicht außen, sondern innen zu beginnen hat. Erst dann werden wir anstelle dieser lächerlichen Fassadenrepublik eine echte haben können: über Akademieklüngel, Examenkommissionen, Personalreferenten, Baupolizeistellen, Konzessionserteiler, Ämterverleiher siege der republikanische Gedanke.

Wenn er einer ist.

## DIE MUSIKALISCHEN

Ich bin unmusikalisch. Wenn ich es sage, antworten die Leute mit einem frohen Gefühl der Überlegenheit: «Aber nein — das ist ja nicht möglich! Sie verstehen gewiß sehr viel von Musik . . .» und freuen sich. Es ist aber doch so. Musik läßt mich aufhorchen; wenn ich sie höre, habe ich ein Bündel blödsinniger Assoziationen — und dann verliere ich mich im Gewirr der Töne, finde mich nicht mehr heraus . . . Und um rat- und hilflos zu sein, dazu brauche ich schließlich nicht erst in eine Oper zu gehen. Gut.

Was aber die Musikalischen sind, so ist das eine eigenartige Sache mit ihnen.

Ganz vernünftige Menschen, solche mit einer Stellung oder einem Mann oder einer oder mehreren Überzeugungen — diese also fallen plötzlich in das Musikfeld ein. Gurgelnd jagen sie durch die Notensoppeln. Was gibts —?

Plötzlich sind sie drin, und ich bin draußen. Auf einmal sind sie alle verwandt, und ich bin eine Waise. Der Name eines Dirigenten fällt: und Haß leuchtet aus ihren Augen, ihre Zähne zermalmen ein Gekeif, sie ereifern sich, Hitze bricht aus den Kühlsten — was gibts, um Gottes willen? Sie sind eine große Familie, wenn sie über Musik sprechen, ja, sie zanken sich, wie man sich nur in Familie zankt, mit jenem kundigen Haß der Nähe, jeder Hieb sitzt, weil man weiß, wo es weh tut, sie schnattern, wirtschaften im Irrgarten ihrer Musik — was gibts? Ich weiß es nicht.

Auch ist viel Stolz in ihnen und schöne Gesinnung, weil daß sie so musikalisch sind, was sie oft mit musisch verwechseln — besonders die Frauen hassen das Gemeine, sind unentwegt edel und schweben hörbar eine Handbreit über dem Erdboden. So: «Ich bin eine Hohepriesterin der Musik, und das will ich mir auch ausgebeten haben.»

Auch zeichnen sich Musiker durch einen fühlbaren Mangel an Humor aus — das ist grauslich. Sie verständigen sich schon von weitem durch kabbalistische Terminologie; kaum haben sie sich berochen, so bricht es aus ihnen hervor, jeder hat ein Klavier im Stall oder einen schwarzen Steinway-Rappen und erzählt von seinen Feldzügen auf diesen geschundenen Tieren . . . Stehn Sie einmal so kulturlos draußen herum, vor der Tür, so durchum und durchaus nicht dazugehörig . . .

Horch! Wie sie murmeln! «Furtwängler habe ich doch noch gehört, wie er . . . Also von Mahler versteht er nichts, davon soll er die Finger lassen . . . Die Baßlage bei der Kulp ist in der letzten Zeit nicht so . . .» Beschämt, zerknirscht, ein Trällerliedchen aus *«Palestrina»* auf den Lippen — so schleiche ich betrübt aufs Lavabo.

P. S. Selbstverständlich habe ich die falschen Musiker kennengelernt, Karikaturen musikalischer Menschen — Ausnahmefälle. «Denn Sie werden doch nicht leugnen, daß die Musik . . .» Gute Nacht.

## WOHNUNG SUCHEN IN PARIS

Es gibt in Paris 1600 Wohnungen, die die Stadt gebaut hat — und demgegenüber stehen etwa 60 000 Familien, die offiziell um Unterkunft gebeten haben. Das sieht in der Praxis so aus:

Wohnungsämter gibt es nicht; das nötige Quantum Umständlichkeit, Korruption, Heuchelei und Unannehmlichkeiten bringen die Wohnungsagenturen auf. So ein Agent hat in der Stadt mehrere *«démarcheurs»* herumlaufen, die ihm anzeigen, wo eine Wohnung frei ist. Der Agent

ist in den seltensten Fällen vom Hausbesitzer legitimiert, die Sache zu vertreten — er weist nur Adressen nach. Kommt der Abschluß zustande, so erhält er vom Mieter 10% der ersten Jahresmiete — und um überhaupt kontrollieren zu können, ob der Mieter durch seine Vermittlung gemietet hat, tritt häufig wiederum der *démarcheur* in Tätigkeit, und der erfährt das seine durch die Portierfrau.

Die Portierfrau . . . Mund, hier hast du zu schweigen, Worte sagen es nicht . . . Dieses alte Polizeinstrument vertritt sehr häufig den *«gérant»*, den Hausverwalter, so daß wir also an folgender Stufenleiter ehrfürchtig emporsehen: Hausbesitzer — *gérant* — *concierge*.

Wie jede private Nachfrage in Paris, so ist auch diese durchaus patriarchalisch und unobjektiviert geregelt — das fast völlig mangelnde Angebot hat zu den grotesksten Erscheinungen geführt. Wohnungen von etwa fünf und sechs Zimmern, die für den, der heute mieten will, über 30 000 Francs im Jahr kosten, sind jederzeit ziemlich leicht zu haben — dazu kommen dann noch die sogenannten *«charges»*, Steuerlasten, die durchweg mit 10 Prozent, also mit weiteren 3000 Francs berechnet werden. In dieser Preislage gehts. Darunter aber ist fürchterlich.

Wonach leere Wohnungen eigentlich vergeben werden, ist ein tiefes Geheimnis; Eugène Sue hätte dem vierzehn weitere Bände seiner *«Mystères de Paris»* widmen sollen. Es ist nicht einmal immer das Geld. Eine leere Wohnung ist ein Machtfaktor, ein Trumpf, den man nicht ohne weiteres aus der Hand gibt. Dafür bekommt man Geld, viel Geld natürlich — aber dafür kann man auch andres bekommen als Geld: nämlich Empfehlungen, Beteiligungen, vielleicht eine reiche Braut, und wenn ich Henri Béraud wäre, so schriebe ich: auch die Ehrenlegion.

Denn so ohne weiteres in ein französisches Haus zu treten und an die Portierfrau die Frage zu stellen: «Ist hier eine Wohnung zu vermieten?» — — also eher kann man in den Salon einer fremden Familie hineinpoltern und sagen: «Ach, entschuldigen Sie: ich möchte gern die Tochter des Hauses heiraten!»

Versuchs. Tritt ein. Frage.

Die Portierfrau — die sozusagen eine *femina tantum* ist, sie hat manchmal einen Mann, aber den gibt es eigentlich nicht — die Portierfrau sieht dich finstern Blicks an und spricht allemal: «Von wem sind Sie empfohlen?» — Ja, das ist nicht einfach. Bei den ersten Besuchen sagte ich: «Aber von niemand!» und dann flog ich prompt hinaus. Darauf erfand ich einen Herrn Doulou aus Toulon, einen kleinen, dicken Herrn, Sie kennen ihn gewiß, so ein kleiner, dicker . . . ? Nein, sie kannten ihn nicht, aber er half doch ein wenig, der Herr Doulou — und ein Tuscheln hub an. Türen wurden geschlossen, Fenster verhängt — und mit leisem Flüstern sprachen sie von der leeren Wohnung, wie Mädchenhändler von ihrer Ware oder wie die bootlegger vom

teuflischen Whisky . . . Und dann kam der große Moment, und ich durfte die Wohnung wenigstens *sehen*.

Man bekommt da oft die typische Großstadtwohnung zu sehen, ein bißchen kleiner als in Berlin, etwas eng — auch haftet Paris neben vielen andern der falsche Ruf an, es gäbe daselbst keine Badezimmer und was so damit zusammenhängt. Es gibt sie. Es gibt auch einen schwanken Fahrstuhl, der sich auf einer Riesensäule vorsichtig nach oben schiebt, und in dem man nicht hinunterfahren darf; es gibt alles, was man braucht, nur keine Wohnungen.

Denn mit dem Besuch ist es nicht abgetan. Weder der Agent, der die Adresse nachgewiesen hat («Und sagen Sie nicht, daß Sie von einer Agentur kommen!»), noch die concierge weiß nun etwa, ob die Wohnung überhaupt noch zu vermieten ist. Das — das weiß nur der *gérant*. Hin zum *gérant*.

Meist ist sie *«gerade»* vermietet. Wenn sie aber ungerade frei ist, dann kann man mit einer Summe von 3 bis 5000 Francs für *gérant* oder concierge rechnen; wer der militärischen Erziehung durch das preußische Militär teilhaftig geworden ist, der weiß, wie sich der junge Rekrut der Schusterstube zu nahen hatte: anklopfen — vorsichtig die Tür aufmachen, leise ein Markstück hineinreichen, Tür wieder zumachen, und dann erst wurde in die Besolungsverhandlungen eingetreten . . . So auch im pariser Leben.

Die Agenturen nehmen erhebliche Vorschüsse, wenn sie etwas auf sich halten; weißt du eine Adresse, so mußt du im Auto hinfahren, so rasch gehts da («Il y a déjà plusieurs personnes qui sont là-dessus!» sie sitzen bereits darauf), — wird einer krank, so verbreitet sich in der Nachbarschaft ein Gemurmeln, und die Portierfrau muß den Wartenden sagen: «Schlechte Nachrichten. Es geht ihm besser.» — Einmal gab mir ein Agent eine Empfehlung an eine Portierfrau, nur, damit sie mich empfangen — für später einmal — man könne doch nie wissen . . . Es war sehr heiter.

Es ist auch schon vorgekommen, daß ich in ein Haus eintrat, so ich nie gesehen hatte, frisch, fromm und gottesfürchtig eine Wohnung erfragte, zu allem Ja sagte und auch wirklich eine gezeigt bekam, eine ganz heimische, eine noch möblierte Wohnung, der es schon in allen Möbeln zuckte, und die ganz still bei sich wußte: Ich bin frei! Ich bin frei! — Und dann bekam sie ein anderer.

Und ein der *«Vossischen Zeitung»* nahestehender Journalist — dem haben sie eine Wohnung angeboten, aber es ist da eine junge Hausbesitzerin, und sie stellt so ihre privaten Bedingungen . . . Und er will nicht, und jetzt hat er immer noch keine Wohnung, und ich habe ihn gebeten, mich zu schicken — aber er hat gesagt, dazu gehöre schon ein Mann, die Wohnung sei recht geräumig.

Ich habe nun alles hinter mir, ich habe alle Mittel versucht, alles gesehen: Portierswohnungen, wo plötzlich, mitten in der Verhandlung



mit «Ihr», oben unter der Decke, wie im Wirtshaus zum «Rosenkavalier», ein Kerl seinen schreckhaften Kopf durchsteckte und fragte: «Was ist denn hier los?» — ich habe die jungen Damen der Agenturen zum Tanz ausgeführt und ins Kino — mir blieb nichts erspart.

## FORT MIT DEM SCHUNDGESETZ!

Gegen das schlechte und böswillig eingebrachte Schund- und Schmutzgesetz haben sich viele Stimmen ernsthafter und berufener Leute erhoben — es besteht also alle Aussicht, daß es im Reichstag angenommen wird. Das darf nicht sein.

Mit welchem frechen Leichtsinn hier von den sogenannten Gesetzgebern verfahren worden ist, zeigt die Tatsache, daß in der Entwurfsliste der Indexwerke Romane von Zapp, Dominik, Hackländer und Hauff enthalten waren, daß diese Romane von über dreihundert deutschen Tageszeitungen veröffentlicht worden sind, und zwar von Blättern aller Richtungen: von der «Germania» bis zur «Berliner Morgenpost». So wird hier gearbeitet.

Das Gesetz verdankt der beispiellosen Naivität des Sozialdemokraten Heinrich Schulz seinen Ursprung, obgleich der die exceptio plurium geltend machen kann. Aber soll sich durch Kautelen jemals erreichen lassen, daß dieser Fetzen von Gesetz durch eine deutsche Verwaltungsbehörde nicht mißbraucht wird? Um das zu glauben, dazu gehört schon eine jahrzehntelange Vorbildung als Parteifunktionär. Wir andern sind nicht so pflaumenweich gläubig.

Denn schon wird der Schwerpunkt der Diskussionen auf diese Kautelen gelegt — schon wird eine Reichskommission gefordert, Einstimmigkeit bei der Abstimmung und ähnliche Kindereien, die nichts helfen werden. Das ganze Gesetz hat zu fallen.

Dieser Staat ist in seiner jetzigen Form weder legitimiert noch befähigt, Kulturgesetze zu erlassen; die tiefe Spaltung, die durch die Nation geht, hat in ihm keinen Niederschlag gefunden; er tut noch immer, als habe ers mit einer einigen Nation zu tun. Das ist nicht wahr. So wenig, wie der Oberreichsanwalt, der Reichspräsident, der Reichsinnenminister die ganze Nation vertreten, so wenig täte das einer der von den Soldaten hingemordeten Revolutionäre. Hier gibt es kein Kompromiß.

Und weil dieser Zwiespalt nicht zu lösen ist, weil diese farblose und öde Gesetzesmaschine die subtile Frage: Bewahrung der Kinder vor Schund nicht sauber und gut zu lösen vermag — deshalb soll sies nicht schlecht tun und solls nicht so tun, daß dabei ein dunkler und übler Nebenzweck, nämlich eine politische Zensur mitaufgerichtet wird. Es gibt keine Schutzbestimmung gegen den Mißbrauch dieses Gesetzes — keine einzige. Die Taktiker werden, zu spät wie immer, merken, was

sie angerichtet haben. Sie haben es nicht gewollt? Sie sehen nicht über die Türflügel ihrer Kommissionszimmer hinweg.

Wer von den Linksparteien sich bei diesem Gesetz nach berühmten Mustern der Stimme enthält, wer nicht dagegen stimmt, der lügt den Willen seiner Wähler um, die keine Zensur wollen. Der Schundentwurf darf in gar keiner Form Gesetz werden — denn die Bewahrung einer ausgepowerten, wirtschaftlich rechtlosen Jugend vor ästhetischem Schmutz ist lange nicht so wichtig wie das kleine Eckchen Geistesfreiheit, das noch da ist. Laßt euch nicht einschläfern: die neunmal Weisen werden die Dummen sein. Was gebührt diesem Entwurf —?

Ein Fußtritt.

## FRIEREN UND FRIEREN LASSEN

In England streiken die Bergarbeiter.  
Na, was ist da weiter?  
Da müssen die Engländer ihre Kohlen  
eben bei uns bezohlen!  
Das ist ein altes Gesetz in der Welt:  
Deutschland dient andern gerne. Für Geld.

Was aber jene betrifft, die Briten:  
die sitzen inmitten  
ihrer Zimmer an einem leeren Kamin,  
lesen ein liebliches Magazin . . .  
Nachgeben? Mit denen da parlamentieren?  
Lieber frieren.

Die Minister, aus englischem Pfeifenholz,  
bleiben stolz,  
Erst der Staat. Dann die Wirtschaft. Dann der Profit.  
Wer streikt, ist ein Kommunistenbandit.  
Auf die Bergherren drücken? Kapitulieren?  
Lieber frieren.

Die Arbeiter hungern. Kinder weinen.  
Mutter hat Wasser für die Kleinen.  
Nagt selbst an den Nägeln. Schnupft auf. Wartet geduldig.  
Monat für Monat. Bleibt Miete schuldig.  
Liegt auf der Straße . . . Überlegt . . .  
Da! Polizei kommt angefegt.  
«Straße frei!» Überlegung vorbei!  
Nieder mit der Streikbrecherei!

Nachgeben? Zehn Stunden am Tag? Desertieren?  
Lieber hungern und frieren.

So geht das seit einem halben Jahr.  
Jetzt wird es kalt. Dezember, Januar . . .  
Und wenn dabei Tausende zu Grunde gehn:  
Das ist Ordnung. Das muß bestehn.  
Licht im Ofen und Licht in Kaminen  
kann nur scheinen, wenn welche verdienen —  
Wärme in Stube und Wärme im Saal:  
nur mit Prozenten fürs Kapital!  
Oben: Behaglich durchwärmte Zimmer.  
Oben: Blitzender Lampenschimmer.  
Toast-Röster, Heißluft-Ondulieren.  
Unten:  
Frieren.

## IDYLL AN DER LEINE

Ich weiß: es ist nicht recht. Der Mann ist tot, und die Frau hats so gut gemeint . . . Aber ich kann es mir nicht verkneifen, es zuckt in allen Lachmuskeln, und so möchte ich mir denn den Scherz erlauben, «welchem eine Stelle zu gönnen in diesem durchweg zweideutigen Leben kaum irgendein Blatt zu ernsthaft seyn kann». Es handelt sich um die Erinnerungen an Hermann Löns.

Kein Wort über den Mann. Er hat im Krieg einen Tod gefunden, den er vielleicht gesucht hat — der Klingklang seiner Verschen tönte im Unterstand wider, und sein großer Erfolg: der *«Werwolf»* ist genau so unangenehm wie dessen Bewunderer: Sadismus mit ethischem Gesamtziel. Gut. Aber die Erinnerungsbändchen . . .

Es gibt zwei. Löns hat allerhand Frauengeschichten gehabt, die uns nichts angehen — und da ist zunächst *«die Swaantje»*, eine Romanfigur gewordene Romanfigur, die da ihre Erinnerungen hintergelassen hat. Das ist so recht jene Mischung von Blondhaar, wehenden Zweigen, blauen Stunden, Hermanns Bett und Buchenstämmen — und von einer Seelenqual, die in alle Winde zerstiebt, wenn man einmal das Waldweben mit seinem richtigen Namen benennt. Uterus vobiscum.

Das zweite Bändchen aber stammt von der ersten Frau — *«Meine Erinnerungen an Hermann Löns»* von Elisabeth Löns-Erbeck (bei Gebrüder Lensing in Dortmund) —, und wenns nicht also gedruckt in der Öffentlichkeit vorläge, wagte ich niemals, auch nur daran zu rühren.

Man denke sich eine Atmosphäre von: mittlerer Provinzstadt, dem Briefkasten der *«Berliner Morgenpost»* (eine Sonntagslektüre, die jeder-

mann herzlich zu empfehlen ist), Muschelsalon, roten Samstühlen und 1893 . . . «Die Herren radelten» und «Ich schilderte ihm begeistert ein herrliches gotisches Prunkbört mit dazugehörigem Schranke . . .» Löns heißt erst Löns — aber als der Segen herniedergeprasselt ist, da heißt er nur noch «meinmann-meinmann», was man immer in einem Wort schreiben sollte. (Ich höre, daß es solche Frauen geben soll, die das sagen.) Wer kann zum Beispiel dies erfinden —?

«Als wir dann in kleinem Familienkreise bei fröhlichem Mahl saßen, gab mein Mann mir einen langen Musquetairhandschuh und sagte: «Bei unserm ersten Begegnen verlorst du diesen Handschuh; ich kam zurück und hob ihn auf; seitdem trage ich ihn bei mir, um ihn dir an unserm Hochzeitstage zurückzugeben. Das geschieht hiermit.» Ein Parademarsch der Liebe.

Aber nicht nur «meinmannmeinmann» spielt eine rührend-peinlich-komische Rolle in diesem absonderlichen Heft — es gibt auch andre deutsche Gestalten. Da ist etwa ein Verleger — was der einmal sagt, ist derartig echt, von einer so treffenden Lebenswahrheit . . . die ganze Film-, Zeitungs-, Buchbranche spricht aus ihm. Der Verleger hatte zufällig ein Gedicht Rilkes gesehen, nämlich «Klage»:

Alle Mädchen erwarten wen,  
wenn die Bäume in Blüte stehn;  
wir müssen immer nähn und nähn,  
bis uns die Augen brennen.

Und mit diesem Gedicht in der schwierigen Verlegerfaust trat er vor den ahnungslosen Löns und sprach die unsterblichen Worte:

«So was müßten wir auch mal haben!»

So, genau so, sieht der Kaufmann mit dem künstlerischen flair aus.

Und wenn man sich durch das Bändchen durchgelacht hat, durch Schilderungen von Schützenfestbummeln und Kellnerinnen, aber alles mit sittlichem Maß und Ernst und Zielstrebigkeit . . . dann bleibt ein Wort haften, das man nie mehr vergißt. Es gibt einen, der solche Sätze erfinden kann, das ist Georg Hermann, aber er möge mirs verzeihen: dieses hier ist nicht zu übertreffen. Hier ist es:

«Im ersten Jahr unsrer Ehe erkrankte ich schwer und mußte lange, bange Wochen liegen. Ich war aufgefordert, einen Vortragsabend in Pymont abzuhalten, und wir waren grade fertig zur Abreise, als ich zusammenbrach. Als ich das Bewußtsein verlor, hörte ich noch Hermanns Aufschrei: «Sie stirbt, ich laufe zum Doktor!», aber da hatte meine sonst so sanfte, stille Mutter mit festem Griff seine Hand gefaßt, ihn vor mein Lager geschoben und gesagt:

«Wenn deine Frau stirbt, bleibst du bei ihr!»

Das ist ein Satz fürs Leben, er hat allgemeine Gültigkeit, und so sei er auf das freundlichste dir, guter Leser, mit den besten Wünschen für die Zukunft eingeprägt.

## WO BLEIBEN DEINE STEUERN —?

Wenn einer keine Arbeit hat,  
ist kein Geld da.

Wenn einer schuftet und wird nicht satt,  
ist kein Geld da.

Aber für Reichswehroffiziere  
und für andre hohe Tiere,  
für Obereisenbahndirektionen  
und schwarze Reichswehrformationen,  
für den Heimatdienst in der Heimat Berlin  
und für abgetakelte Monarchien —  
dafür ist Geld da.

Für Krankenhaus und Arbeiterquartier  
ist kein Geld da.

Für den IV. Klasse-Passagier  
ist kein Geld da.

Aber für Wilhelms seidne Hosen,  
für prinzliche Zigarettendosen,  
für Kleinkaliberschützenvereine,  
für Moltkezimmer und Ehrenhaine,  
für höhere Justizsubalterne  
und noch eine, noch eine Reichswehrkaserne —  
dafür ist Geld da.

Wenn ein Kumpel Blut aus der Lunge spuckt,  
ist kein Geld da.

Wenn der Schlafbursche bei den Wirten zuguckt,  
ist kein Geld da.

Aber für Anschlußreisen nach Wien,  
für die notleidenden Industrien  
und für die Landwirtschaft, die hungert,  
und für jeden Uniformierten, der lungert,  
und für Marinekreuzer und Geistlichkeiten  
und für tausend Überflüssigkeiten —

da gibts Zaster, Pinke, Moneten, Kies.

Von deinen Steuern.

Dafür ist Geld da.



## BROT MIT TRÄNEN

Manchmal, wenn etwas Fürchterliches passiert ist, muß man nachher essen. Das ist eine seltsame Art zu essen...

Ekel vor dem Alltag, Scham, ihm unterworfen zu sein, sind überwunden — denn erst hat der Gedanke so weh getan, nun, nach solchem Geschehnis, etwas zu essen. Dann erfüllt das Gefäß des Schmerzes eine Formalität.

Es ist gar kein Essen. Ja, es wird wohl dem Körper eine Nahrungszufuhr vermittelt, das ist wahr, und es rutscht auch hinunter. Aber die Augen brennen noch verschleiert von Tränen, salzig fällt es auf die Butterbrote, vom Pathetischen zum Trivialen ist es nur eine Nasenspitze weit. Die Backen kauen, die Kehle schluckt, die Hand umklammert irgend etwas Brotiges. Aber es schmeckt nach nichts, es ist eine unnütze Geste, dieses Essen. Es widert einen an, das da.

Einmal, da starb einer Verwandten der Mann. Das war um sieben. Als er tot war, saßen nachher alle bei Tisch, gezwungenermaßen, wie nach einer geschlagenen Schlacht, nach einer Niederlage. Es war aus. Niemand sprach. Dann aber sprach jemand, und ich werde nie die Stimme der Frau vergessen, die da zu ihrer Schwester sagte, schluchzte, naß stöhnte: «Wo hast du die Eier her —?» Und die andere, tonlos, leergeweint, am Ende: «Von Prustermann. Sind sie nicht gut —?» Seht, so holt sich das Leben seine Leute wieder, die ins Land der Trauer auf Urlaub gehen.

## GEBRAUCHEN SIE EINEN BADE-THERMOMETER?

Zu jener Zeit, als «das Bad am Samstagabend» noch eine große Sache war — so mit Badeofenvorherheizen sowie Ausräumen der Wanne, in der immer altes Gerümpel stand, wenn sie nicht mit einem schönen, gestickten Tuch überdeckt war — zu jener Zeit hatte man ein Bade-Thermometer. Wenn die alte Kanonenröhre von Badeofen gurgelnd und zischend das heiße Wasser hergab, so wurde das hölzerne Ding ins Wasser getunkt, herausgezogen, nachgesehen, wieder hineingesteckt; kaltes Wasser wurde dazugetan und heißes abgelassen, bis genau jene vom *Hausbuch für gesunde Familien* angeratene Temperatur erreicht war: 29 Grad. Es war furchtbar aufregend.

Dann wurden die Zeiten schwerer: der Diskont wurde heraufgesetzt, die allgemeine Sittlichkeit ging bedenkliche Wege, und die Leute fingen an, oft und öfter zu baden. Es kam jene Zeit, wo es fein war, in gefälliger Form Witze darüber zu machen, daß man gebadet habe, sehr wohl wisse, daß es zu tun richtig sei — aber man tat so, als habe man nicht... Dann sprach überhaupt kein Mensch mehr vom Baden, alle badeten. Alle baden. Gut.

Was aber Allgemeingut und Alltagsgut wird, das verliert Feierlichkeit und Formalität — und so, wie sich heute nur noch wenig Menschen des Hexameters bedienen, so bedienen sich immer weniger Leute eines Bade-Thermometers.

Von medizinischen Bädern sei hier abgesehen. Aber: benutzen Sie ein Bade-Thermometer —?

Leute, die ein Bade-Thermometer benutzen, sind sehr «eigne» Leute — dieses Wort reicht von «sorgfältig» bis «egoistisch». Sie wollen es ganz genau wissen; stehen ihnen dreiunddreißig Grad zu, dann sollen es nicht einunddreißig sein — und sie haben sich so lieb...! Sie nehmen das Bad ernst.

Wobei denn also die feinere Menschheit in zwei Klassen einzuteilen wäre: in die Bade-Thermometristen und die A-Thermometristen (Alpha privativum).

Die mit dem Thermometer hat das Automatenleben noch nicht herunterbekommen. Für sie ist das Bad noch ein Bad, eine gediegene Sache, die jedesmal aufs neue mit der gebührenden Wichtigkeit abgewandelt wird — die Augen prüfen die Quecksilberskala, die Lippen schmecken das Wasser ab — «Ich werde noch eine Kleinigkeit warmes Wasser hinzutun», spricht der Badgourmand. Wenn sie das Bad so sorgfältig vorbereiten, dann werden sie es wohl auch mit dem Rest ähnlich halten: ihr Geburtstag wird ein Geburtstag sein, ganz echt und richtig: mit Lichtern und einer leicht verhaltenen Feiertagsstimmung und jenem dämlich-komischen Gefühl, das Geburtstagskinder die Glückwünsche anderer so entgegennehmen läßt, als handelte es sich um ein, wenn auch bescheidenes, Verdienst... Eine Reise ist eine Reise: mit ernsten, vorgefaßten Plänen, mit zweckentsprechender Belehrung, aber auch hier und da eingestreutem Naturgenuß, mit vorher geregelter Pension (morgens zwei Eier) und garantiert rauschendem Wasserfall. Ein Geschäft wird ein Geschäft sein, eine Gerichtsverhandlung eine Gerichtsverhandlung — alles ganz richtig. Ernst ist das Leben.

Die ohne Bade-Thermometer — —

Das sind Leute, die den täglichen Mechanismus schon nicht mehr so ernst nehmen; die jeden Morgen baden und mal rasch mit der Hand durchs Wasser fahren, obs schon gut ist (es gibt da nur Extreme: bliebe die Hand im Eis stecken, ist es zu kalt — geht die Haut ab, dann ist es heiß). Aber die ohne Thermometer sind Leute, denen der tägliche Ablauf der technischen Wunderbegebnisse nichts mehr bedeutet — so, wie sie, niest einer, nicht mehr sagen: «Helf Gott», so fliegen sie, hören Radio ab, lassen sich die Nase verschönern... Es ist ihnen selbstverständlich geworden.

Ihre Hand ist für Feinheiten abgestumpft, sie haben keine Zeit, mit ihren Nerven auf Gradunterschiede zu reagieren, weil es nicht

lohnt. Es ist Kräfteersparnis, privates Taylor-System, kürzester Weg zwischen zwei Punkten: die gerade Linie. Die ohne Bade-Thermometer haben ein altfranzösisches Wappenschild, auf dem steht:

«Moi je m'en fous!»

Solange der Badeofen nicht explodiert, das Amerikaschiff nicht untergeht, der Flieger nicht kleine Personalböen einlegt — solange ist es ihnen gleich, sie nehmen es hin. Windhunde. Heiter ist die Kunst.

Goethe hat ein Bade-Thermometer benutzt, Schiller desgleichen — auch Karl der Dicke sowie, vorkommendenfalls, der Turnvater Jahn. Von lebenden Schriftstellern benutzen . . .

Nein. Man möchte ja auch mal in die Akademie kommen.

Immerhin ist dieser Gegenstand ein untrügliches Zeichen für die Form eines Charakters. Und ich kann mir sehr gut denken, daß der Bräutigam, anstatt den Graphologen aus dem Tintensatz lesen zu lassen, zur künftigen Braut leise, aber ernst spricht:

«Eine Frage, mein Fräulein. Benutzen Sie ein Bade-Thermometer —?»

## DER LIEBE GOTT IN KASSEL

Eines Morgens, um neun Uhr, erschien im Hause des Schriftstellers Ernst Glaeser, in Groß-Gerau bei Darmstadt, ein Stadtpolizist und begehrt mit rauher Stimme, jenen zu sprechen. Das fiel auf, der alte Herr Glaeser ist Amtsrichter in Groß-Gerau. Der Polizist führte den jungen Mann durch die Straßen ins Rathaus, wo der Delinquent verhört wurde. Er hatte Gott gelästert, das wurde zwischen den Bauern, die um Lieferung ihrer Bullen ins Rathaus gekommen waren, festgestellt. Man kann sich die Wirkung des Transports eines Amtsrichtersohns in einer kleinen Stadt vorstellen. Die Folge dieses polizeilichen Fehlgriffs war: Ausweisung des Sohnes aus dem Elternhaus, der Junge stand auf der Straße. Und da steht er heute noch und wartet auf das Hauptverfahren, das ihm die Anklage der Oberstaatsanwaltschaft in Kassel einbringen wird. Denn dies war vorangegangen:

Ernst Glaeser hat ein Stück geschrieben: *«Seele über Bord»* (das kürzlich in Berlin aufgeführt worden ist). In der dritten Szene dieses Stücks nähert sich in einer katholischen Kirche ein Detektiv einem Mädchen in der Verkleidung eines Priesters und will sie vergewaltigen. Er wird daran durch den Liebhaber des Mädchens gehindert — und in dieser Szene wird Christus von dem rasenden Verführer angeschrien. Das Mädchen wendet sich an den Erlöser still um Hilfe — der Detektiv verkleinert ihr diese Aussichten . . . Das Drama geht nachher ganz andre religiöse Wege; an keiner Stelle ist auch nur im geringsten angedeutet, welcher Meinung denn nun der Verfasser sei. *«Seele über*

*Bord* ist im Kleinen Theater zu Kassel mit Erfolg gegeben worden. Die Presse war gut, kein Kritiker nahm Anstoß.

Erst später brachte die *«Kasseler Post»* ein *«Eingesandt»*, worin sich ein Leser über das Stück beschwerte. Bei der ersten Wiederholung stürmte ein Trupp nationaler Herren unter Führung eines Rechtsanwalts Freisler das Theater, störte die Vorstellung und mißhandelte einen Zuschauer, der für den Dichter Partei nahm. Das Stück wurde polizeilich verboten; irgendein Verbändchen zur Bekämpfung von Schmutz und Schund hatte darum gebeten. Der Unterzeichner des Antrags war ein Oberregierungsrat.

Die Anklage enthält aus dem Zusammenhang gerissene Sätze des Dramas und stellt als Gotteslästerung fest:

«Der Angeschuldigte spricht hier von dem Erlöser mit der feuchten Wimper, der Mädchen erwecke, Menschen zurückwarf ins Hinterbliebene, aber doch einen Gott braucht, um zu sterben von der Nacktheit, die sich peinigt am Holz, von dem himmlischen Bräutigam, auf Erden ein Knabe, vor Gott eine Laus . . .» — «Der schöne Feigling» heißt es einmal. «Der kesse Verräter.»

«Diese Äußerungen», setzt der Staatsanwalt hinzu, der immerhin einmal sein Assessorexamen gemacht hat, «müssen als Kundgebungen der Geringschätzung und als Frivolitäten aufgefaßt werden, die im höchsten Grade geeignet sind, das religiöse Gefühl des Menschen, einerlei welcher Konfession er angehört, zu verletzen.» Also etwa das des Mohammedaners. Aber selbst die Angehörigen jener Korporationen, die den Rechtsschutz des kindlichen § 166 genießen, können sich ja wohl nicht alle verletzt fühlen . . . Wenn aber ein Jurist schreibt: «Der Angeschuldigte hat zweifellos das Bewußtsein gehabt, daß seine Darstellung und seine Ausdrücke als beschimpfend und Ärgernis erregend aufgefaßt werden könnten» — dann ist doch zu sagen, daß dieses Assessorexamen etwas dünn ausgesehen haben muß. «Meine Herren», pflegte der selige Liszt in seinen Seminarübungen zu sagen, «schreiben Sie nie: zweifellos. Zweifellos sagt der Jurist immer dann, wenn er nicht mehr weiter weiß.» Dieser da hat wahrlich nicht mehr weiter gewußt. Er wird auf verständnisvolle Richter stoßen.

Die werden, was das *«Ärgernis»* angeht, leichtes Spiel haben. Der laute Rechtsanwalt Freisler, eben jener Theaterkämpfer, ein Apotheker und ein Versicherungsinspektor werden ein schönes Zeugnis von ihrem Konfirmationsunterricht ablegen, und so weit wäre alles in Ordnung.

Nicht in Ordnung ist aber, daß mit leichtsinniger und unsorgfältiger juristischer Arbeit einem Angeschuldigten ein *dolus* unterschoben wird, der nicht nur nicht zu beweisen, sondern dessen Annahme töricht ist. Wenn ein Anfänger durch Gotteslästerung Sensation machen will, wenn er beschimpfen will und weiß, daß diese

Beschimpfungen Ärgernis geben, dann fängt er das anders an. So sieht dann ein solches Stück nicht aus. Der Staatsanwalt schützt Gott, weiß aber nicht, wo er wohnt. Ich will ihm ein bißchen helfen.

Es geht nicht an, daß eine Justiz, die den schmutzigsten Fememördern das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit abspricht, eine Justiz, die eben bei einem gräßlichen Mißhandlungsprozeß der Reichswehr entschieden hat: «Das Gericht ist der Meinung, daß die Beteiligten auf Grund erhaltener Befehle an die Ausübung einer disziplinelten Handlung hätten glauben können», damit also zugebend, daß man in dieser Reichswehr offenbar mit Brutalitäten «erzieht» — es geht nicht an, daß eine solche Justiz einen völkischen Stadtskandal zu einer Lästerung aufbauscht, die nicht vorhanden ist.

Haben diese Größen da Ärgernis genommen? Ein drittes Semester weiß, daß das selbstverständlich nicht genügt, sondern daß auch der objektive Tatbestand gegeben sein muß. Nur der ist hier zu prüfen. Wie wird er geprüft werden —?

Gotteslästerungsprozesse in der deutschen Rechtsprechung haben nicht nur einen lächerlichen, sondern auch einen böse politischen Aspekt. Der Eindruck ist jedesmal derselbe: in diesen Prozessen soll der «umstürzlerische, zersetzende Geist dieser Zeit» getroffen werden, womit, von dem Blickpunkt der Urteilenden aus, zunächst jeder Geist und dann eine politische Richtung gemeint ist, die ihrer Kaste unangenehm ist. «Wir werden denen das mal zeigen: hier in Kassel gibts das nicht!»

Es ist aber doch zu fragen:

Wie lange noch will sich die «Republikanerschaft» dieses Landes das mitansehen? Leben wir unter der Herrschaft von religiösen Medizinemännern? Geht uns dieser lächerliche Lokalspektakel etwas an? Kann man überhaupt Gott lästern, wenn man nicht an ihn glaubt? (Nur Katholiken können eine schwarze Messe zelebrieren.) Selbst der dogmatisch Gläubige kann nur an rohen Religionsstörungen Anstoß nehmen, die — und nur darauf kommt es an — abzielen, ihn zu verletzen, ein Tun, das nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen entschuldbar wäre (etwa in der Defensive). Unter gar keinen Umständen aber hat irgendeine Religionsgemeinschaft das Recht, die Einbeziehung ihrer Einrichtungen in Dichtwerke zu verbieten — umso weniger, als sie sich selbst bei jeder Gelegenheit dem öffentlichen Leben aufdrängt.

Hier ist aber nicht einmal antikirchliche Kritik. Hier ist grelle Farbenbuntheit, ein gewisses Abenteuerertum, Jugendromantik, wirres Rufen: wer sich hier verletzt fühlt, birgt nationale Hemmungen in seinem Busen, verklemmtes, nicht abreagiertes Zeug. Mit dem Strafrecht darf das nichts zu tun haben.

Es ist nicht einmal sicher, ob die Denunzianten von der Geistlich-



keit vorgeschickt worden sind. Ich möchte das verneinen. Es sind immer dieselben Typen, die 'Anstoß nehmen' und die Schundgesetze vorbereiten: jene Burschen mit der stillen Wut im Leibe, mit den verkapselten Wünschen, die die Gattin nicht gewährt, mit der maßlosen Gereiztheit auf das Neue, auf die Jugend, auf frischen Wind. In Geistesäußerungen Pornographie wittern? Eine Art Selbstbefriedigung. Pornographie hassen? Man haßt nur, was man selber ist. Man haßt nur, was man liebt.

Das Schöffengericht in Kassel steht vor der Aufgabe, unbefangen zu prüfen, ob die tatsächlichen Voraussetzungen für eine strafbare Handlung gegeben waren. Dazu gehört nicht nur, daß Menschen Ärgernis genommen haben, sondern daß das Ärgernis auch gegeben worden und mit Vorsatz gegeben worden ist. Es gibt Staatsanwälte, die nichts von Juristerei verstehen — aber es gibt keinen Literaten, der in diesem Stück Ernst Glaesers etwas andres sehen kann als den brausenden Versuch eines tastenden jungen Menschen. Das Verfahren da unten ist ein Kettenglied mehr in der geistigen Versklavung eines Landes.

## IF...

Es gibt ein englisches Theaterstück, darin wird gezeigt, wie ein junger Mensch einen Untergrundbahnzug erreichen will, er kommt zu spät, und an der Sperre lassen sie ihn nicht durch... der Zug fährt ihm grade vor der Nase weg. Zweite Szene: das noch einmal — aber nun stößt er den Mann an der Sperre beiseite, fliegt vor, taumelt noch grade in den abfahrenden Zug. Und darin sitzt ein Mädchen, mit dem er ins Gespräch kommt — in dem Zug sitzt ein Schicksal: sein Schicksal, das er erlebt hätte, wenn er damals den Zug erreicht hätte...

In Paris habe ich neulich eine Wohnung gesehen — das war meine Wohnung. (Du hast keinen Sperrdruck, S. J.? Sperr: 'meine' — es war meine, meine, meine Wohnung.) Einen Nachmittag lang habe ich geglaubt, ich könnte sie vielleicht haben.

Sie lag im fünften Stock, oder war es der sechste? Jedenfalls schob sich der Fahrstuhl nicht weiter hinauf, die Treppen hörten scheinbar auf — und dann kam eine kleine Privattreppe, und da hinauf gings. Oben war eine Tür, ein Korridorchen... Und dann das Arbeitszimmer aller Arbeitszimmer: ein riesiges, hohes Atelier; an der Breitwand führte noch eine kleine gewundene Treppe hinauf, da standen die Borde einer Bibliothek... Und von da in den Nebenraum, man sah durch die breiten Glasfenster über die vielen Giebel und die grauen Häuser. Totenstill. Und von da in ein Zimmerchen und noch eins und noch eins... Das dritte war mit einer Doppeltür versehen, die war

mit hellblauem verschossenem Tuch gepolstert, «und die Schreie der Lust erstickten in dem Schlafgemach des teuflischen Verführers». Alles in der Miete miteinbegriffen. Und ein Badezimmer war da — nie hätte man unter zwei Stunden darin verbracht; man hätte Gäste dazu einladen müssen. Davor lag eine Sonnenterrasse. So eine Wohnung war das.

Wenn Paris zu laut, zu bunt, zu lustig ist, dann fahre ich da hinauf — und es hat mich verschluckt. Ich gehe langsam die kleinen Stufen der Privattreppe nach oben; während der Fahrstuhl erdwärts surrt, schließe ich vorschmeckend die Tür. Da wird der Hut hingehängt, da der Mantel, die Tür schnappt zu — wie der Griff vertraut in den Fingern liegt — da ist das Atelier. Da die Post, oben brennt matt eine Lampe — nun der Tisch in warmer Helle. Sie liegt auf dem kleinen Diwan und liest furchtbar eifrig. «Was liest du da?» sage ich. «Paul Valéry», sagt sie, «sag mal: was will der Mann eigentlich?» Ich lehne indiskrete Fragen ab — ich bin ein einfacher Arbeiter im Weinberg des Herrn, und das ist feinste Literatur, viel zu teuer für mich. Sie steht auf und verjagt die graue Seidenkatze, die buckelt. «Ich für mein Teil», sagt sie, «gehe ins Bett. Lisa ist schon da.» Lisa heißt gar nicht Lisa. Übrigens sind wir drei. Ich lasse das Duo schlummern und krame ein bißchen am Tisch.

Vormittags ist es manchmal ganz hellgrau, dieses lichte Grau der pariser Vormittage. Es ist so still, daß man die Kanarienvögel singen hört. Meiner singt nicht, die faule, gelbe Kugel. Er sitzt da und blinzelt heimtückisch. Es ist so still . . . Auf dem Tisch liegen die Notizen von gestern abend — man muß seine Gefühle aufbewahren können — los gehts. Es hat mich, der Kopf läuft langsam violett an, die Schreibmaschine klingelt lieblich.

Nun lebe ich schon seit Jahren in dieser Wohnung — ich kann gar nicht denken, daß ich jemals anderswo gelebt hätte — hier ist Heimat. Elli ist längst nicht mehr da, aber sie hat einen Spiegel dagelassen — der grüßt immer zurück, man muß aber zuerst grüßen. Manchmal kommen Leute aus Berlin; die sagen: «Sie haben aber hier . . . Donnerwetter noch mal — ich suche nämlich auch eine Wohnung in Paris — wissen sie nicht . . .» Nein, ich weiß nicht.

Manchmal wache ich an späten Nachmittagen auf; da liegen oben an der Decke schon schräg die Lichtkringel — so lange habe ich geschlafen. Heute abend ist das hinter der École Militaire — es kann sehr heiter werden, wenn die braune Kommerzienrätin da ist. Pfeifend schlurre ich ins Badezimmer — unterwegs werde ich durch widrige Winde in die Küche getrieben, wo noch etwas Büchsenananas steht. Hat die Wirtschafterin sie aufgefressen? Büchsenfrüchte sind manchmal giftig. Gott segne sie alle beide.

Jetzt ist es schon so lange her. Wann bin ich eigentlich hier ein-

gezogen...?, rechne ich einmal. Vier, fünf, warten Sie mal: sechs-einhalb Jahre! Was ist hier alles entstanden? Bücher — zwei dicke Bücher — und sonst noch allerhand; liebevoll streicheln die Augen alles Erreichbare und alle Wände. Wenn ich verreist bin, sage ich manchmal so ganz nebenbei: «Meine pariser Wohnung — in meiner pariser Wohnung...»

If... Einen Nachmittag lang. Der Vertreter des Architekten, der die Wohnung für den gérant an Stelle des Hausbesitzers verhökerte, besaß einen copain, der war Prix de Rome und hatte eine Submission der Stadt Nantes zu vergeben. Unter diesen Umständen ist leicht zu begreifen, daß mir die Tochter der concierge, als ich auf Zehenspitzen das Haus anschlich, freundlich, aber ernst sagte: «Monsieur — il vient d'être loué.»

3 rue de la Terrasse, falls Sie die Adresse wissen wollen.

## VOR ACHT JAHREN

Ja, damals —!

Da hat zum ersten Mal  
in Preußen die Erde gezittert.

Da fühlte der letzte Korporal:

Dicke Luft! es gewittert!

Sie rissen den Kesseln die Feuer heraus.

Gewehre herunter! Und alle nach Haus.

Ja, damals...

Wo waren sie damals doch:  
die Kaisers mit Ordensketten?

Sie saßen zitternd im Mauseloch,  
auf Autos und Damentoiletten.

Kronprinz, Offiziere — mucksmäuschenstumm.  
Keiner stand grade. Alle fielen um.

Ja, damals...

Heut ist das so lange her...!  
Sie sind alle wieder oben.

Justizverbrecher. Schimmernde Wehr.

Alles wieder erschoben.

Halts Maul, Deutscher! Verdien! Verdien  
das Fressen für zwanzig Monarchien.

Ja, damals —!

Wie haben sie das getauft?

Revolution? Das war keine.

Sie haben dich verraten und verkauft.

Du denk immer das eine:

1918? Gesegnete Zahl.

Nächstes Mal besser.

Nochmal. Nochmal.

«AH, M...!»

«Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht», ist bekanntlich nicht ganz so gesprochen worden. Man findet in Hugos *«Les Misérables»* die richtige Version: der gute alte General Cambronne, dieser französische Götz von Berlichingen, hat bei Waterloo den Engländern vielmehr ein einziges Wort entgegnet, sein Wort — «ein derbes, aber im Soldatenmunde nicht ungewöhnliches Wort», wie Büchmann bemerkt.

Dieses Wort, das, wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, in Frankreich auch hier und da von Zivilisten gebraucht werden soll (und das der deutsche Soldat in seiner Sprache nicht minder häufig anwendete) — dieses Wort ist jetzt, ohne daß die Kuppel einstürzte, in der französischen Akademie ernsthaft diskutiert worden. Louis Bertrand, der auf dem Stuhle von Maurice Barrès sitzt, war da, Jean Richepin desgleichen und andere mehr.

Ist «Merde» französisch? Darf mans anwenden? Gehört es in das Große Wörterbuch der Akademie? Das sind schwierige Fragen. Nach langen Beratungen ergab sich folgendes Resultat:

«Merde» ist ein französisches Wort, aber nur als Substantiv. Als Ausruf, als Antwort, als Urteil — etwa in der Bedeutung: «Ich bin mit der Ansicht des Herrn Vorredners nicht ganz einverstanden!» ist es dagegen nicht zugelassen. Frankreich, das ist ein Fleck auf deinem Wappenschild.

Wie? Dafür ist dieses kurze, so kurz malende und prägnante Wort während viereinhalb Jahren in allen Lagen des menschlichen Lebens tausend- und tausendmal gesagt worden? Ein Unbefangener hätte meinen können, die Soldaten beteten zu einem neuen Heiligen, der so hieße. Dazu das Wort geschrien, gebrüllt, herausgelacht, Gegenstände mit ihm zierend versehen, ganze Heeresberichte tadelnd mit dem einen Wort abgetan, es war Substantiv, Adjektiv, Adverb und Interjektion in einem — und nun auf einmal ist alles aus —? Das kann nicht sein.

Was, zum Beispiel, o Akademie, soll als Ausruf verwandt werden, wenn unsereins nationale Hetzromane diesseits und jenseits des

Rheins zu lesen bekommt? Was, wenn der Steuerbogen kommt? Was, wenn eine telefonische Verbindung nicht kommt? Soll: «Oh, Himmel!» gerufen werden? Oder: «Bei Jupiter!» — du wirst uns das nicht antun wollen, Akademie.

Die französische Sprache büßte eine ihrer Hauptwurzeln der feingebildeten Unterhaltung ein, fiel dieser Ausruf. Nur als Substantiv? Nein: es ist ein Hauptwort, unentbehrlich für die Allgemeinheit. Und ich fürchte, die ganze Nation wird diesen Beschluß ihrer Akademie zur Kenntnis nehmen und dann darauf schlicht entgegen: «Ah, Merde —!»

## ALTES VOLKSLIED

Wem habe ich zu danken  
— sag an, mein Herz, sag an —:  
Wer knebelt die Gedanken?  
wer setzt der Freiheit Schranken?  
wer ist der brave Mann?

Der Leutnant, schlank gewachsen —  
sag an, mein Herz, sag an —  
der Reichswehr? die in Sachsen  
und Thüringen blutige Faxen  
unmöglich getan haben kann?

Ist es der Hauptschriftleiter  
— sag an, mein Herz, sag an —,  
der dem schwarz-rot-goldenen Streiter  
ein gebildeter, steter Begleiter  
und noch nie einen Kampf gewann?

Es ist der deutsche Richter  
— sag an, mein Herz, sag an —,  
der sperrt das rote Gelichter  
in die Zellen — und hinterher spricht er:  
«Es gibt keine Klassenjustiz.»  
Man siehts, mein Herz, man siehts.

Denn die es besser wissen,  
die schlafen auf strohenen Kissen;  
und die nach dem Lichte streben,  
die stehn hinter gitternen Stäben;  
und die die Freiheit begehren,  
die können sich nicht mehr wehren.



Was verdienen unsre Richter?

Sag an, mein Herz, sag an!

Paragraph juhu!

Paragraph juchei!

Wir wissen es ja schon:

Viel hundert Taler im Jahr, mein Herz —

Unsere Liebe.

Vertraun.

Und Pension.

## DIE TOTE LAST

Die tote Last ist jenes Gewicht beim Fahrzeug, das erst einmal von der antreibenden Maschine überwunden werden muß, auch wenn es leer ist: es darf also nicht zu groß sein, denn für den Nutzungswert ist diese Kraftanspannung verloren. Ist ein Gebrauchsmotor zu schwer, so kann er sonst wer weiß wie viel gute Eigenschaften haben: er taugt nichts — er muß sich ja selbst schleppen. Das ist eine technische Binsenwahrheit. In Deutschland wächst sie nicht.

Was an der deutschen Überorganisation so lästerlich und so lächerlich ist, scheint mir eben dies zu sein: die Deutschen haben nicht begriffen, daß jedes Geschäft, jedes gesellschaftliche Tun, jede Arbeit ein Maximum an Organisationsmöglichkeiten in sich trägt, das ohne Schaden nicht überschritten werden darf. Es hat noch einen Sinn, für den Erwerb von Grundstücken ein vielspaltiges Grundbuch anzulegen — es hat aber keinen mehr, minder bedeutende Handlungen wie etwa die Rückgabe einer nicht benutzten Fahrkarte mit so viel Formalien zu belasten, daß die Nebenhandlungen zum Endergebnis in keinem Verhältnis mehr stehen. Bei uns wird die Organisation um ihrer selbst willen betrieben, um persönlicher Vorteile willen, um der Wichtigkeit willen — an das Resultat denkt nachher keiner. Gar nicht zu reden von den Behörden, die in ihrer kümmerlichen Schnurrarbeit so grotesk anzusehen sind: auch die einfachsten Dinge sind bei uns organisatorisch und nun gar gedanklich überladen, überlastet, vollgestopft — die tote Last ist zu groß. Ein Gebiet, auf dem diese Erscheinung besonders auffällt, ist die Jugendbewegung.

Ich habe hier neulich einmal gefragt, was denn aus den alten Wandervögeln würde — was neben der Befriedigung des einzelnen als Resultat für das Land herausgekommen sei. Ich habe das recht negativ beantwortet — und je kleiner die Kreise, die Verbändchen, die Vereinen waren, desto mehr verübelten sie die Feststellung, daß außer einer Klampfe an der Wand nicht viel bliebe. Sie sollten sich besinnen.

Man denke sich einen Auslandsdeutschen, der seine Heimat seit

dem Jahre 1900, also etwa der Zeit des Wandervogelanfangs, nicht gesehen hat. Er kehrt im Jahre 1926 nach Deutschland zurück und liest unterwegs auf dem Sonnendeck viel wertvolle und andre Literatur über die Jugendbewegung. Ich setze den Fall eines Mannes, der guten Willens ist, der sich wirklich unterrichten will, und der nimmt nun Kenntnis von dieser ungeheuern Literatur, die sich vom Wandervogel bis Wickersdorf mit allem beschäftigt, was dazu gehört. Er liest von einer Aufwallung in der Jugend, von ihren kräftigen und mutigen Versuchen, mit alten, dummen Vorurteilen aufzuräumen — er liest von ihrem Kampf gegen Tabak und Alkohol, von Organisationen und Spaltungen, von einem anscheinend sehr starken Leben dieser hundert und aber hundert Verbände. Nun landet er, und was sieht er da —?

Ist der Mann halbwegs gescheit, so wird er wissen, daß auch die stärkste Jugendbewegung, wenn sie nicht eine soziale Revolution einleitet, aus seiner alten Heimat nichts gänzlich Neues gemacht haben kann. Er wird auch nicht so vieles, was faul ist im Staate, der Jugendbewegung ankreiden. Das wäre töricht. Und er wird unter gar keinen Umständen faule Witze machen oder einzelne Männer und junge Leute persönlich herausgreifen und anklagen. Er soll nur die Augen auf tun. Er passiert Zoll- und Polizeibehörden; er besucht Verwandte und Freunde, vor allem: er schließt Geschäfte ab, mietet, kauft, verkauft, kommt in Amtszimmer und Kasernen, schult seine Söhne ein — was sieht er?

Er wird, unter neuen Formen, schmerzlich erkennen:

Es hat sich so gut wie nichts gewandelt.

Und er hat mit dieser Feststellung recht.

Der ungeheure Aufwand, der in der Jugendbewegung geleistet wird, ist für die Umgestaltung der Gesellschaft in Deutschland fast vertan. Es sind Monologe, die da gehalten werden — Monologe und bestenfalls Chorgesänge einflußloser Leute, die einflußlos bleiben, die entweder an keiner Stelle des Staates sitzen, wo es etwas zu entscheiden gibt, oder die dort sitzen und den Träumen ihrer Jugend keine Achtung mehr tragen. Das ist beweisbar.

Wo sind auch nur lebensfähige Ansätze eines neuen Geistes in: Examenskommissionen, baupolizeilichen Stellen, die etwas zu bewilligen haben, in der Polizei überhaupt, in der Justiz, in der protestantischen Kirche — kurz: in jenen Gruppen, die durch ihre Alltagsentscheidungen das Leben einer Gesellschaft maßgebend bestimmen? Der heimgekehrte Auslandsdeutsche wird an eben diesen Stellen den alten Geist, den alten Ungeist finden. Nur auf diese Stellen aber kommt es an.

Sieht er näher hin, so wird er für den einzelnen manchen Nutzen der Jugendbewegung entdecken können: einen gewissen Rückgang des Alkoholkonsums, des Tabakkonsums, eine hier und da freier anmu-

tende Auffassung sexueller Hygiene, obgleich die an vielen Orten durch eine dunstige, wolkige, «schwölgige» Verdrängung abgelöst ist. Die jungen Menschen wandern, was sie früher nicht getan haben, sie sind der Natur näher — das ist, immer für den einzelnen betrachtet, unbestritten von Nutzen. Wie sieht es aber mit der Rückwirkung solcher Bestrebungen auf die Gesellschaft aus?

Die ist nicht vorhanden.

Das Mißverständnis zwischen den gradezu sektiererischen Aufregungen der Klüngel und ihrer tatsächlichen Wirksamkeit ist schlichtweg lächerlich. Man sehe sich irgendein Heft dieser ehrlichen, saubern und tapfern jungen Menschen an — man findet da eine *«Secessio»* aus Wickersdorf, einen *«Kampf zwischen Blüher und Antiblüher»*, und das mit einer Wichtigkeit aufgemacht, als hingen wer weiß welche Interessen und Folgeerscheinungen für alle davon ab.

In Wahrheit bleibt die Wirkung durchaus auf den einzelnen Kreis beschränkt, geht fast niemals darüber hinaus — und einige dieser Gruppen sind ja bewußt esoterisch. Mehr: man hat oft den Eindruck, als werde das praktische Leben, das Draußen, die soziologische Wirkung als etwas Profanes störend empfunden — sie wird nicht einmal immer gewollt. Es sind eben Kreise, wie es die gleichen geometrischen Figuren sind: sie kehren der Welt den konvexen Rücken, und wer nicht drinnen ist, ist draußen.

Man kann sich in Deutschland schon dafür bedanken, daß es nicht Rechtecke sind, nicht quadratische Kasernenhöfe, sondern Gebilde, die nicht «aufgehen». Aber damit ists nicht getan.

Am gefährlichsten die Prätention, dieses: «Oho! Wir sind Idealisten und so edel!» Dadurch wird die Mehrzahl der bürgerlichen Jugend in den Irrtum hineingerissen, zu glauben, sie täten wirklich schon etwas, wenn sie dieser und nicht jener Gruppe angehörten. Wieviel anständige Gesinnung, wieviel wahrhaftiger Idealismus wird hier abgefangen, in eine Sackgasse geleitet — langsam verdunstender Dampf, der nie ein Rad getrieben. Es ist eine Lokomobile, die das Holz sägt, mit dem sie gefeuert wird.

Ich weiß, daß kein Vorwurf einen tätigen Mann in Deutschland so maßlos reizt wie der, daß sein Wirken überflüssig ist — er empfindet sich stets als den Nabel der Welt und hat im allgemeinen wenig Relativitätsgefühl. Aber dies geht doch zu weit.

Auf der einen Seite ein Trubel, eine ganze Philosophie, eine neu ausgebildete Terminologie, Pläne, Entwürfe, Verfassungen, romantische Manifeste — und auf der andern Seite ein ganz unromantisches Land, das die Romantik höchstens zum Aufputz für Staatsfeiertage benötigt, eine gesellschaftliche Struktur, die die «brausende Jugend» grade noch gelten läßt, solange sie nicht gegen die polizeilichen Bestimmungen verstößt, die aber gar nicht daran denkt, sich auch nur im

geringsten zu ändern, die auch nicht ein Rädchen im Organismus ihrer Maschinerie auswechselt. Es bleibt beim alten System.

Sehen unsre Schulen wirklich so sehr anders aus? Hat sich auf den Universitäten etwas zum Guten gewandelt? Muß jener hypothetische Auslandsdeutsche nicht nur in kleine private Siedlungen, in Versuchsanstalten, in winzige Oasen geführt werden, wenn man ihm etwas zeigen will? Das darf er aber rechtens ablehnen. Er kann verlangen:

Ohne Führung, ohne geschwollene Kommentare sein Land zu durchreisen, mit Müller und Schulze zusammenkommen, wo Müller und Schulze zu sagen haben, irgendeine Schule aufzusuchen und noch eine, irgendein Amtszimmer zu betreten und noch eins, irgendeine Firma von innen her kennen zu lernen und noch eine — dann darf er sein Urteil abgeben. Und dieses Urteil muß lauten:

«Auf dem Sonnendeck las mans anders. Damals, als ich herfuhr, habe ich geglaubt, dieser Riesenrummel führe zu etwas und fände seinen Niederschlag in der Gesellschaft, im Staat, im täglichen Leben. Ich habe mich täuschen lassen. Die deutsche Jugendbewegung ist eine Wellenbewegung: scheinbar vorwärts, in Wahrheit auf und ab. Der Literatur, dem Vokabularium, der Bewegung entspricht so gut wie nichts. Der Motor ist viel zu schwer. Er ist eine tote Last.»

## CHANSON

Aus dem Ungarischen  
Gesungen von Gussy Holl

Da ist ein Land — ein ganz kleines Land —  
Japan heißt es mit Namen.

Zierlich die Häuser und zierlich der Strand,  
zierlich die Liliputdamen.

Bäume so groß wie Radieschen im Mai.

Turm der Pagode so hoch wie ein Ei —

Hügel und Berg

klein wie ein Zwerg.

Trippeln die zarten Gestalten im Moos,

fragt man sich: Was mag das sein?

In Europa ist alles so groß, so groß —

und in Japan ist alles so klein!

Da sitzt die Geisha. Ihr Haar glänzt wie Lack.

Leise duftet die Rose.

Vor ihr steht plaudernd im strahlenden Tag

kräftig der junge Matrose.

Und er erzählt diesem seidenen Kind  
davon, wie groß seine Landsleute sind.  
Straße und Saal  
pyramidal.

Sieh, und die Kleine wundert sich bloß —  
denkt sich: Wie mag das wohl sein?  
In Europa ist alles so groß, so groß —  
und in Japan ist alles so klein!

Da ist ein Wald — ein ganz kleiner Wald —  
abendlich dämmern die Stunden.  
Horch! wie das Vogelgezwitscher verhallt . . .  
Geisha und er sind verschwunden.  
Abendland — Morgenland — Mund an Mund —  
welch ein natürlicher Völkerschaftsbund!  
Tauber, der girrt,  
Schwalbe, die flirrt.

Und eine Geisha streichelt das Moos,  
in den Augen ein Flämmchen, ein Schein . . .  
In Europa ist alles so groß, so groß —  
und in Japan ist alles so klein.

### KATZENMUTTER IN PARIS

Es war . . . Wo es nicht war, weiß ich ziemlich genau. Es war nicht im Viertel des Palais Bourbon, wo die französischen Abgeordneten an versetzten Reden elend zugrunde gehen, wo Poincaré zur Zeit das Budget nach der Melodie berät: «Wir beraten nunmehr das Budget — wenn jemand was zu sagen hat, gehe ich!», keiner sagt was, und es steigt das nächste Kapitel — da war es nicht. Es war auch nicht am Fort Monjol, wo sie neulich die Mieter der elenden Baracken hinausgeworfen haben, denn ihre Wohnungen wären sonst über ihnen zusammengestürzt. Das ist oben bei La Villette: aus elenden Stumpfen von Häusern stehen abends, beim Schein einer Petroleumlampe, schlampige Weiber vor den Türen, wie im Schaufenster, und stieren stumpf auf die Straße, hinter ihnen ein schmieriges Zimmer mit einem Bett . . . da war es auch nicht. Es war . . .

Wenn ich mich recht erinnere, war es irgendwo auf Montmartre, der ja am Tage eine Kleine-Leute-Gegend ist, mit grünem Gewimmel von Marktbuden und schwatzenden Hausfrauen, die so gar nichts von dem wissen, was man da nachts den weinseligen Amerikanerinnen und andern Nationen, die es glauben wollen, vorspielt. Paris hat damit nichts zu tun. Da war es.



Ich hatte vor, eine Katze zu kaufen, womöglich eine, die noch vom seligen Angora persönlich abstammen sollte — und da hatte man mir die Adresse gegeben. Diese Frau, hieß es, leitet so eine Art Tierschutzverein, und die hat Katzen. Und weil in Frankreich alles, aber auch alles: Heirat, Möbeleinkauf und Präsidentenwahl — auf streng persönlichem Wege vor sich geht, so hörte ich auf die Stimme der Vernunft und nicht auf Ladenschilder und kletterte das Quergebäude hoch. Schon, als ich nach meiner Adresse fragte, gaben mir die Leute so sonderbaren Bescheid. Guten Tag.

Da stand eine Dame mit einem Bombenbusen, zwei Kanonenkugeln groß, und fragte nach meinem Begehr. Bitte, ob ich nicht eintreten wollte? Das hat die Welt noch nicht gesehen, was ich da sah.

In einem hohen Atelierraum lagen, liefen, schliefen, räkelten und wälzten sich Katzen aller Größen, Arten und Rassen. Sie rochen alle zusammen mehr, als gut war. Auch ein kleines Hündchen war da, das kroch unentwegt und beharrlich einer Katze nach. Die Kanonendame erklärte: «Ja, also das ist mein kleiner Joujou — die Katze hat ihm neulich ein Auge ausgekratzt, weil er ihr an ihre Wunde gekommen ist — sehen Sie?» Ich sah, es war nicht sehr heiter. «Aber er läuft ihr trotzdem nach?» — «Ja, das tut er so. Und diese da habe ich halb verhungert aufgelesen, und die da auch — diese ist schon zwölf Jahre bei mir und diese dreizehn.» Die mit den dreizehn Dienstjahren saß alt und still in einer Ecke und tat, offenbar vor Alter, etwas, das ich noch nie an einer Katze gesehen habe: sie ließ die Zunge heraushängen wie ein Hund im Hochsommer. Sie döste so vor sich hin.

«Und Sie behalten alle diese Tiere?» — «Oh, wo denken Sie hin!» sagte die Katzenmama. «Die meisten töte ich. Sie bekommen eine kleine Spritze — es ist ganz schmerzlos . . . ja.» — Nun wurde eine Frau gerufen, die sollte die Katze vorführen, die mir vielleicht gefallen könnte. Die Frau zögerte. «Sie schläft!» sagte sie ehrfürchtig. «Holen Sie sie trotzdem», entschied die dicke Dame. Inzwischen hatte sich ein Nachtfalter in den Fenstervorhängen verfangen, und eine Katze sprang nach ihm, auf und ab, auf und ab. Der Falter wurde sorgfältig gefangen, das Fenster geöffnet, das Tier an die frische Luft gesetzt . . . die Katze trottete enttäuscht zurück.

Es herrschte eine ganz leise, kaum wahrnehmbare Atmosphäre von Verrücktheit im Raum. Es lag nicht daran, daß die Dame alle diese kleinen, verhungerten und verkommenen Tiere aufbewahrte und pflegte, hätschelte und hier und da mit Zyankali behandelte — es lag einfach in der Luft. Hier war etwas nicht in Ordnung — draußen war die Straße, Leute, die ihren Geschäften nachgingen, und eine Religion, die dem Tier keine Seele zusprach . . . weit davon abgerückt, ver-rückt saß die Katzenmutter da und betreute ihre Tiere mit einer Liebe, deren Farbe ganz leicht nach Anilin roch. Bete für sie, heiliger Freud.

Dann wurde meine Katze gereicht, ich mochte meine Katze nicht, es war ein kleiner ruppiger Tintenwischer ohne Rasse und Grazie. Die Katzen maute und duftete leise vor sich hin, ich hatte das nicht sehr gern. Sie sprach mit den Tieren, jedesmal, wenn sie gesprochen hatte, machte sie eine kleine Pause, und dann antworteten die wohl irgend etwas, das nur sie verstand. Dann gab sie mir die Hand und rollte zur Tür. Grüß Gott, alle zusammen.

Es ist gar kein Zweifel, daß sich die Katzenmutter eines Nachts leise vom Ehebett erheben wird — denn sie ist verheiratet! — ihre Augen werden im Dunkel leuchten, und ganz leicht, wie eine Feder so leicht, wird sie auf Stühle und Tische klettern und einem Falter am Fenster nachjagen, der sich in der Gardine verfangen hat. Aber wer wird sich denn vor Zauberei und Hexen fürchten! Dergleichen gibt es, miau, höchstens in der Politik.

## WENN EINER EINE REISE TUT ...

Die Königin von Rumänien

war jetzt in Amerika. Da konnten diejenigen  
Seifenhändler, die für das Königliche inklinieren,  
eine Majestät hofieren —  
das ist für Geschäft und Gefühl stets ein Gewinn,  
und überhaupt: eine Königin ist eine Königin.

Was erzählt denn die Königin von Rumänien in Amerika?  
Von ihrer lieben Heimat? von Jassy? vom Horatanz? ja?  
Wenn die Amerikaner sie danach fragen,  
dann soll sie nur alles, alles sagen —  
nur möge sie bei den Empfängen und festlichen Essen  
ja nichts vergessen.

Hat sie erzählt, die Gute, die drüben so sehr beliebt,  
was sich, zum Beispiel, in den rumänischen Gefängnissen begibt —?

Wie die Leute da nächtelang geschlagen werden,  
wie es da kein Recht gibt und keine Beschwerden?  
Und daß gefangene Arbeiter in stehenden Särgen krepieren  
und nichts zu trinken haben, wenn sie nicht grade urinieren?  
Erzählt das die gute Königin? ja?  
Drüben in Amerika —?

Und davon, wie jeder, den man für einen Kommunisten hält,  
nichts mehr gilt in der rumänischen Welt?

Und daß er vogelfrei ist und geprügelt wird und halbtot geschlagen,  
und daß niemand wagt, die Schinder anzuklagen?

Erzählt das die gute Königin? ja?

Drüben in Amerika —?

Und daß bei ihr die Bauern gehalten werden wie Schweine?

Und daß es bei ihr statt Recht und Gesetz nur die eine  
Macht: die Siguranza gibt?

Wer darüber die Wahrheit sagt, der ist nicht beliebt . . .

Und daß die Perlen, die an ihr schimmern,  
Tränen von denen sind, die in den Särgen wimmern?

Und daß die Rubinen, die an ihr blitzen,  
Blutropfen derer, die in den Erdlöchern sitzen?

Und daß die Polizisten nach eignen Methoden  
unbequemen Leuten die Hoden

abquetschen und Geld, Geld unterschlagen,  
und keine Zeitung darf darüber was sagen —?

Das alles sollte die Königin nicht verfehlen  
ihren lieben Amerikanern zu erzählen.

Denn das wissen wohl nur die wenigen.

Und das ist gut. Denn schon in Brooklyn

würde sie sonst verdientermaßen angespien,  
die gute Königin von Rumänien.

## ZWEI BILDERBÜCHER

Die teure und schöne Ausgabe des *«Stundenbuches»* von Frans Mase-reel ist jetzt (bei Kurt Wolff in München) durch eine billige, nicht minder zu empfehlende ersetzt, und dazu gibt es noch ein Holzschnitt-Buch: *«Die Sonne»* vom selben Maler. Man mag das gern.

In einer schönen Einleitung zum *«Stundenbuch»* zeigt Thomas Mann, was es mit diesem Zeichner auf sich hat. Seine Technik ist bekannt: es ist die von vielen Japanern, von Felix Vallotton und andern gern geübte Art, das Weiß auszusparen, und das kann man nur, wenn man die Vorgänge auf die letzte einfache Formel bringt. Was tut nun Mase-reel —?

Er erzählt.

Er erzählt eigentlich nicht so sehr das Leben eines Mannes wie: unser ailer Leben. Die durchgehende Gestalt, die durchgehende Idee — das ist der Faden, an dem die Steine aufgereiht sind, und welche Steine! Es scheint mir sehr bezeichnend, wie immer wieder das Einfache vor- kommt: Feldarbeit, Wasser, Luft und Baum und Wald. Als brodelnder

Hintergrund grollt und glitzert die Stadt, die graue, gesprenkelte, komplizierte, gehaßte und geliebte Stadt. Tausend Einzelheiten: wie nach dem Tode der kleinen Geliebten alles aus ist, wie ihn das Leben sacht wieder einfängt, wie er über die große Brücke geht, unten liegt das Tal und die Fabrik, das Auge sieht, Luft umweht ihn, Landschaft saugt die Trauer auf, es ist nicht alles aus. Ganz erstaunlich, wie die subjektive Gestalt und die Welt draußen manchmal brüsk gegen einander gestellt sind, dann wieder in eins schmelzen . . . Musik kann man nicht erklären.

In der *«Sonne»* ist alles klarer, gradliniger: wie da der Mensch die Sonne vom Himmel herunterreißen will, wie er überall die Sonne sieht, wie er enttäuscht, abgestoßen davonläuft, wie er wieder angelockt wird von neuem Glanz . . . Auch hier ist die Stadt eine Landschaft; das glaub ich: wenn man aus so einem Arbeitszimmer vom Montmartre den ganzen Tag heruntersehen kann! da liegt Paris wie ein Wald, Menschen sind die Pilze, eine Eisenbahnstrecke ein Fluß, nachts glimmt das auf.

Das tiefe revolutionäre Gefühl, das in dem Mann stets wach auf der Lauer liegt, die absolute Selbstverständlichkeit, mit der er immer auf der Seite der Unterdrückten steht, sein hartgeschmiedetes Herz und sein fühlender Verstand machen diese kleinen Bücher zu dem schönsten, das es unter den Bildererzählungen gibt. Man kann sie immer wieder durchblättern und findet immer neues. Ein Könner mit Gesinnung — das ist selten.

Die geborenen Geschenke für einen Freund.

## OLD BÄUMERHAND, DER SCHRECKEN DER DEMOKRATIE

«In der linken Hand das treffliche Schwert, in der rechten den geladenen Revolver und in der dritten die todbringende Nudelrolle . . .» Wenn Theodor Heuss und Gertrud Bäumer, die guten Eltern des Reichs-Schund-Gesetzes, nicht wissen, daß diese Sätze Hans Reimanns Spaß sind, dann nehmen sie die Sache ernst und lassen Buch und Autor auf die Liste setzen. Heute können sie das: eine Schande ist Gesetz geworden.

Wer ist daran schuld —?

Als in den schweren Jahren, die auf den Revolutionersatz von 1918 folgten, die Deutschen das Wort Chaos mit *«Unordnung»* übersetzten, da tauchte im Film- und Zeitschriftenhandel manches auf, das man lieber nicht gesehen hätte. Dumme, ungraziöse Pornographie, grobes Zeug, das auf grobe Nerven grobe Wirkungen hervorbrachte . . . Diese Erscheinungen vervielfältigten sich, ließen dann nach und tauchten, sublimiert, wieder auf: Abenteuerlust, Freude am Schock, Lust zu gaffen, Pubertätsblasen, ethisch verkleisterte Roheiten — das kroch

anderswo als grade bei der Literatur unter und fand in Sport, Radio und vaterländischen Verbänden sein gutes Asyl. Das Übel war von heute. Die Bekämpfer von vorgestern.

Denn die Jugendbewegung der Erwachsenen ist etwa zur Hälfte von jenen durchsetzt, die nicht einmal mehr auf den schönen, alten Namen «Steißtrommler» Anspruch machen können: sie spielen im Gegensatz zu denen im ganzen Orchester mit. Aber diese Kleinbürger, denen der deutsche Bevormundungsdrang in allen Fingern kribbelte, verstanden ihre Zeit nicht, und weil sie in ihrer Jugend einmal etwas von Hintertreppenliteratur gehört hatten, sahen sie in jedem der kleinen Schundhefte, deren Einfluß täglich abnahm, den Deckel zur Urne der ganzen Nation.

Unterstützt werden sie dabei von Frauen, die während Männer im Geschäft den Lohn der Mantelnäherin drückt, ihre freie Zeit mit einer herzlich harmlosen Betätigung verbringen: sie sind «sozial eingestellt». Sie sahen auf ihren Amateur-Spaziergängen das hoffnungslose Elend im Proletariat; neue Wohnungen bauen konnten sie nicht, die Tuberkulose aus den ausgemergelten Arbeiterleibern herauskurieren konnten sie nicht, sie hatten wenig kräftiges Essen zu vergeben, Licht, Luft, Sonne, menschenwürdige Arbeit, das hatten sie alles nicht. Aber sie konnten die «Schmutzschriften» abschaffen, also ein Symptom von acht-rangiger Wichtigkeit beseitigen. An den Krankheitsherd selbst gingen sie nicht heran.

Der Unfug dieser G'schaftlhuber verdichtete sich unter der Führung Gertrud Bäumers und des Sozialdemokraten Heinrich Schulz zu einem Gesetzentwurf, der etwa anderthalb Jahre unbeachtet blieb. Die ursprünglichen Absichten dieser Gesetzesmacher waren wenig tief, aber in ihrer Art gut. Kein Schriftsteller konnte in der Absicht, diese Räuberromane zu verbieten, irgend eine Bedrohung der geistigen Freiheit erblicken. Nun ist aber Gertrud Bäumer eine Demokratin aus der Naumannschen Schlafwagengesellschaft Mitropa, und das ist eine sehr merkwürdige Gesellschaft.

So wie diese Gruppe der böseste Eideshelfer der Militärs im Kriege gewesen ist, so wie Bäumers Patriotismus da, wo er wacklig war, ein Buch unterschoben bekam, so sehen jene, die sich für die Eltern des Schundgesetzes halten, bis auf den heutigen Tag nicht, was sie ange-richtet haben. Ihr Zusammenhang mit der Wirklichkeit läuft immer durch die Bürokratie irgend einer Organisation; sicherlich hat Frau Bäumer viel mehr Berichte über Schmutz und Schund gesehen, als unser neuer Nobelpreisträger Haare auf dem Kopfe hat. Aber sie fühlt weder die Wirklichkeiten des sozialen Lebens noch die Wirklichkeiten der Politik. Sie ist ohne die leiseste Ahnung von dem, was Politik wirklich ist: gewollte Änderung von staatlichen Machtverhältnissen.

Daß Theodor Heuss, der wacker mitgeholfen hat, verführt von dem



Beifall kleinbürgerlicher Versammlungssäle, ein ehrlicher, überzeugungstreuer und rechtschaffener Mann ist, verschlimmert die Sache noch. Wäre er politisch begabt, er könnte von mir aus weniger anständig sein. Der leicht säuerliche Knastergeruch eines tübinger Seminars durchzitterte die Luft, wenn der ehemalige Vorsitzende des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller im Reichstage sprach, und wie er, der geistige Arbeiter, die Interessen seines eignen Standes an die Banausen verriet, das war umso übler, als er die Mittel dazu von den Schriftstellern entlehnt hatte. Mit Bildung, Lexikonkenntnis und einer sanften Philosophie wurde hier ein böses Werk getan.

Was Bäumer und Heuss für das Gesetz gesagt haben, das uns alle bedrücken wird, ist nachweislich Unfug.

Die Praxis wird zunächst keinen Skandal verursachen. Die Landesprüfstellen mit der Bezeichnung werden zunächst ausschließlich wirklichen Schund konfiszieren, eine Maßregel, gegen die nur zu sagen wäre, daß sie überflüssig ist; dann wird es still um das Gesetz werden. Die öffentliche Meinung wird sich nicht um jeden kleinen Mißgriff erregen, aber schon in dieser Ruhezeit wird es bei Besetzung der Laienrichterstellen durch reaktionäre Buchhändler (die gibts!) möglich, Erstlingswerke junger Schriftsteller zu verbieten. Die Verleger werden also noch weniger als bisher geneigt sein, das Risiko auf sich zu nehmen, radikalen jungen Menschen zum Wort zu verhelfen, und so wird wahrscheinlich eine Abwanderung dieser Verleger, ihrer Papierhändler und ihrer Buchbinder in das deutschsprachige Ausland erfolgen. Für die Steuereinnahmen sicherlich sehr nützlich, aber das braucht Frau Bäumer nicht zu wissen.

Der große Augenblick für das Gesetz wird erst gekommen sein, wenn einmal ein wichtiges politisches Werk, wahrscheinlich eine Broschüre, mit andern Mitteln nicht gefaßt werden kann. Die lächerlichen Sicherungsbestimmungen im Gesetz sind für die Katze, und es ist fast unbegreiflich, wie Frau Bäumer nach dieser Filmzensur ernsthaft fragen kann, ob denn «wirklich die Gefahr bestände, daß morgen die *Wahlverwandtschaften* oder der *Simplicissimus* auf die Schundliste kämen»!

Die demokratische Partei, die der aufrechte Theodor Wolff daraufhin erfreulicherweise verlassen hat, war in dieser Frage gespalten: unter den Ja-Sagern finden sich Fischbeck und Kopsch. Fischbeck . . . Kopsch . . . selige Erinnerungen tauchen auf . . .

Wenn unter dem damaligen Theaterdirektor des Opernhauses, der im Nebenberuf deutscher Kaiser war, alle Jahre wieder der Etat für kunstähnliche Verrichtungen preußischer Staatsbeamter im Abgeordnetenhaus beraten wurde, dann stand gewöhnlich der Rektor Kopsch auf und zeigte dem Volke, daß er die Obertertia mit Erfolg besucht habe. «Man müßte sehr jung sein», schrieb S. J. hier am 24. April 1913, «um für möglich zu halten, daß bei solcher Gelegenheit Hörer und

Leser ein Gefühl von den Interessen, den Kämpfen, den Lebensbedingungen der Kunst oder einer Kunstgattung bekommen. Was sie bekommen, sind vorwiegend geschwollene Reden, für die man sich notdürftig informiert hat, weil das die Wähler verlangen können. Wie sollte es sonst auch sein! Ein Mann dieses geistigen Schlages ist eine Session lang bemüht gewesen, bei dem Kuhhandel, der bei uns Innere Politik heißt, keinen Fehler zu machen, und wird plötzlich im Frühjahr vor die Notwendigkeit gestellt, sich um Dinge zu kümmern, die zwar hundertmal wichtiger sind als sein parlamentarisches Tagewerk, die er aber nie für voll genommen hat.» Bei dieser Gelegenheit also erhob sich denn gewöhnlich so eine liberale Gestalt und brachte, meist mit schüchternem Augenaufschlag nach oben und heftigem, vorahnendem Kitzel in der untern Rückengegend, vorsichtige Sprüche von allgemeiner Bedeutung vor; wie etwa: daß zwar einerseits der Staat, aber doch andererseits auch die Freiheit der Kunst . . . und was man so als Liberaler zu sagen hat. Die Herren müssen heute je rund hundertundzwei- undvierzig Jahr alt sein, und es ist immerhin erstaunlich, welche Wandlung diese Vorkämpfer eines geschändeten Liberalismus noch im hohen Alter zu verzeichnen haben. Rüstige Greise.

Sie bestätigen aber unsre Auffassung, daß die Rechtsbrüche, die Morde, die ungeheuerlichen Vergewaltigungen freier Menschen, die wir heute alle Tage erleben, unter dem Kaiser niemals möglich gewesen wären. Für Politiker, deren ganze Sorge um das Zustandekommen einer Großen Koalition kreist, ist das wahrscheinlich politisch abträglich gesprochen. Aber es ist wahr.

Die Demokraten, diese Handlanger der Reaktion, haben das Gesetz vorbereitet, und ihr Briefträger Külz, Maire von Zittau, hat die Geburtsanzeige zugestellt. Heuss strahlt, Frau Bäumer hält das Malheur der neuen Zensur für eine Erziehungsschule der Demokratie . . . Aber wer sind die wahren Eltern von dem Kind? Und hier wird die Geschichte sehr ernst.

Das Schundgesetz ist ein Gesetz des Zentrums.

Die Demokraten in ihrer tapsigen Blindheit haben sich herausgestellt, und das kluge Zentrum mit dem Herrn Marx hat innenpolitisch etwas getan, was außenpolitisch der Viscount d'Abernon jahrelang zum Schaden Frankreichs in Berlin getrieben hat. Der Täter ist nicht immer der Täter.

Es ist für die Geistlosigkeit der heutigen parlamentarischen Politik ungemein charakteristisch, daß dieser stumme und mächtige Einfluß des Zentrums von den Berufspolitikern nur mit einer großen Sorge quittiert wird: was wird aus der Großen Koalition? Die Innenpolitik des Reichs, seit jeher ein schönes und aufregendes Gesellschaftsspiel für lange Winternachmittage, leidet arg unter dem, was geschehen ist. Und was ist geschehen?

Die gescheite und nützliche Außenpolitik, für die man dem Zentrum jahrelang hat dankbar sein müssen, ist auf Kredit geliefert worden, und jetzt wird die Rechnung, über Raten lautend, präsentiert. Schon sind die wichtigsten Posten im Kultusministerium mit Zentrumsleuten besetzt, und der tapfre und fortschrittliche Muckermann dient den Windthorst-Leuten nur als Schaufensterpuppe. Drin im Laden wird ganz etwas anderes verkauft.

Langsam, sehr langsam, bezieht das Zentrum eine Offensivfront. Mit zunehmender außenpolitischer Konsolidierung, die wir dieser Partei verdanken, rückt es unmerklich nach rechts, und es zeigt sich immer mehr, daß in allen Kulturfragen für einen fortschrittlich gesinnten Menschen mit dieser sonst so gescheiten Partei kein Paktieren möglich ist.

Dies Schundgesetz war die Generalprobe zum Reichsschulgesetz.

Wenn Gertrud Bäumer, eine gute alte Mama, im Silberhaar und Häubchen dasitzen wird, wenn Enkel ihre zitternden Knie umspielen, und sie ihnen, unter Vermeidung sittlich anstößiger Stellen, aus dem *«Struwelpeter»* vorliest; wenn Theodor Heuss einen Bierfilz von der Wand herunterholt und leuchtenden Auges seinem fünfzigjährigen Sohn erzählt: «Ja, den haben sie mir damals vor Begeisterung an den Kopf geworfen!», wenn Heinrich Schulz schon lange zu seinen Vätern versammelt ist, der Parteivorstand es aber noch nicht bemerkt hat, weil kein Mehrheitsbeschluß darüber vorliegt —: dann werden unsre Gesinnungsfreunde jener Epoche merken, was dies verkappte Zensurgesetz angerichtet hat. Und wenn ihre Eltern, unsre, leider unsre Zeitgenossen, entschuldigend sagen werden: «Wir haben es nicht gewollt!», so werden sie ihnen antworten: «Dann versteht ihr nichts von Politik.»

## HERR WENDRINER GEHT INS THEATER

Für Paul Graetz

«Sehn Se, es hat schon angefangen!»

«Verräterei wird nicht vererbt, mein Fürst,  
Und überkämen wir sie von Verwandten,  
Was gehts mich an? Mein Vater übte keine.»

«Wo ist denn — wo sind wir denn? Wo ist denn unsere Reihe? Hier? Nein, da! Entschuldigen Sie. Padong! Bitte sehr. Danke sehr. Nanu? Ach, da ist unser Platz. Uff — Ich hab Ihn gleich gesagt, wir hätten 'n Auto nehmen solln!»

«Du Törin, du! Sie stiehlt dir einen Namen —»

«Haben Sie 'n Zettel? Zeigen Sie mal — man kann jetzt nichts sehn. Wer ist das? Ausgeschlossen ist das die Bergner. Ich kenn sie doch: wir waren neulich zusammen mit ihr eingeladen bei — Pst! Psst! Ekelhaft, daß die Leute nicht pünktlich kommen können! Ein Miesnick, der da reinkommt! Nu sehn Sie sich die Beine an! So was muß Schauspielerin werden! Psst! Man versteht kein Wort, so leise sprechen die. Sehr schöne Ausstattung. Ja, Reinhardt.»

«O arme Rosalinde, wohin willst du?  
Willst du die Väter tauschen? So nimm meinen!»

«Schönes Kleid, was die da anhat. Sehr schön . . . Ich kann nicht genau erkennen, aber ich glaube, da oben sitzen Korders. Doch, das sind sie, ich kenn doch den Kopp. Von wem ist die Musik? Na, ich wer nachher sehn. Die Bergner war noch nicht, was? Nein, sie war noch nicht. Nanu —? Schon Pause —? Ach so, Zwischenakt.

Nu sehn Sie sich mal an, da kommen immer noch Leute! Gut besucht. Die Kritiken waren ja auch sehr gut. Ich habe nur durch meinen Schwager die Billets bekommen, sonst hätt ich sie gar nicht bekommen. Nein, meine Frau ist heute bei Welschs, die spielen Britsch. Spielen Sie gern Britsch? Ich mach mir nichts aus Britsch. Donnerwetter, ich glaube, ich hab vergessen, zu Hause das Gas am Badeofen auszumachen! Sehn Sie mal, die da! Die Nase find ich nicht hübsch; ja, die Augen gehn. Ah — da fängts wieder an. Erinnern Sie mich, daß ich Ihnen nachher den Witz mit dem Durchbruch erzähle!

Sehn Sie — das ist die Bergner! Ich kenn sie gleich, das ist sie. Schrecklich, wenn die Leute vor einem immer mit dem Kopf wackeln. Als ob das so schwer ist, den Kopf stille zu halten! Rücksichtslosigkeit. Reizend, nicht wahr? Ja, neulich bei Tisch, wo wir mit ihr eingeladen waren, war sie auch reizend. Eine reizende Person. Sagen Sie mal, haben Sie gesehen, daß ich den Brief eingeworfen habe, den ich vorhin in der Hand hatte? Ich glaube ja, was? Ja, ich glaube, ich hab ihn eingeworfen.»

«Könnt ich vom Glück nur diesen Lohn erwerben,  
Nicht Schuldner meines Herrn und sanft zu sterben!»

«Pause. Sehr schön. Die Bergner ist fabelhaft. Die andern find ich nicht so gut. Nu hören Sie bloß, wie die da oben klatschen. Na, na —! Gehn wir bißchen raus? Ich geh 'n bißchen raus, kommen Sie mit? Entschuldigen Sie nur, daß ich hier durchgehe! — ssississ! Natürlich waren das Korders, was hab ich Ihnen gesagt — den Kopp kenn ich. Kommen Sie, wir gehn 'n Glas Bier trinken! 'n Abend! Keine Ahnung, wer das war — man hat soviel Bekannte . . . Wer

war das? Das war der? Den hab ich mir ganz anders vorgestellt — hat der nicht neulich die Geschichte gehabt mit dem Verhältnis von Kestenbergs? Ich weiß nicht, sie hat abgetrieben, aber er wollt nicht, und dann hat er doch gewollt . . . Eine Fülle! Wir haben ganz gute Plätze, was? Ich sitz nicht gern Loge, ist doch nicht nötig! Sehn Sie mal vor uns: reizende Person! Famos angezogen, famose Figur! Kommen Sie, wir gehn mal vorbei — Donnerwetter! Fabelhaft! Haben Sie den Blick gesehn, den sie mir zugeworfen hat? Lieber Freund, die wär gar nicht so ohne. 'n Augenblick mal, meine Krawatte sitzt nicht, da is 'n Spiegel — so. Sehn Se, da kuckt sie wieder. Na, die Frau ist schon Klasse! Überhaupt sehr gutes Publikum hier. Ich freu mich, daß wir so gute Plätze haben — ohne meinen Schwager hätt ich sie gar nicht gekriegt. Sehn Sie mal den — sicher 'n Attaché, was? Skandal, so kleine Kinder mit ins Theater zu nehmen! Kleine Kinder gehören ins Bett. Na ja, 'n klassisches Stück . . . Ich geh sonst nie in klassische Stücke — aber das hier ist ja was anders. Nu sehn Sie sich mal die an, den Schmuck! 'n Ahmt! Regierer! — na, Sie auch hier? Ja, wir sind auch hier. Was machen Sie denn in soner guten Vorstellung? Ich meine . . . Sie interessieren sich nicht für Theater, denk ich? Na ja, die Kritiken waren ja sehr gut. Die Bergner ist fabelhaft. Ich sahe eben zu Epstein: ich mach sonst keine klassischen Vorstellungen, aber das hier ist ja was anders. Ja, natürlich. Selbstverständlich. Nein, wir waren gestern im Kino, zu Schepplien: ganz nett. Morgen gehn wir ins Philharmonische. Ich glaube links, hinten im Gang. Viel Vergnügen! 'n Ahmt! Wissen Sie, der Regierer gefällt mir nicht. Seit er die Sache mit seinem Sozios gehabt hat . . . Was? das wissen Sie gah nicht? Der Sozios hat heimlich spekuliert, er ist erst dahintergekommen, wie der jeden Tag mit nem neuen Pelz ins Geschäft gekommen ist, und dann hat er doch die Aufregung mit dem Sohn, ja, der nach Italien gegangen ist mit der Person, wie heißt sie — Pst! da ist er. Na, haben Sie gefunden? 'n Ahmt, Regierer! 'n Ahmt! Viel Spaß! Alt geworden, der Regierer. Na ja, die Sorgen . . . Es grassieren jetzt überhaupt wieder viel Krankheiten, die Grippe, die Cousine meiner Frau hat auch Milzschwellung, der Arzt weiß noch nich . . . Kommen Sie, wir trinken 'n Glas Bier! Nicht doch so drängeln! Wissen Sie, wenn man hier nicht drängelt, kommt man überhaupt nicht ran. Wieviel? Unverschämtheit! achtzig Pfennig für ein kleines Glas Bier! Son Geschäft möcht ich auch mal haben! Ach so, richtig, ich wollt Ihnen ja den Witz mit dem Durchbruch erzählen. Also . . . und da rufen die: Verrat! Verrat! wir sind im — — ahhahaha! Gut, was? Hab ich heut im Geschäft gehört. Nein, das Stück hab ich nicht gesehn. Ach wissen Se, Tendenzstücke, wenn ich das will, les ich meine Zeitung. Kunst ist keine Politik, verstehn Sie mich?

Kommen Se, wir lassen uns die Garderobe rauslegen. Ach, Frollein,



legen Sie mir doch nachher die Garderobe raus, ja? Hier — haben Sie dreißig Pfennig — ssiss gut so. Sie, ob das Gas zu Hause brennt? Das wär mir sehr unangenehm — meine Frau kommt nehmich eher nach Hause als ich. Sie haben da 'n Fussel auf Ihrem Anzug. Es klingelt. Gehn wir wieder rein. Fixen Sie eigentlich Franken? Ich weiß nicht . . . Übrigens haben Divan & Wronker ihr Geschäftsjubiläum gehabt — ich war da zum Essen. Haben Sie gratuliert? Müssen Sie tun — man kann nie wissen. Ja, es war 'n großes Dineh, 's Essen war ganz gut, der Dings hat gesprochen, der von der Handelskammer; neben mir saß Kirsch, das möcht ich auf der Bank haben, was der schon in seinem Leben verloren hat — kommen Sie, wir müssen uns beeilen.

So, da sitzen wir. Ich geh ab und zu ganz gern ins Theater. Wissen Se: es lenkt ab —!»

## WINKE-WINKE

Dem Andenken des  
ermordeten Hans Paasche

Nun schwimm man ab.

Wir haben lang genug gehört:

«Ich weiß von nichts. Ich bin es nicht gewesen.»

Und immer, wenn wer deine Leutnants stört,  
dann konnten wir ein klein Dementi lesen.

Das wertete dann jeder nach Gebühr.

Denn du kannst nichts dafür.

Wie stark ist denn dein werter Schießverein?

«Die Finger weg! Das Heer ist stets geheiligt!»

Auf allen Fußballplätzen übt sich wer was ein,  
und niemals ist die Reichswehr dran beteiligt.

Die Wehrverbände? Fememordgeschwür?

Nie kannst du was dafür.

Du übernimmst das Heer der Republik.

Was tatest du? Du wahrst die Traditionen.

Und die die Wahrheit sagten in der Politik,  
die dürfen heut — dank dir — im Zuchthaus wohnen.

Scharf schnappt ins Schloß die kleine Zellentür.

Und du kannst nichts dafür.

Nun schwimm man ab, du süßes Ornament.

Sieh, deine kleine Schwarze ist erwachsen heute . . .

Du wirst wahrscheinlich Oberpräsident;  
denn so belohnt man hierzuland die großen Leute.  
Wir können uns bei dir bedanken. Rühr  
dich endlich, Otto.

Du kannst nichts dafür.

## WO BIST DU—?

Ich möchte mal fragen, ob vielleicht jemand weiß, wo es geblieben ist.

Als ich noch ein ganz kleiner Junge war, Tanzstunden nahm und glaubte, daß Richter Leute seien, die Recht sprächen, da besuchte ich zusammen mit einem dicken Freunde den Max Brod in Prag. Brod war freundlich und nett, zeigte uns seine schöne Stadt, machte uns mit Oskar Baum bekannt, dem blinden, feinen Dichter — es waren leuchtende Tage. Eines Tages fielen wir in ein Café am Bahnhof — und der Oberkellner, der aussah wie der Sohn eines Fiakerkutschers, einer Bardame und Kaiser Franz Josephs, kam auf uns zu und fragte, ob wir neben dem Kaffee auch etwas zu lesen haben wollten. Ja, das wollten wir. «Etwas zu lesen oder Lektüre?» fragte er. Ich sah ihn an mit einem ratlosen Ausdruck in meinen Kinderaugen. «Zu lesen . . . Lektüre . . .» sagte ich. «Lektüre, bitte sehr, bitte gleich!» sagte er. Und eilte herbei, einen Packen Bücher und Hefte auf dem Handteller wie ein Tablett mit vielen Tassen Kaffee balancierend. Und gab uns das.

Heilige Gertrud Bäumer! Es waren die gesammelten Schweinereien des Jahrhunderts: Bücher mit Dialogen, die nur in begeisterten Ausrufen bestanden, sorgsame Schilderungen gesellschaftlicher Vorgänge, wie: «Die Baronin riß sich das Hemd vom Leibe, ergriff eine Peitsche und —» Auch hatte der vorsorgliche Mann uns mit Bilderbüchern versehen: Fotografiealben mit allgemein verständlichen Aufnahmen, auf denen der brave Gesichtsausdruck der Handelnden in sonderbarem Gegensatz zu ihrem Tun stand, auch Zeichnungen und Gemälde aller Art. Ich sah um mich: da saßen neben mir viele Freudensgefährten, die stierten mit hochroten Köpfen in ebensolche Alben, und wenn sich eine Dame durch die Tische schlängelte, dann klappten sie ihr Heft nonchalant zu. Wir fanden das sehr interessant und sahen es uns alles an.

Unter den Büchern war eins, das machte mächtigen Eindruck auf mich. Es hieß: «Liebe» und bestand aus vierzig Lithographien eines russischen Malers, des Grafen Zichy. Sie waren nicht unwitzig. In Erinnerung blieb mir manche Szene: emsiges Treiben nachts im Knabenpensionat, viele leicht und zierlich hingehuschte Bettbilder von lockender Wärme der Frauenkörper, in den Bildecken saß gewöhnlich eine kleine freche Unterschrift, so: «J'avais une tante qui m'aimait

beaucoup» und «Bons souvenirs!» und ähnliches. Die letzte Seite bestand nur aus Skizzen von Händen, die sich mit allerhand beschäftigten, eine teilte einen Nasenstüber aus. Es war recht heiter.

Kaum staken wir wieder in Berlin, da ging ich zum sel. Meyer in der Potsdamer Straße, demselben, der seine Kunden als Begrüßung gern auf den Bauch zu klopfen pflegte, und befragte ihn nach diesem Werk. Er grinste und zog es aus einem Stapel seiner Bücher, unter denen nur er sich herausfand. Da hatte ich es, und es war nicht einmal teuer gewesen: fünfundsiebenzig; handeln hatte Meyer nicht gern, wenn er es nicht selber tat. Ich ließ es binden: in einem Anfall von Größenwahn in Ganzpergament, das ganz große Ding in Pergament, mit hellgelbem Seidenvorsatz. Es war ein rechtes Prachtalbum geworden.

Vierzehn Jahre ist das Buch bei mir geblieben. Es bekam langsam Daumenabdrücke von allerlei Damen: auch von Frau Knautschke, meiner damaligen, nunmehr in Gott eingegangenen Wirtin, die es sich während meiner Abwesenheit genau ansah. «Man will doch auch mal was haben!» sagte sie, als wir darüber sprachen. Dann packte ich es fort, man wird dicker und älter, in den Krieg habe ich es nicht mitgenommen, wir Soldaten lesen seit unserer Kadettenzeit nur noch militärische Bücher, und dann sah ich es immer weniger und weniger an.

Und als sie dann meine Siebensachen packten, weil Poincaré mich rief, da legte ich es obenauf, unvorsichtigerweise uneingewickelt. Die Kisten reisten über Kehl, rollten über den Rhein, den deutschen Strom, nicht Deutschlands Grenze, und als der ganze Schwung in Paris ankam, da fehlte etliches. Das schöne Buch von Prinzhorn *«Bildnerei der Geisteskranken»* und dies und jenes, und auch der Zichy. Was nun —?

Ah, Ersatz in Paris, nein, das war es nicht. Es ist doch ein kleines Stückchen Leben gewesen, das sich losgelöst hatte — und nur, weil ein Möbelpacker seinen Mund von einem Ohr bis zum andern aufgerissen hatte, als er es sah, sollte ich es entbehren ...? Das war bitter. Auch war immerhin möglich, daß ein Zollbeamter ... ich wage es nicht zu Ende zu denken. Kurz: der Zichy war weg.

Und da wollte ich mal fragen, ob es vielleicht jemand gesehen hat.

Es wäre ja denkbar, daß es sich einer gekauft hat, zu Studienzwecken, der Wissenschaft halber, nur um sich so etwas mal anzusehn, und was man so sagt. Der Pergamentdeckel ist leicht fleckig, das Buch gut erhalten, nur unten, an den rechten Ecken, sind manchmal die Seiten ein wenig eingerissen, wie wenn es da jemand beim Umblättern furchtbar eilig gehabt hätte.

Und wenn es einer hat, dann soll er mirs doch bitte sagen. Ich kaufe ihm ein neues, aber das da möchte ich gern wiederhaben. Es hat so viel aufgesaugt; an Gegenständen bleibt ja bekanntlich, wie auch an Wänden, das Leben haften, man lebt sie voll ... Es ist eine

Art Erinnerung, eine Erinnerung an die schönen Zeiten, als wir noch jung waren und erheblich neugieriger als heute. Eine Erinnerung an die Zeit, wo noch nicht ein Auge immer zuguckte, wenn das andere leuchtete — darin lebt ein Jahrzehnt. So wie in einer alten Grammophonplatte, die ein nun Verstorbener besungen hat, wie etwa der erschossene Chansonnier Fragson, in den Atempausen die damalige Zeit rauscht: 1910, vorbei, vorüber — aber doch einmal gewesen.

Wo bist du? In guter Pflege? Sind sie nett zu dir? Wo bist du —?

## SCHWEJK DER ZWEITE

ist erschienen — der Dritte und der Vierte stehen uns noch bevor — also für die Lachlust in diesem Winter ist ausgesorgt: kein Artikel eines preußischen Kunstkonservators, keine deutsche Briefmarke, kein deutscher Juristentag ist vonnöten, um ungeheure Heiterkeit zu erregen — Schwejk ist da! Schwejk der Zweite. (Wiederum bei Adolf Synek in Prag.)

Dieses Mal ist der liebenswürdige Held dem Kriege bereits nähergerückt: er treibt sich im Etappengebiet herum, und was er da aufstellt, ist in seiner Mischung von Blödheit, Drolerie, völliger Ignorierung der großen Zeit etwas ganz Herrliches. Gott weiß, was uns durch diese unmögliche Übersetzung verloren geht — aber es bleibt noch genug.

Hašek? Der muß am Hals einer Flaschenbierflasche zur Welt gekommen sein — er war kein Politiker, sondern besoffen.

Es sind wieder Geschichten von so atembeklemmendem Wahnwitz in dem Buch, wie sie nur ein ungeheurer Bierbräu- und Schnaps-säufer in tiefen Nachtstunden erfinden kann, die Übergänge sind so schön in Unordnung . . . So, wenn Schwejk den Rechnungsfeldwebel mitten im Krach fragt: «Was sind Sie denn in Zivil, Herr Rechnungsfeldwebel?» Und der die glatte Antwort gibt: «Ich bin sozusagen der Drogist Wanek aus Kralup.» Ach ja, sie waren allesamt verkleidete Drogisten, und ich besinne mich noch sehr gut, wie unser Kompanie-koch Fulte, sozusagen Kellner in einem Nachtlokal, von mir vergeblich auf die Ankunft eines hohen Brigadiers aufmerksam gemacht wurde . . . «I!» sagte Fulte. «Deine Brigadekommandeure — das sind ja auch man sone Zigarrenvertreter . . .» Und er hatte ja recht, denn das große Übel der kaiserlichen Armee war eben, daß wir keine Generalfeldmarschälle der Reserve hatten.

Um auf Schwejk zurückzukommen, so erzählt er jenem Drogistenfeldwebel sogleich, bei wem er, Schwejk, einmal in der Lehre gewesen, und wie es da zugegangen sei, um dann plötzlich die verblüffende Frage zu stellen: «Erzeugen Sie auch Gewürz für Kühe?» Wanek schüttelte den Kopf . . .

Am zweitschönsten eine herrliche Abschiedsszene zwischen Schwejk und Woditschka; jeder wird von einer Militärpatrouille zum Schlachtfeld abgeführt, damit da unterwegs nicht wieder Dummheiten vorkommen — und über den Kasernenhof rufen sie sich nun noch die letzten Abschiedsworte zu, die letzten Grüße ... Sie wollen sich wieder treffen, später, im «Kelch», in der Na Bojischti, in Prag. Woditschka: «Also schau aber bestimmt, daß du eine Unterhaltung zustandbringst, bis ich hinkomm!» Und Schwejk: «Komm aber bestimmt, bis der Krieg zu Ende sein wird!» Dann entfernten sie sich voneinander, und nach einer hübschen Weile konnte man hinter der Ecke von der zweiten Reihe der Baracken her abermals Woditschkas Stimme vernehmen: «Schwejk! Schwejk! Was für Bier ham sie beim «Kelch»?» Und wie ein Echo ertönte Schwejks Antwort: «Großpopowitzer.» — «Ich hab gedacht: Smichover!» rief Sappeur Woditschka von weitem. «Sie ham dorten auch Mädeln!» schrie Schwejk. «Also nachm Krieg, um sechs Uhr abends!» schrie Woditschka von unten. «Wenn Menschen auseinandergehn, dann sagen sie auf Wiedersehn!» fügt der vorsorgliche Autor hinzu. Zwei Engel au dessus de la mêlée.

Ich bin neugierig, was nun noch alles kommt. Mich wundert gar nichts mehr — und wenn der Oberleitnam Lukasch dem Schwejk sagte: «Schwejk, bereiten Sie mir ein Bad!», so tuts Schwejk, und ordentlich, wie er ist, wird er dann wahrscheinlich oben an der Wanne ein Schild befestigen: *Kopfende*; und unten: *Fußende*; und in der Mitte: *Mittelende*.

Wie glücklich ist doch ein Volk zu schätzen, das solche Helden sein eigen nennt! Unsre haben Schnauzbärte, viereckige Köpfe und klirrenden Küras. Dafür kommen sie dann auch in die deutsche Walhalla, jener Heldenretirade, wo Otto Geßler den Unsterblichen das Handtuch hinreicht und auf den Buckel geklopft kriegt. «Man bittet, den Mann, der hier reinemacht, nicht zu vergessen.»

So hat jedes Land seine Eigenarten und völkischen Werte. Wir aber freuen uns auf die nächsten zwei Bände vom Soldaten Schwejk.

## DER SCHLIMMSTE FEIND

Für Ernst Toller

Der schlimmste Feind, den der Arbeiter hat,  
das sind nicht die Soldaten;  
es ist auch nicht der Rat der Stadt,  
nicht Bergherrn, nicht Prälaten.

Sein schlimmster Feind steht schlau und klein  
in seinen eignen Reihn.



Wer etwas diskutieren kann,  
 wer einmal Marx gelesen,  
 der hält sich schon für einen Mann  
 und für ein höheres Wesen.  
 Der ragt um einen Daumen klein  
 aus seinen eignen Reihn.

Der weiß nichts mehr von Klassenkampf  
 und nichts von Revolutionen;  
 der hat vor Streiken allen Dampf  
 und Furcht vor blauen Bohnen.  
 Der will nur in den Reichstag hinein  
 aus seinen eignen Reihn.

Klopft dem noch ein Regierungsrat  
 auf die Schulter: «Na, mein Lieber . . .»,  
 dann vergißt er das ganze Proletariat —  
 das ist das schlimmste Kaliber.  
 Kein Gutsbesitzer ist so gemein  
 wie der aus den eignen Reihn.

Paßt Obacht!

Da steht euer Feind,  
 der euch hundertmal verraten!  
 Den Bonzen loben gern vereint  
 Nationale und Demokraten.  
 Freiheit? Erlösung? Gute Nacht.  
 Ihr seid um die Frucht eures Leidens gebracht.  
 Das macht: Ihr konntet euch nicht befreien  
 von dem Feind aus den eignen Reihn.

## KAMPFMITTEL

«Barmat», habe ich neulich bei den Edelnationalisten gelernt, «ist das Symbol des Marxismus.» Da kann man nichts machen. Nur vielleicht nachdenken, wie hier politisch gekämpft wird.

Unbequeme Oppositionelle werden bekanntlich nicht mehr gekillt, sondern «unmöglich gemacht». Man dreht das so, daß man diesen Leuten irgendwelche persönlichen Vorwürfe anhängt; die brauchen nicht einmal ehrenrührig zu sein — es genügt schon, wenn sie in den angreifenden Kreisen als solche empfunden werden. Der Republikaner auf dem Lande und in der kleinen Stadt weiß davon zu sagen.

Die Leute, die sich Republikaner nennen, verhalten sich aber nicht immer richtig dabei. Sie verteidigen sich ernsthaft. Falsch.

Man muß den Lümmeln, die mit «Gelagen», «ausschweifendem Lebenswandel», «Geschäftstüchtigkeit» politische Kämpfe führen, über das Maul fahren, daß ihnen die Lust zu solchem Tun vergeht — man darf ihnen aber unter gar keinen Umständen den Gefallen tun, auf ihre polizeilichen Führungszeugnisse einzugehen.

Ob Ludendorff seine Scheidung mit saubern Mitteln durchgesetzt hat, ist für uns gleichgültig. Weder besagte das bei dem geltenden Eheunrecht irgend etwas gegen den Mann, noch sind wir legitimiert, über sein privates Leben zu urteilen. Das ist ausschließlich seine Sache. Nur soweit er in der Öffentlichkeit wirkt, darf er angegriffen werden. Der Rest ist Feigheit. Dieser Feigheit machen sich die andern dauernd schuldig, und mit Erfolg.

Damals, als sie gegen den blitzsaubern Severing hetzten, hieß die Antwort: Er hat das nicht getan, was man ihm vorwarf. Warum steht keine Zeitung, keine Partei auf und sagt: Kusch! Solange der Mann keine amtlichen Schweinereien macht, habt ihr den Mund zu halten! Wir denken gar nicht daran, uns zu verteidigen. Was ist denn das für eine freche Anmaßung, von den Gegnern einen Heiligenschein zu verlangen? Haben die kaiserlichen Landräte den getragen? Hat Bismarck ihn gehabt? Und dieses Manko war ihr kleinstes. Darauf kommts gar nicht an.

Leider, leider wirkt so ein «Angriff», mit der Klosettbürste geführt, heute noch am meisten in den Kreisen der Angegriffenen. Nie haben die den Mut, zu sagen: «Eure Ehrbegriffe sind uns vollständig schnuppe. Hat unser Führer nachts kleine Mädchen empfangen? Viel Vergnügen. Das geht euch einen Eierkuchen an.»

Stattdessen halten sie Sitte und Ehrbarkeit hoch, daß es nur so knackt, ziehen den dümmsten Bonzen, wenn er nur philiströs lebt, einem genialen Unordentlichen vor und befolgen also artig die Vorschriften der andern Welt. O tränke doch Hermann Müller einmal einen über den Durst und über die ratio! O tanzte doch Wels einen kleinen Charleston! O bliese doch Külz das Saxophon! Aber sie sind ordentlich und brav, und über ihre private Führung ist diesseits Nachteiliges nicht bekannt. Bleibt die öffentliche.

Man schlägt den Brüdern die übel duftenden Kampfmittel nur aus der Hand, indem man sich die Nase zuhält und sich abkehrt. Und indem man weite Kreise erzieht, ebenso zu tun.

## DEM ANDENKEN SIEGFRIED JACOBSONHS

gestorben am 3. 12. 1926

Die Welt sieht anders aus. Noch glaub ichs nicht.  
Es kann nicht sein.  
Und eine leise, tiefe Stimme spricht:  
«Wir sind allein.»

Tag ohne Kampf — das war kein guter Tag.  
Du hasts gewagt.  
Was jeder fühlt, was keiner sagen mag:  
du hasts gesagt.

Ein jeder von uns war dein lieber Gast,  
der Freude macht.  
Wir trugen alles zu dir hin. Du hast  
so gern gelacht.

Und nie pathetisch. Davon stand nichts drin  
in all der Zeit.  
Du warst Berliner, und du hattest wenig Sinn  
für Feierlichkeit.

Wir gehen, weil wir müssen, deine Bahn.  
Du ruhst im Schlaf.  
Nun hast du mir den ersten Schmerz getan.  
Der aber traf.

Du hast ermutigt. Still gepflegt. Gelacht.  
Wenn ich was kann:  
Es ist ja alles nur für dich gemacht.  
So nimm es an.

## SIEGFRIED JACOBSONH †

Siegfried Jacobsohn ist nicht mehr.

Eine zweiundzwanzigjährige Arbeit ist da unterbrochen, wo der Arbeiter zu ernten begann — ein schmerzloser Tod hat ihn genommen. Er ist nicht ganz sechsundvierzig Jahre alt geworden.

Was er hier aufgebaut hat, lebt; sein Verstand, sein Gefühl, sein Lachen rauschten durch diese Seiten. Dies Blatt war sein Geschöpf, sein lebendiges Geschöpf.

Ihm ganz allein verdanken wir, was er uns hinterlassen hat: Tag für Tag, Heft für Heft hat er sein Erbe errichtet, und weil es schön gewesen ist, ist es Mühe und Arbeit gewesen. Das artistische Feingefühl, mit dem er sein Theater ansah, saß ihm in den Fingerspitzen: so wie ein großer Direktor seine Schauspieler liebte er die Menschen, zog sie zu sich heran und formte aus ihnen ihr eigenes Ideal: ein unermüdlicher Menschen-Regisseur.

Wir alle, die wir unter seiner Führung gegen dieses Militär, gegen diese Richter und gegen diese Reaktion gekämpft haben, kennen seinen tiefsten Herzenswunsch: die Wahrheit zu sagen. Die Wahrheit Mozarts, die Wahrheit Schopenhauers, die Wahrheit Tolstois — inmitten einer Welt von Widersachern: die Wahrheit.

Jeder andre hat geschwiegen, wo er in den letzten Jahren sprechen ließ, viele haben Reklame blasen lassen, wo er schweigend vorüberging; er kannte in der Politik und in der Kunst keine Furcht.

Er hat uns, Mitarbeiter und Leser, zu seinem Werke bekehrt; er liebte, wie wir, Deutschland und wußte, daß dessen schlimmste Feinde nicht jenseits, sondern diesseits des Rheines wohnen.

Siegfried Jacobsohns Arbeit soll nicht umsonst gewesen sein. Organisches Leben zieht Leben an — es soll nicht untergehn.

Gib deine Waffen weiter, S. J. —!

## DER GRABEN

Mutter, wozu hast du deinen aufgezogen?  
Hast dich zwanzig Jahr mit ihm gequält?  
Wozu ist er dir in deinen Arm geflogen,  
und du hast ihm leise was erzählt?  
Bis sie ihn dir weggenommen haben.  
Für den Graben, Mutter, für den Graben.

Junge, kannst du noch an Vater denken?  
Vater nahm dich oft auf seinen Arm.  
Und er wollt dir einen Groschen schenken,  
und er spielte mit dir Räuber und Gendarm.  
Bis sie ihn dir weggenommen haben.  
Für den Graben, Junge, für den Graben.

Drüben die französischen Genossen  
lagen dicht bei Englands Arbeitsmann.  
Alle haben sie ihr Blut vergossen,  
und zerschossen ruht heut Mann bei Mann.

Alte Leute, Männer, mancher Knabe  
in dem einen großen Massengrabe.

Seid nicht stolz auf Orden und Geklunker!  
Seid nicht stolz auf Narben und die Zeit!  
In die Gräben schickten euch die Junker,  
Staatswahn und der Fabrikantenneid.

Ihr wart gut genug zum Fraß für Raben,  
für das Grab, Kamraden, für den Graben!

Werft die Fahnen fort!

Die Militärkapellen  
spielen auf zu euerm Todestanz.  
Seid ihr hin: ein Kranz von Immortellen —  
das ist dann der Dank des Vaterlands.

Denkt an Todesröcheln und Gestöhne.  
Drüben stehen Väter, Mütter, Söhne,  
schufteten schwer, wie ihr, ums bißchen Leben.  
Wollt ihr denen nicht die Hände geben?  
Reicht die Bruderhand als schönste aller Gaben  
übern Graben, Leute, übern Graben —!



# INHALT

1925

Halt auf freiem Felde	7
Abend	8
Aristide Bruant	8
Reise durch die Jahreszeiten	10
Horizontaler und vertikaler Journalismus	13
Ruhe und Ordnung	17
Berlins Bester	18
Richters Namenszug	21
Gefühle	22
Vierzehn Käfige und einer	23
Anatole France in Pantoffeln	27
Die «Apachen»	29
Träume	33
Ein Satz	34
Chevalier	34
Zwischen zwei Kriegen	36
Malborough s'en va-t-en guerre	41
Arbeit tut not —!	43
Wie Frankreich triumphiert	45
Auf den unbekannten Soldaten	46
Der rasende Reporter	48
Ledebour	49
Weißer Russen	50
Ein Kind aus meiner Klasse	51
Dienstzeugnisse	54
Die Herren Beisitzer	56
Olle Germanen	57
Jemand besucht etwas mit seinem Kind	58
Außenseiter der Gesellschaft	59
Pariser Tage	61
Frau Ebert	63
Der alte Herr	64
Brief an einen bessern Herrn	65
Einer pfeift sich einen	70
Die Verwandtschaft	72
Der Primus	75
Die Zentrale	76
Sieben Gespenster	77
Das gemeine Hausgespenst	77
Das Geschäftsgespenst	78
Das Börsengespenst	79
Das Theatergespenst	80
Das Liebesgespenst	81
Allerhand Gespenster	81
Spiritistische Gespenster	82

# INHALT

Mittel gegen Gespenster	82
Zwei Sozialdemokratien	82
Deutsche Kinder in Paris	85
Bunte Gläser	88
Herr Wendriner erzieht seine Kinder	90
Die Inszenierung der Republik	91
Persönlich	93
Der kaiserliche Statthalter	95
Die Laternenanzünder	97
Die Tafeln	100
Spaziergang	101
Die Tendenzfotografie	104
Was nun —?	106
Babbitt	109
Stimme aus den Kalkgruben	115
Die Erstaunten	116
Auslandsberichte	119
Pariser Vorort	122
In Weißensee	123
Die Reliquie	124
Umzug	129
Prolet vor Gericht	132
Faust in Paris	133
Ein deutscher Reichswehrminister	136
Erinnerung	141
Die freien Deutschen	145
Plädoyer gegen die Unsterblichkeit	146
Sprechen Sie Lateinisch?	148
Besetzt! Bitte, später rufen —!	150
Wo	151
Lebensgeschichte eines Rebellen	152
Herr Wendriner nimmt ein Bad	155
Das geistige Niveau	156
Suomi — Finnland	158
Farbenklavier	161
Alter Kümmel	162
Frauen von Freunden	164
Der 14. Juli	164
Zwei Lärme	167
Deutsche Pleite	170
Das Sprachwunder	171
Der Telegrammblock	173
Auf ein Soldatenbild	176
Ah-ça . . .!	176
Paris, den 14. Juli	178
Herr Wendriner hat Gesellschaft	182
Alle Welt sucht	184

# INHALT

Ein Vortragsbuch	185
Schnipsel	187
Französischer Witz	189
Der neue Morand	194
Monolog mit Chören	199
Märtyrer	200
Herr Wendriner beerdigt einen	203
Les Abattoirs	205
Das Siebente	209
Was wäre, wenn . . .	210
Die fünf Sinne	213
Herr Maurras vor Gericht	215
Herr Wendriner läßt sich die Haare schneiden	221
Bei den Verrückten	223
Eulenburgiana	225
Clément Vautel	230
Herr Wendriner betrügt seine Frau	233
Nationales	235
Zum Fünzigsten	237
Auf dem Grasplatz	239
Wandertage in Südfrankreich	240
Der soziologische Horizont	246
Der Platz im Paradiese	248
Der schlaflose Tote	251
Durcheinander	252
Französisches Militärgericht in Paris	253
Die Unpolitische	258
Staatsmorphium	260
Der Gallenbittre	261
Büchertisch	263
Mauricet	266
Eine Schreckenskammer	267
Pariser Tage	271
400 000 Invaliden und 1 Gesunder	275
Die Dekadenten	276
Psychoanalyse	277
Wieso	278
Dr. Dolittle und seine Tiere	279
Der Brötchentanz	282
Abreißkalender	283
Demetrios	287
Wie altern die —?	288
Duo, dreistimmig	291
Wofür?	293
Das Buch vom Kaiser	296

# INHALT

1926

Neues Leben	303
Autobiographie	304
Französische Frauen	305
E. R. Curtius' Essays	307
Vorwärts —!	309
Herrn Wendriners Jahr fängt gut an	312
Dichtkunst 1926	315
Beim Schneider	316
Zeppelin-Spende	318
Die Ebert-Legende	319
Die Einsamen	323
Berliner auf Reisen	324
Der Namensfimmel	326
Angestellte	327
Der Dicke in Rußland	327
Chevalier, Rip und die andern	332
Durchaus unpassende Geschichten	336
Wie sich der deutsche Stammtisch Paris vorstellt	341
Deutsche Woche in Paris	343
Lützows wilde Jagd	347
Was brauchen wir —?	348
Neues aus den Untersuchungsausschüssen	352
Nationales	354
Das alte Vertiko	355
Le «lied»	356
Waffe gegen den Krieg	359
Wir im Museum	360
Nationales	364
Bella	366
Arbeit für Arbeitslose	369
Der Prozeß	370
Gut Mord!	375
Standesdünkel und Zeitung	375
Das Recht des Fremden	380
Was brauchen wir —?	383
Alte Schauspielerbilder	384
Pars —!	385
Wo waren Sie im Kriege, Herr —?	388
Der junge Mann	391
Herr Wendriner kann nicht einschlafen	393
Was haben wir —?	395
Der neudeutsche Stil	398
Fürstenabfindung	404
Gruß nach vorn	404
Gegen den Strom	405

# INHALT

Fantasia	411
Du hast ein Bett	414
In der ersten Reihe	415
Interview	417
Die Angelegenheit	419
Hinter der Venus von Milo	419
Interessieren Sie sich für Kunst —?	421
Keinen Mann und keinen Groschen —!	424
Nächtliche Unterhaltung	426
Der General in der Comédie	428
Herr Wendriner in Paris	431
Südfrüchte	434
Eine Akademie	434
Deutschenhaß in Frankreich	436
Studio des Ursulines	438
Flaggenlied	439
Die Neutralen	440
Konversation	444
Pariser Dankgebet	446
Herr Wendriner erzählt eine Geschichte	447
Der rasende Kommiss	449
Drei Biographien	453
Das Mitglied	455
Herr Schwejk	456
Die fehlende Generation	462
Die Herren Gastgeber	465
Lorbeeren der herrschenden Klasse	466
Die Taktischen	466
Ein Lump	469
Kochrezepte	470
Kartengruß aus dem Engadin	471
Der Sultan im Theater	471
Bei näherer Bekanntschaft	473
Nieder mit dem Roten Kreuz!	474
Wege der Liebe	475
Haben Sie schon mal . . .?	476
Tschechen und Russen	477
Traum	478
Vier Sommerplätze	479
Zwei Seelen	482
Begnadigung	483
Fußball mit Menschenköpfen	484
Kleine Station	486
Rechenaufgaben	487
L'Esprit	488
Kleine Dienstreise	491
Über den sogenannten «Landesverrat»	492



# INHALT

Der Sieg des republikanischen Gedankens	495
Der letzte Tag	499
An meinen Sohn	500
Eveline, die Blume der Prärie	501
Feldfrüchte	506
Die Kokainschachtel	507
Ein kleiner Druckfehler	508
Drei auf dem Bodensee	511
Was machen Menschen, wenn sie allein sind —?	513
Königsmacher in der Bretagne	517
Berliner Verkehr	518
Pariser Chansonniers	519
Altbewährte Esel	520
Wenn jener wiederkäme . . .	522
Ein Diktator und sein Publikum	523
Angst der Kapitalisten vor der Einigkeit der Arbeiter	526
Die Drei	527
Verfassungsschwindel	527
Die Musikalischen	529
Wohnung suchen in Paris	530
Fort mit dem Schundgesetz!	533
Frieren und frieren lassen	534
Idyll an der Leine	535
Wo bleiben deine Steuern —?	537
Brot mit Tränen	538
Gebrauchen Sie einen Bade-Thermometer?	538
Der liebe Gott in Kassel	540
If . . .	543
Vor acht Jahren	545
«Ah, M . . . !»	546
Altes Volkslied	547
Die tote Last	548
Chanson	551
Katzenmutter in Paris	552
Wenn einer eine Reise tut	554
Zwei Bilderbücher	555
Old Bäumerhand, der Schrecken der Demokratie	557
Herr Wendriner geht ins Theater	560
Winke-winke	563
Wo bist du —?	564
Schwejk der Zweite	566
Der schlimmste Feind	567
Kampfmittel	568
Dem Andenken Siegfried Jacobsohns	570
Siegfried Jacobsohn †	570
Der Graben	571



Gianni Granzotto

**Christoph Kolumbus**

(rororo 12378)

«Granzotto ist mit einem Segelschiff die ganze Route seines Helden nachgefahren. ... leidenschaftlich und zugleich mit kritischer Distanz verfaßt.» Aalener Volkszeitung

Hans Dieter Zimmermann

**Heinrich von Kleist**

(rororo 12906)

«Hans Dieter Zimmermanns einfühlsame wie kenntnisreiche Biographie ist ein Paradenstück der Interpretationskunst.» Stuttgarter Zeitung

Rüdiger Safranski

**Schopenhauer und Die wilden Jahre der Philosophie**

(rororo 12530)

«Über Schopenhauer hat Safranski ein sehr schönes Buch geschrieben, das tatsächlich so etwas wie «eine Liebeserklärung an die Philosophie» ist. Wer sie nicht hören will, dem ist nicht (mehr) zu helfen.» Die Zeit

Werner Fuld

**Walter Benjamin**

(rororo 12675)

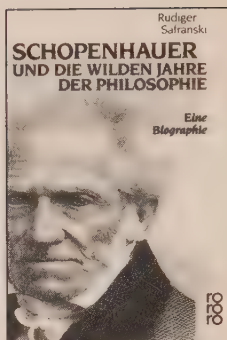
«Ein Versuch, der angesichts der Bedeutung Benjamins wohl längst überfällig war.» Die Presse, Wien

Bernard Gavoty

**Chopin**

(rororo 12706)

«Ich selbst bin immer noch Pole genug, um gegen Chopin den Rest der Musik hinzugeben.» Friedrich Nietzsche



Donald A. Prater

**Ein klingendes Glas. Das Leben Rainer Maria Rilkes**

(rororo 12497)

In diesem Buch wird «ein Mosaik zusammengetragen, das als die genaueste Biographie gelten kann, die heute über Rilke zu schreiben möglich ist». Neue Zürcher Zeitung

Klaus Harpprecht

**Georg Forster oder Die Liebe zur Welt**

(rororo 12634)

«Ein exakt dokumentiertes und lebendig geschriebenes Buch, das in einem exemplarischen Sinne eine deutsche Biographie genannt zu werden verdient.» Frankfurter Allgemeine Zeitung

**«Das Leben eines jeden Menschen ist ein von Gotteshand geschriebenes Märchen.»**  
Hans Christian Andersen

Wer nicht lesen will, kann hören - eine Auswahl von Rowohlt's Hörcassetten:

**Simone de Beauvoir**  
**Eine gebrochene Frau**  
**Erika Pluhar liest**

2 Tonicassetten im Schubert  
(66012)

**Wolfgang Borchert**  
**Erzählungen**  
**Marius Müller-Westernhagen liest**

*Die Hundebäume. Nachts schlafen die Ratten noch. Die Küchenuhr. Schischyphus*  
1 Tonicassette im Schubert  
(66011)

**Albert Camus**  
**Der Fremde**  
**Bruno Ganz liest**

3 Tonicassetten im Schubert  
(66024)

**Truman Capote**  
**Frühstück bei Tiffany**  
**Ingrid Andree liest**

3 Tonicassetten im Schubert  
(66023)

**Ronald Dahl**  
**Küßchen, Küßchen!**  
**Eva Mattes liest**

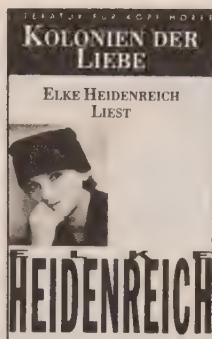
*Die Wirtin. Der Weg zum Himmel. Mrs. Bixby und der Mantel des Obersten*  
1 Tonicassette im Schubert  
(66001)

**Louise Erdrich**  
**Liebeszauber**  
**Elisabeth Trissenaar liest**

*Die größten Angler der Welt*  
2 Tonicassetten im Schubert  
(66013)

**Elke Heidenreich**  
**Kolonien der Liebe**  
**Elke Heidenreich liest**

1 Tonicassette im Schubert  
(66030)



**Jean-Paul Sartre**  
**Die Kindheit des Chefs**  
**Christian Brückner liest**

3 Tonicassetten im Schubert  
(66014)

**Henry Miller**  
**Lachen, Liebe, Nächte**  
**Hans Michael Rehberg liest**

*Astrologisches Frikassee*  
2 Tonicassetten im Schubert  
(66010)

**Vladimir Nabokov**  
**Der Zauberer**  
**Armin Müller-Stahl liest**

2 Tonicassetten im Schubert  
(66005)

**Kurt Tucholsky**  
**Schloß Gripsholm**  
**Uwe Friedrichsen liest**

4 Tonicassetten im Schubert  
(66006)

rororo Tonicassetten werden produziert von Bernd Liebner. Ein Gesamtverzeichnis der Reihe finden Sie in der *Rowohlt Revue*. Jedes Vierteljahr neu. Kostenlos in Ihrer Buchhandlung.

rororo

Carola Stern  
**In den Netzen der Erinnerung**  
*Lebensgeschichten zweier Menschen*

(rororo 12227)

«Wie konnte man, als Deutscher, Nazi oder Kommunist – also mit (vielleicht) treuestem Herzen einem verbrecherischen System dienen? – Wie schwer sich zwei höchstgebildete, gewissenhafte Menschen mit der Bewältigung der Vergangenheit tun, das hat Carola Stern nun jedermann klargemacht. Nicht nur deshalb: ein liebenswertes Buch.» Gerd Bucerius in «Die Zeit»

Erwin Leiser  
**Nahaufnahmen** *Begegnungen mit Künstlern unserer Zeit*  
(rororo 12673)

Erwin Leiser, international bekannt geworden durch seine politisch brisanten Filme, porträtiert Persönlichkeiten wie Isaac B. Singer, Marc Chagall, George Tabori, Marilyn Monroe, Bertolt Brecht, Marlene Dietrich u. a.

Ernst Toller  
**Eine Jugend in Deutschland**  
(rororo 4178)

Als begeisterter Freiwilliger zog er in den Ersten Weltkrieg und als humanitärer Pazifist kehrte er heim. Er schlug sich auf die Seite der Aufständischen und erkannte früh die tragische Grenze der Revolution. Das wahrscheinlich bedeutendste Werk des expressionistischen Autors Ernst Toller, der in Dichtung und Politik keinen unversöhnlichen Gegensatz sah.

CAROLA STERN  
IN DEN NETZEN  
DER ERINNERUNG  
LEBENSGESCHICHTEN  
ZWEIER MENSCHEN



rororo

Edith Piaf  
**Mein Leben**

(rororo 859)

Die Autobiographie der Piaf, deren Stimme für die Welt zum Inbegriff des französischen Chansons wurde. Die Beichte eines Lebens, gezeichnet von Alkohol, Rauschgift und Liebe. Der Abschied eines großen Herzens – mit dem Fazit: «Je ne regrette rien.»



Georg Heinzen / Uwe Koch  
**Von der Nutzlosigkeit erwachsen zu werden**

(rororo 12459)

«Georg Heinzen und Uwe Koch ist die bislang treffendste Darstellung der siebziger Jahre und ihrer Folgen gelungen. Wer das Buch für ein gelungenes Kabarettstückchen hält, ist dem Wortwitz, der Situationskomik, der Selbstironie, den Stilmitteln der Autoren auf den Leim gegangen.» Der Spiegel

Georg Heinzen  
**Ich bin ein Krokodil und du hast Angst Roman**

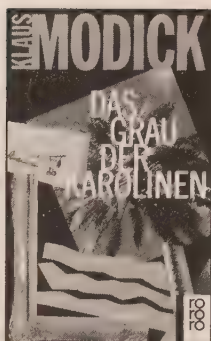
(rororo 12868)

«Kino, Fernsehen, Radio, Video, Sensationspresse: in Georg Heinzens Buch hat sich die Welt in die Medien zurückgezogen, ist alles nur noch «fiction», jede Aufregung nur «suspense».» Helmut Schödel im Norddeutschen Rundfunk

Thommie Bayer  
**Das Herz ist eine miese Gegend Roman**

(rororo 12766)

Drei verrückte Typen und eine schöne Frau rudern ums Überleben durch die Brandungswellen der sechziger, den Seegang der siebziger und die stillen Wasser der achtziger Jahre. Die Geschichte einer großen Liebe, einer großen Freundschaft, von Träumen und Verwicklungen zwischen Menschen, die Phantasten, doch zugleich auch Realisten sind.



Klaus Modick  
**Das Grau der Karolinen Roman**

(rororo 12938)

Eine fast detektivische Geschichte über die geheimnisvollen Wirkungen eines Gemäldes auf seine verschiedenen Besitzer. «Klaus Modicks großer und schöner Roman ist ein Buch, das durchaus etwas zu bieten hat: eine Geschichte, die spannend ist und noch spannender wird; Poesie und sprachliche Schönheit; Einfühlsamkeit und, nicht zuletzt, eine die Zeiten übergreifende Nachdenklichkeit.» Norddeutscher Rundfunk

**Ernest Hemingway**, 1899 in Oak Park, Illinois, geboren, setzte sich früh in den Kopf, Journalist und Schriftsteller zu werden. Als Korrespondent für den «Toronto Star» arbeitete er in Paris, wurde des «verdammten Zeitungszeugs» überdrüssig und begann, Kurzgeschichten zu schreiben. 1929 erschien «In einem andern Land» und wurde ein durchschlagender Erfolg. Hemingway reiste durch Spanien, unternahm Jagdexpeditionen nach Afrika, wurde Kriegsberichterstatter im Spanischen Bürgerkrieg. 1954 erhielt er den Nobelpreis für Literatur. Sein selbstgeschaffener Mythos vom «Papa», seine Krankheiten und Depressionen machten ihn schließlich unfähig zu schreiben. Am 2. Juli 1961 nahm er sich das Leben.

Von Ernest Hemingway sind u. a. lieferbar:

**Gesammelte Werke** 10 Bände in einer Kassette  
(rororo 31012)

**Der Abend vor der Schlacht**  
*Stories aus dem Spanischen Bürgerkrieg*  
(rororo 5173)

**Der alte Mann und das Meer**  
(rororo 328)

**Fiesta Roman**  
(rororo 5)

**Der Garten Eden Roman**  
(rororo 12801)

**Die grünen Hügel Afrikas**  
(rororo 647)



**In einem andern Land Roman**  
(rororo 216)

**Reportagen 1920 – 1924**  
(rororo 12700)

**Schnee auf dem Kilimandscharo**  
*6 stories*  
(rororo 413)

Im Rowohlt Verlag sind u. a. erschienen:

**Lesebuch** *Noch einmal glückliche Tage*  
256 Seiten. Gebunden

**Die Stories**  
500 Seiten. Gebunden

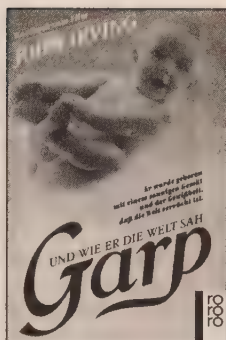
Sämtliche lieferbaren Titel von *Ernest Hemingway* finden Sie in der *Rowohlt Revue*. Jedes Vierteljahr neu. Kostenlos in Ihrer Buchhandlung.

T. S. Garp wurde geboren mit einem sonnigen Gemüt und der Gewißheit, daß die Welt verrückt ist. Aber mit seiner Geburt war er nicht mehr aufzuhalten. **John Irving** erzählt seine Biographie, die Biographie von Helen, seiner Schulfreundin und späteren Frau, die Biographien der Kinder, der Freunde. Irvin erzählt alles – kraß, bunt, zart, ungereimt wie das Leben.

## **Garp und wie er die Welt sah** *Roman*

(rororo 5042 oder als gebundene Sonderausgabe)  
«Die Amerikaner haben uns gezeigt, wie unsere Welt sich darstellen läßt... In ihrer profanen Erzähllust, in ihrer pragmatischen Unbefangenheit sind Autoren wie Saul Bellow, Joseph Heller, John Updike, Irving Wallace, Norman Mailer (ein paar Namen nur) Vorbilder für einen schriftstellerischen Wirklichkeitssinn, der hierzulande so gut wie unbekannt ist. Kraß und bunt, grausam und von unbestechlicher Logik der Entwicklung, ungereimt wie das Leben ungereimt ist. John Irving – das ist hier ein neuer Name, und sein Roman *Garp und wie er die Welt sah* hat einen Rang, über den hinaus man sich kaum etwas vorstellen kann... Garp wird Schriftsteller, «richtiger» Schriftsteller.

Irving erzählt seine Biographie, die Biographie von Helen, seiner Schulfreundin und späteren Frau, die Biographien der Kinder, der Freunde, Irving erzählt alles.



Die Geschichten sind ineinander verflochten wie Marinetauwerk, es gibt in diesem Buch keinen überflüssigen Satz, der Bau des Romans ist von der Genauigkeit eines hochkomplizierten Uhrwerks. Garp beendet die Schule, geht mit seiner Mutter nach Wien, macht dort erste Schreibversuche – «Pension Grillparzer» bekommen wir in voller Länge nebenbei zu lesen –, sucht und findet die ersten wirklichen Schreibmotivationen, er kehrt mit der Mutter in die Staaten zurück, heiratet, hat zwei Kinder, wird langsam berühmt, experimentiert mit Affären, es scheint ein leichtes, widerstandsloses Leben zu sein – bis das Schicksal zuschlägt.» Reinhardt Stumm, «Tagesanzeiger»

**Henry Miller** wuchs in Brooklyn, New York auf. Mit dem wenigen Geld, das er durch illegalen Alkoholverkauf verdient hatte, reiste er 1928 zum erstenmal nach Paris, arbeitete als Englischlehrer und führte ein freizügiges Leben, ausgefüllt mit Diskussionen, Literatur, nächtlichen Parties – und Sex. In Clichy, wo Miller damals wohnte, schrieb er sein erstes großes Buch «Wendekreis des Krebses». Als er 1939 Frankreich verließ und in die USA zurückkehrte, kannten nur ein paar Freunde seine Bücher. Wenig später war Henry Miller der neue große Name der amerikanischen Literatur. Immer aber bewahrte er sich etwas von dem jugendlichen Anarchismus der Pariser Zeit. Henry Miller starb fast neunzigjährig 1980 in Kalifornien.

**Insomnia oder Die schönen Torheiten des Alters**  
(rororo 4087)

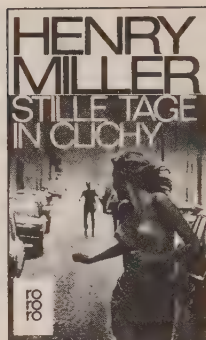
**Jugendfreunde Eine Huldigung an Freunde aus längst vergangenen Zeiten**  
(rororo 12587)

**Der klimatisierte Alptraum**  
(rororo 1851)

**Lachen, Liebe, Nächte**  
(rororo 758)

**Nexus Roman**  
(rororo 1242)

**Sexus Roman**  
(rororo 4612 und als gebundene Ausgabe)



**Stille Tage in Clichy**  
(rororo 5161)

**Wendekreis des Krebses Roman**  
(rororo 4361)

**Wendekreise des Steinbocks Roman**  
(rororo 4510 und als gebundene Ausgabe)

Im Rowohlt Verlag sind außerdem erschienen:

**Tief im Blut die Lockungen des Paradieses Henry Miller-Lesebuch**

Herausgegeben von Heinrich Maria Ledig-Rowohlt  
256 Seiten. Gebunden.

**Der Engel ist mein Wasserzeichen Sämtliche Erzählungen**  
Deutsch von Kurt Wagenseil und Herbert Zand  
352 Seiten. Gebunden.

Ein Verzeichnis sämtlicher Bücher und Taschenbücher von Henry Miller finden Sie in der Rowohlt Revue – jedes Vierteljahr neu und kostenlos in Ihrer Buchhandlung.

«Lolita ist berühmt, nicht ich», sagte **Vladimir Nabokov** in einem Interview. Geboren wurde er als Sohn begüterter Eltern 1899 in St.Petersburg. Vor der Revolution flüchtete die Familie nach England, Vladimir folgte seinem Vater nach Berlin, wo er vierzehn Jahre lang, von 1923 bis 1937, lebte, ohne sich je mit Deutschland anfreunden zu können. Er verdiente Geld als Englisch- und Tennislehrer oder mit Übersetzungen – und schrieb, auf russisch. Erzählungen, Romane, Gedichte. Vor dem Nationalsozialismus floh Nabokov mit seiner jüdischen Frau 1937 erst nach Frankreich, dann in die USA. Von nun an schrieb er in Englisch. Sein Roman *Lolita* löste 1958 bei Erscheinen in den USA einen Skandal aus und machte Nabokov weltberühmt. Er starb 1977 in Montreux.

**Ada oder Das Verlangen** *Aus den Annalen einer Familie*  
(rororo 4032)

**Das Bastardzeichen** *Roman*  
(rororo 5858)

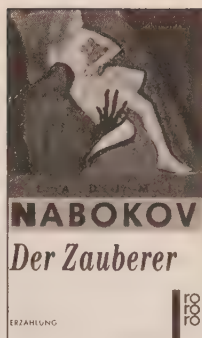
**Durchsichtige Dinge** *Roman*  
(rororo 5756)

**Einladung zur Enthauptung** *Roman*  
(rororo 1641)

**Lolita** *Roman*  
(rororo 635)

**Die Mutprobe** *Roman*  
(rororo 5107)

**Lushins Verteidigung** *Roman*  
(rowohlt jahrhundert 62)



**Der Zauberer** *Erzählung*  
(rororo 12696)

Seit 1989 hat der Rowohlt Verlag mit einer umfassenden **Neu-Edition der «Gesammelten Werke» Vladimir Nabokovs** begonnen, herausgegeben von Dieter E. Zimmer. Alle bisherigen Übersetzungen sind überarbeitet, die Werke mit einem ausführlichen Anmerkungsstück kommentiert. Sämtliche Bände erscheinen in einer neuen, schönen Ausstattung: in Leinen gebunden, Fadenheftung, Büttenumschlag mit Silberprägung, Büttenvorsatz und Lesebändchen.



Scharfsichtig, komisch, leidenschaftlich schildert **John Updike** die normale Welt des normalen amerikanischen Kleinbürgers. John Updike, geboren 1932 in Shillington, Pennsylvania, studierte in Harvard und Oxford. Er war zeitweise Redakteur des «New Yorker» und schreibt heute noch für ihn brillante Essays, Parodien und Kritiken. Seine Romane und Erzählungen fanden ein enthusiastisches Echo und wurden mit zahlreichen angesehenen Literaturpreisen ausgezeichnet. «John Updike reproduziert den Alltag nicht, sondern er macht ihn, weil er ihn kennt und schreibend durchdringt wie kein anderer, zu einer großen, schönen, traurigen Metapher menschlichen Lebens.» *Ulrich Greiner in «Die Zeit»*

**Amerikaner und andere Menschen**  
*Essays*  
(rororo 5850)

**Auf der Farm** *Roman*  
(rororo 12570)

**Bessere Verhältnisse** *Roman*  
(rororo 12391)

**Der Coup** *Roman*  
(rororo 5667)

**Ehepaare** *Roman*  
(rororo 1488)

**Das Fest am Abend** *Roman*  
(rororo 1625)

**Das Gottesprogramm. Rogers Version** *Roman*  
(rororo 12867 und gebunden)

**Hasenherz** *Roman*  
(rororo 5398)



**Die Hexen von Eastwick** *Roman*  
(rororo 12366)

**Heirate mich!** *Eine Romanze*  
(rororo 4982)

**Henry Bech** *Erzählungen*  
(rororo 5448)

**Der Sonntagsmonat** *Roman*  
(rororo 4676)

**Unter dem Astronautenmond**  
*Roman*  
(rororo 4151)

**Der verwaiste Swimmingpool**  
*Erzählungen*  
(rororo 12680)

**Der weite Weg zu zweit** *Szenen einer Liebe*  
(rororo 5777)

Im Rowohlt Verlag sind u. a. außerdem lieferbar:

**Rabbit in Ruhe** *Roman*  
656 Seiten. Gebunden

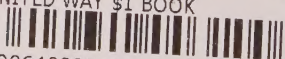






40064000310 \*92

UNITED WAY \$1 BOOK



400640003100

\$1.00